

Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1827

by unknown author

Göttingen; 1827

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

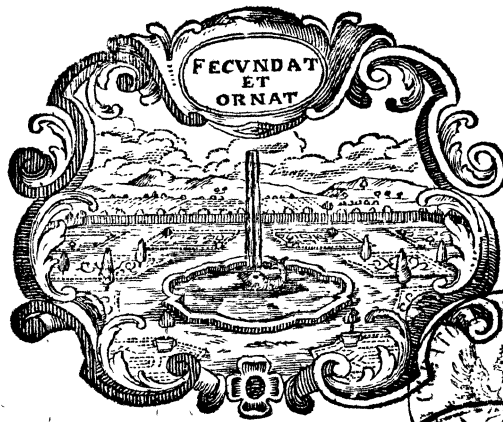
Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der dritte Band
das Jahr 1827.



Göttingen
gedruckt bey Friedrich Gr





G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 2. Julius 1827.

G ö t t i n g e n.

Am Abend des 25ten Junius verlor unsere Universität einen ihrer ältesten und berühmtesten Lehrer. Unser Herr geheimer Justizrath Johann Gottfried Eichhorn, Ritter des Guelfen-Ordens, endete sein ruhmvolles Leben in seinem 75ten Jahre, wovon die letzten 39 Jahre der hiesigen Universität gewidmet waren. Seine unsterblichen Verdienste, nicht nur um die Erklärung unserer heiligen Schriften, sondern auch um die historischen Wissenschaften in ihrem ganzen Umfange, sind zu bekannt, als daß sie erst unserer Erwähnung bedürften. Sein Andenken wird unter uns unvergesslich bleiben.

W i e n.

Dalla stamperia di Antonio Straufs: Pa-
pìri Greco-Egizj ed altri Greci monumenti
X [5]

dell' I. R. Museo di Corte tradotti ed illustrati da Giovanni Petrettini Corcirese, imperiale regio ord. Professore di filol. greca e latina presso l'univ. di Padova.

Die erste der hier mitgetheilten Urkunden, für deren Bekanntmachung wir alle Ursache haben dankbar zu seyn, ist ein Papyrus, auf dem eine Beschwörung des Serapis und der mit ihm verehrten Gottheiten gegen einen gewissen Damasis steht, den seine eigne Tochter Artemisia der Nähe dieser Götter weiht. Die Schrift ist nicht cursiv, aber ungenau und nachlässig geschrieben, wie man z. B. auf dem beygegebenen Facsimile liest: ω δεσποτο Σεραπι κα Θεοι οι μετα τοτο Σερ [απιος] und in der zweyten Zeile: η Δαμασιος θυγατηρ κατα το πατρος της θυγατρος. Eben so nachlässig und uncorrect ist der Ausdruck z. B. $\epsilon\iota$ μεν ουν δικαια με εποιησε εμε και τα τεκνα ταυτου αυτο δικαια . . . ωσπερ μεν ουν αδικα εμε και τα τεκνα τυτοσ αυτο εποιησεν δοη δε οι ο Σεραπις και οι Θεοι μη τυχειν εκ παιδων δηλης . . . δε αυτον γονεασ τον αυτοσ αυτου διαψοι. Rec. Kann diese seltsamen Formen und Constructionen nicht, wie der Herausg. will, der Zeit vor den Ptolemäern, in welcher sich mit dem Attischen in Aegypten Dorische und Ionische Formen gemischt hätten, zuschreiben, sondern sie scheinen ihm wahre Barbarismen später Jahrhunderte, an denen er nicht zu viel zu emendieren rather möchte. Unter den Bemerkungen des Herausg. ist die Zusammenstellung anderer Imprecationen aus der alten Welt besonders nützlich. Nun folgen zwey Papyrus mit Cursivschrift, die aber nicht ganz so verschlungen ist, wie in dem von Böckh herausgegebenen Stücke; doch

hat man Mühe sie zu lesen, wenn man nach den beygegebenen Facsimile's urtheilen darf, die freylich besser in Kupferstich als in Steindruck gegeben worden wären. Der Inhalt hängt mit den Urkunden der Dros-Familie (s. diese Anzeigen 1825 St. 110) nicht zusammen. №. 1 enthält erstens eine Art von Bescheinigung: ἔτους λά φαρμῶθι στ' πέπτακ[εν] ἐπὶ τὴν ἐν Μέμφει βασιλικὴν τράπεζαν Χαιρήμονι τῷ παρ' (wofür der Herausg. sehr willkürlich παιδὶ corrigiert) Ἡρακλείδου τοῦ τραπεζίτου παρόντος Χρυσίππου παρὰ Ζωίδου τῆς Ἡρακλείδου κατὰ τὴν ὑποκειμένην διαγραφὴν χαλκοῦ (dann eine Sigle, die der Herausg. ἀλλαγῆς liest) τάλαντα δύο τετράκισ (nämlich χίλια δραχμαί) hierauf eine Sigle, die dasselbe ausdrückt, καὶ ἑξηκοστὴ σξξ' ἑκατοστὴ ρξ', hierauf (als Angabe der Gesamtsumme) τάλ. β. δ, κξ'. Im 31. Jahre, am 6 Pharmuthi, wurde bezahlt an die königliche Bank in Memphis dem Cháremon, dem Bevollmächtigten des Bankier Heraklides, in Gegenwart des Chrysipp, von der Zois, der Tochter des Heraklides, nach der angeschlossenen Berechnung in Kupfergeld 2 Talente 4000 Drachmen. Und die Abgabe des Sechzigstel 267 Drachmen, des Hundertstel 160, Summe 2 Talente, 4427 Drachmen. Hierauf folgt ein kleiner Brief eines Theodoros an Heraklides, worin er die angegebene Summe der Kupfertalente, und das Sechzigstel und Hundertstel und was sonst noch zum königlichen gehört, zur Einnahme von der Nitrike — den Natronfeldern — für das Jahr 21 einzutragen, und den Controlleur Dorion unterschreiben zu lassen aufgefordert wird, datiert vom 3. Pharmuthi des J. 31. Dieser Brief ist offenbar hier in Copie beygefügt, indem sich

der Trapezit Heraklides dadurch über den ihm gewordenen Auftrag, vermöge dessen er jene Summe eincassiert hat, ausweist. Alsdann kommt die oben angeführte διαγραφή. Nach dieser hat die genannte Zois „den Königen“ zum Kaufpreis für einen Paradiesos, in Memphis im Heiligthum des Asklepios, den sie am 18. Pharmuthi des J. 30 gekauft, noch eine Summe zu bezahlen (die Gründe dieser Nachbezahlung werden weitläufig angegeben, aber sind schwer aus dem an mehreren Stellen unlesbaren Manuscript zu enträthseln), wovon sie einen Theil jetzt bezahlt, und den andern künftig zu bezahlen angewiesen wird. Daran schließt sich die Aufforderung von Theodoros, ebenfalls datiert vom 3. Pharmuthi, die Summe in Empfang zu nehmen, deren Hauptposten gerade wie in der Bescheinigung des Heraklides angegeben wird (der Herausg. liest hier sichtlich falsch, wie er überhaupt in manchen Stellen aus dem beygegebenen Facsimile berichtigt werden kann). Hierauf bezeugt Dorion, wie es scheint, die Ablieferung jener Summe, die wieder auf dieselbe Weise angegeben wird, und fordert den Heraklides zu ihrem Empfang auf, den 4. Pharmuthi. Eine Unterschrift des oben genannten Chrysisp ist kaum mehr lesbar. Hiermit muß man gleich die zweyte Urkunde verbindrn, welche von ähnlicher Einrichtung aber kürzer ist. Hier erfährt man, daß am 25. Pharmuthi des J. 33 in dieselbe königliche Bank von derselben Zois eine der obigen gleiche Summe abgeliefert worden sey, deren Eincassierung, wie oben ein Theodoros, so nun ein Heliodoros, dem Bankier Heraklides aufträgt. Mehr und Bestimmteres weiß der Ref. vom Inhalt dieser Urkunden gegenwärtig kaum

anzugeben, da auch der Herausg. durchaus keinen klaren Begriff davon aufstellt, und nur das Einzelne mit Sachkenntniß erläutert; auch die Bezeichnung der Geldsummen, die Ref. nach manchen Mühen glücklich herausgebracht zu haben glaubt, ist dem Herausg. völlig dunkel geblieben. Herr Petrettini hat nämlich das Zeichen, welches in dem Buttmanischen Papyrus sehr deutlich ein Talent bezeichnet, für ein Z genommen und 7000 übersezt, hat ferner das besonders in der Unterschrift des Dorion unverkennbare $\delta\upsilon\omicron$, so wie das Zahlzeichen β' verkannt, indem er jenes für AN dieß für O nimmt, lieft endlich, wo im Papyrus sehr bestimmt $\epsilon\acute{\xi}\eta\kappa\omicron\sigma\tau\eta$ steht, $\epsilon\acute{\xi}\eta\kappa\omicron\nu\tau\alpha$, obgleich ihn auch der Ausdruck im Briefe des Theodoros $\tau\eta\nu\ \xi'$ auf den rechten Weg führen konnte, und übersezt daher die Stelle in der Bescheinigung: secondo l'annessa Tabella monete di Cambio di Rame 7051, quattro volte 7074, e cento 267 sessanta 160, welches wohl sehr sinnlos ist. Dagegen bestätigt sich die Auflösung: 2 Talente, 4000 Drachmen, also 16,000 Drachmen; davon $\tau\delta$ 267 Drachmen, $\tau\delta\sigma$ 160; Summe 2 Talente 4427 Drachmen, durch sich selbst; und Ref. bemerkt nur noch, daß der besondere Zug über dem Δ es als 4000 bezeichnen soll. Das zweyte Papyrus hat ganz dieselbe Summe, und ist nur in der Angabe etwas umständlicher; man lieft hier T $\delta\upsilon\omicron$ τετράκις (χιλίας ist sehr verschlungen und abbreviert) T $\beta'\delta$, $\epsilon\acute{\xi}\eta\kappa\omicron\sigma\tau\eta$ διακόσια $\xi\xi'$, $\sigma\xi\xi'$, $\epsilon\acute{\kappa}\alpha\tau\omicron\sigma\tau\eta$ $\epsilon\acute{\kappa}\alpha\tau\omicron\nu$ $\epsilon\acute{\xi}\eta\kappa\omicron\nu\tau\alpha$ (sehr verschlungen und abbreviert) ρξ'. — T. $\beta'\delta$. Aber auch der Ref. muß sich begnügen zu sagen: $\tau\alpha\ \delta\epsilon\ \mu\epsilon\tau\acute{\alpha}\ \tau\alpha\upsilon\tau\alpha\ \iota\sigma\omega\varsigma\ \acute{\alpha}\lambda\lambda\omega\ \mu\epsilon\lambda\eta\sigma\epsilon\iota$, indem er nur noch auf die grammatischen und orthogra-

phischen Formen: Ἡρακλείδαι, Ἀσκληπιάδαι, ἐκτείσει, aufmerksam macht, die der Herausg. zum Theil übersehen: es ist sonst noch genug an den Urkunden zu studieren. Der übrige Theil des Heftes verbreitet sich über einige Inschriften von Steinen, eine bekannte, aber hier genau nach dem Marmor abgedruckte, hexametrische auf eine Bühnentänzerin Bassilla „die oft auf der Bühne, aber nicht so, starb“, dann die ebenfalls öfter behandelte Paphische: βασιλέα Πτολεμαῖον θεὸν εὐπάτορα Ἀφροδίτην, endlich eine Christliche: Λαυρέντις ἐτῶν γ ἡμερῶν ἐξ ἐν εἰρήνῃ.

R. D. M.

B o r d e a u x.

De l'imprimerie d'André Brossier: Fragmens. Essai sur les hiéroglyphes Egyptiens; par P. L a c o u r, Directeur et Professeur de l'école gratuite de dessin et de peinture de la ville de Bordeaux etc. etc. Ὁμοία τοῖς Εβραϊκοῖς τα τῶν Αἰγυπτίων αἰνιγματα. Sunt Hebraicis similia Aegyptiorum aenigmata (aus Klemens von Alexandrien) 1821. XL und 296 Seiten in Octav.

Ein Werk, welches in Frankreich schon vergessen zu seyn scheint, und dem wir auch nicht mehr Platz widmen wollen, als gerade hinreicht, von seiner Eigenthümlichkeit einen Begriff zu geben. Denn wenn wir es für Pflicht halten, diejenigen Werke, welche den regelmäßigen und festen Gang der Wissenschaft bezeichnen, unsern Lesern möglichst genau zu characterisieren, so genügt

es, bey solchen Seitensprüngen des Geistes der Entdeckung, einen ungefähren und allgemeinen Begriff davon zu geben. Unser Vf. geht davon aus (was er als bewiesen annimmt), daß die Sprache, welche die Hebräer nach vierhundertjährigem Aufenthalt (die Zahl ist bekanntlich sehr zweifelhaft) in Aegypten redeten, damals auch in Aegypten geredet wurde, und daß die Lehren und Vorstellungen, welche Moses dem Volke Gottes mittheilte, damals auch von den ägyptischen Priestern als die wahren anerkannt wurden; er findet also in den Hieroglyphen hebräische Worte und alttestamentarische Bilder und Vorstellungen. Von einem methodischen Gange, auf welchem er diese entdeckt, können wir, zumal bey der fragmentarischen Weise der Mittheilung, wenig entdecken. In welchem Geiste aber der Vf. die Zeugnisse alter Schriftsteller benützt, kann man schon daraus abnehmen, daß er in einem orphischen Fragment (2 p. 450 Hermann), welches er für die Anrede eines griechischen Hierophanten an die Theilnehmer der Mysterien und für eine Nachahmung der Worte des heiligen Schreibers in den Geheimnissen von Aegypten erklärt, die Worte *ὁ δ' ἄρως φασγόνου ἐχγὼς μίνης, Μοῦσαϊ* (Musaios hieß bekanntlich Sohn der Selene oder Mene) übersetzt: o vous, Menes Moyse, fils du soleil, écoutez mes paroles, aus welchem Menes-Moses hernach viel bedeutende Schlüsse hergeleitet werden.

A. D. M.

N e a p e l.

Ex regia Typographia. Herculanensium Voluminum quae supersunt Tom. II. 1809. XXVI und 86 S. fol.

Wir begnügen uns in dieser sehr verspäteten Anzeige den Inhalt dieses Bandes anzugeben. 1. Acht Columnen eines lateinischen Gedichts auf den Aktischen Krieg, welches einige dem Varius zuschreiben, der Herausgeber aber dem Rabirius, von dem man sicher weiß, daß er ein solches Gedicht gemacht hat. 2. Fragmente aus Epikuros *περὶ φύσεως*, und zwar theils aus dem zweyten, theils aus dem eilften Buche. Zu jenem gehören elf Columnen, in denen von der Bewegung (*φορὰ*) der *εἰδωλα*, der Bilder, welche der Seele von den Dingen zukommen, die Rede ist, und die Schnelligkeit dieser Bewegung, wie auch sonst bekannt, aus der dünnen und leichten Beschaffenheit der *εἰδωλα* erklärt wird. Dem eilften Buche gehören dreyzehn Columnen und sechs kleinere Fragmente an. In diesem Buche hatte Epikur nach Diogenes Laertius von den Himmelskörpern, *περὶ τῶν μετεώρων* gesprochen, damit stimmen die erhaltenen Bruchstücke überein, worin die Stellung der Erde in der Mitte der Welt, die Bewegung der Sonne u. dergl. behandelt wird. Der Commentar bringt die Stellen von Lukrez, Cicero, Diogenes Laertius u. A. über denselben Gegenstand bey, drey Indices enthalten die bemerkenswerthen Ausdrücke, die citierten Schriftsteller und die *res notabiles* des Bandes.

A. D. M.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. 107. Stück.
Den 5. Julius 1827.

P a r i s.

Bey Bachet dem Ältern: De la religion, considerée dans sa source, ses formes, et ses développemens, par M. Benjamin Constant. Tome II. 1825. 495 Seiten in 8.

Bey der Anzeige des ersten Bandes dieses geistvollen und viel umfassenden Werks (G. A. vom J. 1825 S. 1185) mußten wir uns darauf beschränken, das Eigenthümliche des Princip, von welchem der Verf. ausgeht, und des Plans, den er sich zur Ausführung seiner Idee vorgezeichnet hat, hervorzuheben, da der Raum uns nicht erlaubte, in das Einzelne und in den Anfang des historischen Theils einzugehen. Wir haben indessen nicht vergessen, schon vorläufig zu bemerken, daß gerade dieser historische Theil, der noch durch viele Bände fortgesetzt werden kann, dem ganzen Werke das höchste Interesse gibt, weil durch ihn die dem Verf. eigenthümliche Behauptung bestätigt, oder eigentlich erst bewiesen werden soll, daß die Wurzel aller Religionen ein Gefühl ist, das zu den allgemeinen Men-

schengefühl gehört, und daß die religiösen Meinungen, die der Verf. nur als Formen dieses Gefühls betrachtet, von jeher sich nach den Arten und Stufen der Entwicklung des menschlichen Geistes und den daraus entspringenden Bedürfnissen gerichtet haben und richten müssen. Was der Vf. zu diesem Zwecke im ersten Bande von den untersten Stufen der Religion, nach den verschiedenen Erscheinungen des rohen, sogenannten Fetischismus, meldete, ist im Ganzen längst anerkannt und unbestritten. Aber verwickelter, folgenreicher, und besonders belehrend für unser Zeitalter wird diese historische Untersuchung, wo die Religion mit der eigentlichen Civilisation in Verbindung tritt. Da zeigt sich, wie vieles bey der fortschreitenden Geistesentwicklung darauf ankam, ob die Religion und mit ihr der Geist der Völker unter die Herrschaft eines Priesterstandes gerieth, oder sich von Priesterherrschaft unabhängig zu erhalten wußte. Hier muß sich denn auch entscheiden, ob es wahr ist, was der Verf. schon im ersten Bande unumwunden gesagt hat, daß alles Uebel, das gewisse religiöse Meinungen von jeher gestiftet haben und noch stiften, von einem Priesterstande ausgegangen ist, der sich zur Vormundschaft über die menschliche Vernunft berufen glaubte, und zur Erreichung seiner Zwecke auch die allgemeine, dem Menschen von seinem Schöpfer ins Herz geschriebene Moral zu verdrehen und zu verfälschen kein Bedenken trug. Wie viel Zeitgemähes in diesen Untersuchungen liegt, lehrt uns jeder Blick auf die neueste Geschichte des südlichen Europa. Wer unter uns etwa auch schon vom Strome der neubelebten und jesuitischen Hierarchie fortgerissen ist, kann an diesen historischen Nachweisungen sich spiegeln. Aber wenn wir auch im Ganzen dem Verf. bezupflichten und ihm für diesen historischen Bey-

trag zur Rettung der Geistesfreyheit in unserm Zeitalter besonders zu danken nicht umhin können, so möchte sich doch gegen mehrere von ihm ausgesprochene Behauptungen Manches einwenden lassen. Auch wäre es von einem gelehrten Staatsmanne und Redner zu viel verlangt, daß er bey seinen viel umfassenden historischen Studien in dieser Hinsicht überall tief genug aus den Quellen geschöpft, und in seinen Urtheilen sich nicht zuweilen rednerisch übereilt haben sollte. Das dritte Buch, mit welchem dieser Band anfängt, und das folgende vierte, haben zum Gegenstande, die Ursachen anzugeben, die das Emporkommen der Priestergewalt sogleich bey der ersten Annäherung des menschlichen Geschlechts zur Civilisation begünstigten. Zuerst von den Hauptursachen, dann von den Nebenursachen (*causes secondaires*). Jede Annäherung zur Civilisation bringt, nach dem Verf., mit sich, daß der rohe Fetischglaube nicht nur bestimmtere Formen annimmt, sondern die Gegenstände der religiösen Verehrung auf eine ähnliche Art einen Olymp bilden, wie die Menschen ein Volk. Eben so natürlich entsteht nun auch eine Rangordnung unter den Göttern und eine Abstufung ihrer Macht. Aber nun macht es auch sogleich einen großen Unterschied, ob die Gegenstände der Anbetung ihre Heimath auf der Erde haben, oder unter den Gestirnen. Wo die Umstände mit sich bringen, daß die Religion einen astronomischen Character annimmt, ist die Entstehung eines Priesterstandes unvermeidlich. Durch astronomische und physicalische Kenntnisse, mögen sie auch noch so unvollkommen seyn, ragen diejenigen, die sich diese Kenntnisse erwerben, über das Volk hervor. Sie gelten für die Weisen im Volke, und von ihren Lehren und symbolischen Dichtungen hängt nun ab, wie die Mythologie durch Abstractionen

und Personificationen sich gestaltet. Daher schon ein Anfang von Priesterschaft bey den Natchez und andern americanischen Wilden, die vor andern götterartigen Wesen die Sonne anbeten. Wo wir, fährt der Verf. fort, Ausnahmen von dieser Regel bemerken, z. B. bey den alten Deutschen, nach Cäsars Bericht, oder bey den Arabern vor Mahommed, ist nicht zu vergessen, daß entweder die Nachrichten von der Nationalreligion dieser Völker sehr ungenügend, oder, wie namentlich bey den vor-mahomedanischen Arabern, gar keine eigentliche Nationalreligion vorhanden war. Wie genau die Priesterherrschaft in Aegypten und im alten Medien mit dem astronomischen Cultus zusammen hing, ist bekannt. Aber ob das Priesterthum der Braminen in Indien und der Druiden in Gallien nicht von andern Anfangspuncten ausgegangen ist, scheint uns noch nicht erwiesen. Doch der Verf. selbst ist nicht der Meinung, daß der astronomische Cultus allein als erste Ursache der Priesterherrschaft angesehen werden müsse. Er hätte ja auch, um auf eine solche Meinung zu gerathen, den eigenthümlichen Character der jüdischen Theocratie übersehen müssen, den er doch sehr gut aufgefaßt und erläutert hat. Welche Ursachen bey der Bildung des Priesterstandes zusammenwirkten, sucht der Vf. durch Vergleichung der verschiedenen Formen oder Organisationen dieses Standes in ein helleres Licht zu stellen. Der Priesterstand, sagt er, erscheint immer in zwey Hauptformen, entweder in erblichen Kasten und Stämmen des Volks, oder in Corporationen, an denen die Wahl mehr oder weniger Antheil hat. Aber ob die Eintheilung der Bekenner einer Religion in erbliche Kasten und Stämme ganz und gar aus einem religiösen Princip abgeleitet werden müsse, wie der Verf. behauptet, scheint uns noch immer nicht ausgemacht. Daß das Ka-

stemsystem mit der Hierarchie entstanden, und durch die Hierarchie seine völlige Ausbildung erhalten, ist nicht wohl zu bezweifeln. Der Verf. sucht ferner wahrscheinlich zu machen, daß eine ähnliche Kastenordnung, wie bey den Indiern und Aegyptern, auch im ursprünglichen Vaterlande der medischen Magier und bey andern Völkern in frühern Zeiten Statt gefunden habe. Hierauf zeigt er, wie der Priesterstand von seiner Entstehung an sich zu einem Hauptgeschäfte machte, durch seine Herrschaft über den Geist der Nationen, sie auch politisch zu unterjochen, und wie dadurch, wo keine völlige Theokratie bestand, heftige Kämpfe zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht in den Staaten entstehen mußten. Von diesem reichhaltigen Thema, das im folgenden Kapitel weiter ausgeführt wird, geht die Untersuchung erst zurück zu den Nebenursachen, die bey der Entstehung des Priesterstandes und der Priesterherrschaft mitgewirkt haben. Nach einer natürlicheren Anordnung hätte wohl von den Ursachen überhaupt das Nöthige nach seinem inneren Zusammenhange ununterbrochen zusammen gestellt, und von den Wirkungen nachher gesprochen werden müssen. Mehrere Wiederholungen würden dann überflüssig geworden seyn, und das ganze lehrreiche Gemälde würde an Klarheit noch gewonnen haben. Unter jenen Ursachen, die die Entstehung der Priesterherrschaft befördert haben sollen, wird zuerst das Klima in Betracht gezogen. Seine Bemerkungen über den Einfluß heißer Climate auf die religiöse Meditation. Die Eroberungen mit dem Schwerdte, sagt der Verf., sind von Norden ausgegangen; die Meinungen des Südens haben den Norden erobert. Aber die der Priesterherrschaft günstige, den Nationen im Süden eigene starre Anhänglichkeit an eingeführte religiöse Dogmen, während der Nordländer viel

leichter einen alten Glauben gegen einen neuen umtauscht, läßt sich unsers Erachtens aus den Einflüssen des Klimas eben so wenig, wie das Unveränderliche in den Sitten der Morgenländer überhaupt, hinreichend erklären. Und daß das Klima im Ganzen nur als Nebensache bey der Entwicklung und Verbreitung religiöser Meinungen mitwirkt, lehrt schon ein Blick auf die Fezischreligionen im heißen Africa. Eben so möchte wohl größten Theils nur als zufällig zu betrachten seyn, was der Vf. hinzufügt, um die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit des Bodens, die Nothwendigkeit materieller Arbeiten zur Erhaltung des physischen Lebens, die Naturbegebenheiten, die Erstaunen und Schrecken erregen zc. unter die Ursachen zu zählen, die der Priesterherrschaft förderlich oder hinderlich wären. Ueber den Einfluß der Auswanderungen auf die Erweiterung und Hemmung der Priesterherrschaft erklärt der Verfasser sich umständlicher in dem folgenden Buche. Vorher nimmt er den Faden wieder auf, den er oben fallen ließ. Zur Erläuterung des Kampfs der priesterlichen Gewalt mit der politischen und der militärischen hat er die Beyspiele aus der alten Geschichte von Indien, Aegypten, Persien, und vorzüglich dem alten Judaa, mit vieler Besonnenheit gewählt, und bey dieser Gelegenheit eine historische Gelehrsamkeit gezeigt, die man bey einem so vielthätigen practischen Staatsmann kaum erwarten sollte, und die deswegen bemerkenswerth bleibt, wenn auch der Historiker vom Fach Manches nicht tief genug geschöpft finden sollte. Diesen Vorwurf wird man indessen gewiß nicht den Bemerkungen des Verfs. über das jüdische Priestertum machen; denn hier sind die Stellen aus den Büchern des alten Testaments sorgfältig citirt. Ganz gegen die, aus den Zeiten Wol-

taire's stammenden Meinungen, spricht der Vf. von Moses dem Gesetzgeber, auch in Beziehung auf das Uebernatürliche in seiner Sendung, mit großer Verehrung. Wenn man auch den mosaischen Theismus nicht aus einer besondern göttlichen Offenbarung ableiten wolle, müsse man doch in jedem Falle diesen Theismus, die Grundlage jeder Religion, die einer wahrhaft gebildeten Vernunft genügen kann, nicht auf die ägyptische Priesterweisheit zurückführen wollen, weil man sich sonst mit allem, was wir übrigens vom Geiste dieser Priesterweisheit wissen, entzweye. Bey der Würdigung des Göttlichen in der mosaischen Gesetzgebung müsse man aber nie vergessen, die eigentlichen Glaubenslehren von den Mitteln und Anstalten zu unterscheiden, die Moses als Staatsmann, also als Mensch, nach seiner Einsicht nöthig fand, um diesen Glauben seinem barbarischen und widerspenstigen Volke unauslöschlich einzuprägen. Ohne die Einführung einer strengen Theocratie und eines eben so strengen Ritualgesetzes habe er seinen großen Zweck nicht erreichen können. Das jüdische Priesterthum müsse als eine ausgezeichnet ehrwürdige Stiftung betrachtet werden, weil es den reinen Monotheismus als Volksreligion unter den ungünstigsten Umständen bis zu der zweyten Epoche aufbewahrt habe, da aus der jüdischen Religion die vollendete hervorging. Aber als bey den Juden das Königthum neben die mosaische Theokratie trat, mußte auch sogleich, wie überall unter ähnlichen Verhältnissen, der Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht anheben. Durch fortgesetzte Erläuterung der Natur dieses Kampfs sucht nun der Verf. zu zeigen, daß die geistliche Gewalt unvermeidlich, den Gesetzen der menschlichen Natur gemäß, das Uebergewicht erhalte, wenn der Priesterschaft eine göttliche Autorität in dem Ein-

ne, auf den sie selbst immer Anspruch gemacht hat, zugestanden wird. Auch sey der geistliche Despotismus dem weltlichen vorzuziehen, wo nur zwischen beiden die traurige Wahl übrig bleibt. Aber ohne consequente Unterdrückung der menschlichen Geistesfreyheit könne auch keine Priesterherrschaft sich behaupten. Der Verf. macht dem Priesterstande die Verdienste nicht streitig, die dieser Stand bey mehreren Völkern um die Wissenschaften und Künste, um die öffentliche Moral, und um die Civilisation überhaupt, sich erworben hat. Aber der Priesterstand, sagt der Verf. hinzu, hat dem menschlichen Geschlechte die Wohlthaten, die es ihm verdankt, theuer verkauft. Der relative Nutzen, den die privilegierte Priesterweisheit in den Perioden der ersten Entwicklung des menschlichen Geistes und der bürgerlichen Ordnung gestiftet hat, stellte sich der menschlichen Perfectibilität feindlich entgegen, sobald die Menschen in Masse durch eigene Kraft und Einsicht auf dem Wege der Cultur und der Wissenschaft vorzurücken versuchten. Freylich standen die alten Aegyptier auf einer weit höhern Stufe der geistigen und bürgerlichen Cultur, als jetzt noch die Eskimaur und die Samojeden; aber wenn alle gebildeten Völker der alten Welt eine der ägyptischen oder indischen ähnliche Religionsverfassung gehabt hätten, würde auch aus den Menschen nichts weiter geworden seyn, als, was in Aegypten und Indien aus ihnen geworden ist. Und nun sucht der Verf. weiter zu beweisen, daß auch die höhere Religion, zu der sich jetzt das ganze civilisierte Europa bekennt, sich nicht auf die Art, wie es geschehen ist, würde haben entwickeln können, wenn nicht wenigstens eins der gebildeten Völker der alten Welt durch seine natürliche Denkart getrieben wäre, alle, der Geistesfreyheit nachtheiligen Wirkungen der Prie-

sterschaft von sich abzuwehren, und deswegen keinen eigentlichen Priesterstand unter sich aufkommen zu lassen. Die Ausführung dieser, in die Geschichte der religiösen Meinungen tief eingreifenden Behauptung, führt den Verf. in das Gebiet der griechischen Mythologie. Schon bey der Anzeige des ersten Bandes glaubten wir aufmerksam darauf machen zu müssen, daß Herr Constant, obgleich mit der deutschen Litteratur vertraut, Mühe haben werde, über den Kampfplatz der streitenden Meinungen unserer neuesten deutschen Mythologen auf seinem Wege fortzuschreiten. Damals schien er entschiedene Partey für die Creuzersche Symbolik genommen zu haben. Aber von seiner ganzen, durch dieses Werk documentierten Ansicht der Philosophie und der Religionen ließ sich auch schon erwarten, daß die Woffische, auf rein historische Forschung gegründete Antisymbolik den Eindruck, den jene, von einem pantheistischen Naturmythicismus ausgehende Symbolik auf ihn gemacht hatte, sehr schwächen würde. In diesem zweyten Bande finden wir nun einen Versuch, beiden Ansichten durch eine geschickte Vermittelung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wobey aber doch die Antisymbolik das Uebergewicht zu erhalten scheint. Aber um unsere Anzeige nicht zu weit auszudehnen, wollen wir nur den Weg, den der Verf. im Gebiete der griechischen Mythologie eingeschlagen hat, summarisch bezeichnen. Einverstanden mit der Antisymbolik, sucht er zu zeigen, daß die griechische Nationalmythologie nicht aus einer mystischen Priesterweisheit entsprungen sey; aber er ist doch der Meinung, daß wahrscheinlich noch vor dem Heroenzeitalter eine Art von Priesterherrschaft auch bey den Griechen Statt gefunden habe; daß man indessen diesen Priestern ja keine in Symbole eingehüllte naturphilosophische

Weisheit zuschreiben müsse, von welcher die rohere Volksreligion nur der Widerschein gewesen wäre; daß vielmehr ein ganz gewöhnlicher roher Fetischglaube die Grundlage der gesammten griechischen Mythik sey, und daß auch die durch ägyptische Colonien nach Griechenland herüber gebrachten religiösen Begriffe sich ganz nach jenem Fetischglauben haben richten müssen. Man müsse überhaupt den Einfluß, den die fremden Colonien auf die griechische Cultur gehabt haben, nicht hoch anschlagen. Anstatt mit dem Verf. der Symbolik zu bedauern, daß eine ältere und ehrwürdigere, symbolisch mystische und pantheistische Priesterlehre den heiteren homerischen Spielen der Phantasie habe weichen müssen, lobt Hr. Constant die Selbstständigkeit des hellen Verstandes der griechischen Nation, die sich keinem priesterlichen Mysticismus unterwerfen, und sich die Freyheit vorbehalten wollten, ihre alten, aus rohem Fetischglauben entsprungenen und mit der Nationalgeschichte vermischten religiösen Begriffe und Sagen durch Dichtungen auszubilden, die ihrem Geschmacke angemessen waren. Nur dadurch wurde möglich, daß bey der fortschreitenden Geistesbildung der Griechen eine Philosophie entstehen konnte, die keinem Menschen verwehrt, alle Begriffe, also auch die religiösen, vor den Richterstuhl der Vernunft zu ziehen. Dieser Denk- und Sinnesart der Nation gemäß mußten denn auch die aus dem Morgenlande den Griechen zugeführten mystisch-religiösen Vorstellungen umgebildet und der Nationalmythologie angepaßt werden. Aber woher der Verf. den Beweis seiner, kurz und ohne Beweis ausgesprochenen Behauptung nehmen will, daß der griechische Polytheismus auch einen reinern und höhern moralischen Character angenommen habe, können wir nicht errathen. Das Buch schließt mit einer Ruhan-

wendung für unser Zeitalter. Es mache unserm Jahrhundert wenig Ehre, daß man auf dieselbe Art, wie man im achtzehnten Jahrhundert die indische und ägyptische Priesterweisheit auf Kosten des Christenthums gepriesen, jetzt durch ähnliche Lobpreisungen dieser Priesterweisheit und Priesterherrschaft dem Christenthum zu Hülfe zu kommen suche. Besonders sey beklagenswerth, daß so gelehrte und vorzügliche Männer, wie der Verf. der Symbolik in Deutschland, in diesen Ton einstimmen und in der priesterlichen Mystik und Symbolik der Indier und Aegyptier die Keime zur wahren Bervollkommnung der Religion nachweisen wollen. Sollte Hrn. Constant unbekannt seyn, daß diese Versuche, das Christenthum mit dem alten Heidenthum zusammenzuschmelzen, zu den Früchten einer bekannten Modephilosophie in Deutschland gehörten, und daß aus der Schule dieser Modephilosophie auch unter unsern Theologen eine neuchristliche Braminenschule hervorgegangen ist, die ihren Pantheismus dem Christenthum einzuimpfen, und die christliche Dreyeinigkeitslehre im Sinne des indischen Trimurti zu deuten recht eifrig bemüht ist? Die Religion, meint der Verfasser, werde jetzt von einer ähnlichen Krise bedroht, wie um die Zeit, da der helle griechische Menschenverstand dem eindringenden Mysticismus des Orients erlag, als das Christenthum sich erhob. Aber die Gefahr sey doch jetzt nicht so groß. Der Geist des wahren Christenthums, das unter allen Formen des religiösen Gefühls den höchsten Forderungen des menschlichen Geistes am meisten genüge, werde sich schon zu behaupten wissen.

S u l z b a c h.

Bey Seidel: Naturgesetze zur Bildung des Menschengeistes, von Dr. A. Holz-

wart, Decan und Pfarrer in Laberweinting. I. Theil. Naturgeschliche Bildungsform. Mit einer lithographierten Zeichnung. 1826. VIII und 294 Seiten gr. 8.

Ohne Aufhören sehen wir in der Entwicklung unserer Seele Bewußtseyn und Unbewußtseyn mit einander wechseln; und Vorstellungen, Gefühle, leidenschaftliche Strebungen, welche noch eben in so hellem Lichte sich zeigten, daß alles Uebrige dagegen in Dunkel zurück trat, sinken selber in eben dieses Dunkel. Da nun alle wissenschaftliche Erklärung einen Lückenlosen Fortschritt der Erfahrungserkenntniß voraussetzt, die in das Selbstbewußtseyn fallenden Erfahrungen aber, nach dem eben Bemerkten, fast bey jedem Schritte Lücken darbieten: so bedarf die Psychologie, nicht weniger als die übrigen Naturwissenschaften, zur Ausfüllung dieser Lücken gewisse Hilfsbegriffe von Kräften und anderen unserer Erfahrung nicht offen liegenden Naturproducten. Schon das Denken des gewöhnlichen Lebens kann derselben nicht entbehren; daher man auch so lange überhaupt von seelenartigen Entwicklungen, von einem Wahrnehmungsvermögen, einer Einbildungskraft, einem Gedächtnisse, einem Verstande ic. gesprochen hat. Bisher nun haben diese von dem unwissenschaftlichen Denken gebildeten Hilfsbegriffe, mit wenigen Ausnahmen, auch der Wissenschaft zur Grundlage gedient. In der neueren Zeit aber sind mancherley Bedenklichkeiten erhoben worden, ob diese Begriffe auch wohl objectiv-wahr, oder so gebildet seyen, daß sie wirklich in unserer Seele existierende Kräfte bezeichnen, und indem zugleich von anderen Seiten her die philosophischen Forschungen einen neuen Schwung erhalten hatten, und von den bisherigen abweichende Naturansichten ver-

breitet worden waren, hat man vielfach versucht, an die Stelle jener, als unbrauchbar gefühlten oder erkannten Hilfsbegriffe andere zweckmäßigere zu setzen.

Die hier vorliegende Schrift nun liefert einen neuen Versuch dieser Art. Der Verfasser betrachtet den Geist als ein organisierendes Princip, und stellt sich die Aufgabe, die Entwicklung desselben nach dem Typus und den Functionen der körperlichen Organismen zu construieren: unter welchen er als die drey Hauptfunctionen die Nutrition, die Assimilation und die Reproduction oder Verbindung der Theile unter einander bezeichnet. Die Gesetze für diese Functionen sollen dieselben seyn von der Moospflanze bis zum menschlichen Leben; in dem letzteren aber dreyerley Bildungen sich vereinigen: die der organischen Welt, in welcher das organisierende Princip, A^1 , den menschlichen Körper als ihr Organ, O^1 , sich bildet; die der Imaginationswelt, O^2 , gebildet durch die nur passiv bestimmte Seele, A^2 ; und die der Intellectualwelt, O^3 , gebildet durch den Menscheng Geist, A^3 . Jedes Organ, O , wirkt selber wieder als erregende Potenz auf die ihm eingeprägte und inwohnende Kraft, A , und also auch diese auf jenes zurück; und theils durch diese Wechselwirkung, theils dadurch, daß, ganz nach der Art, wie die Außenwelt B für A^1 , die Gebilde jeder untergeordneten Stufe wieder Erregung und Stoff für die höhere liefern, entwickeln sich, allmählich immer mehr gesteigert, alle körperlichen und geistigen Gebilde. Dieß sucht der Verfasser darzustellen, indem er, nach einleitenden Grundbegriffen (S. 1 — 36), den menschlichen Geist als wesentliche Erkenntnißkraft (S. 37 — 173), als wesentliche Gefühlskraft (S. 174 — 226) und als wesentliche Willens- und Wirkungskraft (S. 227 — 73) betrachtet. Mit

besonderer Ausführlichkeit (wie schon aus dieser Uebersicht erhellt) wird die Logik behandelt. Hier und dort gedenkt der Verfasser, bestätigend oder kritisierend, einiger Ansichten von Spinoza (dem er in manchen Punkten am meisten sich nähert), Kant, Lambert u. s. w.; doch treten diese Berücksichtigungen im Allgemeinen gegen die eigenen Constructionen zurück. In diesen zeigt der Verfasser ein lobenswerthes Streben nach Klarheit; und da er in Hinsicht des Zuconstruierenden an die Erfahrung sich anschließt, erhält er hier und dort Gelegenheit, gute Bemerkungen beizubringen.

Referent hat demnach gegen die Constructionen des Verfassers nur Eins einzuwenden, was dieselben zugleich mit den meisten der philosophischen Constructionen trifft, an welchen die nächste Vergangenheit so überreich gewesen ist: daß sie nämlich — keine Wahrheit haben. Vor Allem hätte der Verfasser, aus der Erfahrung oder sonstwie, den Beweis führen müssen, daß wirklich drey solche von einander gesonderte organische Principe im Menschen existieren, welche, von der Außenwelt genährt, einander wieder zur Ernährung dienen u. s. w. Wir finden freylich leibliche und geistige Entwicklungen in uns, auch wohl andere, welche ungefähr die Mitte zwischen beiden halten; aber wer verbürgt uns, daß denselben drey ursprünglich verschiedene Principe zum Grunde liegen? Warum nicht mehrere? da doch unstreitig außer diesen Verschiedenheiten noch viele andere sich in uns finden; warum nicht wenigere? da, wie manche dieser letzteren, vielleicht auch jene aus einer gemeinsamen Wurzel sich könnten ableiten lassen. Und was berechtigt uns vollends, nach der Ausbildung dieser Principe durch äußere Einflüsse nun wieder das Ausgebildete als ein von den Prin-

cipen gesondert und neben denselben Existirendes anzusehen, und nicht vielmehr beide als Eines und dasselbe? — Solcher an sich möglichen Verhältnisse ließen sich noch unzählige andere denken. Zu dem geforderten Beweise aber findet sich in dem vorliegenden Werke auch nicht der entfernteste Versuch: denn was in *Nr. 17* *Nr. 21* und an einigen ähnlichen Stellen über jenes Verhältniß bemerkt wird, kann doch unmöglich für einen solchen gelten.

Auch möchte wohl das Schema der Nutrition, Assimilation und Reproduction überhaupt nicht sonderlich geeignet seyn zu einem erklärenden Typus für die geistige Entwicklung: aus dem einfachen Grunde, weil jene körperlichen Prozesse selber, ihrem eigenen Erfolge nach, uns so gut als völlig unbekannt, und weit dunkler und unklarer sind, als die geistigen Entwicklungen. Eher also wäre für die Nutrition u. von einer wissenschaftlich-genauen Erkenntniß der geistigen Entwicklungsgesetze eine Aufklärung zu erwarten. Auch hat Ref., bey aufmerkamer Durchsicht des Buches, durchaus keine geistige Entwicklung gefunden, welche durch des Verf. Construction mehr Licht erhielte, als sie durch die ihr eigenthümlichen Beobachtungen erhalten kann. — Hierdurch wird dann auch der vom Verf. gebrauchten symbolischen Bezeichnung, von welcher oben einige Proben gegeben worden sind, alle Bedeutung entzogen. Die Ausdrücke A^1 , A^2 u. bezeichnen nichts Reelles, und sind daher unbrauchbar für eine genauere Bestimmung des Reellen. Dieß scheint auch der Verf. selber gefühlt zu haben, indem er diese Bezeichnung nirgend über die einfachsten Combinationen ausdehnt, und fast überall die bezeichneten Begriffe in Parenthese daneben gesetzt hat.

L o n d o n.

For Kingsbury, Parbury and Allen: Observations on the Cholera morbus of India: a Letter addressed to the honourable the Court of Directors of the East-India Company, by Whitelaw Ainslie M. D. M. R. A. S. 1825. 90 Seiten 8.

Der Vf., obgleich dreßßig Jahre lang bey dem Madras Etablissement als Arzt angestellt, war doch bereits wieder in Europa zurück, als die so denkwürdige Epidemie der Cholera im J. 1817 ausbrach, und gesteht selbst, daß er das Uebel, das auch während seines Aufenthalts, nach den Nachweisungen von W. Scott in Ostindien besonders in den achtzigern Jahren vorkam, nie in seiner epidemischen Form gesehen habe, meint aber, daß die von ihm in sporadisch vorkommenden Fällen der Cholera mit Erfolg angewandten Säure brechenden Mittel, besonders calcinierte Magnesia auch hier vorgeschlagen werden dürften. Wenn dieselben nichts helfen, so gibt er den unausführbaren Rath die Kranken zu galvanisieren, oder sie Sauerstoff einathmen zu lassen!! Sind aber die pathologischen Ansichten des Verf. höchst ungenügend das Außerordentliche dieses Uebels einzigermaßen zu erklären, so theilt er doch Einiges mit über die Erwähnung der Krankheit in hindostanischen Schriften; sowohl im Sanscrit als im Tamoolischen kommt sie unter dem Namen Vandie und Ennerum Vandie (Brechen und Durchfall) vor, im Mahrattischen ist ihr Name Morshee in Hindostanischen Murghee (Tod) welches beides vielleicht zu der Benennung Mordechie und Mort de chien führte. Ferner wird einer ähnlichen Krankheit erwähnt in persischen Schriften, die in den Jahren 1364 u. 1376 der christlichen Zeitrechnung erschienen, welches die persische Sage, daß das Uebel vor 500 Jahren dieselbe Verheerungen angerichtet habe, bestätigen könnte.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 7. Julius 1827.

P a r i s.

Bey Baillière 1823: Essai physiologico-pathologique sur la nature de la Fièvre, de l'inflammation et des principales Névroses, appuyé l'observations pratiques; et suivi de l'histoire des maladies observées à l'Hopital des enfans malades, pendant l'année 1818; Mémoire couronnée par la Faculté de Médecine de Paris, le 4. Novembre 1821. Par Ant. Dugès, Docteur en Médecine et Prosecteur de la Faculté de Paris. Tom. I. XVI und 552 S. Tom. II. 518 S. in 8.

Unleugbar läßt sich der einzig sichere Grund der Heilkunde nur aus dem Begriffe des Lebens und aus der Geschichte der Entwicklung und Wechselwirkung desselben mit der Außenwelt bilden, aber so viel auch schon geschehen ist, so wird es noch lange währen, bis endlich das wahre System der Heilkunde auf diesem Wege vollendet ist. Manche vom Drange getrieben, Klarheit und Einfachheit ins practische Wirken zu bringen
E [5]

gen, stellten daher einzelne Seiten des Lebens als Principien ihres Handelns auf, wobey sie, da die Aufgabe um so Vieles leichter wurde, auch auf starken Anhang rechnen durften. War es nun entweder das wechselnde Verhältniß im Gange der Krankheiten, oder waren es die nothwendigen Resultate eines solchen einseitigen Handelns, meist folgten sich die entgegengesetztesten Ansichten, so daß in ihrer Aufeinanderfolge immer das letzte Glied aus dem unmittelbar vorangegangenen mit gedeutet werden muß. Der Geschichte der Wissenschaft, welcher Rec. nicht vorgreifen will, muß es überlassen bleiben, zu zeigen, welche Oscillationen durch die Lehren Browns und Thomsons in England, der Contrastimulisten in Italien und der Broussais'schen Schule in Frankreich veranlaßt wurden, wie gerade bey den Uebertreibungen manche Erkenntniß sich ergab, und die Wissenschaft dabey gewann. In einer solchen Geschichte gebührt gewiß auch ihre Stelle der vorliegenden Arbeit eines jungen Arztes, Schülers von Chaussier (jetzt Professor der Geburtshülfe an der Facultät von Montpellier), der sein gleich künstliches System mit überraschender Einfachheit und Consequenz durchführt. In dem Verein der Organe, welche den Organismus bilden, und aus deren durch äußere Veranlassung gestörtem Gleichgewicht der Verfaulung die Krankheit sich bilden läßt, werde meist nur ein einzelnes in seinen Actionen gestört; da aber alle Organe auf einander einwirken, und das einzelne Organ schwächer ist als die vereinte Gewalt aller übrigen, so entsteht bey dem natürlichen Streben nach Gleichgewicht gleich in jeder Krankheit ein Zusammenwirken aller nicht ergriffenen Organe, dieß sey die Heilkraft der Natur, welche jedoch nur wirken könne, wenn die Krankheitsursache wieder entfernt ist. Obgleich

jedes Organ nur für gewisse Eindrücke empfindlich ist, der Verf. sagt sogar: chaque organe est en harmonie avec le fluide qu'il doit élaborer, als wäre letzteres etwas äußerliches zu jenem hinzutretendes, so werden doch alle Organe durch das Nervensystem zusammen gehalten, und alle Functionen durch dasselbe vermittelt, ja da Alles sich um ein verändertes Reizverhältniß handelt, so ginge bis zum Stadium der Adynamie auch jeder Krankheitsproceß ausschließend nur im Nervensystem vor. Diese Thätigkeit des Nervensystems wird nach Chaussier l'innervation genannt. Von dem Nervensystem, das sich in cerebrales, das der gegenseitigen Beziehung, und in ganglionäres, das der Nutrition, unterscheiden läßt, wendet sich vorzüglich letzteres zu den Arterien, und verliert sich hier mit seinen feinsten Endigungen in die Wandungen der kleinsten Gefäße, so daß die Nervensubstanz ganz eins wird, mit der der Arterien, welches der Verf. nevrarteres nennt. Diese Nevrarterien sind ein sehr bedeutendes Moment in dem System des Verf. sie bringen in alle Gewebe ein, vermitteln alle Secretionen und sind der Sitz der Entzündung. Auf der Haut und in den Muskeln bilden sie merkwürdige Punkte, auf welchen beide Systeme, das des Gehirns und der Ganglien anastomosieren, womit sich allein erklären lasse, wie sonst ganz unempfindliche Theile durch Entzündung schmerzhaft werden und die sensorielle Thätigkeit oft plötzlich auf Punkte wirkt, die ihr gewöhnlich entzogen scheinen. Da äußere Einflüsse sowohl, als die Organe selbst auf einander unter Vermittelung des Nervensystems reizend wirken, so besteht jedes Fieber ursprünglich in einer erhöhten Thätigkeit, la fièvre est une exaltation nerveuse, les medications sédatives conviennent dans la première période de toutes

les fièvres et de toutes inflammations, und es gibt keine essentielle und primitive Adynamie, doch bleibt in so fern der Verf. nicht consequent, als er annimmt, daß vermehrte Absonderungen, die bey ihm doch immer den Uebergang zur Entzündung machen, ursprünglich asthenisch seyn können. Unter herunterstimmenden Einflüssen werden nur solche nicht medicamentöse Wirkungen, bey welchen wie bey niederdrückenden Affecten, der Kälte oder einer kraftlosen Diät der Lebensproceß unter sein Normal herunter sinkt, verstanden. Contrastimulierende Mittel gebe es durchaus nicht, eher noch möchte der Verf. solchen Mitteln eine pervertierende Wirkung zuschreiben, aber dann würde seine ganze Coordination gestört, denn es gebe nur Erhöhung und Verminderung der Reizung, er getraue es sich durch die weitere Darstellung zu erweisen, daß man mit der Brownschen Dichotomie vollkommen ausreiche. Doch ehe Rec. dem Vf. zu seinen Ansichten über die Art der Einwirkung der Außenwelt folgen kann, müssen dessen Vorstellungen von dem Lebensproceß selbst und die Verhältnisse der Organe zu einander vorher betrachtet werden. Während im Stande der Gesundheit alle Organe bey dem gehörigen Maaß der Kraft mit ihren Functionen sich im Gleichgewicht halten, so können noch ehe eigentliche Krankheiten eintreten, schon in der Crasis oder Diathese, der Verf. gebraucht den Ausdruck l'habitude, des ganzen Organismus oder der einzelnen Organe Zustände der Erhebung oder des Sinkens unter die Normallinie exaltation und hyposthénie sich ausbilden, wo bey die Nutrition denn auch Antheil nimmt, und dieses Mißverhältniß erst dauernd macht. Vermöge dieser Habitude entsteht die bestimmtere Krankheits-Umlage; die Krankheit selbst kommt erst zu Stande, wenn durch äußere Potenzen

und Einflüsse die in einer bestimmten Habitude befindlichen Organe in einen Zustand der Irritation Suraction, oder des Heruntersinkens, Subaction oder der Adynamie, letztere dann, wenn nach vorangegangener Aufreizung die Lebensthätigkeit herunter sinkt, gelangen. Ein in Suraction gesetztes Organ kann zwar seine erhöhte Thätigkeit allmählich und durch Consensus dem ganzen Organismus mittheilen, aber niemals einen ihr entgegengesetzten Zustand, in einem andern Organ, Herabstimmung, veranlassen. Der Verf. verwirft daher den Begriff von Derivation jeder Art. In seltenen Fällen könne zwar in dem einen Organ Suraction und in dem andern Subaction zugleich Statt finden, aber nie so fern jene die Vitalität diesem entziehe, sondern nur in dem Fall, wenn gleichzeitig auf das eine Organ deprimierend und auf das andere excitierend gewirkt worden, oder wenn bey einer allgemeinen Adynamie noch ein einzelnes Organ in Aufreizung sich befinde, z. B. wenn kurz vor dem Tode bey äußerlicher Kälte die Kranken über die stärkste Hitze im Innern klagen, aber hier dürfe man nicht von der Ansicht ausgehen, daß diese einzelne Aufreizung die Vitalität der übrigen Organe verzehre, sondern müsse viel mehr durch die sorgfältigste Auswahl von Reizen der allgemeinen Adynamie begegnen, was aber auch selten gelinge. Auf der andern Seite stimmen die Aussprüche der vorzüglichsten Beobachter darin überein, wie nachtheilig Blasenpflaster im Stadium fieberhafter Aufreizung wirken. Die Masse der Säfte die auf entfernte Puncte geleitet werden, kommt gar nicht in Betrachtung, da gegen sprechen Erfahrungen anderer Art dafür, daß durch local wirkende Vesicatorien ein allgemeiner Aufreizungszustand erhalten werde. Fantoni hat gesehen, daß auf Anwendung von Blasenpflaster

an entfernten Stellen Narben sich wieder öffnen, Erutorien seyen ein stark gebrauchtes Mittel der Coquetten um ihre Frischheit zu erhalten, Meibom habe de usu flagrorum in re venera geschrieben, einen gewissen Prinzen habe man vorher mit Ruthen hauen müssen, wenn er Doffnung bekommen sollte, u. ähnl. Ueberhaupt könnte man ja nicht begreifen, wie bey einer inneren Entzündung auch Fieber vorhanden seyn, oder je Entzündung in mehr als einem Organ Statt finden könnte, da eine solche Entzündung gleich alle Vitalität für sich verzehren müßte. So gerne dem Verf. die Schädlichkeit der zu frühe angewendeten Blasenpflaster zugegeben werden mag; so gibt es doch noch unzählige andere Thatfachen aus der Entwicklung der Pflanzen und Thiere sowohl, als aus den Erfahrungen aller Aerzte von Hippokrates an, der schon bemerkte, daß der Stuhlgang im Sommer träger als im Winter sey, bis auf die Wirkungsweise des Calomel in der Cholera, welche der Verf. vorher genügender auf seine Weise erklären müßte, als den im Verlauf seiner Abhandlung ihm selbst sich ergebenden Einwurf, daß im entzündlichen Fieber bey der stärksten Aufreizung des Herzens und der Gefäße, die Organe der willkürlichen Bewegung in großer Kraftlosigkeit sich befinden, welchen er damit beseitigt, daß vielleicht wegen eines Drucks der Nerven im Gehirn das Nervenfluidum nicht mehr transmittiert werde, oder weil das Gehirn in einer allgemeinen Aufreizung sich befinde, und dessen einzelne Theile einander daher nicht regulieren können. Obgleich gegen Broussais behauptet wird, daß die Fieber häufig ursprünglich essentiell sind, und nicht erst durch Localentzündung veranlaßt werden, so wird doch erklärt, heureusement les maladies générales, absolument parlant, sont fort rares, was um so schwerer

begreiflich ist, als das Hauptmoment aller Krankheiten Aufreizung des Nervensystems seyn soll. Meist ziehe nur das einzelne Organ die übrigen in krankhaften Consensus; die in der Tendenz zum Gleichgewicht der übrigen Organe begründete Selbsthülfe der Natur fehle daher nie, als wenn die ursprünglich befallenen Theile so wichtig und so bedeutend ergriffen sind, daß sie alle andere nothwendig mit hineinziehe, aber warum sterben so viele Menschen nach deren Tode auch die genaueste Untersuchung keine Localaffection findet? Auch eine Subaction kann sich, von einzelnen Theilen oder Systemen aus, dem übrigen Organismus mittheilen; dieß geschieht doch weniger schnell und allgemein, als bey der Suraction, und alsdann zeigt auch der übrige Körper weniger Erschöpfung als Torpor. Wenn ein deprimierender Einfluß schnell wirkt, und auf die Subaction eine starke Reaction folgt, wie auf Kälte, so kann die Exaltation sehr bedeutend seyn, überhaupt kann Subaction oder Torpor nicht lange dauern, ohne daß, nachdem sich die Nervenkräft wieder angesammelt hat, eine Reaction erfolgte, diese besteht aber bey einer Habitude hyposthénique nicht wie bey der der Exaltation in fieberhaften Aufwallungen, sondern mehr in Krämpfen, Nervosen, was sich auch an der Cholera nachweisen ließe. Die primitive Subaction gibt sich durch Frost bey Erwachsenen, durch Krämpfe bey Kindern zu erkennen, sie ist bey nahe immer allgemein, nie local, außer in den Fällen, welche Richerand *asphyxies locales* nennt, z. B. nach Unterbindung der Nerven. Am häufigsten kommt die Adynamie, Folge einer vorangegangenen Aufreizung vor, in ihrem höchsten Grade ist sie mit Mangel an Gerinnbarkeit des Blutes verbunden (dieß ist das einzige Mal, daß der Verf. auch der durch die Krankheit gegebenen

Substanzveränderungen erwähnt) im mittlern Grade bildet sie die adynamische, gastroadynamische, mucosodynamische und atarische Fieber, hier ist keine *oppressio virium* sondern wahrer *Collapsus*, doch kann immer noch mitunter *Exaltation* sich zeigen, im dritten Grade ist es die *adynamie lente* und *Consumtion*. Local stellen sich dieselben Grade dar, als *Gangrän*, *Eiterung*, wobey *Suppuration* von *Ulceration* unterschieden wird, und *Degeneration*, auch hier wird die lange Reihe der *Cacherien*, *Cretinismus*, *Scropheln*, *Anasarca* u. ähnl. als Zustände der *Hyposthenie* kurz abgethan, und auf die *Qualitätsverhältnisse* keine weitere Rücksicht genommen.

Ganz den Ansichten über *Derivation* entsprechen auch die über *Metastase* und *Crise*. Es sey gewiß nicht Gefahr bringend, wenn eine zu starke Reizung, ein starker Schweiß oder ein *Exanthem* schnell nachlasse und verschwinde. Begebe man sich freylich schnell aus der Wärme in die Kälte, so schade der schnell eintretende *Torpor*, so fern auf denselben noch eine viel stärkere *Reaction* folge, hier sey es aber nicht die Wirkung des aufgehörenden Schweißes, sondern die der Kälte. Irrigerweise habe man bis dahin geglaubt, daß eine leichte *Excitation* der Haut, ein Schweiß eine weit stärkere *Affection* des Magens im *intermittierenden Fieber*, oder ein *Exanthem*, eine *Darm-entzündung*, wie bey den *Pocken* heben könne, und umgekehrt, das Verschwinden dieser leichtern *Affectionen* gar diese schwereren, selbst wenn letztere nicht vorher vorhanden waren, erregen könne, dieß müsse man sich so vorstellen: eine allgemeine *Aufreizung* könne noch von einzelnen *prädominierenden Exaltationen* begleitet seyn, von welcher die eine schwächer, die andere stärker ist, im ersten Fall kann die allgemeine *Exaltation* die *Entzündung* eines einzelnen Theils veranlassen,

wenn aber letzterer gerade keine besonders krankhafte Habitude hat, so könne gleich in der nächsten auf die Suraction folgenden Subaction diese Entzündung wieder verschwinden, und in der nächstfolgenden Suraction wieder in einem andern Organ erscheinen, wie beym Rothlauf oder der Ohrdrüsen-Geschwulst. Aehnliches können auch zurücktreibende Mittel bewirken und auch da nehme dann die auf den Corpor folgenden Reaction eine andere Richtung, immer werde man bey genauerer Aufmerksamkeit finden, daß jedesmal vor dem Verschwinden einer örtlichen Entzündung ein Schauer, das Zeichen einer allgemeinen Subaction vorher gehe, und durch eine neue allgemeine Reaction die folgende Entzündung angekündigt werde. Nie sey die Zurücktreibung einer örtlichen Entzündung, selbst nicht die des Lippen-Ausschlags schädlich, wenn nicht allgemeine Adynamie eingetreten oder ein solcher Zustand der Hyposthenie vorhanden sey, welcher auf irgend einem Punkte noch eines Entzündungsprocesses bedürfe, damit das allgemeine Sinken des Lebens aufgehalten werde. Wenn aber wirklich ein Masern-Ausschlag schnell verschwunden und darauf eine Lungenentzündung entstanden sey, so werde letztere gewiß eher vermehrt, wenn man die wieder eingetretene Suraction durch Hautreize noch weiter vermehre, oder sey dieß Verschwinden des Ausschlags eben das Zeichen einer allgemeinen Schwäche; aber wie oft besteht die Verschlimmerung in einer noch stärkeren Entzündung der innern Theile? Zudem hat der Wf. auch höchstens bey den Masern und dem Scharlachfieber Recht, wenn er behauptet, mit dem Erscheinen des Exanthems ließen die allgemeinen Zufälle erst nicht nach, allerdings nehmen diese in beiden Krankheiten noch an Hestigkeit zu, je stärker der Ausschlag sich verbreitet, auf gleiche Weise verhält

es sich aber nicht auch bey den Pocken, bey welchen die Zufälle der stärksten Art meist alle mit Erscheinen des Ausschlags nachlassen, oder bey der Pest, bey welcher in den vorigen Jahrhunderten immer die Entstehung der Bubonen und Furunkel als eine günstige Wendung der Krankheit angesehen werden mußte. Ebenso bestimmt wird die herrschende Ansicht über die Crisen verworfen und letztere auf eine durch die Krankheitsursache unmittelbar gegebene Irritation der Nervenarterien des ursprünglich ergriffenen Organs beschränkt, so daß eine örtliche Entzündung sich wohl durch Blutfluß oder eine andere Suraction wieder ausgleichen, dieß aber in gewissen bestimmten Zeiträumen und mittelst einer durch die verschiedenen Organe des Körpers in bestimmter Aufeinanderfolge sich ergebenden Rückwirkung des ganzen Organismus geschehe. Im practischen Theil nimmt der Verf. aber auch wieder keinen Anstand zu rathen, auf die *tendance des efforts de la nature* zu sehen und diese klug zu unterstützen.

Die Consequenz der Ansichten über den Lebensproceß muß sich durch die entsprechende Darstellung der Wirkungsweise der Außenwelt auf den lebenden Körper ergeben, und in der That geht der Verf. auch hier seinen eigenen Weg. Wenig befriedigend erscheint zwar die Eintheilung in solche Potenzen, welche mittelbar oder physiologisch auf die Function des Nervensystems reizend oder herunterstimmend, und solche die unmittelbar chemisch auf die Substanz roborierend oder emollierend wirken, woben der Verf. die Wirkung der letztern sich so vorstellt, daß durch sie minderreizende Molecules an die Stelle der mehr phlogistischen gesetzt werden, über die Wirkungsart der roborierenden Mittel aber seinen Lehrer *Chaussier un de plus zelés vitalistes* folgendermaßen selbst

sprechen läßt: Savez-vous (me disoit-il dernièrement) comment agissent les amères (quinquina par exemple) appliqués sur la peau? C'est un véritable tannage, qui concrète l'albumine contenu dans les mailles du tissu cutané, endurecit la superficie, enbouche les pores. Auch S. 440 sagt der Verf.: C'est par pure astringtion que le quinquina et les amers guerissent les fievres intermittentes; ja an mehreren Orten wird sogar die bloß locale Wirkung der roborierenden Mittel behauptet, was auch nach dem Grundsatz des Verf. daß alle Mittel bloß durch die Reizung der Nerven, roborierende Mittel aber chemisch wirken, nothwendig folgt. Specifisch könne man die Mittel nennen, sofern sie auf eine bis jetzt nicht erklärte Weise entweder auf bestimmte Organe oder gegen bestimmte Zufälle wirken, alle wirken aber auch hier entweder herunterstimmend oder reizend oder roborierend, denn die emollierende Wirkung ist der Verf. geneigt der erstern gleich zu achten. Zum Beweis seiner Behauptung wird angeführt, daß sich unter den Erbrechen erregenden Mitteln Substanzen aus allen diesen drey Klassen befinden, die Nauseosa und laues Wasser u. dergl. wirken theils mechanisch, theils durch Torpor, auf welchen Reaction folgt. Bey den Brechmitteln ist diese Ansicht immer noch plausibel, aber schon weniger befriedigend wird man es finden, wenn herunterstimmende Mittel dadurch Diarrhöe zur Folge haben sollen, daß sie eine Erschlaffung veranlassen, denn eine vermehrte Secretion läßt sich überhaupt nicht, am wenigsten nach den Ansichten des Verf. aus verminderter Thätigkeit erklären. Noch mehr wird wohl bey der Erklärung des Schweißes durch Mittel, welche den Darmcanal herunter stimmen, die von dem Verf. so

entschieden verworfene Revulsion unentbehrlich seyn, denn nur indem man annimmt, daß bey einer Herunterstimmung des Darmcanals gleichzeitig die Haut in entgegengesetzte Thätigkeit gerathe, wird man die schweißtreibende Kraft der kalten Getränke, der Säuren und ähnlicher Mittel erklären können. Auf gleiche Weise wirken einzelne diuretische Mittel wie äußerliche Kälte, Meerzwiebel und Fingerhut, gewiß nicht indem sie eine Atonie der Nieren veranlassen, wie der Verf. meint, sondern indem sie zunächst theils auf die Haut, theils auf den Magen und vielleicht auf das Herz deprimierend und als weitere Folge auf die Nieren erregend wirken. Unmöglich kann auch dem Verf. zugegeben werden, daß jedesmal die vermehrte Absonderung des Harns eine Folge der Subaction sey. Gegen bestimmte Zufälle gebe es überhaupt keine Specifica, denn was hülfte es auch wenn sie auf die Krankheitsproducte neutralisierend wirkten, so lange die sie producierende Thätigkeit fortdauert, auf diese müsse, und zwar meistens erregend, gewirkt werden. Die veraltete Krätze oder Lustseuche sey Adynamie, und bedürfe neben den an sich schon reizenden Schwefel und Mercur noch weitere erregende Zuthat. Die antiscorbutischen, antiscrophulösen Fieber- und Wurmmittel seyen an sich exercitierend und roborierend. Der Name specifisch könne wohl beybehalten werden, sofern jedes Organ leichter auf die Einwirkung bestimmter Substanzen entspricht und jedes Organ zufolge seines Baues eine verschiedene Susceptibilität hat, die Blase z. B. nur durch die Berührung von Harn und Schleim in normaler Stimmung erhalten, durch reines Wasser irritiert wird, das Auge nur für Licht erregbar ist, (doch ist der Magen wohl nicht allein für Brechmittel erregbar, wie fast

nach dieser Bestimmung der Fall seyn sollte). Aber indem diese verschiedene Substanzen auf die verschiedenen Organe wirken, wirken sie entweder irritierend, roborierend oder betäubend, sie können diese Wirkung auch auf andere Organe äußern oder nicht, in keinem Fall jedoch kann eine Substanz, welche die Haut entzündet, auf andere Organe herunter stimmend wirken, doch wird man aber behaupten können, daß die Störung der Function eines Organs auf andere Organe herabstimmend oder erhöhend wirken könne, in so fern könnte man selbst sagen, das Licht wirke auch auf das Ohr, indem dessen Abwesenheit die Thätigkeit des Auges herunter stimmt, und dadurch die Empfänglichkeit des Ohrs erhöht.

Kaum gestattet es der Raum auch noch dem Verf. in seiner Darstellung des Fiebers und der Entzündung zu folgen. Ersteres ist nach ihm eine Exaltation des Nervensystems, und das Gefäßsystem befindet sich bey demselben nur in so fern in einer erhöhten Thätigkeit, als dessen Wandungen von den Nerven des Rückenmarks und Gangliensystems angegangen werden. Diese Ansicht stimmt wohl größten Theils mit der von Broussais und der Italiäner überein, doch sehen beide Theile die Adynamie mehr für eine Folge des Fiebers an, da sie doch eine eigene und nothwendige Periode desselben sey. Die Geschichte des Fiebers ist nämlich diese, die äußeren Einflüsse bringen zuerst eine Exaltation (ob auch bey einer Habitude hypostenique? ist nicht angegeben) und wirkliche Suraction hervor; dieß sind die Prodromi, auf sie folgt ein Collapsus, der Frost, womit die eigentliche Krankheit beginnt, und der nun nothwendig wieder eine neue Suraction die Zunahme der Krankheit entspricht, bis endlich Erschöpfung und Subaction eintritt, bey

der wegen des tiefer begründeten Zustands der Exaltation jetzt kein Torpor, sondern eigentliche Adynamie, die entweder zum Tode oder langsam zum Gleichgewicht führt, möglich ist. Adynamie ist aber nach dem Verf. kein bloßes Reizverhältnis mehr, eine Erschöpfung nach übermäßigem Reiz, sondern ein Zustand bey welchem die Nutrition und wohl noch mehr das Quale der Säftemasse eine veränderte Beschaffenheit erhält, l'adynamie, ou ce qui est la même chose, la malignité et la putridité sont toujours précédées d'un état sthénique, ou de suraction plus ou moins marquée. Hiermit geräth nun der Vf. wie sich leicht zeigen ließe, in einen argen Widerspruch mit seinen Begriffen von vis medicatrix, und der Vertlichkeit der Krankheiten, denn wie überhaupt unter solchen Voraussetzungen eine Krankheit durch bloße Naturkräfte geheilt werden könnte, ist ganz unbegreiflich.

Weil alle Ursachen gleich wirken, denn auch Mangel, Fehljahre, Nässe und Kälte, Elend überhaupt bringen nur Fieber hervor, so fern sich dabey ein reizendes faulichtes Miasma entwickelt, und auch Blutverlust hat nur ein Fieber zur Folge, wenn noch eine stimulierende Ursache hinzukommt, so gibt es nach dem Verf. nur Ein Fieber, von der Hydrophobie durch die verschiedenartigste Formen hindurch, bis zur Apoplexie, welche das andere Extrem zu bilden scheint, immer ist es nur der verschiedene Grad der Exaltation welche eine Verschiedenheit macht, und alle mögliche Erscheinungen auf welche man bis daher eine specifische Verschiedenheit der Krankheiten begründete, Bubonen, Petechien, Pocken, Friesel, Erysipelas u. a. bezeichneten nur verschiedene Grade der Exaltation, ja nach der ausdrücklichen Versicherung des Verfassers wäre bey rasch

verlaufendem Schweißfieber ein geringerer Grad der Exaltation, als bey der geringsten Entzündung, denn wo nur vermehrte Secretion ist, da ist nach dem Verf. die Thätigkeit der Nerven weniger gesteigert, als bey der geringsten Entzündung, alle Pestfälle müßten gleich gefährlich seyn, da die Bubonen für eins der schlimmsten Zeichen einer erhöhten Exaltation erklärt werden, während doch in gewissen Epidemien die Zufälle der einzelnen Krankheit so leicht seyn können, als bey den gutartigen Pocken; überhaupt wäre es Irrthum, wenn man glauben wollte, daß gewisse Krankheiten gewissen größeren Zeitabschnitten angehörten und nicht alle denkbare Formen von jeher zugleich vorhanden gewesen und in einander übergegangen seyen. Bey dieser äußersten Einfachheit der Behandlung ist es zu erwarten, daß epidemische und ansteckende Krankheiten besonders kurz abgethan werden, doch kommen auch einzelne gute Bemerkungen über dieselben vor. Gegen Broussais wird bemerkt, daß örtliche Entzündung für das Fieber gar nicht wesentlich sey, und eine Darmentzündung die weder Schmerz noch Erbrechen veranlaßt, unmöglich ein lebensgefährliches adynamisches Fieber veranlassen könne, nur zu häufig geschehe es auch, daß die, welche überall Darmentzündung finden wollen, die von Peyer beschriebenen Drüsenflechte in den dünnen Gedärmen *ces plaques ovales, ces surfaces pénétrées, representant le lacis d'une dentelle, goufrées et grisâtres* für eine Entzündung oder für die nach einer Entzündung zurückgebliebenen Narben halten. Wenig läßt sich über die gegen das Fieber angegebene Behandlung sagen, besonders muß man sich darüber wundern, daß selbst die Indicationen zum Blutlassen so oberflächlich angege-

ben sind. Noch weniger entspricht der Erwartung die ärztliche Behandlung der im zweiten Band abgehandelten Krankheiten, welche übrigens der Verfasser zu einer Zeit beobachtete und behandelte, da er mit seinem System noch nicht im Reinen war. Außer der ziemlich häufigen Anwendung von Blutegeln und Blutentziehung ist der Heilapparat nicht nur sehr dürftig, sondern des mehr künstlichen als empirischen und natürlichen Systems unerachtet, auch die Behandlung nicht thätiger und zuverlässiger, vielmehr meist erspicientend, mithin in der Hauptsache wenig gewonnen. Doch verdienen die bey den einzelnen Krankheiten gemachten anatomischen Untersuchungen dankbare Anerkennung und neben dem Abschnitt über die Pocken, die auch zu Paris häufig vorkamen, hat auch die über Dysmenorrhöe und Hysterie aus der früher von der medicinischen Facultät gekrönten Preisschrift, ihren eigenthümlichen Werth. Ueberhaupt wird kein aufmerksamer Leser, wenn er auch mit dem Verfasser nicht übereinstimmen kann, letzterem der bey den günstigen Verhältnissen, unter welchen er ins practische Leben trat, zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, seine Achtung versagen und gewiß auch das Verdienst gerne anerkennen, daß er nicht wie seine Vorgänger, die auch alles auf Reizverhältnisse bringen wollten, die Erfahrungen aller anderen geradezu verwirft, sondern in seinen Notizen mit einer wirklich Achtung gebietenden Belesenheit, ja wohl wirklicher Gelehrsamkeit, die Aussprüche und Erfahrungen aller Zeiten mit seinen Ansichten in Einklang zu bringen sucht.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

D e n 9. J u l i u s 1 8 2 7.

K ö n i g s b e r g.

Bey Unzer: J. F. Eberti dissertationes Siculae. Tomus primus. 1825. XII u. 235 S. 8.

Der Verf., ein würdiger Schüler von A. Matthis, (welchem das Buch zugeeignet ist) beginnt mit diesem Bande eine Reihe von Untersuchungen über ein Land, das im Alterthum in mehr als einer Hinsicht ausgezeichnet war, und dessen genaue Kenntniß für griechische und römische Geschichte und Literatur von der größten Wichtigkeit ist. Auch kann es niemanden entgehen, daß, obgleich dieses Feld von Untersuchungen von vielen angebauet ist, doch noch viele wichtige Fragen über Bevölkerung, Sprache u. eine genaue Erörterung verdienen, und so weit sich nach den vorliegenden von Fleiß und Gelehrsamkeit zeugenden vorläufigen Untersuchungen urtheilen läßt, haben wir von dem Verf. schätzbare Aufschlüsse darüber zu erwarten. Der Titel des Werkes, der an Torremuzza und ähnliche Arbeiten erinnert, muß in weiterem Sinne verstanden werden, und wird auf die folgenden Theile des Werkes besser passen, in welchen der Verf. Abhandlungen über sicilische Münzen, Sprüchwörter,

D [5]

Schriftsteller, über Gelehrte, die an den Höfen der Tyrannen lebten, über die *ὑπασπασταί* des Hiero, über die sicilischen Dialecte des Griechischen und ähnliche Gegenstände zu geben verspricht. Die vorliegenden stehen größtentheils nur in allgemeinerer Beziehung zu Sicilien. Diss. 1. de tyranni vocabulo. Den Verf. beschäftigte die von Meiners und anderen vernachlässigte Untersuchung über die Verdienste, welche sich die alten Könige und Tyrannen um die Wissenschaften erworben haben. Diese Untersuchung führte ihn natürlich auf die Tyrannen Siciliens, mit welchen er sich zuerst und hauptsächlich beschäftigte. So entstand diese Reihe von Abhandlungen, von welchen die erste mit gründlicher Ausführlichkeit über die Bedeutung und den Ursprung des Wortes *τύραννος* sich verbreitet. Das Resultat der Untersuchung ist nicht neu aber genauer entwickelt und gründlicher bewiesen als früher geschehen war. Neu und interessant sind manche Nebenbemerkungen, die an einigen Stellen zu weniger passenden Abschweifungen (z. B. über Aristoteles Politieen, über den Cebetis, über den Rhetor Anaximenes von Lampascus, über den Phantas) angewachsen sind, wobey wir öfters den Wunsch nicht haben unterdrücken können, der Vf. möchte sie an dieser Stelle in seinen Adversarien zurückbehalten und an einem passenderen Orte mit erschöpfenderer Gründlichkeit vorgetragen haben, so wie überhaupt auf das Ganze, das an manchen Stellen nur gar zu sehr das Ansehen von einer bloßen Excerptensammlung hat, mehr Sorgfalt in der Auswahl und Zusammenstellung, wie in der Form und Einkleidung gewendet haben. Nach einer kurzen literarischen Uebersicht, wobey insbesondere auf Reineccius wenig beachtete Abhandlung über die Tyrannen (Prolegom. ad Historiae Juliae partem I. p. 20) aufmerksam gemacht wird, bemerkt der Vf.

daß das Wort im Homer und Hesiodus nicht vorkommt. Nach Hippias Zeugniß (dieses wird mit Recht von dem Fleischen verstanden) kam es zu Archilochus Zeiten auf. Früher findet man nach Aristoteles dafür die Namen *Aesymneten*, welches eigentlich eine temporäre Würde war, aber öfters zu einer bleibenden ward. Nach einer langen Abschweifung über Aristoteles Politie von Cyme (mit deren Resultat wir nicht übereinstimmen können, denn ohne Zweifel handelt Aristoteles von beiden, dem asiatischen Cyme sowohl als dem italischen Cumä) werden die verschiedenen Ableitungen des Wortes erwähnt. Mit Recht erklärt sich der Vf. für die Ableitung von *αἰσῆ* und *αἰσῆ*. Die Würde der *Aesymneten*, von dem Königthum verschieden, und mit der Dictatur verglichen, entspricht, wenn sie nicht niedergelegt sondern beygehalten wurde, dem Begriff des späteren *τέταρτος* (hierüber ist nun auch Wachsmuths hellenische Alterthumskunde S. 280 zu vergleichen). Die ersten, welche mit diesem letzteren Worte bezeichnet vorkommen, sind die *Aeuaden*. Alles dieß wird ausführlich bewiesen. Der Verf. wendet sich dann zur Etymologie des Wortes und bemerkt die älteste (schon bey Philochorus) sey von *Τυρρῆνοι* wegen der Seeräuberey und Grausamkeit dieses Volkes. Doch sey über die letztere viel gefabelt. (Hierbey leugnet der Vf. mit Unrecht die Menschenopfer der alten Tyrhener, welche so wie ihr Uebergang sogar in den römischen Cultus hinlänglich bezeugt sind.) Mit Recht wird diese Etymologie verworfen, so wie eine zweyte Ableitung von dem angeblichen Tyrha der Stadt des Ouges, so wie von Tyrus, ferner aus dem Griechischen von *τύρῳ* u. welche sämmtlich mit übermäßiger Sorgfalt und Ausführlichkeit behandelt werden. Weit eher verdiente die Ableitung Erwähnung, nach welcher das Wort zu *τυρρῆς* (gleichf. Burggraf) gehört. Der Vf.

kommt dann auf die richtige Ableitung, von *κοιρανός*, welche indessen so ganz unbekannt und unbesätigt nicht, sondern, nach Schneiders Vorgange sogar in manche Handbücher schon aufgenommen ist. Passow vergleicht passend den ähnlichen Vocalwechsel in *κοινός*, und stellt auch *καρανός* damit zusammen. Was das *τ* neben dem *κ* betrifft so erklärt der Vf. hieraus sehr treffend die Stelle des Lucian im *indic. vocal.* *Κόρον αὐτὸν ὄντα Τύρον τινα ἀπέφηνε*, worin auf *τύραννος* an gespielt wird, und führt als Beispiel auch das ungewöhnliche *κίτανος* neben *τίτανος* an. Er beweiset dann mit einer hinreichenden Menge von Stellen, daß *τύραννος* in gutem Sinne als *βασιλεύς* auch in der Prosa bey Herodot und anderen vorkommt. Zuweilen wird *βασιλεύς* als Herr eines größeren Reichs von *τύραννος* unterschieden. In der Regel bezeichnet das letztere den unumschränkten ohne *ἐθδύνη*, so wie den Emporkömmling. (Hier hätten die verschiedenen Arten genauer unterschieden werden sollen, da bekanntlich die Tyrannis vor den Perserkriegen von der späteren ganz verschieden war.) Hieran knüpfte sich der Begriff des harten grausamen Herrschers, und daß das Wort (schon zu Polybius Zeit und später immer mehr) diese von der älteren abweichende Bedeutung bekam, wird durch das ähnliche Beispiel *ἑταῖραι* erläutert (eben so Sophist, *lacro*, *parasitus* u. a.). Die Bezeichnung der attischen *τριάκοντα* durch den Ausdruck Tyrannen ist erst aus der Römerzeit, schließlich werden auch einige Adjectiv- und Verbalformen des Wortes erläutert. *Diss. II. Censura aliquot scriptorum qui de rebus tyrannorum aut egerunt aut egisse saltem dicendi sunt.* Nicht alle Schriften über einzelne Tyrannen sind verzeichnet, sondern nur die welche von dieser Staatsform im Allgemeinen handeln, oder sonst wichtig sind. Weil die Tyrannenregierungen gewöhnlich nur

Kurz und thatenarm waren und gewöhnlich ein gehässiges Andenken hinterließen, so sind die eigenen Schriften darüber nicht sehr zahlreich. Der Vf. hat das Verzeichniß vergrößert, indem er auch die Schriften über die βασιλεία mit aufzählt, welche als Gegensatz auch die Tyrannis abhandeln mußten, so wie auch die Schriften περί στάσεων (über die Staatsumwälzungen) woben auch die Schriften über die rhetorischen στάσεις (status causae) mitgenommen werden, theils um der Vollständigkeit willen, theils weil sich bey einigen der Inhalt nicht mit Gewißheit angeben läßt. Der Vf. fängt mit Aristoteles περί βασιλείας an und zählt, den Anhang mitgerechnet, über 40 Schriftsteller auf. Von vielen sind mehrere Werke über diesen Gegenstand erwähnt. Die wichtigsten sind Theophrast, Phantias, der Landsmann und Mitschüler des Theophrast, welchem dem Vf. einen weitläufigen Excurs über seinen Namen, seine Lebensumstände und sämmtlichen Schriften (naturhistorische, philosophische, historische) gewidmet hat. (Er verspricht auch eine Fragmentammlung von diesem Schüler des Aristoteles, der allerdings bekannter zu werden verdiente.) Die hierher gehörigen Werke von ihm sind τυράνων ἀναιρέσεις ἐκ τιμωρίας und τὰ περί τῶν ἐν Σικελίᾳ τυράνων. (der Phantias der Anthologie ist übrigens von dem Aristoteliker zu unterscheiden.) Ferner Charon der Karthager (der mit Recht in das Zeitalter des Apollonius Rhodius gesetzt wird) Baton von Sinope (jünger als Aratus). Bey dem Anaxagoras, Schüler des Isocrates, dem Verf. des Buches περί βασιλείας, welches einige mit Unrecht dem Klazomenischen Philosophen beygelegt haben, wird auch von den weniger bekannten gleichnamigen sehr gut gehandelt. Vom Rhetor Anaximenes von Lampascus gehören hierher die βασιλέων μεταλλαγαί (mit Unrecht erklärt sich der Vf. für

die Bedeutung *regum mortes*, da es ohne Zweifel *regum mutationes* heißt). Auch die übrigen historischen Werke dieses Mannes werden beschrieben. Dann wird erwähnt der *ἀσεβῶν κατάλογος* von Lysippos aus Epirus (wobey der Vf. einen Excurs über den homerischen Echetus einschaltet). Epikur *περὶ βασιλείας*. Chrysiippus Abhandlung *περὶ τῶν τοῦ βοσπόρου βασιλείων* wird mit Recht für einen Theil seines Werkes *περὶ βίων* erklärt. (Wir übergehen viele andere von dem Vf. aufgezählte.) Auch die besonderen Schriften über die römischen und über die ägyptischen Könige (Ptolemäus Mendesius, Apollonides) werden aufgezählt. Ueber Timagenes Schrift *Βασιλεῖς* werden mehrere falsche Ansichten widerlegt. Das Werk des Softratus, welches verschieden genannt wird, erklärt der Vf. mit Recht für *Τυρρηνικά* nicht für *Τυραννικά*. Ob dieser Softratus mit dem im Anhang erwähnten Dichter, der Xerxes Thaten besang, dieselbe Person ist, bleibt ungewiß. Der Anhang zählt noch mehrere Schriftsteller über einzelne Könige und Tyrannen auf. Diss. III. De Nymphodoro Syracusano deque eorum indole librorum qui *περίπλοι* et *Θαυμάσια* inscribuntur. Der Vf. erklärt die Abhandlung über den Nymphoborus für einen Theil seiner Untersuchungen über die Schriftsteller, aus welchen Stephanus von Byzanz geschöpft hat, welche er unter dem Titel *commentationes Stephanicae* herausgeben wird, und auf welche er auch bey Gelegenheit des Timagenes S. 139 vertrittet. (Auch andere Schriften wie *de Cornelii Nepotis et Velleii Paternuli fide historica* S. 5. *Phaniae fragmenta cum Theophrasti ad Phaniam epistola* S. 90, über Antisthenes, des Athenienses, Schriften über Homer S. 128, endlich eine Ausgabe des Commentars von Eustathius zum Dionysius S. 191, werden gelegentlich versprochen.) Die Schreibart Nymphoborus (nicht Nymphidoborus)

wird durch die Analogie bestätigt (über den Namen sind nachzusehen die von dem Vf. nicht benutzten Sicula von Dorville S. 543). Das Zeitalter des Syrakusaners wird nach einigen Fragmenten mit ziemlicher Genauigkeit um 350 v. Chr. festgesetzt. Von seiner Schrift *περίπλοι* welche einen *περίπλους* *Εδρώπης* und *Ασίας* enthielt, sind die *Θαυμαζόμενα* oder *Θαυμάσια* des Nymphodorus nicht verschieden, sondern letztere waren ein Theil der Reisebeschreibung. Bey dieser Gelegenheit handelt der Vf. von den *περίπλοις* und *παράπλοις* im Allgemeinen, so wie von den verschiedenen Werken unter dem Namen *Θαυμάσια*, wunderbare Begebenheiten, *παράδοξα*, *άπιστα* und ähnlichen Titeln. Mit Recht werden dem Aristoteles (welchem die *Θαυμάσια* *ἀκούσματα* ziemlich früh untergeschoben sind) dem Ephorus und dem Theopompus eigene Werke dieser Art abgesprochen. Aus den letzteren haben Spätere Auszüge unter diesem Titel gemacht. Uebrigens liefert der Vf. einige Nachträge zu den bekannten Verzeichnissen der *περίπλοι* und der *Θαυμάσια*. Die Abhandlung über den Nymphodorus von Amphipolis, so wie über andere Beschreibungen der *νόμιμα* und *πάτρια* und über die andern Nymphodore ist weggeblieben und wird von dem Vf. später geliefert werden. Diss. IV. enthält *Νυμφόδωρον τοῦ Συρακοσίου λείψανα*, aus dem Alian, Scholiasten des Theocrit und der Odyssee, Athenäus, Stephanus Byz. und Natalis Comes gesammelt und erklärt. Unter den Sacherklärungen verdient besonders der Commentar zu dem Sprüchwort *Πηγῖνον δειλότερος* S. 187 ff. ausgezeichnet zu werden, wobey an den Hasen auf den Aeginischen Münzen und an die Paronomasie *πέγι-νος* von *πέγιω* erinnert wird. Genau wird auch S. 210 ff. von den *παίγνια* gehandelt, und Mohnke und andere berichtet. Aber S. 194 ist die Ableitung des Wortes *μίμανλος* von *ἀνλή* qui habitat in mimis, totus est in illis ideoque arte eminent mit

der Bedeutung dieses letzteren Wortes, welches nie in einem solchen figürlichen Sinne vorkommt, unverträglich, und ohne Zweifel die Ableitung von ἀλλός (wie in φίλωνος) vorzuziehen, indem ursprünglich ein von Flötenspiel begleiteter Mimus darunter verstanden wird. Im 14. Fragmente erklärt der trockene und geistlose Nymphoborus die Weiber auf Tenedos bey Troas für die allerschönsten (καλλίστις τῶν παναγοῦ γυναικῶν) wie Theophrast die Weiber auf Euböa, und L. v. Hemmer in seiner Schrift über die Tenedier hat nicht verfehlt dieses Zeugniß geltend zu machen. Ein Argument für Hn. Penthilus, welcher neuerlich den Vorzug an Schönheit in alter und neuer Zeit den Inselgriechinnen vindiciert hat, gegen Hn. Prof. Kruse, welcher darauf besteht, daß der goldene Apfel den Spartanerinnen gebühre. Doch hat der Hr. Prof. einen weit kompetenteren Richter, den trojanischen Paris für sich, welcher die Insel Tenedos vorbey segelte, als er nach Sparta fuhr um sich eine Frau zu holen. (Wir verweisen auf den ersten Excurs in Kruse's Fragen über Griechenland Leipz. 1827 und wünschen, daß kein neuer trojanischer Krieg aus diesem Zwiste entstehe.) — Der dem Buche beygefügte Index hätte zweckmäßiger eingerichtet werden können, denn es sind alle citirten Schriftsteller mit bloßer Angabe der Seite angeführt, zu welchem Behufe ist nicht einzusehen. Der lateinische Ausdruck des Wfs. läßt viel zu wünschen übrig und seine Vorliebe für seltene und sonderbare Redeweisen (z. B. per anserem statt me hercule, oder sane) spricht sich auch in der Stelle der Vorrede aus, wo er dieselbe entschuldigt, non defuturos opinor qui me admodum similiter atque uno modo pulegioque Latini sermonis paene nullo usum scripsisse clament &c. Doch verspricht er für die Zukunft: ab hac saltem parte minus ad carpendum materiae, si poterō, relinquam.

G e t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.

Den 12. Julius 1827.

K o p e n h a g e n.

Julii Firmici Materni V. C. De errore profanarum religionum ad Constantium et Constantem Augustos Liber. Edidit Fridericus Münter, Episcopus Selandiae. Havniae. Anno ecclesiae Danicae millesimo. 1826. XXX u. 122 S. in 8.

Herr Bischof Münter hat sich durch diese neue von ihm besorgte und ausgestattete Ausgabe eines älteren kirchlichen Schriftstellers ein neues Verdienst um die christliche Gelehrsamkeit im engeren Sinne erworben, dessen Werth durch mehrere Umstände erhöht wird. Firmicus gehört ein Mal unter diejenigen älteren Schriftsteller, mit deren Existenz wir erst spät bekannt geworden sind. Erst im dreizehnten Jahrhundert findet man einen Firmicus Maternus zum ersten Mal von Honorius von Autun angeführt, aber als den Verfasser eines ganz anderen Werks angeführt, dessen sehr verschiedener mathema-

Ⓔ [5]

tisch = astronomischer Inhalt wie die Verschiedenheit der Sprache es sehr zweifelhaft macht, ob er auch Verfasser des vorliegenden war, wie wohl er in der Aufschrift von jenem mit der nämlichen Note eines V. C. (Vir Consular.) wie in der Aufschrift von diesem bezeichnet ist. Die vorliegende Schrift selbst wurde dann erst im sechszehnten Jahrhundert von Flacius aus einem alten Coder an das Licht gebracht, den er zu Minden in Westphalen aufgespürt hatte, und in diesem Coder, aus welchem sie Flacius im Jahr 1562 zu Strassburg abdrucken ließ, ist sie der Welt allein erhalten worden, denn bis jetzt hat sich keine weitere Handschrift davon entdecken lassen. Auch diese von Flacius aufgefunden Handchrift hat sich wieder verloren; wenigstens weiß man nicht, wo sie hingekommen ist; schon bey diesen Umständen läßt sich aber voraus von einer neuen jetzt zu unserer Zeit auf die Schrift verwandten Bearbeitung eine reiche Erndte erwarten, so viel auch schon im siebzehnten Jahrhundert von mehreren, besonders niederländischen Gelehrten dafür gethan wurde: doch was darf man nicht bey der besonderen Beschaffenheit ihres Inhalts gerade von dem neuen Herausgeber erwarten, den sie jetzt gefunden hat? Bey diesem Inhalt der Schrift kann das Hauptgeschäft, das dieser darauf zu verwenden hat, bloß darin bestehen, daß er auf dasjenige aufmerksam macht, was darin auf die Geschichte der älteren heidnischen Religionen Bezug hat, die darin der christlichen gegenüber gestellt werden, und auf ihre Mythen, Symbole und Mysterien ein helleres Licht werfen kann. Durch die neueren darüber angestellten Forschungen hat der Gegenstand ein immer größeres Interesse erhalten; es hat sich aber auch dabey erprobt, daß

sich die immer noch dunkeln Partien davon nur durch die Hülfe einer sehr ausgebreiteten historisch-literarischen und antiquarischen Gelehrsamkeit aufklären lassen, und wen kann man nach diesem zu dem Geschäft für geeigneter halten, als den dänischen Huet? Der Herr Bischof hat indessen sein Verdienst nicht bloß darauf beschränkt, sondern er hat auch seinen Schriftsteller dazu benützt, um über manches andere, was zu der religiösen und zu der politischen Zeitgeschichte gehört, mehr Licht zu verbreiten, so wie er seine sonstige Kenntniß von dieser wieder dazu benützt hat, in manche dunkle Stelle seines Schriftstellers einen klaren und bestimmteren Sinn zu bringen. Dieser wird indessen vorzüglich dadurch schätzbar, weil sich in ihm der christliche Geist seiner Zeit so offen und unumwunden ausspricht, und die neue Richtung, welche ihm die von Konstantin vollendete Revolution im Staate gegeben hatte, mit seinem neuen Streben nach Alleinherrschaft so ehrlich-unverholen erkennen läßt. Die ganze Tendenz der Schrift geht ja nur dahin, die Söhne von Konstantin, die zwey neuen Regenten Konstantius und Konstans aufzufordern, daß sie die ihnen von Gott verliehene Macht eifriger dazu verwenden sollten, die Ueberreste des heidnischen Götzendienstes im Reiche schneller abzuthun, und damit das Christenthum früher nicht nur zur herrschenden, sondern auch zur einzig geduldeten Religion im Staate zu machen. War doch selbst der neue Geist schlau genug, den christlichen Eifer der Regenten auch durch die Vorstellung der Vortheile zu reizen, welche sie sich selbst durch die Confiscation der heidnischen Tempelschätze, und durch die Secularisierung der Tempelgüter machen könnten; nur unterließ Maternus nicht, ihnen dabey einen

Wink zu geben, daß sie auch den christlichen Kirchen etwas davon zuwerfen möchten, denn S. 112 schob er in seine Ermahnung: Tollite! Tollite securi, sacratissimi Imperatores! ornamenta templorum. Donaria universa ad utilitatem vestram — transferte! sehr beachtlich zwischen vestram noch das Wort: Dominique hinein.

L e i p z i g.

Evangelischer Glaubensschild, oder vergleichende Darstellung der Unterscheidungslehren der beiden christlichen Hauptkirchen. Von Ludwig Sackreuter, Freyprediger und Lehrer an der zweyten Stadtmädchenschule zu Darmstadt. Mit einem Vorwort von D. Ernst Zimmermann. 1827. 264 S. in 8.

Ein zweyter einfacherer Titel: Katechismus der Unterscheidungslehren der römisch-katholischen und evangelisch-protestantischen Kirche, gibt von dem Inhalt dieser Schrift und von dem Eigenthümlichen ihrer Form eine weniger antike und doch bestimmtere Beschreibung; in Beziehung auf jenen und auf dieses stimmt aber Rec. allem demjenigen sehr willig bey, was Herr D. Zimmermann in dem Vorworte zu ihrer Empfehlung gesagt hat. Die Klasse von Lesern, für welche der Verfasser seine Schrift zunächst bestimmt hat — Vorr. S. XII. — der gebildete Bürger und Landmann, der Volksschullehrer und die in ihren religiösen Kenntnissen schon etwas vorgerückten Confirmanden können gewiß durch seine Anleitung in den Stand gesetzt werden, sich über die abweichenden Lehren beider Kirchenparteyen auch selbst zu unterrichten, und sich zu ei-

ner klaren Ansicht derselben zu verhelfen. Dieß hätte wohl auch ohne die catechetische Form geschehen können; daher möchten wir dem Verfasser kein besonderes Verdienst wegen dieser zuschreiben, wiewohl wir ihn wegen ihrer Wahl doch auch nicht tadeln, da sie bey jenen Lesern, die er im Auge hatte, schwerlich einen Anstoß erregen wird; aber sein Hauptverdienst, und ein sehr großes, finden wir darin, daß er es auch solchen Lesern möglich gemacht hat, sich zu einer wahren, zu einer richtigen, und zwar nicht nur im Großen, sondern auch im Einzelnen hinreichend richtigen Ansicht jener Unterscheidungslehren zu erheben. Bey manchen mußte er dabey auf Schwierigkeiten stoßen, welche theils die Natur der Lehren, deren genaueres Auffassen auch wissenschaftliche und gelehrte Kenntnisse voraussetzt, theils die Beschaffenheit der Leser ihm entgegenstellte, bey denen er diese eben so wenig voraussetzen, als er sie ihnen beyzubringen suchen durfte. Dennoch ist uns nicht leicht eine Lehre vorgekommen, bey welcher der Divergenzpunkt zwischen unserer und der katholischen Ansicht unrichtig von ihm aufgefaßt, oder in ein falsches Licht gestellt worden wäre. Wenn man auch hin und wieder auf eine weniger genaue Angabe, oder auf eine nicht ganz historisch-treue Erklärung wie S. 9 stößt, oder bey der Ausführung einiger Lehren, wie bey den Lehren von der Erbsünde, von der Rechtfertigung, von guten Werken und ihrer Verdienstlichkeit einige feinere Bestimmungen der Schulen vermißt, so betreffen doch jene meistens nur Nebenpunkte und die Weglassung von diesen schadet dem Hauptbegriffe nichts. Der letzte ist in jeder Lehre aus den symbolischen Bekenntnißschriften jeder Kirche selbst ausgezogen; da-

her billigen wir es auch sehr, daß er das Hauptsymbol der katholischen, die *Professio fidei Trident.* von Pius IV. als Anhang S. 253 — 257 beydrucken ließ, wenn er aber S. 257 — 264 jenes neueste Formular einer Confession, das von der evangelischen Kirchenbehörde im Großherzogthum Baden für die neue evangelische Gemeinde zu Mülhausen und Lehningen entworfen wurde, als zweyten Anhang mit der Aufschrift: Glaubensbekenntniß der evangelisch = protestantischen Kirche, beyfügte, so wird man es zwar als eine merkwürdige Urkunde nicht ungern hier finden, aber sich selbst bescheiden, daß es doch nicht ganz in eine Kategorie mit jenem gehört.

L o n d o n.

A Synopsis of the Diseases of the Eye and their Treatment: to which are prefixed a short description and a sketch of the Physiology of that Organ. By Benjamin Travers, Surgeon to St. Thomas Hospital. Second Edition. 1821. 462 Seiten in gr. 8. ohne die Vorreden, mit 6 sauber ausge-mahlten Kupfern.

Einer der verdientesten englischen Wundärzte, dessen Abhandlung on Iritis wir 1819 St. 109 zu würdigen suchten, gibt uns hier aus der Fülle seiner Erfahrungen über die meisten Augenkrankheiten ein etwas umfassenderes Werk. Wir beschränken uns einige der merkwürdigsten Bemerkungen des Verfs. aphoristisch anzuzeigen. Der *circulus Petiti* werde erschlafft wenn die Ciliar-Fältchen geschlossen, ausgedehnt wenn sie separiert werden. Ein Hr. Dr. Koget vermöge seine Iris

willkürlich zu bewegen. Der W. hob oftmals eine Unverträglichkeit des Lichtes in zwölf Stunden durch Blasenpflaster. Von der Heilung eines gangränösen Geschwürs der Hornhaut wird ein interessanter Fall erzählt. Eine verdunkelte Stelle der Hornhaut werde oft durch einen Stich mit der Staarnadel aufgeheilt. Der Nutzen des Quecksilbers gegen Iritis wird bestätigt. Die *organic amaurosis* sey von der *functional A.* wohl zu unterscheiden. Durch einen Schlag auf die linke Schläfegegend erblindete das rechte Auge, dagegen das linke vorher staarblinde Auge sehend ward. In zwey Fällen gelang die Heilung einer dem *tic douloureux* gleichenden Augenentzündung durch Arsenik, in welchen Opium den Paroxysmus nicht abzuhalten vermochte. Verschiedene wegen eines Kapselstaars mit der Nadel in der Kapsel gemachte Oeffnungen, bewirkten ein unterbrochenes Gesicht, so daß der Mond wie zerstückelt selbigem Auge erschien. Interessant ist die Geschichte der Blindheit des großen Dichters Milton. Ein abgebrochenes Stück einer Staarnadel sah Herr L. durch den humor aqueus aufgelöst werden, auch beobachtete er einen Mangel der *punctorum lacrymalium*. Die sogenannte *cataracta humoris Morgagni* sey eine eitle Hypothese, Steinchen in den Thränengängen gleichen denen in den Speicheldrüsen. Höchst wichtig sind die angeführten Beispiele, welche beweisen, daß mehrere zugleich vorhandene krebfige Blutschwämme von der Wegschaffung des hauptsächlichsten nicht abhalten dürfen. Laues Wasser wird bey Augenkrankheiten sehr gelobt. Selbst heißes Wasser vertrage das Auge. Gegen die Geschwüre der Hornhaut sey eine Auflösung des Höllesteins das beste Mittel, Calomel

dagegen höchlich zu meiden. Durch das Ausziehen eines kranken Zahnes ward offenbar eine amaurosis aufgehalten, dagegen das veräumte Ausziehen auf der entgegengesetzten Seite, zwey Jahre vorher, amaurosis veranlaßte. Sehr nützlich bewiesen sich Blasenpflaster bey amaurosis. Electricität sah er in keinem Falle nützen. Vom Quecksilber glaubt er nur in frischen und schnellen Fällen Nutzen bemerkt zu haben. Saunder's und Ware's Methoden verdienen alles Lob. Das Beersche Staarmesser sey dem Wenzelschen und Richterschen vorzuziehen. Die Goldsalbe sey ein excellentes Mittel. Daß die Absorbtion des Meibomschen Schleimes das erste Stadium der so genannten Thränenfistel ausmache, sey eine bloße Hypothese. Wie das Einbringen eines metallenen Röhrchens bey der Thränenfistel nützen könne, sey unbegreiflich. Ueber den fungus medullaris und haematodes des Auges werden treffliche Bemerkungen und naturgetreue Abbildungen mitgetheilt, der Sitz derselben finde sich in den gefäßreichen Gebilden des menschlichen Körpers, am Auge daher, insbesondere in der Aderhaut, in der Hornhaut und in der Linse würden sie nicht angetroffen. In der Leiche einer amaurotisch gewesenen Person fand der Verfasser bloß die leeren Scheiden der Sehnerven, und alle Marksubstanz verschwunden. Eine genaue Erklärung der überaus schönen Abbildungen machen den Beschluß dieses nütlichen Werkes.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. Stück.

Den 14. Julius 1827.

M a r b u r g.

Bey Krieger: Geburtshülfliche Abhandlungen, nebst einer Nachricht über die academische Entbindungsanstalt zu Marburg, von Dr. Dietr. Wilhelm Heinr. Busch, Prof. d. Med. u. Geburtshülfe zu Marburg. Mit drey Abbildungen. 1826. IV und 333 Seiten in gr. 8.

Der Verf. bietet uns in dieser kleinen Schrift vier Abhandlungen dar, von denen drey bereits in verschiedenen Zeitschriften einzeln erschienen, zwey davon jetzt jedoch mit einem Nachtrage bereichert sind; die vierte aber, welche die Nachricht über die Entbindungslehranstalt zu Marburg, nebst dem zweyten Jahresberichte der Ereignisse in derselben enthält, ganz neu ist. Alle verdienen, ihrer Gründlichkeit wegen, in der That auch, durch ihre Vereinigung zu einem Ganzen der Vergessenheit entrissen zu werden, der bloße Journal-Aufsätze so leicht unterworfen sind.

F [5]

I. Geburtshülfliche Betrachtungen über die Wendung. Diese Abhandlung beschäftigt sich in ihrem ersten Theile mit der Wendung auf die Füße, im zweyten mit der auf den Kopf, im dritten mit der Wendung durch äußere Handgriffe, und im vierten mit der Selbstwendung, worauf der Nachtrag folgt. Erstere, die Wendung auf die Füße bleibt, wie der Vf. mit Recht bemerkt, ungeachtet der Einschränkungen denen man sie in neueren Zeiten unterworfen hat, eins der fruchtbringendsten Hülfsmittel der Entbindungskunst. Wir können ihm jedoch nicht beystimmen, wenn er glaubt, daß üble Kopfstellungen und Gesichtslagen unbedingt aus der Reihe der Anzeigen zu dieser Operation wegzustreichen seyen. Es gibt allerdings Fälle dieser Art, in denen, auch ohne Gründe zur schleunigen Entbindung, die Wendung auf die Füße jedem anderen Verfahren vorzuziehen ist. Daß bey Schiefheit des Beckens, vermöge deren dieß auf einer Seite weiter als auf der anderen ist, und unzureichenden Wehen die Wendung auf die Füße öfters auch bey vorliegendem Schädel mit dem besten Erfolge vorgenommen wird, hätte bey Erwähnung der Anzeigen wohl Berücksichtigung verdient. Von der Wendung bey verengertem Becken überhaupt ist späterhin, im Nachtrage, die Rede. Der so genannten Wendung durch äußere Handgriffe, zu der uns *Wigand* wieder zurückgeführt hat, wiederfährt hier nicht ganz das gebührende Recht. Es stimmt, nach unserer Ansicht, mit dem Zwecke dieses Verfahrens nicht überein, es nur dann vornehmen zu sollen, wie der Verf. meint, wenn der zur Wendung auf die Füße angezeigte Termin noch nicht gekommen ist. Gerade dieser ist auch der rechte für jene Operation, indem früher, ehe der

Muttermund sich gehörig geöffnet, und die Blase sich gestellt hat, der vorgeschobene Kopf sich nicht wohl auf dem Eingange des Beckens festhalten läßt, wozu das Sprengen der Fruchthäute und kräftige Behen, die ihn sogleich in jene Oeffnung so weit hineintreiben, daß er nicht wieder zurücktreten kann, wesentlich nöthig sind. Die zur Veränderung der ungünstigen Fruchtlage vorzunehmenden äußerlichen Handgriffe sind auch gerade während dieses Zeitpuncts um so weniger einer Gegenanzeige unterworfen, als sie, falls sie auch nicht gelingen, doch der nachherigen Wendung auf die Füße nicht im geringsten Eintrag thun. Was der Verf. über die Unterlassung der künstlichen Wendung, um die Selbstwendung der Frucht zu erwarten, sagt, stimmt mit unserer Ueberzeugung ganz überein; doch gibt es seltene Fälle in denen bey kleinen, tief in das kleine Becken in ungünstiger Lage eingepreßten, meistens nicht ausgetragenen, und schon todtten Leibesfrüchten die so genannte Selbstentwicklung mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten ist, und in diesen dürfte, wie der Verf. es auch im Nachtrage zu dieser Abhandlung selber an gibt, das Abwarten der Wirksamkeit der Natur, so lange es ohne dringende Gefahr geschehen kann, doch der, gewöhnlich dann sehr gewaltthamen, Wendung auf die Füße vorzuziehen seyn. Die dringende Empfehlung, bey solchen Wendungen, bey denen es nur auf Lagenverbesserung, und nicht zugleich auf Beschleunigung der Geburt ankommt, nur einen Fuß in die Scheide herabzuführen, und so eine halbe Steißgeburt zu bewirken, wird durch den glücklichen Erfolg, den auch Ref. bey diesem Verfahren erhielt, vollkommen gerechtfertigt. Sehr bedenklich scheint es uns jedoch, nach Betschlers Vorschlag, die

Wendung auf den Steiß der auf die Füße vorzuziehen. Nur unter sehr günstigen Umständen kann dieß vorthailhaft seyn. — Unter Wendung auf den Kopf versteht der Verf. diejenige, welche durch Einführung der Hand in die Gebärmutter, mit der man den Kopf faßt, und auf den Eingang des kleinen Beckens stellt, vollführt wird. Zu ihrer glücklichen Bestreitung fand er besonders eine große Menge von Fruchtwasser, und hohen Stand der Frucht nothwendig. Bey wenigem Fruchtwasser, und wenn die Frucht tief, gleichsam auf dem kleinen Becken lag, war die Einführung des Kopfes zwar auch nicht schwer, aber der übrige Körper folgte seiner Bewegung ungerne, und behielt eine große Neigung seine vorige Lage wieder anzunehmen. Ganz besonders leicht und sicher gelang dieß Verfahren bey dem zweyten Zwillingskinde. Ueble Bildung des Uterus erschwerte es dagegen vorzugsweise, ja dieser darf nicht einmal durch ungleiche Zusammenziehungen seiner einzelnen Partien gelitten haben. Abfluß des Fruchtwassers, alle Gründe zur Beschleunigung der Geburt, und die Fälle, bey denen die Nabelschnur entweder schon vorliegt, oder ihr Vorfall zu fürchten ist, verbieten diese Operation, und machen die Wendung auf die Füße nöthig. Zur Herabführung des Kopfes hält der Verf. es am sichersten, mit der eindringenden Hand die Blase zu sprengen, und so, wenn man sie hoch genug hinauf geschoben hat, ihn über dem Hinterhaupte und Nacken zu fassen, und unter dem Abflusse des übrigen Fruchtwassers in einer sanft zurückziehenden Bewegung auf der oberen Beckenöffnung zu fixieren, bis daß die Zusammenziehungen des Uterus dieß bewirken. Bey wenigem oder bereits abgeflossenem Fruchtwasser zieht er jedoch die von D'Du-

trepont genau beschriebene Methode, den Kopf durch Aufwärtsschieben des schief liegenden Kumpfes herabzuleiten, vor. — In Betreff der Wendung durch äußere Handgriffe räth er jeden Druck zur mechanischen Lagenveränderung der Leibesfrucht zu vermeiden, und es bey einer zweckmäßigen Lage der Kreisenden, gelinden Reibungen des Gebärmuttergrundes, und den etwa erforderlichen medicinischen Hülfsmitteln bewenden zu lassen. Nach Ref. Ueberzeugung ist jedoch das methodische Streichen des Unterleibes, wobey der Hintere der Leibesfrucht gelinde gehoben, und der von außenher am vorderen Rande der oberen Oeffnung des kleinen Beckens fühlbare Kopf sanft nach innen geschoben wird, für das Gelingen der Operation, in den Fällen, in denen die eigene Thätigkeit der Gebärmutter bey einer guten Lage der Kreisenden nicht zureicht, unentbehrlich; selbst wenn ihren Zusammenziehungen dadurch auch nur die gerade hier nöthige Richtung ertheilt werden sollte, wozu das bloße Reiben des Muttergrundes nicht genügt. — Bey der Selbstwendung der Leibesfrucht unterscheidet der Verfasser mit Recht, die von freyen Stücken erfolgende Lagenveränderung derselben vor dem Abgange des Fruchtwassers; die nach demselben eintretende, ehe eine bedeutende Portion der Leibesfrucht in das kleine Becken herabgetrieben worden; und die Selbstentwicklung, die sich erst, nachdem sie schon größten Theils in dieses hineingepreßt war, ereignet. Ohne diesen Gegenstand zu erschöpfen, wie auch nicht seine Absicht war, sagt der Verfasser doch viel Lehrreiches darüber. Daß nach einer Selbstwendung nach abgeflossenem Fruchtwasser die Leibesfrucht immer todt zur Welt komme, fand Ref. nicht bestätigt, so wie er auch eine durch

Selbstentwicklung beendigte Geburt einer etwa achtmonatlichen todtten Frucht beobachtete, wozu bey die Mutter nicht bedeutend litt, und sich bald darnach wieder erholte. — Im Nachtrage wird zu zeigen gesucht, daß ein räumlich beschränktes kleines Becken, bey einer Größe des geraden Durchmessers des Eingangs über drey Zoll, die Wendung auf den Kopf nicht verbiete, und ein allerdings merkwürdiger Fall als Beweis dafür aufgestellt. Nach tief. Ueberzeugung kömmt es hierbey jedoch auf die Art der Verengerung des Beckens, auf die Größe des Kopfes, und auf die sonstigen Umstände an. Ist entweder ersteres schief, und deshalb auf einer Seite weiter als auf der anderen, und sind und bleiben dabey die Wehen schwach und unwirksam; oder ist jener ungewöhnlich groß, wohl gar mißgebildet oder gar einer monströsen Frucht angehörig, oder sind endlich diese so, daß sie jeden Aufschub der Entbindung verbieten, so wird man, ungeachtet der damit für die Leibesfrucht verbundenen Gefahr, doch immer zur Wendung auf die Füße schreiten müssen. Wahr bleibt es überdieß, daß bey mäßig verengertem Becken öfters der Kopf nach gebornem Rumpfe leichter zur Welt kömmt, als wenn er zuerst mit dem Schädel, oder gar mit dem Gesichte voran sich zur Geburt stellt, besonders wenn man nicht auf gehörig starke und anhaltende Thätigkeit der Gebärmutter rechnen kann.

Von der Selbstentwicklung der Leibesfrucht theilt der Verfasser ein paar merkwürdige Fälle mit, deren einer ihm die Ueberzeugung gab, daß dieß Ereigniß nach Indicationen abgewartet großen Nutzen gewähren könne. Anzeigen dieser Art sind aber Kleinheit der tief in das weite Becken eingepreßten, und mit dem Kopfe

nach vorne gelegenen Leibesfrucht, und kräftige Wehen, durch welche die Selbstentwicklung, bey übrigens vollkommenem Wohlsenn der Kreisenden, schon in den Gang gebracht worden ist, und gleichmäßig forttrückt.

II. Beiträge zur Lehre von der Perforation des Kopfes bey der Geburt. Mit guten Gründen verwirft der Verfasser die von Wiganb vorgeschlagene Methode zu perforieren und zeigt sich dagegen in der Darstellung der seinigen als Meister. Die von ihm vorgeschlagenen sehr wirksamen hebelartigen Tractionen ließ Oslander d. ä. gemeinlich im Stehen vornehmen, und er nannte sie daher, sonderbar genug, stehende. Sie wurden jedoch auch nach den Umständen im Sitzen gemacht. Bey der wichtigen Untersuchung über die Anzeigen zur Perforation, im Nachtrage, übergeht der Verfasser die Hauptsache, nämlich den Willen der Mutter. In zweifelhaften Fällen, in denen entweder die Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolgs für Mutter und Kind bey beiden Operationen, dem Kaiserschnitte und der Perforation, gleich geringe ist, oder der Vortheil bey der letzteren offenbar auf Seiten der Mutter ist, wenn gleich durch die erstere das lebende Kind mit Zuversicht erhalten werden könnte, kömmt es, selbst nach Grundsätzen des Rechts, wie Mittermaier erst kürzlich erwiesen hat, allein auf den freyen Entschluß der Mutter und nicht auf den Geburtshelfer an, welche Operation er vorzunehmen hat.

III. Beschreibung von zwey Fällen der Kaisergeburt bey Osteomalacie. Diese Abhandlung, zu der die drey Abbildungen gehören, ist unsern Lesern aus der Anzeige

des zweiten Bandes von Mendes Zeitschrift für die Geburtshülfe u. s. w., in der sie zuerst erschien, hinreichend bekannt.

IV. Nachricht über die Entbindungslehranstalt zu Marburg. Nach einer Uebersicht der Vorfälle in derselben vom 1sten May 1819 bis dahin 1825 wurden in diesem Zeitraume von sechs Jahren 774 Schwangere in der Anstalt entbunden, von welchen sieben Zwillinge geboren. Von den Neugeborenen waren 385 Knaben, und 396 Mädchen. In der Schädellage stellten sich 742, mit dem Gesichte 8, dem Steiße 14, und den Füßen 3 zur Geburt; Queralagen gab es 14. Die Lunge wurde bey vorankommendem Kopfe 50 Mal und einmal nach gemachter Wendung auf die Füße angewendet. Einmal wurde die Perforation vorgenommen, zwölf Mal auf die Füße, und einmal auf den Kopf gewendet, und einmal erfolgte die Selbstwendung. Fünf und dreyßig meist unzeitige Früchte wurden todt geboren, fünfe starben während der Geburt, und vier und zwanzig während des Wochenbettes der Mutter. Sechs Wöchnerinnen starben. Der zweyte Jahresbericht gibt eine Uebersicht der Vorfälle in der Marburger Entbindungs-Anstalt vom 1sten May 1820 bis zum 30sten April 1821. Obgleich in diesem Jahre nur 97 Schwangere entbunden wurden, so kamen doch manche lehrreiche Fälle vor, von denen der Verfasser drey und zwanzig auf eine sehr unterrichtende Weise näher beschreibt. Die Fortsetzung dieser Nachrichten haben wir in der allgemeinen Zeitschrift für deutsche Geburtshülfe zu erwarten.

Mde.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 14. Julius 1827.

P a r i s.

De la religion considerée dans ses Rapports avec l'Ordre politique et civil. Par l'Abbé F. de la Mennais. Troisième Edition. 1826. 364 S. in 8.

Wir benutzen den Anlaß der neuen Ausgabe dieses Werks, das ohnehin eine etwas veränderte Gestalt und mehrere Zusätze darin erhalten hat, um eine der wichtigsten und merkwürdigsten, der fräftigsten und geistvollsten und eben dadurch auch der anziehendsten aller Parteyschriften, die seit der Restauration in Frankreich erschienen sind, unsern Lesern näher bekannt zu machen. Doch der Name und der Character einer Parteyschrift paßt nicht ganz darauf, denn ihr Verf. gehört wenigstens zu keiner der Parteyen, in die sich jetzt Frankreich getheilt hat. Er hat sich auf einen Standpunct gestellt, von welchem er auf alle, auf die ministerielle und auf die liberale, auf die rechte und linke Seite der Kammern, auf Konstitutionisten und Absolutisten, vielleicht auch auf Kongregationisten mit unverholnem und fast gleich-

S. [5]

chem Unwillen herabsieht. Er hat sich nämlich zu der höchsten und äußersten Spitze des Katholicismus erhoben, oder sich diesen in seiner möglichst weit getriebenen Spannung in der Maße zum einzigen Princip gemacht, daß er mit furchtbarer Konsequenz daraus folgert, jede Abweichung davon müsse zuletzt den Atheismus und zugleich auch die Auflösung aller bürgerlichen Ordnung unadwendbar herbeyführen, wie ja das Benspiel des Protestantismus bewiesen habe. Mit den Parteyen, welche dieß Princip verwerfen, hat er jetzt nichts zu thun, als daß er sie als die wissenden oder als die blinden Urheber aller der entseßlichen Folgen denunciirt, welche sich für Frankreich schon daraus entwickelt hätten, noch fortdauernd entwickelten, und in einer nahen Zukunft noch schauervoller entwickeln würden; aber auf diejenigen seiner Zeitgenossen scheint sein Absichten vorzüglich gerichtet, welche sich noch als die Vertheidiger des Katholicismus und der Religion im Königreiche herausstellten, und selbst mit Eifer dafür zu kämpfen schienen. Diesen zeigt er, daß sie bey ihrer entweder aus Mangel an Kraft oder aus Mangel an Einsicht herrührenden Unfähigkeit, oder bey ihrer aus schwacher Nachgiebigkeit gegen die Gewalt des Zeitgeistes, aus niedriger Selbstsucht, oder aus einer noch schändlicheren Quelle entsprungenen Unwilligkeit, consequent zu denken und zu handeln, der guten Sache der Religion und der Monarchie, welche immer nur eine sey und nur eine seyn könne, weit mehr als ihre erklärten Gegner geschadet hätten; aber er zeigt es ihnen mit einer solchen Allmacht der Logik, jetzt mit so erschütterndem Ernst, jetzt mit so brennendem Spott, und so schneidender Ironie, und zugleich mit so furchtloser Kühnheit, und mit so männlicher Erhabenheit über alle kleinliche Rücksichten, daß man sich

fast eben so oft zum Erstaunen, als zur unwillkürlichen Bewunderung hingerissen fühlt. Jetzt ist es einer der älteren Propheten, den man gegen die abgöttischen Könige seiner Nation und ihre Rathgeber, jetzt ist es Rousseau, den man gegen den Erzbischof Beaumont von Paris, jetzt ist es Pascal, den man gegen die Jesuiten sprechen zu hören glaubt, und doch ist es dabey immer der Franzose von Geist, von Geschmack und von dem feinsten Gesellschaftstact, den man zwischendurch hört.

Es versteht sich, daß es nicht unser Zweck seyn kann, mit dem Hn. Abbé über seine Ansicht von dem Katholicismus zu streiten. Das unbefugte Ueberspannte der Voraussetzungen, an denen er sich dazu erhoben hat, und das einseitig Aufgefaßte der historischen Thatsachen, durch welche er sie begründen zu können hofft, könnte leicht auch dem unbefangenen Katholiken fühlbar gemacht werden; wir glauben aber doch, daß er sich zu einer ganz ehrlichen Ueberzeugung davon hinaufgewunden hat. In der ganzen Schrift ist wenigstens dem Rec. nur eine einzige Stelle vorgekommen, die ihm etwas künstlich Gemachtes verrathen hätte — ein paar Complimente, welche S. 133 dem jetzigen Papste im Vorbeygehen gemacht werden — es ist jedoch sehr möglich, daß ihm auch diese nur ein redlicher Glaube abgedrungen haben könnte; daher wird es aber auch für unsere Leser desto interessanter seyn, nur den Herrn Abbé d. L. M. selbst, wie er in dieser Schrift leibt und lebt, kennen zu lernen. Zu diesem Ende dürfen wir den Inhalt der 10 Kapitel, in welche sie eingetheilt ist, bloß kürzlich angeben, und einige der Stellen auszeichnen, in welchen er sich am kräftigsten ausspricht.

Kap. 1. Zustand der Gesellschaft in Frankreich. Wenn England eine aristokratische Re-

publik ist, wofür man seine Regierung erkennen muß, denn nur Kinder können darin eine Monarchie sehen, weil es doch einen Mann in England gibt, den man König heißt, so ist Frankreich eine demokratische. Eine Aristokratie existiert hier gar nicht. Seine zwey Kammern sind bloß zwey Sectionen eines und eben desselben Körpers, die bloß durch eine künstliche Fiction getheilt sind, und dieser Körper ist das Volk, das durch sie die Souverainität ausübt. Das Ministerium ist bloß das öffentliche Organ — l'action publique — dieser souveränen Demokratie, der König aber ist — un souvenir venerable du passé, l'inscription d'un temple ancien, qu'on a placée sur le fronton d'un autre édifice tout moderne. S. 27 — 33. Wie nun aber jede Regierungsform ihren eigenthümlichen Character hat, so ist der Character der Demokratie eine beständige Mobilität. Alles ist darin in beständiger Bewegung, und alles verändert sich darin jeden Augenblick unter dem Conflict von Leidenschaften und Meinungen. S. 34. Eben deswegen muß aber in jedem großen Staate die Demokratie immer nothwendig das Christenthum verdrängen, denn die höchste und unveränderliche Autorität, die es in seiner religiösen Verbindungsform voraussetzt, verträgt sich schlechterdings nicht mit einer Autorität, welche sich in dem politischen Verbande jeden Augenblick ändert. Eine christliche Monarchie kann daher auch nie in eine Demokratie ausarten, ohne daß vorher das religiöse Princip in seiner tiefsten Wurzel verletzt worden wäre; und eine Revolution, die in der Kirche anfängt, muß immer und nothwendig auch auf den Staat sich verbreiten, durch den sie dann erst in der Kirche vollendet wird. So haben wir in Europa erst unter despotischen oder republikanischen

Regierungen die nationalen oder bürgerlichen Religionen entstehen und erwachsen gesehen, die nichts als Masken für den Atheismus sind. S. 36. Nun fährt er S. 37 — 47 der unseligen Wirkungen noch mehrere aus, die sich aus dem demokratischen Princip auch in der Gesellschaft, selbst auch in ihrem wissenschaftlichen und geistigen Zustande entwickeln müßten und auch in Frankreich bereits furchtbar entwickelt hätten, kommt jedoch bald zu der ersten unseligsten zurück, um sich den Uebergang zu dem zweyten Kapitel zu bahnen.

In diesem wird der Beweis geführt, daß die Religion in Frankreich ganz und gar außer der politischen und der bürgerlichen Gesellschaft, folglich der Staat ein atheistischer Staat ist, so viele tausende von Franzosen es auch geben mag, die eben so gewiß auch in einem christlichen Staate, als unter einer monarchischen Regierung zu leben glauben. Kommt denn — fragt er hier S. 50 — kommt denn der Name Gottes auch nur einmal in unseren Gesetzbüchern und in den Sammlungen unserer königlichen Verordnungen vor? Unsere Charte erklärt freylich, daß die katholische Religion die Religion des Staates ist, aber was bedeuten diese Worte? Kann man etwas anderes darin sehen, als eine einfache Angabe der Thatsache, daß sich die größere Anzahl der Franzosen zu der katholischen Religion bekennt, wenn die nämliche Charte erklärt, daß der Staat allen Religionsparteyen, die gesetzmäßig im Königreiche anerkannt sind, und ihrem Cultus einen gleichen Schutz zugestehet? Und genießen sie ihn nicht auch wirklich? Ernennt nicht dieser Staat selbst oder bestätigt er nicht wenigstens die Kirchendiener dieser verschiedenen Parteyen? Werden von ihm nicht alle Jahre eigene Summen zu ihrer Besoldung, wie zu

der Erbauung und Unterhaltung ihrer Tempel bewilligt? Genießen sie nicht die nämlichen Privilegien wie der katholische Clerus? ja werden sie nicht in manchen Hinsichten mehr als dieser begünstigt? 'Or — schließt er nun — l'état, qui accorde une protection égale aux cultes les plus opposés, n'a évidemment aucun culte, l'état, qui paie des Ministres pour enseigner des doctrines contradictoires n'a évidemment aucune foi, et l'état, qui n'a aucune foi, ni aucun culte, est évidemment athée.' S. 51. Aber — fährt er fort — hat man es nicht ganz laut behauptet, hat es nicht einer unserer ersten Advocaten im J. 1817 in einer öffentlichen Sitzung unseres höchsten Tribunals ganz laut behauptet, daß unsere Gesetze atheistisch seyen, und atheistisch seyn müßten? und haben nicht alle Sectionen des Cassationshofes unter dem Vorhitz des Siegelbewahrers nach den Conclusionen dieses Advocaten damals entschieden? — Im J. 1824 fühlte sich die Regierung endlich gedrungen, gegen das so häufig gewordene Verbrechen des Kirchenraubes eine Verfügung zu treffen, denn ein Kirchenraub konnte vorher von unsern Tribunalen nicht als solcher gestraft werden — par ce que selon nos codes la maison de Dieu était considérée comme inhabitée. Man schlug also zuerst vor, sie wenigstens in eine gleiche Linie mit jenen Dörfern zu stellen, in welchen unsere Hausthiere aufbewahrt werden, also unsere Tempel zu der Würde von Ställen zu erheben; aber man hütete sich auf das sorgsamste, in dem Gesetzworschlage darüber den Namen sacrilège anzubringen, und wenn er auch hernach in den Vorschlag hineinkam, der im Jahr 1825 durchging, so ist doch gar nicht von Gott darin die Rede, denn die Urheber des Vorschlags erklärten selbst, daß ein

Sacrileg kein Verbrechen gegen Gott, sondern nur gegen die Meinungen, gegen die Gefühle und gegen den Glauben der Völker sey, S. 54. Daß dieß auch der Minister der geistlichen An-
 gelegenheiten, daß es auch Herr Fraissinous bey einer andern Gelegenheit selbst in der Kammer gestand, wird S. 65. 66 sehr bitter gerügt; bitterer wird aber S. 68 flg. gerügt, daß man der Religion in politischer Beziehung gar keinen Einfluß und gar keine Rechte — nicht einmal die Selbst-Administration ihrer Güter mehr gelassen, und sie auch von jeder Einwirkung in bürgerliche Verhältnisse ausgeschlossen hat. Ist es nicht — fragt der Verfasser — ist es nicht der Atheismus, der bey uns allen Handlungen des menschlichen Lebens vorsteht? Ein Kind wird geboren; man trägt es in die Register ein, comme à l'entrée de nos villes les animaux soumis à l'octroi. Nichts, was der Staat dabey vorgeschrieben hat, erinnert an die Natur des neuen Wesens, das nach dem Bilde Gottes gemacht ist, nichts an die Schicksale, die es erwarten, und nichts an die Pflichten, die es zu erfüllen hat. Es kann aufwachsen, ohne daß ein Himmelswort an seiner Wiege ausgesprochen worden ist, und es kann sterben, ohne eine andere Religion gekannt zu haben als den Götzendienst des Egoismus, eine andere Moral, als die Moral unserer Criminalgesetze und eine andere Gottheit als den Scharfrichter. — Bey allen Nationen, selbst bey den rohesten, hat die Ehe einen geheiligten Character, denn das erhaltene Andenken an ihre ursprüngliche Einsetzung hat die Menschen überall gelehrt, daß es nur Gottes Macht ist, welche das geheimnißvolle unauflöbliche Band knüpfen kann, das den Gatten mit der Gattin vereinigt. — 'Pour nous, peuple sans Dieu — nous avons chargé un

adjoint de village, d'accomplir, loin de l'autel l'oeuvre de la toute puissance, de lier à jamais les destins de l'homme à ceux de la compagne, qu'il s'est choisie, d'enchaîner les caprices de son coeur, de créer la famille, la puissance paternelle, les devoirs des enfants; car, s'il ne fait pas toutes ces choses, le mariage, dont il est le ministre, n'est qu'un concubinage légal, une véritable prostitution. — Aber kommen wir erst an die letzte Scene von dem traurigen Drama des Lebens in atheistischen Gesellschaften! Das Gesetz kennt weder Tröstungen noch Hoffnungen die es dem Sterbenden geben könnte. 'Hors de la terre il n'y a rien pour elle. Ses sollicitudes touchent à leur terme; elle n'a plus à s'occuper, que de quelques soins de voirie. Un officier public vient constater la mort. Il déclare, qu'appelé en tel lieu, il y a vu un cadavre; on écrit sur un registre le nom du décédé; deux fossoyeurs font le reste.' S. 72. Jetzt kann man sich schon selbst vorstellen wie es im dritten und vierten Kapitel donnern und blihen mag, in welchem gezeigt wird, wie sich der Atheismus aus dem Kreise der politischen und der bürgerlichen Ordnung auch in die häusliche Gesellschaft und die Verhältnisse des Familienlebens hinüber gezogen hat, und wie jetzt die Religion in Frankreich in dem Auge des Gesetzes eine bloße Administrationsfache geworden ist. Zuerst bedauert hier der Herr Abbé S. 75 die schwache Gutmüthigkeit so mancher Freunde, welche die Religion noch in Frankreich habe, die sich, wie selbst Herr Vicomte de Bonald, mit der Einbildung schmeichelten, daß mit dem neuen Jahrhundert ein neuer religiöser Geist in der Gesellschaft erwacht sey und das Christenthum mit jedem Tage weitere Fortschritte mache. Ja, sagt

er nun, aus mehrern Zeiterscheinungen mögen wir schließen, daß der Kampf zwischen dem guten und zwischen dem bösen Geist hier und da wieder beginnt; aber daraus dürfen wir noch auf kein Vorherrschen des guten Geistes schließen, sondern der Kampf und der ganze Gang des Kampfes beweist vielmehr, daß der gute Geist, anstatt zu herrschen, dahin gebracht ist, sich vertheidigen zu müssen. Auch ist ein unermesslicher Unterschied in der Stellung der kämpfenden Parteien gegen ihre ehemalige eingetreten. Der offene Krieg des Atheismus gegen die katholische Religion fing schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, aber damals konnte er von ihm nur mit zerstreuten, fast noch gar nicht organisierten Truppen, und mußte zugleich gegen die öffentliche Gesellschaft geführt werden, die damals, wenn auch nicht in ihren Gliedern, doch in ihren Gesetzen, in ihren Instituten, in ihren Gebräuchen und in ihren Maximen noch christlich war. Jetzt hat sich hingegen der Atheismus der ganzen Gesellschaft bemächtigt, jetzt greift er die Religion mit der ganzen Macht an, die ihm auch die Gesellschaft leiht, die Religion aber kann sich nur noch durch einzelne isolierte Individuen gegen ihn vertheidigen, und wie lange kann, wie lange wird sie, dem verderbenden Einflusse des Staates selbst ausgesetzt, in diesen Individuen sich halten? 'Car — hier mag der Herr Abbé wieder selbst sprechen — quel est le peuple, dont la foi pût résister à des lois athées, et à l'influence continuelle d'un gouvernement, à qui toute croyance est indifférente. Quand on le voit payer également les cultes les plus opposés, que voulez-vous, que pense la multitude toujours déterminée par l'exemple. Incertains de ce quelle doit croire elle

s'affranchit bientôt de la pratique gênante des devoirs religieux: elle deserte l'église pour tous les lieux, où les passions l'appellent, et privée d'instruction, de conseils, de règle de conduite elle tombe rapidement dans une ignorance profonde, et dans des habitudes brutales. Le repos du jour saint n'est plus gardé, et en cela on ne fait qu'imiter l'administration même: le dernier signe de communion, qui existe entre les peuples, au milieu de tant de cultes divers, disparoit. Cependant la depravation va croissant: les liens de la famille se relâchent, ou plutôt l'on ne connoit plus ni mariage ni paternité; un homme a sa femelle et ses petits, voilà tout, et encore souvent ne sait on, à qui ils appartiennent. Les vices se propagent: on les étale sans honte à tous les yeux. Ils entourent l'enfant dès le berceau et leur hideuse nudité n'inspire, ni horreur, ni étonnement. Au sens moral, à peu près éteint, succède une sorte de mouvement aveugle, qui pousse stupidement des êtres dégradés vers tout ce qui promet quelque jouissance à leurs grossiers appétits. Quelquefois un instinct féroce se développe en eux; ils ont soif du sang et des forfaits inouis épouvantent le monde S. 82. 83. Nun kommt aber Herr I. M. erst darauf, wie planmäßig man das Corruptionssystem der Jugend organisiert und ihre Erziehung zur Irreligion eingeleitet, indem man ihren Unterricht mit dem ganzen Schulwesen der Kirche und selbst schon ihrer Aufsicht entzogen, und für reine Staatssache erklärt habe. Dabey kommt S. 87 der Hr. Minister von Corbiere am schlimmsten weg, denn dieser hatte sich einmal in einer Sitzung der Pairskammer die

Aeußerung entfallen lassen, daß der öffentliche Unterricht in Frankreich eine politische Staatsanstalt, und daß er dieß von jeher gewesen sey, weil man es hier immer als *Maxime* angenommen habe, daß es Pflicht und Sache des Staats sey, für die Erziehung zu sorgen; dafür wird er hier aber aus dem *Moniteur* belehrt, daß erst der Nationalconvent im J. 1793 die schöne *Maxime* aufgestellt, und freylich auf den Vorschlag einer der *Corbierischen* nicht weit nachstehenden ministeriellen Autorität auf den Vorschlag des würdigen — *Danton* aufgestellt habe. Mit lustigem Spotte wird hingegen S. 89 ein Antrag des *Hn. Marquis von Lally Tollendal* berührt, worin er es den Ministern besonders an das Herz gelegt hatte, daß sie auch für die Bildung französischer Bürgerinnen sorgen, und ihnen zu diesem Ende schon in der Kindheit die *Charte* als zweytes Lesebuch, und sogleich darauf als drittes die *Bosquetische* Vertheidigung der vier Propositionen der gallicanischen Kirche vom J. 1682 in die Hände geben sollten. Ohne Spott, jedoch mit brennendem Ernste, wird aber nach der weiteren Entwicklung dieser und anderer aus dem demokratisch-atheistischen Princip ausgeflossenen Folgen noch besonders bemerklich gemacht, daß es nicht nur in die Geseße *l'anarchie la plus hideuse*, sondern auch in die Administration einen *Despotismus* gebracht habe, *tel, qu'il n'en exista jamais de si funeste et de si degradant*. Ja — ruft der *Wf.* S. 96 im glühendsten Unwillen aus — *'A la seule vue de ce supplice, car c'en est un, on seroit tenté de croire, qu'il y a des crimes, pour lesquels la justice supreme condamne les peuples à être étouffés dans la boue!'* Gewiß — schließt er nun S. 100 — wir sind weit herabgekommen, so weit herabge-

kommen, daß man kaum begreift, wie es möglich seyn kann, noch tiefer zu sinken. Eine Nation kann verderben werden. Sie kann selbst, wenn ihr Verderben eine gewisse Stufe erreicht hat, völlig zu Grunde gehen. Dieß hat man schon gesehen; aber daß ein Volk mit systematischer Besonnenheit jedes geistige Princip aus seinen Gesetzen ausstößt, und jede religiöse, mithin auch jede moralische Wahrheit hinaus wirft, dieß ist eine ganz neue Erscheinung in der Geschichte der Menschheit, von der man sonst noch kein Beyspiel gesehen hat. Und doch — setzt er hinzu — ‘*je m'étonne moins encore de cette prodigieuse dégradation, que de l'espèce de l'orgueil, qu'elle inspire à certains êtres, qu'il faut bien appeler humains, puisqu'il leur reste la figure et le langage des hommes.*'

Doch dieß mag hinreichend seyn, unsere Leser, die bisher den Hn. Abbé la Mennais bloß aus seinem Rufe gekannt haben, sattsam zu überzeugen, daß der Mann wahrhaftig seinem Rufe steht, und daß ihm dieser eher zu wenig als zu viel gegeben hat. Weitere Auszüge verbietet uns unser Raum; daher mag bloß noch der Inhalt der sechs weiteren Kapitel, aus denen die Schrift besteht, kürzlich angegeben werden. Kap. V. S. 107 — 135. Folgen des demokratischen Princips in Frankreich in Beziehung auf die Regierung der Kirche, und auf die Verhältnisse der Bischöfe zu dem Papst als dem Mittelpunct der kirchlichen Einheit. Gar übel kommt hier wieder der Minister des Inneren Hr. Corbiere wegen einer Verfügung weg, worin er wie einer seiner Vorgänger, Hr. Lainé, die Bischöfe über einen die Lehre betreffenden Punct instruiert hatte, denn gewiß, sagt er, *ist es un des plus curieux phénomènes de notre siècle, que deux avocats aient tenté*

de singer Henri VIII. S. 123. Auch der Hr. Bischof von Hermopolis — un Prélat, que depuis trois ans nous ne nommons jamais qu'avec une douleur profonde — bekömmt S. 127 eine höchst bittere Lektion, denn er hatte in einer ministeriellen Instruction die Bischöfe daran erinnert, daß keine päpstliche Acte in dem Königreiche publiciert werden dürfe, ohne vorher in der gehörigen Form verificiert zu seyn. Kap. VI. Von dem Papste. S. 136 — 182. Ausführung der drey Säge: Kein Papst, keine Kirche! Keine Kirche, kein Christenthum! Kein Christenthum, keine Religion, wenigstens für ein Volk, das einmal christlich war, und folglich auch keine Staatsgesellschaft. Kap. VII. Von den Freyheiten der gallicanischen Kirche S. 183 — 290. Die Charte, welche die französische Kirche über ihre angeblichen Freyheiten aufweist — die Declaration ihres Clerus vom J. 1682 ist nur das Document und die Acte worin sie selbst ihre Knechtschaft anerkannt hat! — Kap. VIII. Von Nationalkirchen S. 291 — 323. Es gibt keine, und es kann wenigstens keine christliche geben. Das Christenthum — dieß erkennt selbst Rousseau — ist seinem Princip nach eine Universalreligion, est l'institution sociale universelle, die nichts ausschließendes, nichts locales, nichts dem einen Lande mehr als dem andern angemessenes hat. Kap. IX. Betrachtungen über einige besondere Maaßregeln der Regierung in Beziehung auf die Religion. S. 324 — 350. Ueber die gesetzmäßige Dotationsart der französischen Kirchen, denen jetzt alle Jahre die Fortdauer ihrer Existenz in dem Budget so großmüthig von dem Staate zugesichert, aber nur für ein Jahr zugesichert wird. Ueber die Aufnahme von drey Prälaten in den Staatsrath und die Erhebung einiger Bischöfe zu der Pairswürde. Das erste

ist aber bloßer Spott, wie jederman gefühlt hat, und das andere setzt die Religion wie die geistlichen Pairs selbst einer Menge von Inconvenienzen aus, sie mögen nun in der Kammer sprechen oder schweigen. Bisher haben sie fast immer geschwiegen und dieß wird wohl auch in Zukunft fast immer der Fall seyn, aber dieß gibt ihnen keinen kanonischen Grund, sich des Jahrs sechs Monate hindurch von der Residenz in ihren Diocesen zu dispensieren; denn schweigen könnten sie eben so gut auch in diesen. — Ueber die Anstellung eines eigenen Ministeriums für die kirchlichen Angelegenheiten. — Sie hat nichts bewirkt, als eine gefährlichere Unterdrückung der Kirche, da diese dadurch das eigene Werkzeug ihrer Knechtschaft geworden ist. X. Schlußkapitel S. 350 — 362, das mit einer Apostrophe an die Fürsten und Regierungen endigt, in welcher man wenigstens etwas von dem alten Prophetengeist erkennen muß. Er kündigt ihnen an, daß ihr Untergang unabwendbar ist, und daß kein einziger Thron in Europa stehen bleiben wird, wenn sie sich nicht schnell durch die engste Verbindung mit der Kirche aus der falschen Stellung herausreißen, in die sie sich selbst gebracht haben. Beharren sie indessen — setzt er hinzu — in unheilbarer Verblendung darauf, sich in den Abgrund zu stürzen, an dessen Rande sie stehen, so wird zwar die Kirche darüber seufzen, aber keinen Augenblick über dasjenige zweifelhaft seyn, was sie selbst dabey zu thun hat. Sie wird sich aus dem Wirbel der menschlichen Gesellschaft zurückziehen, die Bande ihres Vereins enger zusammenziehen, in ihrem eigenen Kreise durch eine freye und furchtlose Ausübung ihrer göttlichen Autorität Leben und Ordnung erhalten, von Menschen nichts mehr fürchten und nichts mehr

hoffen, sondern in Ruhe und Geduld erwarten, was Gott über das Schicksal der Welt beschließen wird. Ist es nun — doch diesen weissagenden Epilog mag noch der Prophet selbst sprechen: 'S'il est dans ses dessins, que le monde renaisse, alors voici, ce qui arrivera. Après d'affreux desordres, des bouleversements prodigieux, des maux tels, que la terre n'en a point connus encore, les peuples épuisés de souffrance regarderont le ciel. Ils lui demanderont de les sauver et avec les débris épars de la vieille société l'Eglise en formera une nouvelle. — Si au contraire ceci est le fin et que le monde soit condamné, au lieu de rassembler ses débris, ces ossemens de peuples et de les ranimer, l'Eglise passera dessus, et s'élèvera au séjour, qui lui est promis en chantant l'hymne de l'éternité.'

I d w e n.

Car. Christ. Sigism. Bernhardi commentatio de causis quibus effectum sit, ut regnum Judae diutius persisteret quam regnum Israel. Ex sententia nobilissimi Ordinis Philosophorum et Literatorum in academia Lovaniensi praemio ornata. Cum tabula geographica. 1825. XVI und 124 Seiten in 4.

Der beste Theil dieser Abhandlung ist die genaue, nur mit dem Thema zu entfernt zusammenhängende Beschreibung des Locales der beiden Reiche und ihrer Hauptstädte, wobei der Verfasser selbst auf Moses Grenzenbestimmung zurückgeht. Er wagt in geographischer Hinsicht

auch einige neue Vermuthungen, z. B. S. 13 daß מַי חַיִּים יְרוּשָׁלַיִם Jos. 13, 5. 6. einerley sey mit dem Brunnē Salomos (der aber nach des Ref. Meinung nie in der Bibel vorkommt, sondern erst von spätern Bewohnern Palästinas seinen Namen erhalten hat) und Tyrus, welche Vermuthung jedoch zu kühn und unbeweisbar ist. Was die Frage selbst betrifft, so hätte genauer zwischen den natürlichen und den vom religiösen und israelitischen Standpuncte aus gegebenen Ursachen der längern Dauer des südlichen Reichs unterschieden werden müssen. Der Verfasser der Bücher der Könige schreibt den frühern Untergang des nördlichen Reichs bloß seinem Götzendienste zu; und diese Erklärung der Ursachen ist aus dem Erfolg geschlossen und aus dem religiös-paränetischen Zwecke der Bücher der Könige zu erklären. Indes klagen doch auch Juda's Propheten wiederholt über Götzendienst in Juda; und wäre Sanherib nicht nach seinem Unfalle vor Jerusalem von seinen Söhnen ermordet und das assyrische Reich so plötzlich in Ohnmacht herabgesunken, wie wenig später würde Jerusalem gefallen seyn? Einige natürliche Ursachen, welche den Sturz Samariens beschleunigen konnten, z. B. weil Samarien nach seiner Lage in einer fruchtbaren Gegend sehr leicht, Jerusalem aber als in einer öden Gegend gebaut schwerer erobert werden konnte, werden vom Verfasser nicht ohne gute Beurtheilungsgabe zusammen gestellt; so daß man der Arbeit nur noch eine Uebearbeitung und schärfere Benützung der prophetischen Bücher wünschen kann.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 16. Julius 1827.

H a m b u r g.

Neuer Abdruck der vier Hauptgrundgesetze der Hamburgischen Verfassung mit vorausgeschickter erläuternder Uebersicht. 318 S. 8. — Nachtrag zum neuen Abdrucke der vier Hauptgrundgesetze; betreffend 1) die ältern Reccessen, 2) die Wuhrsprache und 3) Zusätze zu der den vier Hauptgrundgesetzen vorausgeschickten erläuternden Uebersicht. 1825. 367 S. 8. — Supplementband zu dem neuen Abdrucke u. und dessen Nachtrage; mit einer Anlage, die Verhandlungen über die Verfassung der freyen Hansestadt Bremen. 1826. 424 S. 8.

Die hier abgedruckten Fundamentalgesetze der Hamburgischen Verfassung, waren fast zur Seltenheit geworden, wenigstens im Buchhandel nicht mehr zu haben; es kann also wohl nicht bezweifelt werden, daß ein Wiederabdruck derselben zum wahren Bedürfnis geworden war. Der Verf. hat sich aber nicht damit begnügt einen bloßen Abdruck zu veranstalten; er hat vielmehr den einzelnen Fundamentalgesetzen eine Ein-

§ [5]

leitung vorangeschickt, in der er eine Uebersicht ihrer Entstehung und ihres Inhalts gibt, und dadurch den Gebrauch derselben ungemein erleichtert. Die Gesetze selbst hat er mit gewissenhafter Treue abdrucken lassen; über seine eigenen Bemerkungen spricht er mit einer vielleicht zu großen Anspruchlosigkeit. Die Hamburgische Verfassung gehört zu denen, die nicht durch eine einzige geschriebene Constitution geformt ward; sondern die durch Zeitumstände sich bildete; wobey jedoch zuweilen Umstände eintraten, welche partielle Gesetzbestimmungen nöthig machten; auf eine ganz ähnliche Weise wie auch die brittische Verfassung sich gebildet hat. Es ist sehr lehrreich für die jetzige Zeit, in der man so gern Constitutionen als Recepte verschreibt, durch welche die Krankheiten des Staats geheilt werden sollen, durch Beyspiele zu zeigen, daß auch auf jenem Wege Staaten zu einer glücklichen Verfassung gelangen können. Die jetzigen Grundgesetze des Hamburgischen Staats sind noch nicht viel über ein Jahrhundert alt; sie sind die Früchte einer kaiserlichen Commission, welche bey der damals herrschenden innern Unruhe zu deren Beylegung durch Kaiser Joseph I. im Jahr 1708 nach Hamburg geschickt wurde. Das erste derselben ist bekannt unter dem Namen: Neues Reglement der Hamburgischen Rathes- und Bürgerconvention de dato 4. Junius 1710. Der Hauptzweck desselben ist das Verhältniß zwischen Rath und Bürgerschaft zu bestimmen. Nachdem der Verf. in einer ausführlichen Einleitung den Inhalt desselben in acht Titeln auseinander gesetzt hat, folgt S. 57 der Abdruck des Gesetzes selbst; mit den durch den Rath und Bürgerfluß vom 22. Sept. 1712 angenommenen Randbemerkungen. Das zweyte Gesetz ist der Unions-Recess der Collegien von dem letztgenannten Jahre.

Es setzt die Rechte und Verhältnisse der bürgerlichen Collegien, das der Oberalten, der Sechziger, und der Diaconen, oder der Hundert und achtziger auseinander. Diese Collegien überhaupt sind die beständigen Bevollmächtigten der Bürgerschaft, die für die Erhaltung ihrer Rechte, und die Wohlfahrt der Stadt zu sorgen haben, damit die Bürgerschaft nicht allemal selbst zusammen zu kommen braucht. Die Uebernahme dieser Stellen, welche man nach der angeführten Ordnung erhält, ist für die Gewählten Bürgerpflicht; unter Verlust des Aufenthalts in der Stadt, und ihres dortigen Grund=Erbes. Sie zusammen bilden also die erhaltenden Behörden, mit denen der Rath in den vorgeschriebenen Fällen sich berathen muß. So wie es ihnen auch zugesteht, die Anträge des Senats an die Bürgerschaft zu prüfen und zu erörtern. Die Einleitung setzt auch hier das Einzelne auseinander, ehe der Receß selber folgt. Das dritte Grundgesetz ist der Haupt=Receß von 1712. Der Zweck dieses Recesses, der von der k. Commission der Bürgerschaft vorgelegt, und nachdem er von dem Collegio der Sechziger und einem Ausschuss von Hundertmännern geprüft war, von der Bürgerschaft bestätigt ward, war, daß er nicht allein die Hoheit der Stadt und ihre Regierungsform bestimmen, sondern auch die hauptsächlichsten Zweige der Verwaltung, denen es an festen Bestimmungen fehlte, durch neue gesetzliche Vorschriften ordnen sollte. Endlich das vierte Grundgesetz ist der Unions=Receß des Senats vom Jahr 1710. Es werden darin sowohl die Pflichten als die Rechte des Senats in einer kräftigen Sprache festgestellt.

Diese vier Gesetze bilden die Grundlagen der jetzt bestehenden Verfassung. Da sie sich jedoch nicht selten auch auf die ältern Reccessen (die zwischen Rath und Bürgerschaft abgeschlossenen Ver-

träge) beziehen, so schien auch eine Kunde von diesen für die Vollständigkeit der Erörterung der Verfassung nothwendig zu seyn. Diesem Mangel nun sollte der Nachtrag abhelfen; jedoch so, daß diese früheren Reccessse vom Jahr 1410 an, bis 1618, deren zwölf sind, nur im Auszuge, wenn gleich oft mit den eigenen Worten der Urkunde, die folgenden sechs jedoch bis 1699 vollständig gegeben wurden. Auf diese folgen noch die Buhrsprachen (d. i. Policeyordnungen) von 1594 und 1596. Den Schluß dieses Theils machen aber Zusätze und Verbesserungen zu der erläuternden Uebersicht der vier Hauptgrundgesetze. In der Vorrede zu diesem Bande werden auch noch die Veränderungen bemerklich gemacht, welche der Untergang des deutschen Reichs in der Verfassung hervorgebracht hat. Wenn gleich dadurch Hamburg ein souveräner Staat in dem deutschen Bunde wurde, so ward doch in der Verfassung wesentlich nichts verändert, als in so fern auch den Reformierten und Catholiken gleiche politische Rechte, zum Theil schon von der Bundesacte, und demnächst auch der Eintritt in den Senat, bewilligt ward. Bey den oben erwähnten Bürgercollegien findet es Schwierigkeit, weil diese eigentlich an die Kirchspiele geknüpft sind.

Zu diesen beiden Bänden kam nun noch der Supplementband. Er enthält nämlich erstlich die vollständigen Reccessse, wovon in dem vorigen Bande nur der Auszug gegeben war; jedoch so, daß um sie allgemein lesbar zu machen, sie aus dem Niederdeutschen in das Hochdeutsche übertragen wurden. Außerdem einige einzelne Bürgerschlüsse; und zuletzt die im Jahr 1708 der kaiserlichen Commission übergebenen Beschwerden des Raths und der Bürgerschaft; ein sehr wichtiges historisches Actenstück, wodurch die vier Hauptgrundgesetze, welche

die Folge davon waren, in ein viel helleres Licht treten. Die am Schlusse beygefügtten Verhandlungen der freyen Stadt Bremen, über Verbesserungen ihrer Verfassung, sind sehr interessant durch die Umsicht und den Patriotismus mit dem sie geführt wurden. Es waren hier aber weit größere Schwierigkeiten zu besiegen; da die Verfassung dieser Stadt viel weniger als die Hamburgische durch gesetzliche Bestimmungen ausgebildet war; auch sind (so viel wir wissen) diese Schwierigkeiten bisher noch keineswegs völlig beseitigt worden.

Für das Studium der Hamburger Verfassung liegen nun in diesen drey Bänden die Materialien vollständig vor Augen. Aber nur ein geringer Theil der Leser kann und will ein eigentliches Studium daraus machen. Für das größere Publicum wäre es daher unsers Erachtens noch immer sehr wünschenswerth, daß nur aus diesen Materialien eine einfache Darstellung der bestehenden Verfassung entworfen würde; um so viel wünschenswerther, je glücklicher sich das Volk bey dieser Verfassung fühlt. Es ist unglaublich, was für schiefe Vorstellungen davon im Auslande, selbst bey Statistkern, herrschen! Haben wir doch noch kürzlich in einem sehr beliebten statistischen Taschenbuche gelesen, daß die Verfassung von Hamburg zwar der Theorie nach meist demokratisch; aber in der Praxis sehr oligarchisch sey! Hn.

U m s t e r d a m.

Bij J. C. Sepp en zoon: Flora Belgii septentrionalis, sive Index plantarum indigenarum, quae hucusque in VII provinciis foederatis repertae sunt. Vol. I. Plantas phanerogamas continens (auch mit holländischem Titel). Door H. C. van Hall (jezt Professor

der Oekonomie zu Groningen) 1825. XX und 748 Seiten in 8. (Die zweyte Abtheilung dieses Bandes ohne besondere Jahrszahl ist 1826 erschienen).

Eine reiche characteristische Flora wird in dem aufgeschwemmten, überaus cultivierten Lande niemand erwarten. Allein da seit Gorter (1781) die Flora der sieben Provinzen nur einzelne Beyträge erhalten hatte, war eine neue umfassende Bearbeitung derselben im Lande Bedürfniß; und auch der Ausländer, dem es um Kenntniß der Verbreitungskreise der Pflanzen zu thun ist, wird sie dankbar anerkennen.

Sie ist zugleich lateinisch und holländisch geschrieben, doch sind mit Recht die Synonyme dem lateinischen, die Standorte dem holländischen Text vorbehalten. Die Diagnosen sind meist aus bekannten Werken entlehnt; Beschreibungen fehlen; eigne Beobachtungen sind sparsam eingestreut. Auf Verdienst und Kritik macht aber auch der bescheidene Verfasser keinen Anspruch. Er hat fleißig zusammen getragen, was sich in Büchern vorfand, was Freunde handschriftlich oder in Natur ihm mitgetheilt, und was er selbst gefunden. In der Literatur vermißte ich nur Gilibert *Exercitia phytologica*, bekanntlich eine vergleichende Flora von Litthauen und Leiden, und Ehrharts Reise nach Bentheim und Holland, im zweyten Bande seiner Beyträge. Beide scheinen dem Verf. ganz unbekannt zu seyn. Denn so heißt es unter andern S. 47: 'Aanm. Ehrhart geeft ons de *Scirpus squarrosus* gevonden tusschen Hardenberg en de Venbrug als eene nieuwe soort op. Men zie de *Algem. Geneesk. Jaarb. D. II. St. 1. p. 111.*' — Diese Zeitschrift kann Ref. nicht nachschlagen; allein in Ehrharts angeführter Reise heißt es Seite 151: 'Nicht weit

von Vennebrücke war ein Torfmoor, darauf *Stellaria graminea palustris* und *fontana*, *Schoenus albus*, *Sch. fuscus*, *Scirpus caespitosus* und *Juncus squarrosus* standen.' — Jener völlig unbekanntes *Scirpus*, den Ehrhart gefunden haben soll, ist demnach ohne Zweifel der bekannte *Juncus squarrosus*. Mehrere Irrthümer ähnlicher Art hat Boerhave's nicht immer richtig verstandene Synonymie veranlaßt, von denen einige in den Nachträgen berichtigt sind. Unter den Mittheilungen holländischer Botaniker verdienen besondere Auszeichnung die des Hrn. Dumortier. Nach S. 712 bearbeitet er selbst eine Flora, die sich über ganz Holland erstrecken soll, und hat so eben eine zu diesem Zweck unternommene Reise durch Nordholland beendigt. Dessenungeachtet hat er nicht angestanden sogar noch die Nachträge zu vorliegendem Werk seines Freundes mit seinen botanischen Beobachtungen zu zieren, in der That ein seltenes Beispiel echt wissenschaftlicher Liberalität. Wir können aber demgemäß vorliegendes Werk gleichsam als einen Prodrömus der verheißenen umfassenderen Flora Hollands von Hrn. Dumortier betrachten, und letzterm, was über Einzelnes noch zu erinnern wäre, wie billig, anheimstellen. Daß das zweyte Werk das erste übertreffen werde ist zu wünschen und zu erwarten; doch wird auch dieses seinen nähern Zweck nicht verfehlen, und vom Verf. des zweyten als tüchtige Vorarbeit anerkannt werden. Bis zur Erscheinung desselben füllt es eine große Lücke unserer Literatur aus.

E. M.

P a r i s.

Bey Everat gedruckt: Recueil de voyages et de mémoires, publié par la Société de Géographie. Tome premier. 1824. LIV u. 568 S. 4.
In Paris hat sich ein Verein von sehr achtungs-

werthen Gelehrten (ihr langes Verzeichniß s. S. 553 — 568) gebildet, zu dem rühmlichen Zwecke, geographische Werke und Abhandlungen, die sonst wegen des kostspieligen Druckes schwerlich erscheinen würden, durch vereinigte Beyträge ans Licht zu fördern. In den Plan dieser Unternehmung gehören neue Reisebeschreibungen, verbesserte Ausgaben oder Berichtigungen älterer, und kritische Aufklärungen über Dunkelheiten der Geographie. Herr Malte-Brun spricht in dem Avant-Propos S. I — X darüber ausführlich. Dieser erste Band enthält die Reisebeschreibung des Marco Polo. Zwar ist diese schon oft fast in allen gebildeten Sprachen Europa's herausgegeben; aber in der Pariser Bibliothek finden sich Handschriften, die einen viel richtigern und vollständigern Text haben. Von diesen läßt Hr. Roux hier eine altfranzösische Uebersetzung und einen in schlechtem Latein abgefaßten Text abdrucken; zum Verständniß des Altfranzösischen ist ein glossaire des mots hors d'usage S. 503 — 530 angehängt; die Varianten aus vielen Handschriften machen den Abdruck noch nützlicher. In einem zweyten Bande sollen ausführliche Erdörterungen über diese Reisebeschreibung folgen, wenn die Sachverständigen nach des Herausgebers Wunsch reichlich dazu beysteuern wollen. Ueber Marco Polo selbst und seine Reisen fügt Ref. hier kein Wort hinzu, da früher in diesen Blättern (Jahrg. 1823) bey der Anzeige von Marsden's reich ausgestatteter Ausgabe darüber gesprochen ist. Wenn in der Vorrede gestritten wird, in welcher Sprache Marco Polo geschrieben (oder vielmehr habe aufschreiben lassen), so ist dabey übersehen, ob nicht der schlecht lateinische Text wahrscheinlicher der ursprüngliche ist.

G e t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. Stück.

Den 19. Julius 1827.

K o p e n h a g e n.

Om de geognostiske Forhold i en Deel af Sjælland og Naboeøerne. Ved G. Forchhammer. (Saerskilt aftrykt af det Kongelige danske Videnskabs Selskabs Skrifter) 1825. 36 Seiten in Quart, nebst 4 Kupfertafeln.

Vorliegende Schrift enthält nicht allein schätzbare Beyträge zur geognostischen Kunde von Dänemark, sondern bietet zugleich eine überraschende Erweiterung der Kenntnisse von den tertiären Formationen im Allgemeinen dar. Deutschen Freunden der Geognosie wird es daher ohne Zweifel angenehm seyn, von dem Inhalte dieser wichtigen Abhandlung, die bis jetzt wenig bekannt geworden zu seyn scheint, hier eine Anzeige zu erhalten.

Daß Dänemark an mehreren Stellen im Besitze der Kreideformation ist, war längst bekannt. Der verstorbene Prof. A b i l g a a r d, Hr. Prof.

S [5]

Steffens, Herr Graf von Wargat Wademar u. A. haben Nachrichten darüber mitgetheilt. Aber die Kreide von Stevens-Klint auf Seeland wurde für gleichzeitig mit der vor Mden gehalten; so wie man ja überall bisher nur eine Kreideformation kannte. Das wahre Verhältniß der Lager, welche die Kreide von Stevens-Klint decken, war eben so wenig ausgemittelt, als die Stelle, welche dem Kalkstein von Farde in der Formationsfolge anzuweisen seyn dürfte. — Die vorliegende Arbeit berücksichtigt vornehmlich die geognostischen Verhältnisse an den angegebenen Punkten. Ihre Vergleichung und genauere Erörterung hat zu Resultaten geführt, welche neue Aufschlüsse über die Formationen, aus denen die flachen baltischen Länder bestehen, zu geben versprechen.

Die unterste Masse der Felsen von Stevens-Klint besteht aus Kreide, die in ihren Eigenschaften mit der Kreideformation anderer Länder übereinstimmt. In Dänemark ruhet die eigentliche Kreide, wie in England, auf grünem Sande und Kreidemergel. Feuerstein in untergeordneten Lagen und einzelnen, knollenförmigen Stücken, findet sich häufig darin; so wie sie auch viele für die Formation charakteristische Versteinerungen, zumal Alcyonien enthält. Unmittelbar auf der Kreide liegt ein schmales Lager schiefrigen Thons, welches höchstens 4 Zoll mächtig, zuweilen aber nur eine Linie stark ist und an einigen Stellen ganz zu fehlen scheint. Die Schichtenfolge der Kreide mit den abwechselnden Feuersteinlagen ist völlig regelmäßig; nicht ganz gleichförmig mit dieser gelagert, stellt sich dagegen die Thonmasse dar. Grüne Punkte finden sich darin eingesprengt und von Petrefacten führt sie u. A. Haifischzähne. Diese Thon-

Lage wird gedeckt von einem Kalkstein, dessen Mächtigkeit von 2 oder 3 Fuß bis zu wenigen Zollen abwechselt. Das Gestein zeigt sich an verschiedenen Stellen abweichend. Bald bemerkt man eine feste, klingende, gelbgraue Abänderung; bald nähert es sich der Kreide, bald dem darüber liegenden Kalkstein. Wie in der Thonlage kommen in ihm grüne Partikeln vor. Auch findet sich nicht selten Schwefelkies darin. Das Gestein enthält mannigfaltige Petrefacten, Conchyliolithen mit wohl erhaltener Schale, darunter besonders auch Cerithien; daher der Verfasser dasselbe durch den Namen Cerit-Kalkstein bezeichnet. — Es folgt nun eine Kalksteinart, die einige Ähnlichkeit mit Kreide hat, aber doch in mancher Hinsicht bedeutend davon abweicht. Die erste Lage derselben ist eine Masse von 3 bis 4 Fuß Mächtigkeit, welche aus Bruchstücken von Corallen, Echiniten und zweyschaaligen Conchylien besteht, die durch ein kalkiges und eisenchüßiges Bindemittel verkittet sind. Es ruhet darauf eine unregelmäßige, 6 bis 10 Zoll mächtige Lage von Feuerstein und darüber wechseln Feuersteinlagen mit 3 bis 4 Fuß mächtigen Kalksteinbänken ab. Die größte Mächtigkeit dieser ganzen Masse kann etwa 80 Fuß betragen. Die Structur derselben ist sehr abweichend von der der Kreide, indem ihr ellipsoidische Schichtungsabsonderungen eigen sind, so daß eine Menge von Ellipsoiden, deren jedes ein abgeschlossenes Ganzes bildet, neben und über einander liegen. Unter den außerordentlich vielen Versteinerungen, die sowohl im Kalk, als auch im Feuerstein sich finden, zeichnen sich besonders Echiniten, von den Gattungen Ananchytes und Spatangus aus. Der Verf. belegt dieß Gebilde mit dem Namen Corallit-Kalkstein. Ver-

tiefungen der oberen Begrenzung dieser Masse, welche der ellipsoidischen Schichtung entsprechen, erfüllt ein ungeschichtetes Kalkstein-Conglomerat, in welchem scharfkantige Stücke durch Kalkfinter verkittet sind.

Ein Paar Meilen südlich von Herfølge erhebt sich der Hügel, auf welchem Farde liegt. An der nordöstlichen Seite desselben befinden sich in bedeutender Erstreckung Kalksteinbrüche. Das Gestein derselben hat verschiedene Abänderungen. Besonders wechseln Lagen eines dichten, splitterigen Kalksteins von graulichweißer in das Lichtgelbe sich ziehender Farbe mit anderen ab, die größten Theils aus Trümmern von Corallen bestehen. Vorzüglich in letzteren findet sich eine Menge von Resten ein- und zweyschaaliger Conchylien. Der Verfasser führt u. A. an: *Nautilites danicus* Schloth., *Trochilites niloticiformis* Schl., *Cypraeacites bullarius* Schl., *Cypr. spiratus* Schl. Auch *Brachiurites rugosus* Schl. kommt vor. Farde's Gestein hat mit dem Cerit-Kalk von Stevns-Klint eine ionische Turbinolie, eine Art Favosites, *Trochus niloticiformis* Schl. und Haihäufigzähne gemein. Wenn alle Verhältnisse berücksichtigt werden, so scheint es nach dem Verfasser keinem Zweifel unterworfen zu seyn, daß der Kalkstein von Farde als ein Repräsentant des Cerit-Kalksteins von Stevns-Klint betrachtet werden darf.

Møen hat seine größte Höhe an der Ostseite, in der Nähe der Küste. Hier erhebt sich Aborreberget zu einer Höhe von 476 Pariser Fuß, nach der Messung des Herrn Prof. Schouw. Lothrechte Kreidefelsen von mehreren hundert Fuß Höhe, bilden Møens-Klint. Die Kreide ist mergelartig, nicht schreibend, nur

abfärbend. Sie wechselt in starken Lagen mit Feuerstein, der gemeinlich knollenförmige Stücke bildet, die, ohne im Zusammenhange zu stehen, doch lagenweise geordnet erscheinen. Die Kreide hat ellipsoide Schichtung und ist nicht reich an Versteinerungen, unter denen Herr Forchhammer Pectiniten, Terebratulithen, *Ostrea vesicularis*, eine *Gryphaea*, Schiziten (*Ananchytes ovata*, *pustulosa*, *Cidarites variolaris*), *Belemnites mucronatus*, verschiedene *Fustra*-Arten, Turbinolien bemerkte. Es ruhet die Kreide auf abwechselnden Lagen von rauchgrauem Thon, von braunem und gelbem thonigem Sande. Der gelbe, thonhaltige Sand stimmt genau mit der Hauptmasse des in Dänemark verbreiteten Bodens überein. Es liegen darinn Geschiebe von Granit, Gneus, Hornblendgestein, Quarzsandstein, zugleich mit einer Menge von Feuersteinstücken. An einer Stelle auf Mden führt die Thon- und Sandmasse auch Braunkohlen. Die erwähnten Lagen bedecken auch die Kreide und zuweilen erscheinen sie sogar als untergeordnete Lagen in der Kreide. Mdens-Kreide bildet daher eine Einlagerung in der großen baltischen Sand- und Geschiebe-Formation. Sie ist aber nicht die einzige Einlagerung dieser Art, denn die Massen von weißem, kreideartigem Mergel, die so häufig in Dänemark vorkommen, sind von der nämlichen Natur. Vergleicht man nun Mdens-Kreide mit dem Corallit-Kalkstein von Stevns-Klint, so zeigt sich nicht allein eine Uebereinstimmung in Ansehung der ellipsoidischen Schichtung, sondern auch hinsichtlich der Versteinerungen. Beiden sind gemein: *Ananchyt. ovata*, *Ostrea vesicularis*, eine *Gryphaea*, *Belemnites mucronatus*, zwey *Fustra*-Arten. Mit

Farde's Kalkstein theilt Mdens Kreide eine Art der Gattung Catillus und mit jenem und dem Cerit-Kalkstein von Stevns-Klint, eine Turbinolie.

Wenn nun die hier mitgetheilten Wahrnehmungen genau erwogen werden, so gewinnt nach dem Verfasser die Ansicht höchste Wahrscheinlichkeit: daß nur die untere Lage von Stevns-Klint der Kreideformation angehört; daß der darauf liegende Thon zur großen Thon-Sand- und Geschiebe-Formation der baltischen Länder zu zählen ist, die mit dem plastischen Thon (Argile plastique) der französischen Geognosten übereinstimmt; daß dieser Formation Mdens Kreide und der in Dänemark viel verbreitete Mergel untergeordnet sind; daß der Cerit-Kalkstein von Stevns-Klint dem Grobkalk (Calcaire grossier) analog ist und daß mithin auch Farde's Kalkstein so wie der Cerit-Kalkstein von Stevns-Klint, zu den tertiären Formationen gehören. Bedenklich könnte es erscheinen, daß in diesen Kalksteinen viele Versteinerungen vorkommen, die secundären Formationen, namentlich der Kreide eigen sind. Der Verfasser ist aber der Meinung, daß diese Petrefacten nicht eigentlich jenen Gebilden angehören, sondern aus älteren Lagen in dieselben gelangten; welche Erscheinung ja auch schon an anderen Orten wahrgenommen worden, indem z. B. Herr Brongniart in dem Grobkalke von Montecchio maggiore, Gryphaea Columba fand, die für die Kreideformation charakterisch ist.

Diese zum Theil unerwarteten Resultate fordern gewiß zur genauen Untersuchung der übrigen baltischen Küstländer recht dringend auf. Das Vorkommen des Mergels in Holstein,

in Mecklenburg, ist mit dem auf den dänischen Inseln völlig übereinstimmend. Das an den mannigfaltigsten Petrefacten reiche Gebilde von Sternberg im Mecklenburgischen ist längst schon als dem Grobkalke angehörig erkannt. Es fragt sich nun aber, wohin die Kreide von Lüneburg, wohin die von Mügen gehört? Eben so muß es gegenwärtig besonders wichtig erscheinen, die Untersuchungen über den Gyps bey Lüneburg und Segeberg von Neuem aufzunehmen. Referent, dem es früher nicht unwahrscheinlich vorkam, daß dieß in mehrfacher Hinsicht merkwürdige Gebilde, dem älteren Flögypse angehöre (Scandinavische Reise I. 17.), in welcher Ansicht ihm mehrere schätzbare Beobachter gefolgt sind, muß jetzt aufrichtig bekennen, daß er durch die Bemerkungen des Herrn Forchhammer in seinem Glauben schwankend geworden und daß ihm die Meinung des Herrn Prof. Steffens, der jene Gypsmassen für jüngere Gebilde ansprach (Geognostisch-geologische Aufsätze. 126) mehr Gewicht erhalten zu haben scheint. Die Beobachtungen des Herrn Prof. Steffens über das Verhältniß der Kreide zum Gyps bey Lüneburg, verdienen dabey eben so sehr berücksichtigt zu werden als die durch Herrn Prof. Pfaff gemachte Entdeckung von Börnstein im Segeberger Gyps (Schweigger's Journal VIII. 131). Sollte es sich zeigen, daß die Kreide von Lüneburg mit der von Müden zur nämlichen Formation gehört, so würde es sich vielleicht auch ergeben können, daß der Boraziten-Gyps eine Einlagerungsmasse der großen-baltischen Sand- und Geschieb-Formation ist und zugleich dürfte dadurch die Bahn zu weiteren Aufschlüssen über das Vorkommen eines bedeutenden, der Forma-

tion des plastischen Thons angehörigen Stein-
falzgebildes eröffnet werden, dessen Ver-
hältnisse durch einige Beobachtungen bis jetzt
nur sehr unvollkommen angedeutet worden.

G ö t t i n g e n .

Ben Bandenhoeck und Ruprecht: Probe ame-
ricanischer Beredsamkeit als Beytrag zur ver-
gleichenden Homiletik; übersezt und mit An-
merkungen und Beylagen herausgegeben von
Dr. Friedrich Biallobloky. 1827. in 8.

Die hier mitgetheilte Rede ist ein am 26sten
October 1823 in Boston von F. Wayland dem
Jüngern gehaltenes Charity-Sermon. Die
Bedeutung dieses Ausdruckes wird in der Vor-
rede entwickelt. Die Rede behandelt den Text
Matth. XIII, 38 in einer schwungreichen Spra-
che. Die Disposition ist einfach, behaltbar und
regelrecht. Die Beylagen enthalten weitere Er-
läuterungen, welche in den Anmerkungen keinen
Platz finden konnten. Die erste Beylage ent-
hält eine kurze Schilderung des in der Rede
erwähnten John Howard. Die zweyte enthält
einige Nachrichten über das in Indien übliche
Verbrennen der Wittwen. Die dritte schildert
die gegenwärtige Ausbreitung des Christenthums
in den außereuropäischen Ländern. Die vierte
enthält einige Bestätigungen der in der Rede
ausgesprochenen Behauptungen durch Mr. l'Abbé
Dubois und Andere.

By.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 21. Julius 1827.

Bamberg, Prag.

In der Drausnick'schen Buch- und Kunsthandlung: Handbuch der allgemeinen Heilkunde von Christian Pfeufer der Philosophie und Medicin Doctor, Professor der allgemeinen und besonderen Heilkunde und Klinik, Assessor des Königl. Medicinalcomite und dirigierendem Arzte des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg. VIII und 175 S. 1824. in 8.

F. G. Calve'sche Buchhandlung: Theoretische Medicin für Wundärzte, als Leitfaden zu Vorlesungen, entworfen von Franz Wilibald Ruschard, K. K. öffentl. ord. Professor der theoretischen Medicin für Wundärzte an der Universität zu Prag. Zweyter Theil. Auch unter dem besondern Titel: Grundzüge der allgemeinen Therapie, Arzneymittellehre, Krankendiätetik und Receptierkunde. XVIII und 398 Seiten. 1824. in 8.

Beide Werke sind zu Leitfäden für chirurgische Lehranstalten in den betreffenden Städten

bestimmt. Man kann die Ausarbeitung von solchen um so mehr gut heißen, als bis jetzt wenige Handbücher der allgemeinen Heilkunde für jenen etwas beschränkteren Gesichtskreis erschienen sind. Aber auch ohnedem fühlt sich oft der Lehrer, trotz einer sehr großen Zahl von Compendien, mit Grund veranlaßt zu seinem Bedarf ein neues herauszugeben. Die individuelle Ansicht, Behandlungsweise und Stellung macht dieses vielen zum Bedürfniß, Manchem zur Pflicht. Wenn also Billigkeit oder eigene Erfahrung den Beurtheilenden bestimmen sollen, jedem Compendium seine Stelle zu gönnen, und seinen relativen Werth anzuerkennen, so muß man von der andern Seite auch aussprechen dürfen, daß die Wissenschaft selbst im Ganzen von der Mehrheit derselben wenig Gewinn gezogen, ja hier und da durch dieselben in ihrer Ausbreitung aufgehalten worden sey. Es gibt nur wenige, die wohlthätig auf ihre Form zurückgewirkt, noch kleinere, die auch auf ihren Inhalt Einfluß gehabt, und diese letzteren sind nur von solchen Männern verfaßt worden, die durch anderweitige selbstständige Arbeiten bewiesen hatten, daß sie wesentliche Theile ihrer Lehre neu begründeten und anbaute. Auf solches Verdienst machen nun die vorliegenden wohl keinen Anspruch; einem aus äußeren Veranlassungen entspringenden Bedürfnisse zu genügen, ihren Schülern das Auffassen, sich selbst das Mittheilen zu erleichtern ist ihr vornehmster Zweck. Die Erreichung desselben hat indessen bey dem Unterrichte für angehende Wundärzte ihre besonderen Schwierigkeiten. Da diese in der Ausübung ihres künftigen Berufs beynahe ganz auf das Practische hingewiesen sind, so darf die Entwicklung allgemeiner Grundsätze in ihren Köpfen und in

ihrer Zeit nicht zu viel Ausdehnung erhalten, und die Auswahl dessen, was aus der Medicin überhaupt in diese besondere Sphäre gehört, erfordert genaue Erwägung und weit mehr Vorsagung als bereitwillige Aufnahme. Dann ist die Art der Capacität der Schüler zu berücksichtigen; meist nur mit dürftigen Schulkenntnissen und beschränkten Begriffen ausgestattet, haben sie gewöhnlich wenig Empfänglichkeit für theoretische Auseinandersetzungen; das Sinnliche, Anschauliche, Handgreifliche findet dagegen bei ihnen, da sie in der Regel gesunde Sinne und große Lernbegierde besitzen, leichten Eingang. Hier ist es nun besonders nöthig, eines schlichten und klaren Vortrags sich zu bedienen, der vom Sichtbaren und Besonderen ausgeht und daran stufenweise das Abstracte und allgemein Gesegliche knüpft. Dieser Vortrag muß sich eben so sehr zu der Fassungskraft des Schülers herablassen, als er diesen durch Strenge und Würde zu einer gewissen Höhe wissenschaftlicher Gedanken hinaufzieht. Was die vorliegenden Bücher nun betrifft, so läßt sich nicht verkennen, daß die Verfasser nach dem eben ange deuteten Ziele gestrebt haben; doch sind sie in Verschiedenem hinter demselben zurückgeblieben.

N^o. I. zeigt schon durch seinen geringen Umfang an, daß der Verfasser seinen Zuhörern nur einen Leitfaden in die Hände geben wollte, damit sie dem Gang des Vortrags um so besser folgen und ihn übersehen könnten. Nach einigen einleitenden Vorbegriffen über die Heilkunst, über Gesundheit, Krankheit und Tod werden in 23 Abschnitten die Hauptkapitel der allgemeinen Therapie abgehandelt und allgemeine Regeln erteilt für die Behandlung der Schwangeren, Reisenden, Wöchnerinnen und Neugeborenen,

so wie bey Unglücksfällen. Die Ausführung selbst zeugt von einem unterrichteten und selbstdenkenden Arzte; aber für den oben bezeichneten Zweck scheint sie Ref. sehr oft zu hoch gestellt, bald zu ausführlich, bald zu mangelhaft und mit Hypothesen durchwebt, die überhaupt bedenklich sind oder doch sehr der Begründung bedürfen. So wird vom Verf. (§. 88) wie von einer ausgemachten Sache gesprochen, daß das Opium die Thätigkeit des Gangliensystems, der Arsenik die des Rückenmarks excessiv steigere und so als Gift wirke. Die Venusseuche erscheine (§. 102) auf das Nervensystem übertragen als Blöds oder Wahnsinn oder als Lähmung. Jede acute Krankheit bestehe (§. 235) ursprünglich aus einem örtlichen Leiden und der Abspiegelung desselben in einem Fieber. Der Zucker wird (§. 619) ein 'Salz' genannt, das Nahrungsstoff enthielte. Das Viperngift wird (§. 166) zu den Ansteckungstoffen gezählt und der durch Syphilitische verdorbenen Luft (§. 167) die Verbreitungsfähigkeit der Krankheit zugeschrieben. Der Verfasser schreibt: manicher, vegetabilisch, Sieghaus, chilo-poetisch und chylopoätisch, Arteribilität, Grähenaugen, Ständigkeit, ramnus Catharcticus u. s. w.

.. N. II. ist dagegen ein ausführliches Handbuch, dessen zweyter Theil vor dem ersten erscheint, worin das Heilverfahren und die Heilmittel nach ihrer ganzen Breite abgehandelt sind, so daß kaum abzusehen ist, was nach allem noch dem Lehrer zu bemerken übrig bleiben sollte, um den Schüler nicht ganz und gar mit der Maße zu überschütten und zu erdrücken. Nach einer Einleitung über die Krankheitsheilung im Allgemeinen wird abgehandelt: die Diagnose, Prognose und Kur; die Heilungs-

mittel; eine Anleitung zum Verordnen der Arzneymittel; die Heilmethoden; die Krankendiätetik; Uebersicht der Gegengifte; Vergleichende Uebersicht der alten und neuen Benennungen der Arzneyen nach der östreichischen Pharmacopoe; das Medicinalgewicht; das Verhältniß von Mercur, Antimonium und Opium in den zusammengesetzten Arzneyen; Receptformeln zur Erläuterung der Receptierkunde und der verschiedenen Heilmethoden. — In der Ausarbeitung erkennt man den Practiker, der seine Arzneymittel versucht hat, viel auf sie hält und auch über die Methodik seine besondern nicht unebenen Ansichten hegt und vorträgt. Aber der Vortrag ist im äußersten Grade schleppend, nachlässig, oft uncorrect und in Hinsicht des Grammatischen Blößen zeigend, die für den Schüler von keinem guten Beyspiel seyn können. Schon die Vorrede fängt mit einem Satze an, der gegen 40 Zeilen ausfüllt. Der Styl wird auch durch seltsam gebildete Worte, als Einpflanzungsmittel, vorsündig, fluggepflogen und dergleichen buntscheckig. Zuweilen finden sich rein unverständliche Stellen, z. B. S. 40, wo er von den neuern Einsichten in die Wirkungsart der Arzneymittel spricht: 'aber so wenig dieß geläugnet werden kann, eben so wahr ist es; daß dieses noch lange nicht zureiche, um ein eigenes, für Leichtgläubige und Profane allerdings anziehendes Modestystem darauf gründen zu können.'

Auch in den Sachen kommt manches Bedenkliche oder seltsam Bezeichnete vor. So wird z. B. der Salpeter (S. 116) bey allen Entzündungen empfohlen. Scharlach, Masern, Blattern werden (S. 335) leichte, gelind fieberhafte Hautauschläge genannt und zur Beförderung

ihrer Ausbildung die schweißtreibenden Mittel angerathen. Die Catechutinctur wird (S. 231) für entbehrlich und die äußerliche Anwendung der China (S. 228) für eine unnütze Verschwendung erklärt. Letztere könne von dem Kohlenpulver nicht ersetzt werden, doch bleibe dessen Nutzen in Equationskrankheiten. Gegen die Rechtschreibung lateinischer Wörter ist schwer gefehlt. Nicht Alles kann Druckfehler seyn, die ohnedem besonders angezeigt sind. Der Verf. schreibt mell (S. 101 viermal), fell (S. 225), syrupus Ribesiorum (S. 101 statt Ribium), sphacellus und noch eine große Menge ähnlicher Fehler. Wenn man nicht gerade von Jedem gründliche Kenntnisse der lateinischen Grammatik verlangen soll, so darf man doch erwarten, daß einer, bevor er öffentlich auftritt, seine Arbeit von einem Sprachkundigen zuerst durchgehen lasse.

M . . r

B o n n.

Bey Marcus: Städtewesen des Mittelalters, von Karl Dietrich Hüllmann. Erster Theil. Kunstfleis und Handel. 1826. VIII 476 Seiten in gr. 8.

Laut der Vorrede, begann der hochverdiente Herr Verf., einst unter günstigen Umständen, im Gebrauche einer reichhaltigen öffentlichen Büchersammlung, nicht zerstreuet durch Verwaltungsgeschäfte, und noch in jüngern Jahren, zu einer Geschichte des Bürgerstandes im Mittelalter zu sammeln, in welcher mit möglichster Ausführlichkeit, die Ursprünge dieses wichtigen Standes aufgesucht, seine Arbeiten geschildert, seine Einwirkungen auf die bürgerliche

Gesellschaft dargestellt, und seine Verdienste um die neuere Welt gewürdigt werden sollten. Durch Wechsel des Wohnorts und der äußern Verhältnisse wurden jedoch die mit Eifer und Antheil unternommenen Vorarbeiten zu diesem Werke unterbrochen, wiewohl nicht aufgegeben. 'Zuletzt ich indessen auf die unternommene Arbeit zurückkam, bemerkt der Herr Verf. ferner, und je tiefer in manches Einzelne eindrang, desto mehr gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß die Aufgabe nur von einem Forscher zu lösen sey, der in den vorzüglichsten Städten des lombardischen Italiens, des mittäglichen Frankreichs, des obern und mittlern Deutschlands, und der sämtlichen Niederlande, wo nicht die Archive durchsucht, doch die verschiedenen kleinen örtlichen Schriften gesammelt habe, deren überall mehr oder weniger gedruckt worden, die aber nicht in den Buchhandel gekommen. Zu einer solchen mehrjährigen Reise haben mich früher die äußern Umstände nicht begünstigt; mit vorrückendem Lebensalter nimmt die Wahrscheinlichkeit ab, sie noch anzutreten. So habe ich mir endlich, nach zwanzig Jahren, die Nothwendigkeit gestanden, den Entwurf, in jenem Umfange aufzugeben. Um jedoch nicht ganz verloren gearbeitet zu haben, will ich unter dem gewählten Titel, diese gedrängte Zusammenstellung anbieten. Vieles Gesammelte hat dabey unterdrückt werden müssen, damit nicht manche Theile unverhältnißmäßig groß gegen andere ausfielen; nicht ohne Aufopferung freylich, da Zeit und Mühe, Kosten und Reisen darauf verwandt worden.' Ref. hat diese Stelle aus der Vorrede wörtlich ausheben zu müssen geglaubt, um darzulegen, was man in dem vorliegenden Werke zu suchen, bezugt ist. Es enthält mithin nur Bruchstücke,

mit Scharffinn und Geist, so wie man es von dem Herrn Verf. zu erwarten berechtigt ist, aus sorgfältig angelegten und sehr mühsamen Collectaneen zusammengesetzt und verarbeitet. Die Zusammenstellungen selbst sind unter fünf Rubriken gebracht, und als eben so viel Hauptstücke ausgeführt. Das erste derselben handelt von den Anregungen des städtischen Gewerbes, durch die Veränderungen in der Ländereyverfassung, durch den Zustand der Landwirthschaft, und durch das Kirchen-, Kriegs- und Ritterwesen; das zweyte, von den Beförderungen des Kunstfleißes, des Großhandels und der Schifffahrt, theils durch die Araber und die Kreuzzüge im südlichen und innern Europa, theils durch die Deutschen und die Geistlichkeit im nördlichen Europa, theils endlich durch den Wohlstand der Bürgerschaften im ganzen germanischen Europa; das dritte, von den örtlichen Anfängen des Städtegewerbes, namentlich von den Veranlassungen und Einrichtungen desselben, so wie von den Genossenschaften; das vierte liefert die Geschichte der Entwicklung des Binnen-Großhandels, nach seinen drey Hauptgebieten, dem östlichen (Regensburg, Wien, Breslau und Prag), dem westlichen (Troyes, Genf, Lyon und Beaucaire), und dem mittlern (Augsburg, Nürnberg, Frankfurt und Cöln); das fünfte Hauptstück endlich handelt von der Zahlungsverfassung, nach ihren drey Haupttrübsichten, nämlich Baarzahlungen, Geldwechsel und Anweisungen. — Das Werk selbst ist unserm Herrn Hofrath Neuf zum Dank für dessen so sehr bereitwillige Unterstützung bey Herbeschaffung des literarischen Materials, gewidmet.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 21. Julius 1827.

R ö m.

In collegio urbano apud Burliaevum: Scriptorum veterum nova collectio e Vaticanis codicibus edita ab Angelo Maio bibliothecae Vaticanae praefecto. Ad Leonem XII. Pontificem Maximum. Tom. I. 1825. P. I. S. LVI. 376. P. II. 224. P. III. 96. in 4.

Nachdem der Herausg. einige einzelne Schriften classischer Autoren aus den Schätzen der Vaticanischen Bibliothek herausgegeben, hat er den Plan gemacht eine fortlaufende Sammlung zu veranstalten, in welcher die Inedita der Vaticana nach einer systematischen Eintheilung auf einander folgen sollten. Dieser erste Band enthält theologische Schriften, und zwar zuerst in der ersten Abtheilung eine *ἐκλογή ἐν συντόμῳ ἐκ τῶν συντεθέντων ἐπὶ Εὐσεβίου πρὸς Στέφανον περὶ τῶν ἐν τοῖς Εὐαγγελίοις ζητημάτων καὶ λύσεων*. Wie die alexandrinischen Grammatiker über Schwierigkeiten und Widersprüche im Homer Fragen aufstellten und Lösungen versuchten: so hat der gelehrte Bischof von Casarea

L [5]

durch sein Werk *ζητήματα και λύσεις*, welches er selbst in der *Demonstratio evangelica* anführt, allerley scheinbare Abweichungen der Evangelien von einander auszugleichen, und von dunkeln Umständen Rechenschaft zu geben gesucht. Zwey Bücher der Art waren an den Stephanos gerichtet, und betrafen die ersten Kapitel der Evangelien, namentlich die Genealogie Christi. Der Excerptor hat aus diesen beiden Büchern sechszehn Fragen ausgezogen: warum die Evangelisten Josephs, nicht Maria's Stammbaum angeben, die Genealogie Christi bey Matthäus von oben, bey Lucas von unten beginnt u. dgl. Die sechszehnte Quästion schließt mit einer Anrede an den 'heiligsten der Männer und arbeitfamsten Sohn Stephanos'; dann folgt im Codex Palatinus, der diese *Ἐκλογή* enthält, eine neue Ueberschrift: *Εὐσεβίου πρὸς Μαρίνον*, und man erfährt durch eine kleine Einleitung (die bey dem ersten Theil der Ekloge fehlte), daß Eusebios, durch Fragen des Marinus veranlaßt, ein drittes Buch der *ζητήματα* und *λύσεις* an ihn gerichtet habe, welches mit Uebergang des mittlern Theils der Evangelien sich mit dem Ende von Christi Lebensgeschichte beschäftigte. Hiervon sind vier Quästionen erhalten. Von beiden Theilen des Werks geben diese Auszüge nur einen verhältnißmäßig geringen Theil, daher der Herausgeber aus edierten und unedierten Commentaren zu den Evangelien noch eine bedeutende Nachlese hat sammeln können, woran er den Beweis knüpft: *Eusebii quaestiones evangelicas a S. Ambrosio Mediolanensi in suis ad Lucam commentariis, praetermisso auctoris nomine, fuisse carptim expositas.* Hierauf folgen Fragmente aus Eusebios Commentar zum Lucas aus zwey Vaticanischen Handschriften, wovon eine den Titel

führt ἀπὸ τῆς ἐκλογῆς τοῦ Νικήτου Σηρῶν (Niketas Metropolit von Serà in Macedonia prima gegen 1077). Zweifel zu beseitigen und die Bedeutung der heiligen Geschichte hervorzuheben, ist Hauptzweck der erhaltenen Stücke. An sie schließen sich einige Bruchstücke aus Apollinarius von Laodicea und aus Photios Commentaren zum Lucas. — So wenig auch sonst der, in geistlicher und weltlicher Gelehrsamkeit nach seines Zeitalters Maas wohlverfahrene, Patriarch Photios bey den römischen Geistlichen in freundschaftlichem Andenken steht: so wird doch jetzt in Italien lebhaft an eine Ausgabe seiner Werke gedacht, wovon manche, die Mai hier aufzählt, bis jetzt bloß handschriftlich vorhanden sind; hier erhalten wir indessen zu den von Canisius, Wolf, Angelo Scotti u. Andern herausgegebenen vier und siebenzig Quaestionibus ad Amphilochium zwanzig neue; doch ist auch jetzt immer erst etwa die Hälfte des ganzen Werks herausgegeben. Wie dieses an Amphilochos überschriebene Werk eine Art Corpus verschiedenartiger theologischer Schriften bildete, und der Patriarch darin, nach der Meinung des Herausgebers, auch früher abgefaßte Werke ihrem wesentlichen Inhalte nach aufnahm: so handeln auch die neu bekannt gewordenen Quaestionen von sehr verschiedenen Dingen. Zum Beyspiel untersucht die erste der hier mitgetheilten, die zugleich die erste der ganzen Reihe ist, den Sinn des Gebots: ihr sollt auch keine Tasche zur Wegfahrt haben, keine Schuhe u. s. w. Die zweyte, die ein und zwanzigste im Ganzen, spricht von den mannigfaltigen Bedeutungen des Wortes ἀπεκρισθῆναι in der H. Schr., so wie anderer damit zusammenhängender Wörter, und enthält einige brauchbare philologische Bemerkungen. Die dritte (Qu. 24) beantwortet die Frage: Inwie-

fern Christi Tod mit oder ohne Willen Gottes des Vaters, und des bösen Geistes sich begeben habe u. s. w. №. 6 Qu. 131 handelt vom Magnet, 7 (134) von den Anfängen der verschiedenen Jahre namentlich des kirchlichen, des in Rom herkömmlichen, und des politischen oder cyclischen. Der Geist der biblischen Philologie des Patriarchen ist im Ganzen bekannt genug; er spricht sich überall auch in diesen Quästionen aus. Der Herausg. fügt aus einem Codex palimpsestus fünf Responsa Canonica hinzu, welche Photios an Leon, Erzbischof von Calabrien (welches damals noch zum byzantinischen Sprengel gehörte) nach Berathung mit seiner Patriarchalsynode gesandt hat. Die für Geschichte des Kirchenrechts interessanten Responsa haben zum Gegenstande erstens die Frage: was solchen geschehen solle, die, ohne irgend eine priesterliche Weihe erhalten zu haben, für sich allein die Taufe verrichten. Die zweyte handelt von Presbytern und Diaconen, deren Frauen in der Gefangenschaft der Barbaren geschändet sind. Die dritte davon, ob es Pflicht sey, Kinder von Saracenen, wenn sie von den in die Sclaverey geschleppten christlichen Müttern im saracenischen Lande einem christlichen Priester zugeführt werden, zu taufen. Die vierte: ob man das Abendmahl durch Frauen an die von Saracenen eingeschlossenen Christen gelangen lassen dürfe. Die fünfte: ob die von Saracenen geschändeten Knaben am Abendmahl Theil nehmen dürften. Ueber ein anderes Werk des Photios, sein *Lexikon*, schreiben wir aus den Prolegomenen p. L. folgende Notiz aus, die vielleicht manchem Philologen nicht unwichtig ist: *Ego Hermannii exemplarum cum romano angelicae bibliothecae mss. exemplari (3 A. 24) conferens, nihil simile esse cernebam. Exile est exemplar angeli-*

eum, vocabulis, et auctorum nominibus differens; nullumque aliud parentis sui Photii indicium prae se fert, nisi quod voc. κρόνος, peracta definitione, dicitur οὕτως ἐγὼ Φώτιος ὁ πατριάρχης. Jamvero in vaticano quoque perantiquo et nobili anonymi auctoris lexico voc. κεραμεικὸς scribitur locus Φωτίου πατριάρχου, qui ab hermanniana editione abest. Litem igitur hanc et ambiguitatem in medio relinquo. (Wahrscheinlich wird nun freylich, daß auch der Codex Galeanus, den Niketas ὁ Λύχνος, welcher 1199 starb, geschrieben zu haben scheint, s. die Ausg. von Porson oder Dobree S. 1., nicht den vollständigen Text des ursprünglichen Lexicons enthält.) Illud philologis utile scitu est quod in amphiloichiana quaestione XXI a nobis edita (p. 234) dicit Photius se lexicon suum juvenilibus annis (τὴν τῶν μειρακίων ἡλικίαν παραλλάττων) elaboravisse. Die letzten Blätter dieses ersten Theils nehmen einige kleine Abhandlungen des Anastasios Sinaites, Patriarchen von Theopolis (Antiochia), und andere kleine Bruchstücke ein.

Den zweyten Theil eröffnet ein chronologisches Excerpt, welches 854 von einem Griechen aus Eusebios Chronographie gemacht worden ist, und die daraus genommenen Regenten- und andere Listen bis auf die Zeit des Schreibers fortsetzt. Wichtig ist die genaue Angabe der fünf Patriarchalsprengel nach ihrer Ausdehnung im neunten Jahrhundert. Der Herausgeber freut sich, daß der Verfasser dieses Excerpts noch keine Spur des seit dem Schisma Wurzel fassenden Hasses der beiden Kirchen zeige, sondern vielmehr, so vielen Constantinopolitanischen, Alexandrinischen und Antiochenischen Patriarchen er auch Ketzerey vorwirft, doch für

die Bewahrung des reinen Glaubens in Rom ein neues Zeugniß ablege. Hierauf folgen Werke des berühmten Bischofs von Mopsu = Hestia Theodoros, des Antiochier, welcher der heutigen historischen Theologie schon durch seinen Haß gegen die allegorisierende Interpretation und seine fast durchgängige Beziehung der alttestamentalischen Weissagungen auf die jüdische Geschichte merkwürdig seyn muß. Theodosios und Valentianus gegen Theodoros Bücher gerichtete Verbrennungsgebote haben bewirkt, daß viel davon verloren gegangen ist; herausgegeben war bisher sehr wenig von ihm, besonders im griechischen Original. Nun bieten zwey Handschriften des Vatican den vollständigen Commentar zu den zwölf kleinen Propheten (dessen Echtheit der Herausgeber gegen mögliche Einwürfe vertheidigt), andere eine bedeutende Anzahl einzelner Bruchstücke aus seinen Werken dar. Davon gibt Herr Mai bis jetzt nur den Commentar zum Jona, Obadja und Nahum, nebst den Einleitungen zum Amos, Haggai und Sacharja, zum Hosea aber die Einleitung und einen Theil des Commentars heraus; das übrige soll im zweyten Bande der Sammlung folgen. Die Stellung ist zufällig; Hosea, der hier zuletzt steht, war bey Theodor der erste. Theodoros Bruder, der Bischof von Apamea, Polychronios, hatte beynabe das ganze alte Testament commentiert, viele Bruchstücke daraus sind mit der Catena zum Hiob von Junius (Catena in Jobum collecta a Niceta per Patricium Junium. Lugd. 1637) schon herausgegeben, andere befaßt eine in zwey großen Vaticanischen Handschriften enthaltene, sehr reichhaltige Catena zum Daniel. Herr Mai, der in der ganzen Sammlung nichts weniger als planmäßig zu Werke gegangen ist, sondern, bey dem riesen-

mäßigen Vorrathe unedirter patristischer Literatur, dem Zufall und der Laune nicht selten die Bestimmung überläßt, was gerade zuerst an die Reihe kommen soll, hat aus dieser Catena erst die Stücke von Polychronios ausgelesen, hernach aber, weil er doch bemerkte, wieviel historische Gelehrsamkeit hier noch zerstreut liege, auch alles Uebrige, aus den Werken von Ammonios Presbyter, Apollinarios, Athanasios, Basileios, Kyrillos, Eudorios dem Philosophen, Eusebios von Casarea, Hesychios Presbyter, Hippolytos, Origenes, Severus, Titus, Victor und einem Ungenannten (Ἄλλου) Ausgezogene hinzugefügt. Polychronios ist reich an Daten für die Geschichte der Seleukiden und Lagiden, die er, wie der Herausgeber bemerkt, aus Porphyrios Historien geschöpft zu haben scheint; als Antiochier konnte er über Manches vielleicht auch nach heimatlichen Denkmälern oder Traditionen urtheilen. Die letzten Seiten des zweiten Theils enthalten noch ein Fragment des *Chronicon Paschale*, nämlich das was auf dem ersten Blatte des Codex Vaticanus, des einzigen, in dem sich die Chronik erhalten hat, geschrieben steht, früher aber wegen des schlechten Zustandes dieses Blatts unbeachtet geblieben war, von Herrn Mai jedoch jetzt ziemlich vollständig entziffert ist; und dann ein Fragment aus den Scholien des H. Hippolyt zu den Salomonischen Sprüchen griechisch, welches man bisher nur lateinisch hatte. Der dritte Theil liefert erstens ein ausgezeichnetes Stück der profanen griechischen Litteratur, die vom Rhetor Aristides mit viel sophistischer Kunst ausgearbeitete Rede für Leptines *περὶ ἀτελείας*, während man früher bekanntlich nur, durch Morellis Verdienst, die Rede des Aristides gegen Leptines besaß, (die Mai ebenfalls in einem Vaticanischen Codex gefunden hat, aus dem er treffliche

Varianten mittheilt, auf welche sehr gut eine neue Ausgabe derselben gebaut werden kann) so daß nun, die Rede des Demosthenes selbst eingerechnet, die drey Reden in der Sache des Leptines vorhanden sind, welche Aristides seiner Aussage nach in Händen hatte. Auch diese Rede ist indeß schon in Deutschland, im Rheinischen Museum Heft 2, wieder abgedruckt, und Herr G. H. Grauert hat eine Anzahl der auffallendsten Fehler dort berichtigt. Indessen fehlt noch viel, daß der Text einigermaßen gefäulert sey; K. 1 liest man z. B. πρὶν ὄφ' ὀνομασθῆναι ἑλληλέγγυοι, κατ' αὐτὸς σπαντὸν ταυτηνὶ φέρεις τὴν ψῆφον, wo doch σπαντοῦ stehen muß, und K. 3 extr., wo Μαι οὐ μόνον κατηγορῶν ἀλλὰ καὶ βασκάνων δόξαν λαμβάνεις hat, schreibt die neue Ausgabe κατηγορῶν ἀλλὰ καὶ βασκαίνων, wo βασκαίνων in der Intention des Herausgebers gelegen zu haben scheint. Auch sind die Accente häufig nicht bloß bey Encliticis fehlerhaft gesetzt. Dieser Rede und den Varianten der andern ist ein interessantes Fragment aus einer von Aristides bloß angefangenen Rede beygefügt, nebst einigen merkwürdigen Scholien, welche die 1826 zu Frankfurt a. M. herausgekommene Ausgabe der Scholien zum Aristides von Frommel noch nicht enthält. Den Schluß des Theiles, und somit des ganzen ersten Tomus der Collectio, macht eine Probe aus dem gemeinsamen Werke des Presbyter Leontios und Mönches Joannes, welches Ἐπεὶ βιβλία hieß und aus Parallelstellen der H. Schrift und älterer Kirchenväter über meist moralische Gegenstände bestand. Die Anordnung war in den einzelnen Büchern nach Buchstaben und Titeln gemacht, so daß z. B. im zweyten Buch, dessen Inhaltsverzeichnis hier gegeben ist, das στοιχεῖον α' im τίτ. α' handelt περὶ τῆς τοῦ ἀνδρῶπου

πλάσεως καὶ κατασκευῆς (dieser Titel ist vollständig mitgetheilt) τίτ. β. περὶ ἀδελεῶν u. s. w. Aus dem sehr reichen, von Mai angefertigten, Verzeichnisse der in diesem Werke angeführten Auctoren und Werke nimmt man ab, wie sehr die Herausgabe des Ganzen die Kunde der patristischen Litteratur vermehren wird. Die Haupthandschrift dieses großen Sammelwerks ist eine Vaticanische aus dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert; doch kommt eine andere weit ältere aus dem achten Jahrhundert zu Hülfe, welche aber palimpsest ist, und über dem Leontios Photios Responsa nebst andern Schriften trägt. Referent hat sich begnügt, den Inhalt dieser Collectio zum Frommen derer, die sie noch nicht in Händen haben, anzugeben; das Verdienst Mai's zu würdigen, der den Texten der verschiedenen Schriftsteller auch eine durchgängige, freylich oft ziemlich unlateinische, Uebersetzung gegenübergestellt, und einen Index rerum und eine paläographische Tafel hinzugefügt hat, zu würdigen, bleibe Andern überlassen. So viel ist gewiß, daß, wenn der Herausgeber auch immer in der Wahl und Anordnung der Schriften nicht planmäßig genug, in der Constituirung des Textes nicht mit hinlänglicher Critik und Sprachkunde, und bey der Interpretation ziemlich eifertig zu Wege gegangen ist, doch der Scharfblick im Aufsuchen mancher so lange verborgen gebliebenen Schätze und der unermüdlche (beynahe deutsche) Fleiß in der Bearbeitung für den Druck alle Anerkennung verdient, manche Forderung, die an den italiänischen Gelehrten zu richten fast unbillig wäre, niederzuschlagen vermag, und den Vorsteher der Vaticanischen Bibliothek unter die verdienstvollsten Litteratoren unsers Zeitalters stellt.

R. D. M.

B e r l i n.

Bey Spener: Quaestionum scenicarum specimen primum quo orationem — indicit A. Meineke. 1826. 59 Seiten. specimen secundum 1827. 75 S. (ohne die angehängten Schulnachrichten) in 4.

Beide Abhandlungen enthalten treffliche Untersuchungen über einen wichtigen und bisher nur sehr unvollkommen bearbeiteten Theil der griechischen Litteraturgeschichte. Der Herr Verfasser, von welchem wir eine Sammlung der sämtlichen Fragmente griechischer Komiker zu erwarten haben, liefert in diesen Programmen eine kritische Litteraturgeschichte der sämtlichen attischen Komiker der alten attischen Komödie. Epicharmus und die übrigen Schriftsteller der sicilischen Komödie sind von diesen Untersuchungen ausgeschlossen, denn obgleich ihr Einfluß auf die attische Komödie nicht zu verkennen ist, so muß die Untersuchung darüber doch einer umfassenderen Beschreibung der sicilischen und italischen Komödie und ihrer verschiedenen Nebengattungen überlassen bleiben. Der Verfasser zählt 50 Dichter der alten Komödie auf, welche drey oder vier ausgenommen, sicher hierher gehören. Ihre Namen stellt er im Anfange der zweyten Abhandlung zusammen und bemerkt, daß Kratinus, Eupolis, Aristophanes, Pherecrates, Plato in den Kanon der Alexandriner aufgenommen waren. Von der mittleren Komödie, deren Character Seite 3 folg. beschrieben wird, zählt er 36 auf, von denen höchstens drey zweifelhaft sind, in dem Kanon waren Antiphanes und Alexis. Von der neuen kannten alte Grammatiker 64. Es werden 38 genannt, von welchen einige zweifelhaft sind. In dem Kanon waren Menander, Philippides, Diphilus, Philemon, und Apollodor von Caryflus. Endlich noch 25, deren Zeitalter sich ent-

weder gar nicht, oder nicht mit gehöriger Sicherheit bestimmen ließ. Die Untersuchungen über die Lebenszeit der Dichter, nach welchen einige in eine ganz andere Periode versetzt werden, sind, so weit der Verfasser sie bisher dargelegt hat, sehr befriedigend und häufig durch sehr scharfsinnige Inductionen überraschend, dabey ist der Einfluß den der Vorgänger auf den Späteren übte, angedeutet; auch sind die Zeitverhältnisse durch welche die mannigfaltige Ausbildung dieser Dichtart bedingt wurde trefflich erläutert. Die Geschichte der alten Komödie ist mit dem zweyten Programme beendigt. Der Verfasser hebt mit dem Susarion an und der ersten Ausbildung der Komödie bey den Megarenern. Die demokratische Periode in Megara, worin, nach Aristoteles, diese Dichtart aufkam, ist nach Olymp. 45 gesetzt. Zwischen 50 und 54 bringt sie Susarion nach Attika, wo später der *Μεγαρικὸς γέλως* und ähnliches sprichwörtliche Bezeichnungen ungebildeter und roher Späße sind. Mit Recht wird der Ausdruck *Μαισωνικά σκώμματα* hierauf bezogen. Mit Susarion hört die Komödie auf bloße Stegreifspoesie zu seyn, doch stimmt der Verfasser Bentley bey, daß Susarion nichts Schriftliches hinterlassen habe. Er ließ schon mehrere Schauspieler auftreten, (hierfür ist das Zeugniß unsicher und die Sache an sich sehr zweifelhaft) doch waren diese Anfänge der Kunst wahrscheinlich noch nicht in die Stadt selbst aufgenommen. Erst um Olymp. 73 wo Epicharmus in Sicilien blüthete, sehen wir die Komödie gleichzeitig sich in Attika ausbilden durch Euetes, Eurenides und Myllus. (Ob bey *μικτωτοῖς προσωπειοῖς* an wirkliche Masken zu denken ist, möchte wohl sehr ungewiß seyn.) Dann Chionides, den der Verfasser nach Aristoteles später setzt gegen das bestimmtere aber weniger sichere Zeugniß der Eudocia. Daß Ari-

stoteles ihn den ältesten attischen Komiker nennt, wird daraus erklärt, daß erst von ihm geschriebene Stücke vorhanden waren. (Auch waren die früheren wahrscheinlich, wie Sufarion, keine Athener, Chionides ist als solcher zuerst erwähnt.) Dann Magnes, der außer seinen Comödien auch eine Galeomyomachie schrieb. Das Zeitalter des Euphantides ist sehr gründlich untersucht und zwischen Chionides und Magnes aber vor Kratinus gesetzt. Sein Beyname *Καπνίας* wird auf die Diction bezogen, als Gegensatz zu der glänzenden Darstellung des Kratinus. Gleichzeitig ist Polynus aus Megara. Mit dem Kratinus beginnt die zweite Periode der alten Komödie. Ueber seine Lebensumstände und seinen Character handelt der Verfasser sehr ausführlich und gründlich. (Dahlmanns viel zu wenig bekannte und gewürdigte Schrift *primordia et successus veteris comoediae Atheniensium* scheint ihm unbekannt geblieben zu seyn.) Seine Lebenszeit, worüber sich keine bestimmte Angabe bey den Alten findet, wird mit Sicherheit zwischen Ol. 65. 1 und 89. 2 gesetzt. Ueber seinen dichterischen Character, über seine berühmte *οἰνοπλῴα*, die er selbst zum Gegenstand des wichtigsten seiner Stücke machte, wird erschöpfend gehandelt. Er setzte die Zahl der zugleich auftretenden Personen auf drey und heißt mit Recht Vater der alten Comödie in so fern er zuerst beißende Satyre an die Stelle der früheren Scherze setzte. Der Verfasser zählt dann die Stücke auf, die von ihm angeführt werden, und bemerkt welche dem jüngeren Kratinus gehören (von dessen Zeitalter Seite 24 gehandelt wird) oder sonst ihm nicht beyzulegen sind. Nach der Eichtung bleiben noch 25 Titel, welche außer den *Διδασκαλῖαι*, *Ἔνεϊδαι* und *Λάκωνες* alle gewiß dem alten Kratinus gehören. Suidas setzt die Zahl seiner Stücke auf 21. Dann folgt

Krates, ein Zeitgenosse des Kratinus, wie gegen Groddeck gezeigt wird. Die schwierige Stelle in Aristoteles Poetik V. 5 wird so verstanden, daß er zuerst nach dem Muster des Epicharmus statt der Satyre auf bestimmte Personen, allgemeine satyrische Character schilderungen setzte und den Stoff dazu auch aus den Mythen entlehnte. Auch von ihm bleiben nach der Sichtung der angeführten Titel noch mehr Stücke als Suidas und der Anonym. de Com. angeben, nämlich 12. Wahrscheinlich hatten die Grammatiker welchen jene folgen mehrere Stücke als unecht verworfen. Manche seiner Stücke waren der Epicharmischen Komödie sehr ähnlich, wozu auch die Nachricht beim Suidas gehört: daß er einiges *λογάδην* geschrieben. Es folgt Teleskides und der etwas jüngere Hermippus. Mit Recht erklärt der Verfasser die Parodien die von dem letzteren erwähnt werden, nicht für besondere Gedichte, sondern für Stellen in seinen Komödien. Dann Murtilus, Alcimenes, (in einer Note Seite 34 wird von den verschiedenen Gesetzen und Volksbeschlüssen gehandelt, durch welche die Freyheit der alten Komödie beschränkt wurde.) S. 35 — 59 vom Eupolis, am ausführlichsten über den Inhalt seiner *Βάπται* (der Verf. erklärt sich gegen Buttmann's Ansicht, daß das Stück sich auf die Nachahmungen der Mysterien beziehe, welche man dem Alcibiades Schuld gab, doch sind seine chronologischen Gründe nicht befriedigend) über die *Ἀἴμοι* über die *Κόλακες* (wo bey das Leben des Kallias (*λακκόπλουτος*) beschrieben wird) über den Marikas, über die *Ποσειδ*. Die übrigen Dichter der alten Komödie, von deren Leben und Schriften gehandelt wird sind Phrynichus, Sohn des Eunomidas (nicht Phradmon) Plato, (gelegentlich werden die Lebensumstände des Hyperbolus und ähnlicher Leute erzählt und ausführliche Untersuchung in einem eignen

Werke über die attischen Demagogen versprochen) Pherecrates, Philonides, Aristonymus (wo mehrere dieses Namens unterschieden und mannigfache Irrthümer widerlegt werden) Amipstias, Archippus, Aristomenes, Kallias, Hegemon, Lykis, Lyfippus, Leukon, Metagenes, Alcäus, Eunikus, Kantharus, Diokles, Nikochares, Mikophon, Philyllius, Polyzelus, Sannyrion, Strattis, Theopompus, Demetrius. Außerdem Arcefilaus, Apollophanes, Autokrates, Kephisodorus, Euthykles, Menander, Xenophon, deren Zeitalter sich nicht mit Gewißheit bestimmen läßt. Von einigen, wie von dem Menander, Hipparchus ist es ungewiß, ob sie wirklich Dichter der alten Komödie waren. Timokreon ist aus der Reihe der alten Komiker ausgeschlossen, doch möchte die Nachricht bey Suidas wohl unverwerflich seyn. Araros, Eubulus, Theophilus werden mit Recht später gesetzt und in der Geschichte der mittleren und neuen Komödie abgehandelt werden. Wir sehen der Fortsetzung dieser trefflichen Abhandlungen, die sich auch durch Klarheit der Darstellung und musterhafte Latinität auszeichnen, begierig entgegen.

L ü b i n g e n.

Hey Chr. Friedr. Oslander: Beyträge zur gerichtlichen Arzneywissenschaft von Dr. v. Klein. 1825. 144 S. u. 1 Kpf. 8.

Bekanntlich gab Hr. Klein schon im J. 1817 Bemerkungen über die bisher angenommenen Folgen des Sturzes der Kinder auf den Boden bey schnellen Geburten heraus. Er suchte darin zu zeigen, daß die in peinlichen Fällen von Kindesmord so oft vorkommende Angabe, das Neugeborne sey durch einen solchen Sturz ums Leben gekommen, größtentheils unwahr sey. Unter 283 Leibesfrüchten, die unter unverdächtigen Umständen schnell aus den Geburtstheilen ihrer Mütter hervorgetrieben worden, und zum Theil beträcht-

lich tief herab auf harten Boden gefallen waren, fand sich, nach den darüber eingezogenen amtlichen Nachrichten nicht ein einziges, auf welches der Sturz den geringsten dauernden nachtheiligen Einfluß geäußert hätte. Daraus folgerte Hr. K. nicht, daß es nicht möglich sey, daß durch das schnelle Hervorschießen auf irgend einen harten Körper das Kind Schaden leiden könne, sondern er suchte, nach seinem eignen Ausdrücke, nur darauf aufmerksam zu machen, daß dieses Hervorschießen nicht geradezu schaden müsse, daß man sich in Beurtheilung todter, auf diese oder jene Art verlegter Kinder etwas mehr in Acht zu nehmen habe, und wenn man auch noch so billig 'in mitius' absprechen solle, dennoch der Aussage der Mutter nicht zu viel Glauben beyzumessen möchte.

Diese Aeußerung suchte Hr. Prof. Henke in Erlangen. (Abh. aus d. Gebiete der gerichtlichen Medicin III. 1.) wenn nicht zu widerlegen, doch einzuschränken, indem er meint, daß Fälle der tödtlichen Folgen eines solchen Sturzes Neugeborener nicht selten vorkämen, und daß 250 und mehrere negative Beobachtungen eine einzige positive keinesweges entkräfteten. Selbst unter den von Hrn. K. vorgelegten Fällen kämen einige vor, in denen der Sturz des Kindes höchst wahrscheinlich den Tod veranlaßt habe.

Gegen diese Einwendungen ist nun die Schrift des verdienten, und seitdem leider verstorbenen Klein gerichtet. Seine zu diesem Zwecke darin gelieferte Abhandlung hat die Aufschrift: Bescheidene fernere Beyträge zu der Beurtheilung der angegebenen Folgen des Sturzes der Kinder auf den Boden bey schnellen Geburten. Er zeigt darin daß alle Angaben Henke's über die von ihm nach amtlichen Berichten bekannt gemachten Fälle, nur auf Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit beruhten, und mithin gar nichts bewiesen. Hierauf betrachtet er alle früher bekannt gemachten Fälle, in de-

nen der Tod eines Neugeborenen durch einen solchen Sturz verursacht seyn soll, und vorzüglich auch die auf welche Hr. Henke sich selber beruft, und beweist klar, daß in keinem einzigen davon diese Todesart nur irgend mit einiger Gewißheit dargethan worden sey, ja daß sich in allen andere Ursachen des frühen Absterbens solcher Neugeborenen mit viel höherer Wahrscheinlichkeit nachweisen ließen. Das am Schlusse des Werkchens beygefügte Beyspiel einer im Mutterleibe erfolgten starken Kopfverletzung der Leibesfrucht, deren Schädel auch abgebildet ist, verdient allerdings die Beachtung der gerichtlichen Aerzte, doch ist es keinesweges von allen Nebenumständen so frey, daß es zum vollständigen Beweis der Möglichkeit solcher Verletzungen schon am Ende des siebenten Monats dienen könnte. Ref. der 25 Jahre lang unter sehr verschiedenen Verhältnissen, und bey zwey Justiz-Collegien, einem niederen und einem höheren, bey einem Medicinal-Collegium und bey zwey medicinischen Facultäten sich practisch mit der gerichtlichen Medicin beschäftigt hat, und dem dabey auch eine nicht geringe Zahl von Fällen vorgekommen ist, in denen die Geburt im Stehen vor sich gegangen, und das Neugeborne durch den Sturz auf harten Boden umgekommen seyn sollte, muß zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß in keinem einzigen davon diese Angabe durch die Umstände bey der Geburt und durch den Leichenbefund auch nur wahrscheinlich gemacht worden sey. Bey seiner täglichen Beschäftigung mit der practischen Geburtshülfe, ist unter mehreren Fällen des Hervorstürzens einer Leibesfrucht aus den Geburtstheilen auf harten Boden im Stehen der Kreisenden, die er beobachtete, ihm kein einziger vorgekommen, in dem das Neugeborne Schaden davon genommen hätte. Er theilt daher ganz die Ansicht Kleins. Mde.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 23. Julius 1827.

G ö t t i n g e n .

In der feyerlichen Versammlung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 7. Julius ward zuerst das Andenken an unsern neulich verstorbenen verdienstvollen Collegen Joh. Gottfried Eichhorn, seit 1810 Mitglied derselben, gefeyert, indem der Herr Hofrath Tychsen, als ältestes Mitglied der historisch-philologischen Klasse, die ihm aufgetragene Memoria desselben vorlas. Der Verf. verbreitete sich über die mannigfaltigen Verdienste des Abgeschiedenen so wohl um orientalische und biblische Literatur, als um die verschiedenen Zweige der Geschichte; wobey seine Beyträge für die Societät nicht übergangen wurden.

Die von dem Verewigten seit funfzehn Jahren geführte Redaction dieser Anzeigen, ist provisorisch dem Herrn Hofrath Heeren, in Verbindung mit dem Herrn Hofrath Benecke, übertragen worden.

* * *

M [5]

Die von der Königl. Societät der Wissenschaften für den diesjährigen Julius aufgegebene öconomische Preisfrage betraf:

Eine möglichst genaue und vollständige Zusammenstellung der Erscheinungen, welche bey den verheerenden Wirkungen der Sturmfluthen in mehreren Theilen des Königreichs Hannover und in einigen angrenzenden Gegenden, zu Anfange des Jahrs 1825 beobachtet worden, in Beziehung auf die Anwendungen, welche von diesen Erfahrungen für die Vervollkommnung der zur Sicherung gegen solche Gefahren dienenden Anstalten, etwa gemacht werden können.

Zur Beantwortung war nur eine Schrift eingegangen, mit dem Motto:

‘Theorie kann durch vielseitige Erfahrung verbessert werden.’

Obgleich der Verf. nach dessen Erklärung in dem Vorworte kein practischer Wasserbaumeister ist, so zeigt er doch in seiner Arbeit eine umfassende Bekanntschaft mit den Gegenständen, die bey Beantwortung obiger Frage zur Sprache kamen. Die Notizen über die Wirkungen der Sturmfluth sind von ihm mit großer Vollständigkeit, nicht etwa nur aus der einen oder anderen Gegend, die davon betroffen wurde, sondern nach der ganzen Erstreckung ihrer Verheerungen, Theils durch Correspondenz, Theils durch Benutzung officieller Berichte und gedruckter Nachrichten, Theils durch eigene Reisen zusammengebracht.

Im ersten Abschnitte der Abhandlung theilt der Verf. Nachrichten über die Beschaffenheiten

der Witterung am Ende des Jahrs 1824 und zu Anfange 1825 im Allgemeinen, über den Barometerstand, über die Fluthhöhe am 3/4. Februar 1825, über die Winde mit. Der zweyte Abschnitt enthält einen Bericht über mancherley andere Erscheinungen, welche der Sturmfluth vorangingen, oder dieselbe begleiteten. Es ist die Rede von Gewittern und anderen Meteoron, von Veränderungen die mit Quellen vorgingen, von Erschütterungen des Bodens, von Erscheinungen an den Wellen, von den Auspühlungen, von Veränderungen an den Dünen, von den Veränderungen an den Deichen, von dem Uebermogen, von der Schnelligkeit des Stroms, von dem Steigen und Sinken des Wassers u. s. w. — Der dritte Abschnitt handelt von den Wirkungen der Sturmfluth. Von der Einwirkung auf das Vorland, wobey Nichts Ungewöhnliches vorgekommen. Von dem Einfluß auf das Binnendeichsland, in welcher Hinsicht nur die Dauer der Ueberschwemmung und die Einwirkung auf die erste und zweyte Erndte angegeben werden konnte. Von der Einwirkung auf die Deiche, unter denen die Schleswigschen Seedeiche am wenigsten gelitten haben, welches der Verfasser ihrer vorzüglich zweckmäßigen Construction zuschreibt. Von den Wirkungen an den Lücken oder Durchfahrten, deren sorgloser Bau oft die Veranlassung von Deichbeschädigungen oder Deichbrüchen gewesen zu seyn scheint. Uebergänge über Deiche, wo solche nicht sorgfältig bekleidet waren, haben sich gefährlich gezeigt. Ebenso Häuser auf den Deichen, die nicht allein Veranlassung zu Deichbrüchen gegeben, sondern auch besonders das Leben von Menschen sehr in Gefahr gebracht haben. Der Verfasser dringt mit Recht — wie solches auch schon von

Anderen geschehen — auf die Gründung der Gebäude auf Wörthen, wie sie besonders in Ostfriesland üblich ist. Von dem Einflusse der Bäume an den Deichen. Von der Wirkung der Sturmfluth auf alte Braaken. Von der Zerstörung der Halligen oder der eingedeichten Inseln des Schleswigschen. — Im 4ten Abschnitt ist von den Mitteln die Rede, welche man zur Sicherung gegen die Wirkungen der Sturmfluthen angewandt hat. Der Vf. führt eine lange Reihe jener Mittel auf und prüft ihre Anwendbarkeit. — Im 5ten Abschnitte theilt der Verf. einige Nachrichten über die Wirkungen früherer Sturmfluthen mit und vergleicht solche mit denen der Sturmfluth von 1825. — Im 6ten Abschnitte werden aus den Erscheinungen bey der Sturmfluth im Februar 1825 und ihren Wirkungen, Erfahrungen in Beziehung auf die Anwendung zweckdienlicher Mittel zur Vervollkommnung der Sicherungsanstalten der Marschgegenden, zur Verhinderung des Verlustes und zur Abwendung der Gefahren bey ähnlichen Vorfällen abgeleitet. Der Verf. handelt u. A. von der richtigen Bestimmung der Deichhöhe; von der Vermeidung alles dessen, was Brandungen an den Deichen bewirken kann; von der Wichtigkeit der Erhaltung der Dünen, wo solches durch nicht besonders kostbare Mittel geschehen kann; von der empfehlungswerthen Erhöhung der Deiche bey einspringenden Winkeln; von den Vortheilen flacher Dossierungen; von der Wichtigkeit nach anhaltendem Regen jede Beschädigung der Dossierung sogleich auszubessern; von dem Erforderniß stärkerer Deichprofile wo kein Vorland ist; von der Vermeidung von Gräben in der Nähe der Deiche; von der besonderen Aufmerksamkeit, welche alte Braaken, Lücken, Uebergänge erfordern; von den Pfählen und Bäumen

an den Deichen, in wiefern solche schädlich oder nützlich sind; von dem Beweiden und Befahren der Deiche; von ihrer Bekleidung; von mannigfaltigen Sicherungsmitteln gegen Deichbeschädigungen. — Angehängt ist eine tabellarische Uebersicht der Durchdeichung der Zeteler Sielbraake, wodurch eine klare Vorsteuung von dem Gange einer solchen gewaltigen Arbeit und von den mannigfaltigen, dabey zu überwindenden Schwierigkeiten gegeben wird. — Zur Uebersicht des Umfanges der Wirkungen der Sturmfluth vom Februar 1825 sind der Abhandlung mehrere Charten beygelegt; so wie zur Erläuterung des Inhaltes viele beygefügte Skizzen dienen. Zur Verfinlichung eines Deichbruches ist von dem Verf. ein instructives Modell zugleich eingesandt worden.

Diese Arbeit entspricht ihrem Inhalte nach in der Hauptsache den Forderungen der Kön. Societät d. W. Was ihre Form betrifft, so läßt sie eine gedrängtere Kürze und die Vermeidung einiger Wiederholungen, durch zweckmäßigere Anordnung des Vortrags wünschen. Daß ein großer Theil des Inhaltes nicht neu ist, liegt in der Natur der Sache. Aber mit größerer Vollständigkeit, als solches in früheren Schriften geschehen, ist der fragliche Gegenstand in dieser Abhandlung behandelt; und wenn gleich auch diese Arbeit nicht als ganz erschöpfend gelten kann, so liefert sie doch einen sehr schätzbaren Beytrag zur Vermehrung des Schazes von Erfahrungen, die als Richtschnur bey Vollkommnung der zur Sicherung gegen ähnliche Gefahren zu ergreifenden Maasregeln dienen müssen. Die Königl. Societät d. W. hat daher dieser Schrift, mit dem oben angeführten Motto, einstimmig den Preis zuerkannt. Als

Verfasser derselben nannte sich in dem in der Sitzung am 7ten d. M. entiegelten Zettel:

W. Müller

Kön. Hannov. Ingenieur-Major.

* * *

Für die nächsten Termine sind folgende öconomische Preisfragen aufgegeben:

Für den November d. J.

Das sogenannte **Moorbrennen** nimmt in einigen Gegenden des Königreichs Hannover immer mehr Oberhand; und wenn es gleich nicht verkannt werden kann, daß dadurch die Cultivierung von Flächen, die früher öde lagen oder wenig benutzt wurden, für einen gewissen Zeitabschnitt befördert und ein bedeutender Gewinn erzielt wird; so ist es doch auch auf der anderen Seite erwiesen, daß jene Art der Urbarmachung nicht allein während ihrer Ausübung in anderer Hinsicht nachtheilig wirkt, sondern auch nur unter gewissen Umständen und Modificationen, eine nachhaltige Nutzung der Ländereyen herbeizuführen vermag; daher man auch hin und wieder darauf Bedacht genommen hat, die Anwendung des Moorbrennens auf gewisse Weise zu beschränken.

Da dieser Gegenstand für die Landesoeconomie und Polizey von großer Wichtigkeit ist, so verlangt die Königl. Societät:

„Eine auf Erfahrung gegründete Darstellung und Vergleichung der durch das sogenannte Moorbrennen bewirkten Vortheile und Nachtheile, nebst ei-

ner Angabe der Maaßregeln, die zur Erhöhung der ersteren und zur Verminderung der letzteren, bey der Anwendung dieser Urbarmachungs-Methode dienen können.“

Die Königl. Societät wünscht, daß bey Beantwortung dieser Preisfrage, besonders auch auf die immer mehr zunehmende Verbreitung des lästigen Moordampfes — der unter dem allgemeinen Namen von *Haids* oder *Heer-Rauch* vielfältig noch verkannt und mit andern Erscheinungen verwechselt wird — Rücksicht genommen werde.

Für den Julius 1828:

„Eine aus gründlichen Untersuchungen der physischen und chemischen Eigenschaften der verschiedenen Mergelarten und sicheren Beobachtungen und Erfahrungen über ihre Wirkung geschöpfte Theorie von dem Einflusse des Mergels auf die Verbesserung des Bodens, nebst einer Anleitung zur rationellen Benutzung desselben bey dem Ackerbaue.“

Für den November 1828:

„Eine möglichst vollständige und auf Erfahrung gegründete Anleitung, wie die natürlichen und künstlichen Schafweiden am besten zu cultivieren und zu verbessern, und wie die letzteren in unserem Clima am vortheilhaftesten anzulegen sind?“

Für den Julius 1829 wurde in obiger Sitzung der Königl. Societät folgende Preisfrage zum ersten Male bekannt gemacht:

Die sehr vortheilhafte Anwendung welche man in England, Frankreich und in einigen

Gegenden Deutschlands von den Knochen zur Düngung macht, ist allgemein bekannt. Die maschinellen Vorrichtungen aber, deren man sich zur Zerkleinerung der Knochen bedient, so wie die Verfahrensarten bey ihrem Gebrauch z. B. in Hinsicht verschiedenartiger Zusätze, sind abweichend und die Meinungen darüber getheilt. Auch ist es nicht zu verkennen, daß man in Norddeutschland und namentlich im Königreich Hannover, die Knochendüngung noch viel weniger, als sie es verdient, benutzt; welches u. A. daraus hervorgehet, daß noch immer bedeutende Quantitäten von Knochen, die dem vaterländischen Boden zu Gute kommen könnten, dem Auslande überlassen werden.

Die Königl. Societät d. W. wünscht dahin zu wirken, daß die Aufmerksamkeit der Landwirthe jenem wichtigen Gegenstande mehr als bisher sich zuwenden und verlangt daher:

„Eine vollständige Darstellung und auf Erfahrungen gegründete Prüfung der Methoden, welche man in verschiedenen Ländern und Gegenden bey der Knochendüngung anwendet.“

* * *

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder von obigen öconomischen Aufgaben, ist zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, innerhalb dessen die zur Concurrnz zulässigen Schriften bey der Societät postfrey eingesandt seyn müssen, für die Julius-Preisfragen der Ausgang des Mayes und für die auf den November ausgesetzten, das Ende des Septembers.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. Stück.

Den 26. Julius 1827.

L o n d o n.

Colombia: being a geographical, statistical, agricultural, commercial and political account of that country, adapted for the general reader, the merchant and the colonist. Published by Baldwin, Cradock and Joy. Vol. I. CXXIV u. 707 S. 1822. Printed by Walker et Greig, Edinburg. Mit dem in Kupfer gestochenen Bildniß des columbischen Ministers Bea, gestochen von W. L. Fry, und einer großen Karte von Columbia. — Vol. II. VI u. 782 S. 1822. in 8. Mit dem Bildniß Bolivar's.

Der so wohlunterrichtete, als edel denkende und einsichtsvolle, aber gleichwohl ungenannte Verf. wollte ein Werk liefern, worin alles, was über Columbien nur zu wünschen ist, anzutreffen seyn sollte, welches gleichsam wie eine kleine Encyclopädie, andere Schriften möglichst entbehrlich mache, und dadurch ist es denn freylich zu einem sehr weitschichtigen Werk angewachsen. Man wird

N [5]

sich durch die große Menge der historischen Actenstücke, die es in zwey dicken Bänden enthält, durch die vielen Regierungsverordnungen, Verfassungsentwürfe und Gesetze, die Menge der tabellarischen Berechnungen und Waarenlisten, durch den großen Vorrath von Urkunden, amtlichen Berichten, Bulletins der Armee, statistischen Zahlen und genauen Handelsnachrichten nicht ohne Ermüdung hindurchwinden können. Aber eben darum ist es unstreitig ein höchst verdienstliches und gewiß das vollständigste Werk, was wir über diesen neuen Staat besitzen und wohl noch auf lange Zeit besitzen werden. Ueberall sieht man ein Streben nach ängstlicher Genauigkeit und man kann wohl sagen, kaum ist irgend ein Abschnitt oder eine Seite in diesem Buche, die nicht aus amtlichen Quellen geschöpft wäre. Alles ist mit so sichtbarer innerer Sachkenntniß geschrieben, daß wir wahrscheinlich mit Zuverlässigkeit auf die mit so großem Fleiß von dem Verf. gesammelten Angaben bauen können; doch steht er auf den Schultern eines Humboldt, Depons und anderer Reisenden, wie er selbst gesteht, die er theils berichtigt, theils am Schluß seiner Einleitung (Seite CXXIII) als Gewährsmänner für seine Unparteilichkeit anruft. Da wir schon ein allgemeines Bild von Columbien in diesen Blättern entworfen haben (Jahrg. 1825 134. St. S. 1329—1341, nach Molliens Reise), so können wir jetzt kürzer seyn, und überlassen es dem Leser, das Gemälde dieses Buches an Molliens Maassstab zu halten, um auszumitteln, ob und wie viel gleichsam die eine Skala von der andern abweiche. Aus der Mittheilung der vielen Actenstücke und zugleich aus der Anonymität darf man vielleicht schließen, daß der Verf. dieses Werks ein angesehenener englischer Staatsbeamter

oder ein ausgezeichnet gebildeter Kaufmann sey, der lange Zeit in Südamerika gelebt haben muß, um sich eine so genaue Kenntniß des Landes zu erwerben, vielleicht ein englischer Agent oder ein Consul in einer columbischen Stadt, der sich nicht anders als durch nahe Bekanntschaft mit columbischen Staatsmännern, wie z. B. einem Don Antonio Franciêco Zea, Garcia, Trifarri u. a., diese hier abgedruckten amtlichen Urkunden und Belege zu verschaffen wußte, deren einige sogar im spanischen Original mitgetheilt sind. Auf diese sich stützend gewährt er uns doch ceteris paribus eine festere Grundlage, als die etwas mehr schwankende und flüchtige Schilderung Molliens, die nur auf einer Durchreise eiligst zusammengerafft ist; obwohl der engl. Vf. freylich als ein mehr beredter und feuriger Lobredner Columbiens erscheint (was leicht auf eine zu einseitige Vorliebe könnte schließen lassen), wogegen Mollien lange nicht so gut darauf zu sprechen ist — beide ganz im Character ihrer Regierungen: der Engländer sucht mehr die den Briten zufallenden Vortheile der Anerkennung Columbiens von Seiten des englischen Cabinetts ins Licht zu setzen und diese Anerkennung zu preisen; der Franzose spricht mehr im Sinne der Columbien abgeneigten franzöf. Regierung.

Die Einleitung zum I. Band zerfällt in folgende drey Abtheilungen:

I. Ueber die Anerkennung Columbiens als unabhängiger Staat. Mit philosophischer Gründlichkeit, in logischer Ordnung und mit vieler Wärme geschrieben. Da ein Theil von Columbien an die Südsee oder das stille Meer grenzt, so wird es bald nach China und Ostindien handeln und die ostindischen Waaren schnell durch Canäle und Flüsse und über Panama nach West-

indien bringen, von wo die Europäer sie schneller beziehen könnten, als geradezu aus Ostindien — also ein neuer Handelsweg, beynahe so wichtig wie die Entdeckung des Kap's der guten Hoffnung. So werden die guten Folgen der Anerkennung für Spanien, England und das übrige Europa in lichtvoller Anordnung auseinandergesetzt, und dieß ist also einer der anziehendsten Abschnitte des ganzen Werks. Woll' Enthusiasmus vergleicht der Verf. den jungen Staat Columbien an mehreren Stellen mit dem neu erstandenen Griechenland, und wünscht mit sehr liberaler und wahrhaft menschenfreundlicher und aufgeklärter Denkungsart, die er überall an den Tag legt, als echter, freygeborener Britte diesen beiden jungen Freystaaten, Griechenland und Columbien, das glücklichste Gedeihen. Die, Columbien betreffende Anerkennungsacte der vereinigten Staaten von Nordamerica wird nebst allen Beylagen vollständig hier abgedruckt und den französischen Widersachern werden hier und da Seitenhiebe ausgeheilt. Da, wo der Verf. die bekannte Idee Herders anführt, daß die Auswanderung so wie die Fortbildung der Menschheit den Weg von Osten nach Westen um die Erdkugel nehme, meint er, die letzte Wolke des Aberglaubens und der Knechtschaft werde bald in Südamerica verschwinden. Allerdings, wenn alles so ginge, wie Bolivar's Partey es will. Aber wir machen dem Verf. den Einwurf mit dem Katholicismus und der Negerclaverey. So lange Papstthum und katholische Bigotterie in Südamerica dauern werden, ist an kein Verschwinden des Aberglaubens zu denken. Und in ihren Pflanzungen werden sie stets des starken Arms der Negerclaven bedürfen, deren Entknechtung nur sehr langsam und allmählich vor sich

gehen darf, wenn nicht ähnliche Blutscenen wie einst auf St. Domingo erfolgen sollen. In einer diplomatischen Note des Herrn Zea wird die columbische Armee auf 60,000 Mann angegeben und die Stärke der Reservearmee eben so hoch. Das Journal des Debats schlägt die columbische Armee nur auf 8000 bis 10,000 Mann an. Ein columbischer Agent gibt die Bevölkerung Columbiens auf mehr als 3,600,000 Mann an; es sey stets frey von allen den Drkanen, die in den Antillen herrschen (ganz gegen Mollien's Behauptung. Stürme sind allerdings häufig bey Maracaibo, Popayan, Quito und Guayaquil; aber die eigentlichen Drkane Westindiens erreichen Columbien nicht); der Ackerbau sey weiter als im übrigen spanischen America; an edeln Metallen stehe es Mexico und Peru gleich, doch ihre Gewinnung sey noch leichter und wohlfeiler; der Heldennuth des Heers glänzte am meisten in den berühmten Schlachten bey Boyaca und Carabobo, in der Eroberung von St. Martha, deren 17 Batterien alle erstürmt wurden, und in der Einnahme von Carthagena und Cumana. In Newyork wurden große Bestellungen auf Drucklettern für Südamerica gemacht.

II. Abtheilung. Die englische Anleihe für Columbien. Ihre Nothwendigkeit wird gezeigt und gerechtfertigt, der geschichtliche Verlauf derselben wird erzählt und nicht nur der Kredit Columbiens, sondern auch das Benehmen des Unterhändlers, Herrn Zea, wird durch Mittheilung amtlicher Beweisstücke kräftig in Schutz genommen. Die ganze columbische Staatsschuld, mit Einschluß der englischen Anleihe, beläuft sich noch nicht auf zwey und eine halbe Million Pfund Sterling: während die Staatsschuld der vereinigten Staaten von Nordamerica zur Zeit ihrer

Befreyung 9,012,992 Pf. St. einheimische, und 2,488,455 Pf. St. auswärtige Schuld betrug. Das Urtheil fällt also sehr zu Gunsten Columbiens aus. Als Sicherheit für die Darleiher dienen die Staatsdomainen, z. B. die reichen Salzwerke von Sipaguira. Der Krieg hat keineswegs die Hülfquellen erschöpft; sie sind vielmehr unerschöpflich, weil sie in Bergwerken, Perlfischerey u. s. w. bestehen. Eine große Denksäule mit der Inschrift aller Namen der Patrioten und fremden Darleiher soll in der Hauptstadt errichtet werden. Unter allen vormaligen spanischen Kolonien liegt der columbische Staat Spanien am nächsten, d. h. nur 30 — 40 Tage zu segeln. Da nun Spanien nicht einmal diesen nächsten Punct bisher wieder erobern konnte, so sind alle spanische Kolonien in America sicher vor neuen Angriffen der Spanier und also auch die Darleiher gesichert. Die Republik Chili betrachtet der Verf. irriger Weise als gut eingerichtet und völlig frey von allen Spaltungen oder Unruhen. Wenigstens lauteten die neuesten Nachrichten doch ganz anders und sehr nachtheilig. Der Kredit von Columbia steht jetzt höher als der aller andern südamericanischen Republiken und selbst als der Kredit einiger alten europäischen Staaten.

III. Abtheilung. Koloniewesen in Columbien. Es wird für Fremde sehr einladend und vortheilhaft geschildert, selbst Mexico und Peru muß durch die Vergleichung verlieren. Erziehung und Aufklärung wird durch die Regierung sehr begünstigt. Hier wird Oestreich und Rußland vom Verf. ein wenig mitgenommen. Daß die columbische Regierung schon gleich anfangs Bildung und Aufklärung befördert (eben so wie das neu entstandene Hellas), ist ein Beweis, daß die Re-

volution beider Länder nicht eine bloße augenblickliche Aufwallung und nicht die erste Hitze einer Faction sey. Wer in England, trotz der größten Arbeit es nur zu einem Bedienten bringen kann, der könne in Columbien sogleich schon bis zum Herrn hinauffsteigen (!)

Im I. Kapitel des Werks folgt nun 'die allgemeine Beschreibung des Landes,' in elf Abschnitten z. B. über Umfang, Berge und Thäler, Klima, Erdbeben und Vulkane (wo der Verf. unter den früheren Beispielen, etwas auffallend, das große Erdbeben von 1812 unerwähnt läßt, dessen er jedoch anderswo gedenkt), über die Jahreszeiten, Flüsse und Seen, die jährlichen großen Ueberschwemmungen und deren Ungesundheit in der Regenjahrszeit, die Entdeckung des Landes durch Colombo, weshalb man richtiger Colombia schreiben solle (nicht u, sondern o), wie es auch der Verf. jedesmal schreibt; dann eine kurze ältere Geschichte des Landes und die Eintheilung in Provinzen. Der Glimmerfelsen 'El Dorado' liegt auf einer Insel in dem See Parima an der Grenze von Guiana, eine Stelle, die man aber auf der so ungemein fleißig und schön gestochenen, nach Humboldt und andern Quellen entworfenen Karte doch vergebens sucht, weil an dieser Stelle eine sinnbildliche Zeichnung angebracht ist, die Figur des Flußgottes Drinoko und der Flußgöttinn Magdalena in liegender Stellung, wie sie das neue Wappen des Staats halten, darstellend. Das obere Feld desselben enthält zehn Sterne auf himmelblauem Grunde, das untere linke Feld ein laufendes Pferd auf rothem Grunde, das untere Feld zur Rechten zerbrochene Waffen des Feindes auf goldenem Grunde, mit der Unterschrift als Wahlspruch: ser libre o morir (frey seyn oder sterben). —

Der Regen bringt oft in einem Tage mehr Wasser, als in Europa in sechs Tagen. — Im II. Kapitel folgt 'die besondere Beschreibung des Landes', in 46 Abschnitten, deren jeder abwechselnd eine Provinz und dann eine Hauptstadt derselben äußerst ausführlich und genau schildert. Der Verf. scheint alles so recht *con amore* gesammelt zu haben, sonst könnte er wohl nicht das mühsame Geschäft vollbracht haben, einen so großen Reichthum von Notizen und Thatfachen so musterhaft zu verarbeiten. Wir bewundern die Geduld, womit diese chaotische Masse von bunten Szenen und seltsamen, oft ellenlangen Namen der Dörfer in diesen topographischen doch nicht trocknen Schilderungen so sorgfältig geordnet und untergeordnet sind. Desto mehr ist es schade, daß diese bunte Masse fremder Namen, die im Werke zerstreut liegen, nicht durch ein alphabetisches Sachregister am Schluß zusammengefaßt ist, um die Wiederauffindung zu erleichtern. Ehemals war dieß in der literarischen Welt allgemein Sitte, aber jetzt werden die modernen Schriftsteller gar zu bequem. Vor dem gegenwärtigen Werk findet man bloß eine gewöhnliche Inhaltsübersicht, die nicht hinlänglich ist. Denn so folgen z. B. von Seite 50 bis 60 treffliche Bemerkungen über das gelbe Fieber und andere Krankheiten von Columbien, Bemerkungen, die sich in dieser weitläufigen Masse ohne Wegweiser ganz verlieren und doch für die Gesundheit der Menschen so wichtig und lehrreich werden könnten. Der sehr belefene Vf. hat die thermometrischen und barometrischen Beobachtungen aus Humboldt genau an ihrem betreffenden Ort eingetragen, und auch eigene angestellt; überhaupt kommen gute Naturbeobachtungen aller Art vor, Botanik und Mineralogie

sind auch nicht vergessen, kurz die Leser von allen Klassen werden hier Befriedigung finden. Wind- und Wetterbeobachtungen gehen durch ganze Seiten fort. Hagel fällt nur alle 5 Jahr oder auch gar nicht; Mondsteine sind bey uns häufiger als dort Hagel. Endlich treffen wir hier doch auch eine Universität an: sie besteht in Caraccas seit 1792 und besitzt alle 4 Facultäten. Die Einwohner dieser Stadt sanken von 50,000 unter 20,000 herab. Ein Professor der Vocal-Kirchenmusik lehrt sämtliche Studenten die katholischen Chorale tactmäßig singen! Puerto Cabello ist der beste Hafen in ganz America, und Laguayra der heißeste. In Cumana wird Humboldts Andenken noch jetzt durch den Beynamen: sabio (der weise und gelehrte) hochgeehrt (I. 160). Dieß ist der wohlfeilste Ort auf der ganzen Erde; Eyer dienen hier als Münze und die Armen trinken Punsch. Die Insel Margarita ist noch wohlfeiler als Cumana. Der 12te Abschnitt enthält vieles über die Festungswerke von Columbien. Nicht Barinas, sondern Cumanacoa in der Provinz Cumana liefert den besten Taback. Die größte Merkwürdigkeit unweit der Hauptstadt Bogota ist der große Wasserfall des Flusses Tequendama, eines Arms der Magdalena und des Flusses Funza oder Bogota, der 140 Fuß breit ist und vor dem Fall nur 35 Fuß schmal wird, daher mit größerer Stärke 600 Fuß steil herabstürzt. (Der Staubbach in der Schweiz ist 800 bis 925 Fuß hoch, der Niagara nur 144 Fuß hoch.) Die Beschreibung der Hauptstadt Bogota ist hier doch vortheilhafter, als bey Mollien, obgleich der Verf. nur 4 Kirchen, Mollien aber 27 angibt. In Bogota ist eine Münze und in Popayan ebenfalls. In Merida ist das Klima so abwechselnd, daß man

täglich alle vier Jahreszeiten durchmacht; es hat eine hohe Schule. Seltsam sind die Brücken von Baumwurzeln geflochten und über den Fluß gespannt; auf andern rutscht man herüber, wie von den Pariser Rutschbergen, aber so schnell, daß der hölzerne Sitz starke Funken sprüht wegen der Reibung. Die Schokolade von Magdalena ist die berühmteste. Am Schluß dieses Kapitels wird noch eine amtliche Liste der jetzigen Bevölkerung und über die Vertheilung der Volksvertreter einer jeden Provinz gegeben, wie sie zum columbischen Kongreß oder zur Ständeversammlung gewählt werden. Ihre Gesamtzahl besteht aus 28 Senatoren und 95 Volksrepräsentanten; künftig werden aber 50 Senatoren seyn. Je mehr man sich in dieß ganze topographische Kapitel hineinlieset, je mehr entdeckt man, daß der Verf. doch noch zu genau Humboldts gefolgt ist, den er an vielen Stellen wohl nur abgeschrieben hat, was sich dadurch zu verrathen scheint, daß er noch die jetzt längst veralteten Titel 'königlich' u. dergl. gebraucht, indem er z. B. sagt: in Popayan ist eine königl. Münze, Quito grenzt an das Königreich Peru, in der Stadt Quito ist der Pallast der königlichen Audienza; er spricht noch von einer 'Präsidentschaft' Quito (ein Titel, der jetzt auch wol abgeschafft seyn wird. In diesen Fällen hätte das Wort *former* dabey stehen sollen). Doch ist dieß wohl nur eine kleine Nachlässigkeit, da sie nur an wenigen Stellen vorkommt. Humboldts Name wird zwar bisweilen als Gewährsmann genannt, aber sehr oft auch gar nicht, wo er doch offenbar benutzt ist, und ein Kapitel oder eine Seitenzahl aus seinen Werken wird nirgends angeführt. Die Stellen aus Humboldt hätten wenigstens durch irgend ein Kennzeichen, wie z. B. durch ein bloßes

H bezeichnet werden sollen. In der Vorrede gesteht der Verf. jedoch aufrichtig, daß er Humboldts, Depons und Andern viele Verpflichtungen schuldig sey, die er willig anerkenne, und daß er oft sogar ihre Worte selbst benützt habe, ausgenommen, wenn die Weitläufigkeit derselben eine Abkürzung, oder ihre Unrichtigkeit eine Verbesserung erfordert hätte; dieß Werk habe sowohl der Compilation als der eigenen Composition bedurft, da der Zweck desselben sey, dem Leser einen größeren Vorrath von Nachrichten in Einem Werk concentrirt vorzulegen, als sonst in vielen andern Werken zerstreut anzutreffen seyen. Dieß topographische oder II. Kapitel scheint wenig mehr, als was Humboldt gibt, zu enthalten; aber diese gut und neu geordnete Compilation ist doch auch schon verdienstlich und immer brauchbar. Bey jeder Provinz ist zwar das Geschichtliche kurz angegeben, aber nur aus der Vorzeit, nicht die berühmten Schlachten aus dem neuesten Befreyungskriege; will man z. B. über die berühmte Schlacht bey Boyaca etwas wissen, so muß man erst das ganze Werk durchsuchen. Auch hieraus scheint also hervorzugehen, daß zu Humboldts Angaben wenig hinzugefügt ist. Sollen wir nun von hier auf die übrigen Theile des Werks schließen, so scheint es, der Schluß dürfte nicht so besonders vortheilhaft ausfallen, als man anfangs glauben möchte und zu glauben berechtigt war. Der Vf. hat redlichen Fleiß angewendet, das ist nicht zu leugnen; aber wie hoch der Grad seiner Kritik und Umsicht sey, können wir nicht beurtheilen; ob er das Sonst und Jetzt gehörig gesondert habe, ob er den neuesten Zuwachs an Kenntniß des Landes immer sorgfältig nachgetragen und die Quellen so wie den Unterschied oder die Scheidungslinie des alten und

neuen Zustandes scharf genug nachgewiesen, wagen wir nicht zu bestimmen. Wäre der Vf. ein Augenzeuge der Begebenheiten und hätte er in Columbien selbst einige Zeit verweilt, so würde er es vermuthlich in dem Vorwort gesagt haben. Man muß jedoch auch nicht zu viel auf einmal verlangen, sondern das Gegebene mit Dank aufnehmen, zumal da bey der großen Entfernung des Landes nur langsam Schritt vor Schritt die Kunde fortschreiten und immer erst ein Buch nach dem andern vollkommener werden kann.

III. Kapitel. Bevölkerung des Landes im allgemeinen und die spanische Bevölkerung insbesondere. In 9 Abschnitten, nämlich über die Verteilung und die Anzahl der Bevölkerung, ihren allgemeinen Bildungszustand, über Ehen und Kinder, öffentliche Erziehung, Geistesfähigkeiten der Einwohner, Religion, Zustand der Sitten im allgemeinen, Sitten in Carraccas und Cumana insbesondere. IV. Kapitel. Ueber die indianische Bevölkerung. Schließt sich dem Sinne nach genau an das vorige Kapitel an und ist in 24 Abschnitte getheilt, deren 15 erste eine nähere Beschreibung von 14 verschiedenen Indianerstämmen enthalten, z. B. den bekannten Karaiiben, Quaquas, Sambos, Chaymas u. s. w. Die 9 letzten Abschnitte dieses Kapitels handeln über die Nahrungsmittel der Indianer, ihre Ehen, Kleidungsart, Lebensweise, Künste und Handwerke, Religion, Kriege, über die gebildeten Indianer und über die Missionen. Hiermit schließt der erste Band. Diese beiden Kapitel enthalten mehr eigene Gedanken und neue Beobachtungen. Man findet dort so viele nicht urbar gemachte und vernachlässigte Aecker deshalb, weil die Fruchtbarkeit eines kleinen Feldes schon so groß und hinreichend ist, ganze Familien zu ernähren, denn Pifangs,

Bananen und Getraide geben hundertfältig. Daher geht auch die moralische Kultur langsamer als bey uns. Wichtig sind drey vollständig mitgetheilte Verordnungen der Regierung über die Errichtung neuer Lehranstalten und hohen Schulen, über die Pressfreiheit und über Abschaffung der Inquisition. Es herrscht dort eine übertriebene Etiquette, Adelsstolz, Hang zum Processieren, aber auch viel Gastfreundschaft. Oft weiß man leider nicht, ob der Vf. aus eigener Erfahrung spricht, oder ob er aus fremden Büchern geschöpft hat und aus Reisebeschreibungen referiert. Lange weiß man selbst nicht, wie man dran ist; bis man endlich erfährt, er habe dieß und jenes aus Depons, Lavayssé, La Condamine, Bouguer, Ulloa, Alcedo, Don M. J. Sanz aus Venezuela, Dittmanns und am meisten aus Humboldt. Die Stelle über gelehrte Schulen in Caraccas steht unrichtig im 8. Abschnitt 'über die Sitten von Caraccas.' Sie hätte im 4. Abschnitt 'über die öffentliche Erziehung von Columbien' stehen sollen. Die Einrichtung der Posten ist noch sehr mangelhaft; das Postwesen geht langsam. Die Bevölkerung ist nach Verhältniß der Größe des Landes sehr gering. Ein Abschnitt über Literatur, schöne Künste, Dichter und Schriftsteller fehlt ganz, weil diese Dinge noch sehr in ihrer Kindheit sind, und doch kommt ein Abschnitt über die Handwerkskünste der wilden Indianer vor! Selbst Zeitungen werden nicht erwähnt, obgleich diese, wie wir wissen, doch da sind. Zuweilen wird man ganz irre an dem Vf. und man weiß nicht, ob er ober Humboldt oder ein anderer Reisender spricht? ob er ein Gelehrter, ein studierter Kaufmann, oder ein Naturforscher, oder Geschichtschreiber ist? Aus S. 608 scheint zu erhellen, daß der Vf. ein Professor der Botanik seyn möge. Wenigstens verrieth der Verf. viele botanische und medicinische

Kenntnisse. Aber man möchte doch wohl fragen: woher hat denn der Vf. seine Kunde von Columbien an den Stellen, wo er seine Gewährsmänner nicht nennt? und da dieser Ursprung der Kunde nicht angegeben ist, wird sie nicht wohl verdächtig durch die Namenlosigkeit des Vf.? dieß letztere wollen wir jedoch keineswegs behaupten, da er das Ganze so sorgfältig und so verständig geschrieben hat. Aber man kann doch nicht alle Zweifel unterdrücken, wenn man nicht eine Bürgschaft dadurch in Händen hat, daß der Vf. sich nennt; bey so entfernten Ländern ist dieß um so mehr nöthig, weshalb auch so wenig Reisebeschreibungen sich volles Vertrauen erwerben. Besonders wenn der Vf. sich selbst nicht nennt, gerade dann muß er desto eher seine Quellen nennen, aus denen er schöpfte, und muß sie jedesmal aufs genaueste und schärfste angeben, als Ersatz für die Anonymität. Zwar hat er in dem Vorwort seinen Freund Herrn Miranda genant, von dem er jedoch nur die Beyträge zur Geschichte von Columbien erhielt, die im II. Bande steht. Es ist, wie es scheint, der berühmte General Miranda, der für die Freyheit kämpfte und fiel.

Der II. Band beginnt mit einer Darstellung der Landesproducte, in 10 Abschnitten: über Bergwerke, Perlfischerey, Zucker, Kaffee, Kakao, Taback, Baumwolle, Indigo und andere vegetabilische und animalische Producte (S. 1 — 153). Die Goldminen geben jährlich 2,500,000 Piafter. Die vielen Heilquellen werden noch sehr wenig benutzt. Die landwirthschaftlichen und technologischen Bemerkungen über Zucker, Kaffee &c. sind ausführlicher, als man nach dem Titel des Werks hätte vermuthen sollen. Das zweyte Kapitel schildert den Handel auf 140 S. in folg. eilf Abschnitten: Früherer Zustand des Handels, gegenwärtige Aussichten desselben, Waaren, die für den columbischen

Markt passen, Zustand des Handels und Einfuhrzölle ic., Verkäufe, der Handel im Kleinen, gegenseitiger inländischer Handel, Ankauf der Producte ic., Ausfuhrzölle nebst Fracht und Versicherungen ic., Belauf der Aus- und Einfuhren, Handel von Guayana und insbesondere Handel mit Thieren. Die Hälfte dieses ganzen Kapitels nimmt eine sehr ermüdende Beschreibung des Orinokoflusses ein, die aus älteren Reisebeschreibungen compiliert ist. Allein es ist doch mit Kritik und Umsicht geschrieben und alles ist cum grano salis gesichtet; überhaupt ist in der Regel eine gute Auswahl getroffen und eine lehrreiche Zusammenstellung der Data gegeben. Diese lange Beschreibung des Orinoko hätte eigentlich nicht in dem Kapitel vom Handel stehen sollen, sondern in dem topographischen Theil des Werks; jedoch ist sie mit Beziehung auf Schiffahrt und Handel geschrieben. In diesem Kapitel vom Handel kommen viele neue Data vor, die, wie es scheint, dem Vf. eigenthümlich angehören. Eine kurze Anweisung zum vortheilhaften Handel nach Columbien ist vorzugsweise für englische Kaufleute geschrieben. Es gibt dort keine Handelsbörsen, keine Papiere zum Discontieren und keine Preiscourante. Die Städte sind dort vielmehr Factoreyen, als Handelsplätze. Die Angaben der Aus- und Einfuhren sind wenig jünger, als das Jahr 1807. — Das dritte Kapitel: Historische Begebenheiten und politischer Zustand des Staates, ist das größte im ganzen Werk und bildet eigentlich schon ein kleines Werk für sich; denn es ist 404 Seiten stark. Die geschichtlichen Data vom J. 1797 an sind hier natürlich weit vollständiger zusammengereiht, als in Molliens Reise. Die ältere Geschichte von Columbien wird hier nicht wiederholt, da sie schon anderswo an verschiedenen Stellen dieses Werkes, besonders in dem topo-

graphischen Abschnitt (Th. I, 2. Kap.) oftmals berührt, wiewohl nicht chronologisch vorgetragen ist. Auszüge aus diesem geschichtlichen Kapitel lassen sich nicht geben. Die Erzählung ist überall lebendig und geistreich. Auch hier sind wieder viele geschichtliche Documente gegeben, z. B. Reden von Bolivar, Schlachtberichte, mehrere Proclamationen, die Grundverfassung von Columbien, und ein eigener Artikel über das columbische Finanzwesen, nebst einem andern über das Gerichtswesen. — Dann folgt noch zum Schluß ein Abschnitt unter dem Titel: Anhänge (appendices), nämlich: 1) Ueber den Handel nach Columbien; Abschrift des Briefwechsels zwischen einigen nach Columbien handelnden englischen Kaufleuten und dem Secretär der brittischen Admiralität vom Jahr 1822. — 2) Schilderung der politischen Laufbahn Bolivars, aus einem periodischen Werk. — 3) Schilderung des öffentlichen Gastmahls, welches dem columbischen Gesandten Don F. A. Zea zu Ehren in London Tavern am 10. Jul. 1822 sehr feyerlich veranstaltet wurde. Nebst wörtlicher Mittheilung aller dabei vorgetragenen Reden, Arien, Toasts ic. — 4) Nochmals ein Bericht über die columbische Anleihe, so genau detailliert wie ein Parlamentsbericht und mit allen Originalbriefen als Belegen, die aus echten Quellen geschöpft sind, womit das Werk schließt. — Ungeachtet der Namenlosigkeit und der theilweisen Compilation verdient diese Schrift doch die größte Aufmerksamkeit, weil sie unstreitig das ausführlichste Werk ist, was wir bis jetzt über Columbien besitzen. Unter allen Ländern der vormals span. Colonien, ja fast der ganzen neuen Welt wüßten wir kaum irgend eines, das mit einem so reich ausgestatteten Werk und mit so speciellen Forschungen beehrt worden wäre.

D. C. Flen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 28. Julius 1827.

London und Calcutta.

Von da haben wir neulich folgende Fortsetzungen der Societätschriften über Asien und seine Literatur erhalten:

1. Transactions of the royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland. Vol. I. Part. II. London. 1826. S. 155 — 382 in 4.

Dieser zweite Theil des ersten Bandes enthält folgende Abhandlungen:

X. Analytical account of the Pancha Tantra, illustrated with occasional Translations. By Horace Hayman Wilson. S. 155 — 200. Das berühmte indische Fabelbuch Pancha tantra (oder Panchopakhjanam, beides bedeutet 'fünf Bücher') verdient eine ausführliche Untersuchung, die hier ein um die Sanscritliteratur nicht wenig verdienster Gelehrter beginnt. Denn jenes Buch enthält die älteste bekannte Fabelnsammlung, in welcher je-

D [5]

doch die Fabeln nicht abgerissen und einzeln stehen, wie in den äsopischen und lokmanschen Sammlungen, - sondern durch Aehnlichkeit des Inhalts so verbunden sind, daß sich um alle das lose Band einer fortlaufenden Geschichte schlingt. Abgekürzt ist aus diesem Fabelnbuch später der Hitopadesa, der in Europa durch Wilkins und Jones viel bekannter geworden ist als seine Quelle; aus beiden indischen Werken sind bey allen gebildeten Völkern der Erde zahlreiche Uebersetzungen und Nachbildungen entstanden, wie Kalila Damana (so, und nicht Dimnah, wie de Sacy wollte, ist nach dem Sanscrit zu lesen) bey den Arabern, Anwar Sohaili bey den Persern u. s. w. Die Aehnlichkeit des Panttscha tantra und des Hitopadesa ist bey allen Uebersetzungen noch groß genug geblieben: Eingang und Schluß sind sich fast ganz gleich; beide werden dem Wischnusarma zugeschrieben; die Reihe der Bücher ist verstellt, aber der Inhalt derselbe; beide enthalten nicht sowohl allgemeine Moral, als moralisch-politische Rathschläge zur Belehrung junger Fürsten (daher ihr Name nithisastram). Fragt man, wie und warum der Hitopadesa entstanden sey? so führen einige Notizen, die der Verf. S. 175. 198 beyläufig gibt, zu einigem Aufschluß. Das Panttscha tantra ist voll von Satyren auf die Dummheit und Untugenden der meisten spätern Brahmanen: im Hitopadesa wird diese Schattenseite hingegen vermieden; im ersten wird Saraswati, im zweyten Siwa am Eingange angerufen: ist also nicht das Panttscha-tantra in einer andern Gegend und unter anderm Cultus geschrieben? und erscheint nicht der Hitopadesa bloß als eine für andere Zwecke berechnete Uebersetzung und Ab-

Kürzung des ältern Werks? Eine Uebersetzung des ersten Werks hält Hr. Wilson bey der großen Uebereinstimmung beider Werke für überflüssig: die zu Paris 1824 erschienene muß ihm also noch unbekannt gewesen seyn. Von den im Hitopadesa nicht stehenden Fabeln gibt indeß Hr. Wilson viele Uebersetzungsproben, zu denen wir den Sanscrittext ungern vermissen. Eine Nachschrift des Hn. Colebrooke lehrt, daß Indien außer dem Hitopadesa noch andere Nachbildungen des Pantfscha tantra kennt. — XI. Inscriptions upon rocks, in South Bihár, described by Dr. Buchanan Hamilton, and explained by Henry Thomas Colebrooke S. 201 — 206. Obgleich die Uebersetzung von der Hand eines Colebrooke die richtigste ist, die wohl ein Europäer geben kann, so wünschten wir doch der Paläographie wegen ein Facsimile hinzugefügt zu sehen. Die Inschriften sind von den Jahren 1229 und 1219 der Aera des Vikramaditja oder 1173. 1163 n. Chr. — Wichtiger sind XII. Comments on an Inscription upon Marble, at Madhucarghar; and three Grants Inscribed on Copper, found at Ujjayani, by Major James Tod. S. 207 — 229. Herr Tod entdeckte drey große, jedoch etwas verstümmelte Inschriften auf Kupfer, die er sich von einem Pandita übersetzen ließ: eine viel richtigere Uebersetzung fügt aber Hr. Colebrooke in dem folgenden Aufsatz (XIII. Three Grants of Land, inscribed in Copper translated, S. 230 — 239) mit einem Steinabdruck hinzu. Es sind drey Schenkungsbriefe, in denen devote Könige angesehenen Brahmanen den ewigen Besiß großer Ländereyen bestätigen: die erste ist vom König Lakschmi-varna-deva im

S. 1200, die zweyte von seinem Bruder Dschaja-varna-deva. Solche Inschriften haben nicht bloß paläographischen Nutzen: sie sind auch für Geographie und Geschichte wichtig, und können, wenn sie mit Vorsicht zur Feststellung der politischen Geschichte gebraucht werden, eine Lücke ausfüllen, die man sonst in der altindischen Literatur sehr schmerzlich empfindet. Jene Könige gehören zur Dynastie der Pramara's oder Quara's (Povar, vielleicht = Porus, ein Wort, welches oft als altindischer Königsname vorkommt): von diesen ausgehend sucht Herr Tod auch über andere Theile der indischen Geschichte, vorzüglich des Mittelalters, einiges Licht zu verbreiten; die zwey geschichtlichen Werke (Cumara-palatscharitra und Bhodscha-tscharitra), die er außerdem benützt, kleiden jedoch die Geschichte zu sehr in Allegorie ein, als daß man ihnen trauen könnte. Als ein Zweig der Pramara's finden sich auch S. 210 die berühmten Hunnen, die also, wenn der Name nicht zufällig ähnlich ist, aus dem Norden nach Indien eingewandert seyn müssen: wie denn überhaupt die Brahmanen aus dem mittlern Asien stammen mögen. Mehrere Erscheinungen in der Geschichte der Inder und Perser führen den Verf. S. 218 zu der Frage, ob nicht die von Richardson hingeworfene Idee, daß das Feudalsystem aus Asien stamme, wirklich Vertheidigung verdiene? Das indische Feudalsystem möchte allerdings eine Vergleichung leiden; aber das Verhältniß der persischen Satrapen scheint doch gänzlich verschieden zu seyn. — XIV. Some account of a secret association in China, entitled the Triad Society. By the late Dr. Milne — communicated by Robert Morrison. S.

240 — 250.) In China findet sich eine geheime Gesellschaft, die sich san ho hwuy d. h. societas trium junctorum nennt; sie rühmt sich gleich bey der Schöpfung gestiftet zu seyn, und hat sich ungeachtet der härtesten und grausamsten Gegengesetze und Verfolgungen nicht nur in ganz China, sondern selbst in Indien außerordentlich verbreitet. Ihr Zweck mag zuerst unschuldig oder wohlthätig gewesen seyn: seit langer Zeit aber ist er völlig vom Sittlichen entartet: denn als Hauptzweck gilt jetzt gegenseitige Hülfe gegen Gefahr, durch welche Mittel sie auch erreicht werden mag. Die Mitglieder halten sehr viel von der Zahl 3; die 3 Sachen, nach denen sie sich nennen, sind t'heen, te, jin Himmel, Erde, Mensch; welches der Verf. daher erklärt, weil die Gesellschaft sich rühme seit der Schöpfung zu dauern: leichter könnte man in der Formel einen mystisch = pantheistischen Sinn suchen, den die Religion des Buddha oder Fo sehr begünstigt. In ihren Einweihungszeremonien, ihren geheimen Zeichen, ihrem Zweck findet sich, wenn man die jetzige Sittenentartung der Mitglieder ausnimmt, eine so große Aehnlichkeit mit denen der Freymaurer, daß Hr. Milne wohl mit Recht fragt, woher diese zu erklären sey? — XV. A short account of the Sauds. By William Henry Tranl. S. 251 — 253. Dieser kurze Bericht enthält eine sehr angenehme Nachricht über eine religiöse Secte der Inder. Im Schooße der Inder, auf deren jetzt völlig entartete Religion der Menschenfreund nur mit Bedauern herabsieht, hat sich seit d. J. 1600 (1544) eine religiöse Secte von gänzlich entgegengesetzten Ansichten gebildet, deren Hauptsitze in Dehli, Agra, Dschajapur und Farrukhabad sind. Sie

sind besonnene Deisten, verwerfen allen Götzendienst, führen ein strenges sittliches Leben ohne in Schwärmerey zu gerathen: in allem gleichen sie den Quäkern. Ihre Gottheit nennen sie Satkara (Gutesthuend?). Warum rath der Vf. nicht den europäischen Missionaren, sich an diese indische Secte näher anzuschließen, und durch deren Hülfe das Christenthum zu verbreiten, sollte es auch zuerst ohne ein Aufbringen der die Vernunft übersteigenden Dogmen geschehen. — XVI. Extracts from Peking gazettes. Translated by John Francis Davis, communicated by Sir G. Th. Staunton. S. 254 — 258. Die Auszüge betreffen Finanzangelegenheiten der Provinzen; angehängt sind 6 Münzen von den 6 Mandschu-Kaisern, die bisher China beherrscht haben; diese führen chinesische und Mandschu-Inschriften. — XVII. Memoir of Bundelkhand. By Captain James Franklin. S. 259 — 281. Bundelkhand oder das Land der Bundelas ist ein wichtiger District des nördlichen Indien, zwischen dem Jamunafluß, Berar, Malwa und Baghelkhand, mit 2,400,000 Einwohnern. Der Verf. kennt diese Landschaft sehr genau und beschreibt zuerst ihre neuere und neueste Geschichte, dann die Flüsse, Seen, Gebirge, Einwohner, mit seltenem Fleiß. Das Land war sehr lange ein ewiges Streitfeld seiner Radschahs, der Muhammedaner und der Mahratten, bis es endlich vom Jahr 1804 an unter britischen Einfluß kam, und 1817 der Veischwa förmlich allen seinen Rechten und Ansprüchen auf das Land entsagte: jedoch wurde Mana-Gowind-Rao aus dem alten Herrscherstamm als Radscha über den größern Theil des eroberten Landes gesetzt. Nahe bey Panna fin-

den sich die berühmten Diamantgruben; der Bergbau, jetzt ohne Einigung und Zweck von Privatleuten betrieben, könnte sehr nützlich werden. Wir wünschten nur, daß der Verf. die indischen Namen gleichmäßiger und deutlicher geschrieben hätte, z. B. nicht Sinh für Sinha. — XVIII. Observations of the lepra Arabum, or Elephantiasis of the Greeks, as it appears in India. By William Ainslie. S. 282 — 303. Eine außer dem medicinischen Werth auch durch Sprachkenntniß und ausgebreitete Lecture (wir vermissen nur die deutschen Werke) ausgezeichnete Abhandlung. Lepra Arabum ist Elephantiasis der Griechen (im Sanscrit heißt eine ähnliche Krankheit gadschapada Elephantenfuß), Khorah der Perser, Ma = siung der Chinesen, Kuschtham der Indier. Diese zum langsamen Tode quälende Hautkrankheit zeigt sich in Indien nach seinem Clima anders als in Vorderasien: die Indier halten sie für eine Strafe der Gottheit und für eine Erbkrankheit; letztere Meinung behauptet auch der Verf. gegen diejenigen Aerzte, die sie für bloß ansteckend halten. In Italien ist sie erst seit Pompejus Zeit bekannt, also wahrscheinlich aus Asien gekommen. — XIX. Eugraphia Sinensis; or the art of writing the Chinese character with correctness: contained in ninety - two rules and examples. To which are prefixed some observations on the Chinese writing. By John Francis Davis. S. 304 — 312. Diese ausführliche Aufschrift gibt genug den Inhalt an: die vielen angehängten Musterschriften sind dem Anfänger sehr willkommen. — XX. An account of Greek, Parthian, and Hindu Medals, found in India. By Major James Tod. S.

313 — 342. Die 12 Jahre seines Aufenthalts unter den Mahratten und Radschputen benutzte der Verf. zum fleißigen Sammeln alter Münzen, und unter den allmählich gesammelten 20,000 verdienen doch etwa 100 besondere Aufmerksamkeit. Von diesen gibt er hier 20 in Steindruck, griechisch-bactrische, parthische und altindische. Alle diese gehören zu neuen vorher unbekanntem Arten und erregen schon dadurch hohes Interesse; die altindischen sind von vorzüglich feiner Arbeit und geben Darstellungen aus der Mythologie: nur ist zu bedauern, daß der Verf. eben dieser Neuheit wegen und weil auf den meisten sich nur wenige Buchstaben finden, die Entzifferung von 18 nicht einmal versucht hat. Die beiden ersten sind deutlich griechisch-bactrischer Abkunft, und haben auf der vordern Seite griechische Buchstaben, auf der Rehrseite eine Art von Zendbuchstaben, welche mit den von Anquetil und Rasch mitgetheilten einige Ähnlichkeit zeigen. Obgleich diese Zendschrift noch unentziffert ist, so ist die erste doch nach dem Griechischen gewiß vom König Apollodotus, die zweite wahrscheinlich von Menander (das mittlere Wort ist vielleicht NIKH oder NIKATOP). Der Verf. benutzt diese Gelegenheit um tiefer in die an Dunkelheiten reiche Geschichte der indisch- und bactrisch-griechischen Reiche einzudringen: genaue Kenntniß des Local und der Landessprache unterstützt erfolgreich die Untersuchungen des Verfs. und verbreitet über Geographie und Geschichte ein wohlthätiges Licht: nur wünschten wir, daß der Verf. sich vor den vielen von einem falschen Standpunct aus versuchten Etymologien gehütet hätte, z. B. über Abyssinien S. 333, Labmor und Syrien S. 336;

selbst den Baal und die Aschthret (Astarte) der Phönizier holt er aus Indien, mit Mißdeutung des Sanscrit und Phönizischen; den ägyptischen Osiris vom sanscr. Īswara (Herr) abzuleiten ist auch mehr als kühn. — XXI. On the valley of the Setlej river, in the Himālaya Mountains, from the Journal of Captain A. Gerard; with remarks by Henry Thomas Colebrooke ist ein für die Geographie des nördlichsten, höchsten und kältesten Theiles Indiens an der chinesischen Grenze sehr unterrichtender Aufsatz.

2. Transactions of the literary Society of Bombay. With Engravings. Vol. III. London 1823. XII und 556 S. in 4.

I. Remarks on the state of Persia from the battle of Arbela in A. C. 331 to the rise of Ardashir Babegan in A. D. 226. By Major Vans Kennedy. S. 1 — 52. Der Zeitraum der Entstehung und Dauer des parthischen Reichs gehört ohne Zweifel zu den dunkelsten der Geschichte Persiens, über den man auch die Vermuthungen und unvollendeten Forschungen neuerer Historiker gern hört und prüft. Vorliegende Abhandlung verbreitet zwar über einige Theile dieser Geschichte ein richtiges Licht (z. B. S. 42, daß die Parther nicht über die östlichen Provinzen des altperischen Reichs herrschten) und sucht mit Recht die Berichte der Classiker und der orientalischen Historiker, z. B. des frühen Thabari, wo möglich zu vereinigen, ohne den Classikern unbedingten Glauben zu schenken: aber im Ganzen sucht der Verf. zu viel Widersprüche zwischen den Classikern, die bey tieferer Untersuchung sich heben lassen; und huldigt zu stark bald dem historischen Scepticismus.

mus bald dem Aufbauen auf dem wankenden Grunde bloßer Vermuthungen; die neuern, besonders deutschen Forschungen über die Parther scheint er nicht zu kennen. Die Hauptsache, die der Verf. beweisen will, daß von Alexander bis auf die Sassaniden Persien keine Veränderungen in politischer und religiöser Hinsicht erlitten habe, möchte schwerlich in der Allgemeinheit, wie sie hier dargestellt ist, gelten können. So nimmt der Verf. S. 15 dem bactrischen Königreiche, welches griechische Fürsten vom Jahr 255 errichteten, alles Griechische, ungeachtet neulich Münzen mit griechischen Inschriften entdeckt sind; die Parther waren nach S. 18 — 34 nicht eine rohe nomadische Nation, welche die Alten wohl nicht mit Unrecht zu den Scythen in weiterm Sinne zählten, nicht Feinde der Perser und des alten Persercultus, sondern selbst cultivierte Perser und Feueranbeter, welches wohl den meisten Lesern, wenn sie auch nur das Wirken der folgenden Sassaniden vergleichen, unwahrscheinlich seyn muß. — II. Account of a bed of native subcarbonate of Soda found in Malva, by Captain John Stewart. S. 53. 54. Kurze Geschichte der Entdeckung, und Beschreibung der Umgegend. — III. Notes respecting the principal remains in the ruined city of Bejapoor, by Captain W. H. Sykes. S. 55 — 63. Die Bejapur-Dynastie dauerte von Jusuf Abil Schah J. 1500 bis Secunder Abil Schah, welchen Aurengzeb im J. 1685 gefangen nahm. Die Könige waren prachtliebend und mächtig; ihre jetzt von Einwohnern verlassene Hauptstadt erregt die Bewunderung jedes Reisenden, da ihre prächtigen Mausoleen, Minarets und andere Gebäude noch jetzt der Zerstörung trogen. Der

Beschreibung dieser Gebäude fügt der Verf. historische Notizen über ihre Entstehung hinzu. — IV. An account of the origin of the living god at the village of Chinchore, near Poona; by Captain W. H. Sykes. S. 64—72. Eine neuere und daher von Geist und Moral verlassene Legende über die Entstehung der göttlichen Verehrung, welche ein Heiliger sich durch strenge Büßungen erwarb und auf seine Nachkommen bis ins siebente Geschlecht fortpflanzte. Die Geschichte der Geburt des Moroba gleicht der eines Isaak, Simson und ähnlicher. — V. On the institution and ceremonies of the Hindoo festival of the Dusrah. With a short account of the Kurradee Brahmins. By Major - General Sir John Malcolm. S. 73—89. Dusrah ist wahrscheinlich eine verderbte Aussprache für Dasa-ratri d. h. die zehnte Nacht, ein jährliches Erinnerungsfest an Rama's Sieg über Ravana's, dem das Now-ratri (richtiger navaratri) d. h. die neun Nächte, ein Fest zum Preis der Göttin Durga, vorhergeht. Statt jenes Namen finden sich auch andere, wie dusmee (dacami, decima) und Beeja Dusmee; von letzterm gibt der Verf. S. 74 zwei unrichtige Ableitungen, obgleich er die Corruption aus Vijayā richtig erkannte: da dieses ein Beyname der Göttin Durga oder Dewi ist (eigentlich 'die siegreiche'), so ist ohne Zweifel die richtige Erklärung: Fest der Durga. Zur Erklärung der festlichen Gebräuche erzählt der Vf. die mythologischen Thaten der Göttin Durga und des Urdschuna, diese aus dem Mahabharata, jene gewiß nur nach den Erzählungen der Panditen; wenigstens scheint der Verf. nicht zu wissen, daß dieser Cyclus mythologischer Sagen im

Dewi: Mahatmjam oder Tschandika, einer zu Calcutta gedruckten Episode des Markandeya-Purana, vollständiger zu lesen ist. Sehr ausführlich beschreibt der Verf. die festlichen Gebräuche, wie sie vorzüglich unter den Mahratten gelten; an den Götterfesten werden wie im alten Griechenland die Thaten der Götter zugleich dramatisch dargestellt. Die Menschenopfer, welche bey dem Kurradi-Stamm der Brahmanen mit diesem Fest verbunden waren, sind jetzt zur Zufriedenheit aller bessern Brahmanen völlig abgeschafft. — VI. Papers relating to the earthquake which occurred in India in 1819. S. 90 — 116. Im Jahr 1819 empfanden Italien, Sicilien, Südarabien und andere Länder Spuren eines Erdbebens; aber am gefährlichsten kam es im nördlichen Indien zum Ausbruch. Am heftigsten wüthete es am 16. Junius; die Nachwehen dauerten mit stets abnehmender Heftigkeit bis zum 16. November. Nie scheint ein heftigeres Erdbeben in Indien gewüthet zu haben; es verbreitete sich über Calcutta, Pondichery, Cutch und andere Gegenden; vorzüglich litt aber Bhooj, wo innerhalb 2 — 3 Minuten 7000 Häuser zerstört und über 1000 Menschen getödtet wurden; die auf Felsen gebauten Häuser widerstanden der Erschütterung weit mehr als die in Ebenen liegenden. Ein Brahmane auf der Universität Benares (Kassi) erinnerte durch ein fliegendes Blatt bey dieser Gelegenheit alle Hindus an die Nähe des Weltgerichts; nachdem das eiserne Zeitalter 4912 Jahr gedauert, werde am 24. Sept. 1819 das goldene von 13033 Jahren beginnen. — VII. Remarks on the sixth and seventh chapters of Mill's history of British India; respecting the religion and

manners of the Hindus, by Major Vans Kennedy S. 117 — 171. Der Verf. läßt sich in eine scharfe und gewiß nicht ungerechte Kritik des Werks von Mill ein. Mill urtheilt, ohne Indien selbst zu kennen, nur nach den einseitigen Berichten einiger Missionare, wie Buchanan, Ward, Tytler und ähnlicher wenig unterrichteter Schriftsteller, so verächtlich und unbillig über die Religion, Sitten und Gebräuche der Hindus, daß der mit dem Lokal und dem Character der Hindus genau bekannte Verf. sich mit Recht der entstellten Wahrheit annehmen zu müssen glaubte. Auch nach den Versicherungen der geachtetsten und gelehrtesten Kenner Indiens, eines Hastings, Malcolm u. a. zeichnen sich die Inder (die echten nämlich, verschieden von den entarteten Muhammedanern) durch tiefes religiöses Gefühl, häusliche und bürgerliche Tugenden aller Art und Abscheu vor Ungehorsam und Unruhe sehr vortheilhaft aus; am höchsten stehen in Cultur und Sittlichkeit die von den Küsten entfernter wohnenden, vorzüglich die um Benares; der Verf. weist aus sichern Quellen nach, daß nach den Justizregistern in England mehr Verbrecher sind als verhältnißmäßig im brittischen Indien; und warum übersieht man bey den jehigen Indern wie bey den Neugriechen die lange Reihe von unverschuldeten Unglücksfällen, welche seit den letzten acht Jahrhunderten die Rückschritte der Cultur bewirkten? Von der andern Seite aber geht auch der Verf. viel zu weit, wenn er aus zu großer Vorliebe für seine Inder mit zum Theil sophistischen Gründen alle Sitten und Anstalten der jehigen Inder, wie die Verbrennung der Wittwen, welche jetzt aus Aberglauben allgemein gewordene Sitte das äl-

teste Indien nicht einmal in dieser Strenge kennt, die Kasteneintheilung und ähnliches vertheidigt.

(Fortsetzung folgt.)

E l b e r f e l d.

Bey Büschler: Versuch einer historisch kritischen Einleitung in die beiden Hauptkatechismen der evangelischen Kirche von D. Joh. Christ. Wilh. Augusti. 1824. 212 Seiten in gr. 8.

Der erste Abschnitt dient als Einleitung; er handelt von der Beschaffenheit des katechetischen Unterrichts in der alten Kirche bis auf das Zeitalter der Reformation. Der Verfasser hatte sich darüber schon im sechsten Bande der Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie ausführlich verbreitet. In der vorliegenden Schrift wiederholt er nicht nur das Alte, sondern verarbeitet denselben Stoff aufs neue, nach andern Gesichtspuncten, mit Abkürzungen und Zusätzen. Wir sind hier nur bey demjenigen angestossen, was von der *Disciplina arcani* S. 17 — 29 vorkommt und auf folgendes hinausläuft. Die Punkte, deren Kenntniß man den Katechumenen entzog, waren: das Gebet des Herrn, das apostolische Symbolum, das Bekenntniß der heiligen Dreyeinigkeit, das Sündenbekenntniß und die damit verbundene Gewohnheit, dem Teufel zu entsagen, die Taufe und das heil. Abendmahl. Das sind gerade lauter Stücke, welche von jeher die wesentlichen Bestandtheile jedes kirchlichen Katechismus ausmachten. Es konnte also in der alten Kirche keinen christlichen Volks- und Jugend- Kate-

chismus geben. Man wagte es nicht, einen kurzen, bündigen Unterricht über Alles, was zur Einweihung in das Christenthum gehörte, denjenigen in die Hände zu geben, welchen alle diese Dinge verborgen bleiben sollten. Uebrigens wurde doch für den katechetischen Unterricht eifrig gesorgt und auf die Vorbereitung der Katechumenen großer Fleiß gewandt. Der Dekalogus wurde nie zur Geheimlehre gerechnet, ungeachtet auch er von jeher zum Katechismus gehörte, ja an die Spitze desselben gestellt wurde. Wir finden die meisten dieser Behauptungen weder genau genug bestimmt, noch auch hinreichend dargethan. Etwas Anderes ist die Kenntniß der angegebenen Punkte überhaupt, etwas Anderes die Mittheilung gewisser Stücke und der Unterricht darüber, und noch etwas Anderes die wirkliche Theilnehmung an denselben bey dem Gottesdienste. Den Katechumenen die Kenntniß derselben ganz zu entziehen, war nicht möglich. Es war davon in den heiligen Schriften, in den Schutzschriften der Väter gegen die Heiden, auch in den Predigten und Gebeten, welche vor den Katechumenen gehalten wurden, die Rede. Den Katechumenen wurde in einem gewissen Termine vor der Taufe das Symbolum übergeben oder doch mündlich bekannt gemacht und dann noch, ehe sie getauft wurden, von ihnen sammt dem Gebete des Herrn vor dem Bischofe wiederholt, wie der Verfasser selbst anführt. Keine eigentlich wesentliche Lehre des Christenthums wurde ihnen vor der Taufe ganz verschwiegen, das ist gar nicht erweislich, nur der genauere Unterricht trat erst später ein. Die philosophischen und mystischen Deutungen der heil.

Schrift und des Evangeliums blieben immer für die meisten Christen geheim, sie wurden nur wenigen mitgetheilt und eigneten sich auch nicht zur allgemeinen Mittheilung. Als eigentliches Mysterium wurde Taufe, Abendmahl und Alles, was bloß zum Gottesdienste der Gläubigen gehörte, betrachtet und behandelt. Da war nicht bloß von einer neuen Lehre die Rede, von welcher man in Kenntniß gesetzt wurde, sondern von einer wirklichen Theilnehmung an Geheimnissen, wozu eine lange Vorbereitung, wozu eine Fähigkeit und Würdigkeit, die man nur langsam erwarb, erfordert wurde, wodurch man geweiht und geheiligt in eine innige, geheimnißvolle Gemeinschaft gebracht wurde und übernatürliche Einwirkungen empfing. Wir wollen durch diese Bemerkungen dem Werthe dieses Buchs, den wir aufrichtig und mit Freuden anerkennen, nicht zu nahe treten. Die Hauptsache darin machen die Nachrichten und Untersuchungen über die innere Einrichtung, die dogmatischen und polemischen Verhältnisse der beiden Hauptkatechismen, die Vergleichung derselben unter einander und die Schluß-Erinnerungen aus. Hier wird auch der Kenner manches nicht Gemeine oder nicht genug Beachtete, auch wohl Neues finden und hier liest man auch Bemerkungen, die den Zeitbedürfnissen besonders angemessen sind. Wir bemerken nur noch, daß wir doch gewünscht hätten, die eigentliche Verschiedenheit der Calvinischen Lehre vom Abendmahl von der Zwinglischen wäre klarer und bestimmter, als hier geschieht, auseinandergesetzt worden, und es wäre S. 169 nicht gesagt worden: Placette (Placaeus); das letzte ist der lateinische Name für la Place.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 30. Julius 1827.

Paris.

Histoire de la conquête de l'Angleterre, par les Normands, de ses causes et ses suites jusqu'à nos jours, en Angleterre, en Ecosse, en Irlande et sur la continent par Augustin Thierry. T. I. XXVI u. 440 S. T. II. 507 S. T. III. 566 S. 1825. 1826. in 8.

Es ist gewiß eine der merkwürdigsten Erscheinungen, daß in einem Zeitpunkt, wo man in Frankreich in den höhern Lehranstalten den Vortrag der neuern Geschichte verbietet, das historische Studium größere Fortschritte macht, und reifere Früchte trägt als jemals. Nicht nur eignet man sich die bessern historischen Werke des Auslands durch Uebersetzungen an; auch in den eigenen Forschungen zeigt sich ein Ernst und ein Geist, der gänzlich von dem verschieden ist, der in frühern Zeiten hier herrschte. Wir haben eine Reihe historischer Werke von größerem Umfange, von mehreren Bänden erhalten, welche dieses bestätigen. Wir glauben die Ursachen theils in dem

P [5]

eigenen Schicksalen von Frankreich, theils in seinen auswärtigen Verhältnissen suchen zu müssen. Indem das Alte hier unterging, ward es um so mehr ein Stoff für die historische Forschung, deren Interesse für die Nation nicht verlieren konnte, und dessen Behandlung keine Censur beschränkte. Aber wer mag es auch in Zweifel ziehen, daß die Bekanntschaft mit dem Auslande und dessen Literatur da auf einwirkte? Deutsche Gründlichkeit heißt jetzt nicht mehr in Frankreich Pedanterey. Die Erlernung fremder Sprachen, auch der unsrigen, tritt in den Kreis des öffentlichen und des Privatunterrichts ein, und bahnt den Weg zu der Bekanntschaft mit wissenschaftlichen Werken des Auslandes, welche man sonst nicht der Aufmerksamkeit würdigte. Das vorliegende Werk gibt davon einen auffallenden Beweis. Es ist durchgehends aus den Quellen geschöpft, und zwar Quellen verschiedener Art; gedruckten und ungedruckten, in lateinischer, angelsächsischer, altfranzösischer und deutscher Sprache, und gewöhnlich sind in den Anmerkungen diese Quellen nicht bloß citiert, sondern auch die Stellen, so weit es nöthig war, abgedruckt. Der Verf. geht in der Einleitung von der Behauptung aus, daß wir noch bisher keine Geschichte von Frankreich haben, welche den Forderungen, die man zu machen berechtigt ist, entspreche. Er nimmt dieses in dem Sinne, daß wir noch keine Geschichte der Nation besitzen, in welcher die Verschiedenheit der Bestandtheile aus der sie erwuchs, und deren Mischung gehörig dargelegt sey, und deren Verfasser sich wirklich in die Zeiträume deren Geschichte sie schreiben versetzt, und nicht die Idee ihrer Zeit auf jene übertragen hätten. So dürfe die Geschichte jetzt nicht mehr geschrieben werden, wo man verlangt, daß der Zustand der Völker

in den verschiedenen Perioden dargestellt werde. Dieß sey sein Zweck bey der wichtigen Begebenheit die er zu schildern habe. Er habe allein Urkunden und Originaltexte befragt, sowohl um die Begebenheiten als die Personen zu schildern. Er habe in einem solchen Umfange daraus geschöpft, daß er sich schmeichle nicht leicht darin etwas ungenutzt zurückgelassen zu haben. 'Ich nehme mir also vor, fährt er fort, im größten Detail den Nationalkampf zu beschreiben, der auf die Eroberung Englands durch die Normannen folgte; zu zeigen in Allem was uns die Geschichte davon aufbewahrt hat, die feindlichen Verhältnisse der beiden Völker, die auf demselben Boden gewaltsam vereinigt waren; ihnen zu folgen in ihren langen Kriegen, und der hartnäckigen Trennung bis dahin, wo aus der Vermischung ihrer Stämme, ihrer Sprachen, ihrer Sitten, ihrer Bedürfnisse, sich Ein Volk mit einer gemeinschaftlichen Sprache und Gesetzgebung bildete.' Aus dieser Stelle geht der Umfang hervor, den der Verf. seinen Untersuchungen zu geben sich vornimmt. Es ist nicht etwa bloß die Eroberung und die ersten darauf gegründeten Einrichtungen; es sind auch die weiteren Folgen derselben, welche er darzulegen sich vorsetzt. Es ist also der Hauptaufgabe nach die Geschichte eines besiegten und gemißhandelten Volks, welche er zu beschreiben hat, und dadurch erhält sein Werk seinen eigenthümlichen Character. Wenn auch die Geschichte dieses Kampfs öfter beschrieben worden ist, es war gewöhnlich die Geschichte der Sieger. Hier ist es das Gegentheil. Wenn aber der Verf. als der Geschichtschreiber der Besiegten auftritt, so ist er zugleich ihr Vertheidiger. Man erwarte also keine Lobschrift auf Wil-

helm den Eroberer und seine nächsten Nachfolger. Die treue Schilderung der Leiden und Mißhandlungen der Besiegten, meist aus ihren eigenen Annalen, ist das Hauptthema seines Werks.

Die ersten drey Bücher sind der kühnen Geschichte der Angelsachsen bis auf die Eroberung gewidmet. Die Einführung des Christenthums, die Gründung des päpstlichen Einflusses, und demnächst die Einfälle und Kriege mit den Dänen sind die hier am ausführlichsten behandelten Gegenstände. Unsere angelsächsische Geschichte fängt bekanntlich mit Beda an, da er selber außer des Gilda *Epistola de excidio Britanniae* keine andere einheimische schriftliche Quellen erwähnt. Der Verf. konnte aus der *Archaeology of Wales* bey seiner ausgebreiteten Sprachkenntniß Mehreres bisher Unbekannte benutzen. Die Nachrichten von den Seezügen der Normannen, womit das zweyte Kapitel beginnt, sind aus den verschiedenen Quellen geschöpft, nicht bloß lateinischen, sondern auch den in der Landessprache geschriebenen Chroniken. In England führte damals fast jedes Kloster seine Chronik, in denen wichtige wie unwichtige Gegenstände aufgezeichnet wurden. Zu diesen gehört besonders das *Chronicon Saxonicum*, am Ende des neunten Jahrhunderts verfaßt, und nachher von mehreren fortgesetzt. Das zweyte Buch umfaßt die Periode der dänischen Einfälle, und der dadurch gegründeten dänischen Herrschaft in England, hauptsächlich unter Canut dem Großen, so wie auch die Festsetzung der Normannen in Frankreich, aus bekannten Quellen. Wir halten uns deshalb dabey nicht auf, um auf den Hauptgegenstand, die Eroberung Englands und ihrer Folgen zu kommen. Die Verhältnisse, welche die-

fer Unternehmung vorausgingen, nicht bloß die politischen sondern auch die kirchlichen mit Rom, da durch Lanfranc der Papst Nicolaus III. und demnächst sein Nachfolger Alexander II. für Wilhelm gewonnen wurde, werden gründlich auseinander gesetzt; vor allen dann die zwischen Wilhelm und Harald, Godwins Sohn, der nach dem Tode von Eduard dem Bekenner von dem Volk auf den Thron erhoben wurde, und denselben anfangs mit Glück gegen den Einfall von Harald von Norwegen behauptete. Wilhelm gründete seine Ansprüche theils auf ein ihm von Eduard gegebenes Versprechen, theils auf einen dem Harald früher bey einem Besuch in der Normandie abgedrungenen Vertrag. Die Eile mit der Harald Wilhelm entgegen ging, war ihm nachtheilig, weil sie ihn hinderte sich so zu verstärken, wie er es sonst gekonnt hätte. Der 14. October des Jahrs 1066 war bekanntlich der Tag der Entscheidung. Die Angriffe auf das befestigte Lager von Harald waren wiederholt abgeschlagen und der Sieg schien für ihn entschieden, als es Wilhelm gelang durch eine verstellte Flucht die Sachsen aus ihrem Lager zu locken, und durch einen erneuerten Angriff, der Harald und seinen beiden Brüdern das Leben kostete, den Sieg zu erringen. Wenn gleich durch diesen Sieg die Herrschaft der Normannen gegründet war, so fehlte doch viel daran, daß er sofort Alles entschieden hätte. Wäre König Harald nicht in der Schlacht geblieben, so möchte der Erfolg noch sehr ungewiß geworden seyn. Aber es fehlte den Sachsen seitdem an einem tüchtigen Anführer, da der junge Edgar, den man als König ausrief, dazu nicht fähig war. Die nächsten Jahre nach der Schlacht erforderten daher besonders die ausführliche Er-

zählung, die ihr zu Theil geworden ist, da sie nicht allein die völlige Unterwerfung, sondern auch die neuen Einrichtungen umfaßten, die von dem Eroberer getroffen wurden. Nachdem auch London eingenommen war, wurden die Güter aller Engländer die in der Schlacht geblieben waren, oder auch die sie überlebten, eingezogen; die Kinder der ersten wurden für enterbt erklärt, und auch denen der andern ging es nicht besser; man glaubte genug zu thun ihnen das Leben zu lassen. Auch die nicht die Waffen ergriffen hatten, wurden des ihrigen beraubt, nur ließ man ihnen die Hoffnung, daß vielleicht ihren Söhnen ein Theil zurückgegeben werden sollte. Freylich konnten diese Maasregeln nicht sogleich über ganz England ausgedehnt werden; aber dürfen wir uns wundern, wenn, nachdem ein so großer Theil der Einwohner des Seinigen beraubt war, wiederholte Versuche entstanden, das Joch der Fremden abzuwälzen? Dieß war besonders der Fall in dem Norden, wo die sumptigen Gegenden in Cambridge den Insurgenten einen Zufluchtsort darboten, die noch jetzt die Insel von Ely heißen, wo sie nur nach einem langwierigen Kampfe, den der Verf. in dem zweyten Theil erzählt, bezwungen werden konnten. Die Verfolgung erstreckte sich auch auf den Clerus, da die Bischöfe von sächsischer Abkunft abgesetzt wurden. Durch Lanfrankus, dem es gelang den Primat von Canterbury durchzusetzen, ward der Papst gewonnen. Der Gottesdienst ward in der Sprache der Eroberer gefeiert; ja selbst die sächsischen Heiligen wurden abgeschafft. Mit der Hinrichtung von Waltheof, dem letzten Anführer der Angelsachsen im Jahr 1075, der demnächst als Märtyrer verehrt wurde, endet die Reihe jener Schreckensscenen. Aber

auch zwischen dem König und den normännischen Großen, die sich nicht genug belohnt glaubten, entstand Mißtrauen und Zwist. Eine Folge davon war das berühmte Doomsdaybook (von dem ausführlich gehandelt wird) um sich eine genaue Kunde der vertheilten Ländereyen und ihrer Besitzer zu verschaffen; welches um so nothwendiger war, da es bey der ersten Vertheilung der Ländereyen keineswegs regelmäßig zugegangen war, und jeder genommen hatte, was er nehmen konnte. Unter Wilhelm II.; Rufus, dauerten die Bebrückungen der Angelsachsen mit gleicher Härte fort; die grausamen Jagdgesetze, die schon von dem Vater gegeben waren, und unter dem Sohne, einem leidenschaftlichen Jäger, noch härter wurden, trugen dazu auch das wesentlichste bey. Als Heinrich I. sich des Throns bemächtigte, heirathete er zwar, in der Hoffnung die Angelsachsen dadurch für sich gegen seinen Bruder Robert zu gewinnen, eine Abkömmlingin des angelsächsischen Hauses, aber nicht ohne großen Widerspruch der Normannen. Als Heinrich I. bey der Ueberfahrt von der Normandie seinen Sohn verlor, ward es als eine Strafe des Himmels für die vielen Ungerechtigkeiten und Bebrückungen angesehen. — In der Geschichte von Heinrich II. ist besonders sein Streit mit Thomas Becket ausführlich behandelt, um den Einfluß zu zeigen, den seine angelsächsische Abkunft, und der dadurch erregte Haß der Normannen, als er zu der höchsten geistlichen Stelle erhoben wurde, hatte. Er von seiner Seite schloß sich, als er auf den erzbischöflichen Stuhl gesetzt war, sogleich an die Sachsen an, und verstärkte dadurch seine Parthey. Die weitere Geschichte des Streits ist bekannt. — Der Anfang der Kriege mit Irland, und mit

Wales unter Heinrich II. geben die Veranlassung zu der Auseinandersetzung des Zustandes und der innern Verhältnisse dieser Länder. Die Quellen für Irland sind besonders die in der Sammlung der *ancient Irish Histories* enthaltenen Chroniken von *Hammer* u. A. Die Ursache weshalb auch seit der Annahme des Christenthums dennoch es den Päpsten so wenig gelungen war, ihre kirchliche Herrschaft hier zu befestigen, findet der Verfasser hauptsächlich in der Theilung der Herrschaft des Volks in viele Oberhäupter oder sogenannte Könige; da die Macht eines Oberköniges, wenn auch zuweilen ein solcher erwähnt wird, über die andern, immer nur sehr beschränkt war. Nachdem der Verfasser auch die Regierungsge-
 schichte von Richard I. hauptsächlich in Beziehung auf Irland dargestellt hat, schließt er die englische Geschichte mit einer Auseinandersetzung seiner innern Verhältnisse und seines Zustandes am Ende dieser Regierung, und dem Antritt von Johann ohne Land. Aber die letzte Hälfte dieses dritten Bandes ist dann noch unter dem Titel *Conclusion* mit einer Reihe von Untersuchungen angefüllt: 1) Ueber die Normannen in Bretagne und Anjou. 2) Ueber die Walliser. 3) Ueber die Schotten. 4) Ueber das Verhältniß der Irländer zu den Anglo-Normannen; und endlich 5) Ueber die Verschmelzung der Angelsachsen mit den Normannen, und die Folgen welche dieses für Sprache und Verfassung gehabt hat.

Hn.

G e t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. Stück.

Den 2. August 1827.

H a m b u r g.

(Auf Kosten des Verfassers.) Gedruckt bey Hartwig und Müller: Versuch einer Monographie der China von Heinrich von Bergen. Droguerie-Makler. (Mit acht Kupfertafeln in Folio und zehn Tabellen). XI u. 348 Seiten in Quart. 1826.

Der Chinabaum, der in seiner Rinde eines der kräftigsten und wohlthätigsten Arzneimittel enthält, und deshalb auch von der peruanischen Republik als die edelste Pflanze ihres Gebietes in ihr Wappen aufgenommen worden ist, verdient in jeder Hinsicht eine so umfassende Bearbeitung, als ihr hier zu Theil ward. Hr. v. Bergen war durch seine Stellung in der mercantilschen Welt, seine Verbindung mit Geschäftleuten und ihn unterstützenden Gelehrten, seine Kenntnisse und seinen Aufenthalt in Hamburg, einem der wichtigsten Plätze für den Chinahandel, eigentlich dazu berufen eine solche Bearbeitung zu unternehmen. Was die Hauptsache nun betrifft, die naturhistorische Beschreibung und Unterscheidung der einzelnen Chinaforten,

D [5]

die Auswahl derselben für die Abbildungen und die treue Naturnachahmung in den letzteren, so kann man nicht anders als die Arbeit für geübungen und als eine wahrhafte Bereicherung des deutschen wissenschaftlichen und artistischen Bücherschatzes erklären. Weniger günstig jedoch muß das Urtheil über Anderes, was aber mehr Nebensache ist, ausfallen, und man kann nur bedauern, daß gerade diese Nebensachen einen so unverhältnißmäßig großen Raum wegnehmen. Der Inhalt des Textes zerfällt nämlich in die acht Abtheilungen: Literatur (von S. 1 — 73), Name (S. 73), Geschichte (S. 83), Surrogate (S. 119), Fiebrerrindenbäume (S. 131). Fiebrerrinden (S. 233), chemische Abtheilung (S. 331), Beplage zur Geographie der Cinchonon (S. 345). Ref. muß nun offen gestehen, daß er nur dem Abschnitt über die Fiebrerrinden einen wahren und unbedingten Werth beylege, die übrigen aber entweder ganz wegwünsche oder so zusammengebrängt, daß das Ganze, wenn auch eben so splendid gedruckt, doch in einem mäßigen Octavband Raum gefunden hätte. So ist die Literatur nach den Namen der Schriftsteller geordnet und darin sind auch alle die aufgenommen, welche über die medicinische Anwendung und Wirkung der China geschrieben haben. Da aber hiervon sonst im ganzen Werke nirgend die Rede ist, so begreift man lange nicht, was jene hier eigentlich sollen. Aber bald klärt es sich auf, wenn man die Quellen betrachtet, aus denen der Vf. geschöpft und die Art, wie er es gethan. Dieß sind nämlich die bekannten und hier auch aufgeführten Werke über die Literatur der Arzneymittellehre und der Medicin überhaupt. Aus diesen sind nun gegen vierhundert Büchertitel nach ihrer ganzen Breite, ohne eine weitere Bemerkung

über Autoren und Inhalt' abgedruckt. Der Vf. spricht zwar in der Vorrede von einer möglichen Vollständigkeit, die er vor Augen gehabt, aber wie weit er auch davon entfernt sey, mögen einige Beyspiele zeigen. Abgesehen von mehreren Dissertationen, die entweder neu oder mit richtigeren Titeln in den von ihm gar nicht benutzten Sammlungen von Hefster (*Museum disputatorium physico-medicum tripartitum* Vol. 1. II. Zittav. 1764. 4.) und besonders Döring (*critisches Repertorium der vom J. 1781. bis 1800. herausgekommenen Probe- und Einladungsschriften.* Herborn. 1813. 4.) stehen, so zeigt es schon die Art, wie das Repertorium unseres Hrn. Hofrath's Reuß, worin die Abhandlungen der gelehrten Gesellschaften verzeichnet sind, benutzt worden. Man sieht nicht ein warum, da doch die meisten übrigen Titel abgeschrieben sind, die T. II. p. 60 angeführte Abhandlung von G. Forster über *Cinchora corimbyfera* fehlt; warum für den (ebend. S. 108) angeführten Bahl die Quelle ausgelassen ist; wozu die auf die Rosskastanie sich beziehenden Abhandlungen von Cusson und La Croix hier unter dem Wort *Mémoire* stehen; wozu überhaupt die zwar bequeme, aber durchaus verwerfliche alphabetische Anordnung dient, da entweder die chronologische oder systematische hätte gewählt werden müssen. Uebrigens fehlen alle Abhandlungen, die seit dem J. 1816, wo der betreffende Band des Repertorii erschien, in den Gesellschaftsschriften herausgekommen sind, und von welchen die von Borries, D'Orien, Barker, Carron, Julia, Elliotson, Laso, Mongiardini und noch viele andere zur größeren Kenntniß der gelehrten Welt kommen werden, sobald es dem Herausgeber des Repertorii möglich seyn wird, die so sehr gewünschte Fortsetzung desselben zum

Druck zu befördern. Von neueren Schriften, die der H. v. Bergen wohl noch hätte benutzen können, führt Ref. nur an die Abh. von A. C. A. Fée über die Bäume, von denen die Chinarinden kommen, im ersten Stücke des Journ. de Chem. médicale. Paris. 1825.

Ueberhaupt ist der Fall nicht selten, daß Schriften, die das Ganze einer Wissenschaft, als Lehrbücher, oder selbstständig einzelne Theile behandeln, mit einer Masse von Literatur beladen sind, der man es ansieht, daß die Verfasser kaum von dem allergeringsten Theil einige Kenntniß durch eigene Ansicht und Studium haben. Deshalb fehlt es denselben an Ordnung, Folge, Kritik, und es erben sich Fehler, Lücken und Widersprüche, wie eine Krankheit, aus einem solchen Buche in andere ähnliche fort; das Schlechte steht neben dem Guten, das unbedeutende Nachwerk eines Anfängers neben dem Meisterstücke Solcher, welche die Wissenschaft umgestaltet haben, und kein Wink belehrt den Wißbegierigen von dem Gehalt oder der Stellung der einzelnen Schriften. Durch diese Bemerkung wird keineswegs ein Einwurf gegen eine vollständige Uebersicht der Literatur irgend eines Faches beabsichtigt; Ref. weiß den Werth einer solchen, wenn sie mit Umsicht und Prüfung veranstaltet ist, recht sehr zu würdigen, und er achtet nicht weniger auch minder reich ausgestattete Literaturangaben, wenn sich darin Kenntniß und Beurtheilung der Hauptwerke bekundet, aber jene oben bezeichnete kann sicherlich der Wissenschaft nicht frommen, ja muß als ein eitler Ballast die Bücher nur beschweren und vertheuern. — Der zweite Abschnitt des vorliegenden Buchs handelt von dem Namen. Hier wird als noch halb ungewiß hingestellt, daß Cinchona von einer Gräfin dieses Namens, China von dem

altperuanischen Quina, welches eine Rinde bedeutet (wie das englische Bark) herrühre. Der dritte von der Geschichte, Entdeckung, Einführung, Verbreitung, Anwendung als Heilmittel und Handelsartikel ist meist nach La Condamine und von Humboldt mit Benutzung noch einiger Hauptwerke mit ermüdender Weitſchweifigkeit vorge- tragen. Im vierten ſind gegen zweyhundert in- und ausländiſche Surrogate der China aus dem Pflanzenreich lateiniſch und deutſch aufgezählt. Nach dem Verſ. möchte ſich überhaupt keines finden laſſen, was die Stelle jener als febrifugum und antitypicum vertrete, weil die wirksamen Alkaloide bloß der China eigenthümlich ſeyen. Zu den 3 angeführten Surrogaten aus dem Mineralreich hätten, wenn überhaupt welche hier aufzuzählen waren, noch manche von bedeutenden Aerzten vorgeschlagene, z. B. Salmiak, Goldſchwefel, Queckſilber (vgl. Ramazzini von den Krankheiten der Künſtler überſ. von Ackermann. II. S. 147) genannt werden können. Der fünfte Abſchnitt enthält noch einige allgemeine Bemerkungen, die umſtändliche in lateiniſcher und deutſcher Sprache verfaßte botaniſche Beſchreibung von 27 Arten der Cinchona nach Lambert's Illustration of the genus C. London. 1821. 4. und 16 Arten Exostemma nach Sprengel's Systema Vegetabilium, letztere aus dem Grunde 'weil manche Croſtemmen-Rinden früher zu den Chinaſorten gezählt wurden.' Da der Vf. ſich (S. 144) ausdrücklich verwahrt, daß er hier nichts botaniſch eigenthümliches zu liefern im Stande geweſen ſey, ſo iſt hiermit die Kritik gewiſſermaßen ent- waffnet. Der ſechſte Abſchnitt iſt dagegen nun ganz das Werk des Vf's. und macht ſeiner Sorgfalt und Beobachtungsgabe alle Ehre. Nach vorausgeſchickter ſehr gut gewählter Terminologie

wird die Beschreibung von 9 Sorten der Fiebersrinde nach den Rücksichten der Form, der Schichtung von Oberhaut, Bast, Splint, der Oberfläche und der Unterfläche, nach Farbe und Beschaffenheit des Bruchs, des Geruchs, des Geschmacks, des Pulvers und des Vorkommens der auf den Rinden befindlichen Flechten sehr ausführlich durchgenommen, die Synonyme erläutert, die möglichen Verwechslungen besprochen und so für den Droguisten, Pharmaceuten und Arzt ein unschätzbares, ja unentbehrliches Hülfsmittel dargeboten. Es herrscht übrigens über die Cinchonenspecies, von denen die einzelnen Rinden herkommen, noch große Ungewißheit. Einige Bemerkungen über Gewinnung der Rinden enthalten nichts Neues; auch die folgenden noch wenigen Blätter, welche überschrieben sind: Chemische Abtheilung, verdienen kaum diesen Namen, da sowohl die Bereitung der Alkaloide als die Prüfung mit Reagentien nach dem jetzigen Standpuncte der Chemie ganz anders hätte müssen bearbeitet werden, als in diesen flüchtigen Bemerkungen geschehen ist. Von den Kupfertafeln stellt die erste ein Bild der Verbreitung der Chinabäume auf den Anden, nach der bekannten Humboldtschen Vertheilung dar; die übrigen enthalten eine große Reihe von Formen der *China rubra*, *Huanuco*, *regia*, *flava*, *Huamalis*, *de Loxa*, *Ten China* vortreflich aufgefaßt und illuminirt. Die Platten sind wie ein eigentliches Naturgemälde anzusehen. Bey jeder Tafel ist eine gedruckte Tabelle über die Einfuhr in Hamburg, Form und Ansehen, Eigenschaften der Infusion und des Decocts, Verhalten gegen Brechweinstein, Leim, schwefelsaures und salzsaures Eisen, [Reagentien auf Gerbestoff, ersterer auch auf Harz], sauerklee-saures Kali und Galläpfel [Reagentien auf china-

sauren Kalk und chinaure Alkaloide, nach Pfaff] und endlich der Gehalt an Alkaloiden. Hiernach hätte die China Huanuco in 100 Pfunden gegen 44 Unzen (Cinchonin); die rubra 40 (38 Cinch., 2 schwefelsaures Chinin); die regia 34 f. C.; die Huamalis 20 Cinch.; die flava 13 (7 Cinch. 6 f. C.); die de Loxa 11 f. C.; die Ten China gar nichts. Druck und Papier des Werks sind vortreflich.

M . . r.

B r ü n n.

Bey Traßler: Geschichte, Lehren und Meinungen aller bestanden und noch bestehenden religiösen Secten der Juden und der Geheimlehre oder Kabbalah. Von Peter Beer. Erster Band XXI und 379 S. Zweyter Band XXIV und 439 S. 1823. in gr. 8.

Ein für die Erklärung des N. T. und Talmud, die Geschichte der Philosophie und überhaupt die Geschichte des menschlichen Geistes wichtiger Gegenstand. Ungeachtet vieler einzelner Beiträge besitzen wir noch keine gründliche und umfassende Darstellung des Ursprungs und der Grundsätze der frühern jüdischen Secten; und sie hat aus vielen Ursachen, vorzüglich wegen Mangel an frühern Schriften, ihre nicht geringen Schwierigkeiten. Das obige Werk des Hrn. Beer kann diese Lücke nur dem Kleinern Theil nach ausfüllen. Die spätere Geschichte des Pharisäismus, oder, wie man richtiger sagen würde, Rabbanismus, ist ziemlich vollständig erzählt; das System der Kabbalah deutlich dargestellt und gründlich bestritten; vorzüglich genau — und dieß möchte das größte Verdienst des Werks seyn — beschreibt der Verf. die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Rußland und Polen entstandene Secte

der Chasidäer oder Beschtianer, die ein trauriges Beyspiel gibt, wohin Mystik und Kabbalah führen kann, und die Geschichte des im J. 1666 im Orient als erschienenener Messias berühmten Sabbathai Zewy und die Grundsätze seiner noch jetzt sich erhaltenden Anhänger: aber die Geschichte der frühern Secten, deren Beleuchtung am nützlichsten gewesen wäre, wie die der Essäer, Sadducäer, Karäer, Samaritaner u. a. ist zu kurz und unsystematisch beschrieben; der Verf. begnügt sich bey dem Excerptiren von Wolf, Bartolucci u. a. und daneben stößt der Leser zu häufig auf unrichtige Namen, wie I. S. 160 Kronen *Eliach* für *Elihu*. Die Karäer findet der Vf. schon in den *γραμματαίς* des N. T.; aber, da selbst der Talmud Karäer noch nicht kennt, scheint sich diese Secte nicht erst später gebildet zu haben? und lassen nicht jene *γραμματαίς* eine richtigere Erklärung zu? Keiner möchte mit dem Vf. II. S. 13 leicht annehmen, daß die Israeliten kabbalistische Grundsätze schon unter Moses aus Aegypten brachten; oder daß (I. S. 295) in den mit der Kabbalah verwandten Legenden (*Agadoth*) des Talmud ein höherer Sinn zu suchen sey. Wohl gingen die spätern versteinerten Dogmen und fingierten Erzählungen aus Bildern ursprünglich hervor: aber diese spätern Verfasser des Talmud, denen der alte poetische Geist entflohen war, hielten nicht mehr für Bild, was früher Bild gewesen war. Uebrigens bestreitet der Verf., selbst aus der talmudisch-rabbanitischen Schule, mit edler Freymüthigkeit die Irrthümer des Talmud und spätern Judenthums, und versucht am Schluß seines Werks die alte lautere mosaische Lehre aus dem N. T. zu entwickeln und zu empfehlen.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 4. August 1827.

J e n a.

Bey Bran: Commentatio historico-critica de Francorum majore domus, auctore J. G. Zinkeisen, Altenb. Semin. philol. sodali ord. in certamine literario civium academiae Jenensis die 2. Sept. 1825 praemio principum munificentia constituto ex sententia amplissimi philosophorum ordinis ornata. 1826. 155 S. in 4.

Academische Preisaufgaben, wie sie seit König Georgs des Dritten Stiftung für unsere Georgia Augusta in Deutschland bekannt sind, sollen im Ganzen nicht eine unmittelbare Erweiterung der Wissenschaften bewirken, sondern jüngern Talenten eine Veranlassung darbieten, sich an dazu geeigneten Gegenständen zum erstenmal selbständig zu versuchen, und dadurch, wo möglich, zu der inneren Klarheit und wissenschaftlichen Freiheit zu gelangen, welche die angestregte Richtung aller Geisteskräfte auf einen Punct nicht fetten

N [5].

belohnen. In dieser Hinsicht war die Geschichte der Merowingischen Hausmeier eine passende Aufgabe. Ihre Quellen sind weder allzu reich noch allzu dürftig, leicht zugänglich, aber nur mit Vorsicht zu gebrauchen, und führen in die Geschichte jener ganzen Zeit tief genug ein, um lebendige, auch über den nächsten Gegenstand hinausgehende Theilnahme an ihr und ihren Folgen zu erwecken. Und wiederum ist erst darin die vollständige Lösung der Aufgabe gegeben, weil man ohne ein bestimmtes Urtheil über alle bedeutenden innern und äußern Verhältnisse des fränkischen Reichs nicht sagen kann, was der Hausmeier war und ward. Ueber jene hatten sich allmählich zwey einander entgegenstehende Ansichten gebildet, die sich in dem Begriff vom Campus Martius am schärfsten trennen mußten: Montesquieu hielt ihn für eine beschließende Versammlung aller freyen Franken, Moreau für eine bloße Heerschau des Königs über seine Krieger. Ungeachtet nun beide Ansichten mit Allem was darauf beruhet, nicht aus den Quellen zu erweisen sind, so gewann doch die erste, dem Geiste des vorigen Jahrhunderts durchaus entsprechende, offenbar die Oberhand, bis sich erst in den neuesten Zeiten durch deutsche Geschichtsforscher eine dritte ausbildete, welche von unbefangener Betrachtung der Quellen ausgehend, zwischen dem Zustande der Franken vor und einige Zeit nach der Eroberung von Gallien, dem Verhältniß der freyen Franken, des Gefolges, und der Gallier zu dem gemeinschaftlichen Könige unterschied, und in den Folgen der Eroberung die Ursachen fand, wodurch die ursprüngliche Verbindung der freyen Franken bey Ausbildung des Gefolges aufgelöst, und dieses seit

der Mitte des sechsten Jahrhunderts an die Stelle des alten Staates gesetzt ward. Es leuchtet ein, daß unter jeder dieser drey Ansichten die Geschichte der Hausmeier eine andere werden muß, da aber doch nur eine derselben der Wahrheit entsprechen, und in sich und mit der übrigen Geschichte vollkommen zusammenhängen kann, so fragt sich nun, welche diese sey? Rec. der gegen das Ende seiner academischen Jahre mit den aus Montesquieus *esprit des loix* geschöpften Ideen zu dieser Untersuchung kam, und mit denselben allenthalben anstieß, ist durch die Gewalt der Quellen, deren Ansehen ihm seitdem jeden spätern Namen überwog, zu der Ueberzeugung hingetrieben worden, welche er im Jahr 1819 in einer eigenen Schrift darlegte. Sie sollte zeigen, daß der königliche Hausmeier der Anführer des königlichen Gefolges gewesen, und mit diesem zugleich im sechsten Jahrhundert über das Volk und durch die Begebenheiten der folgenden 150 Jahre allmählich zum Herrn des Gefolges und des Königs erhoben sey. Die Grundlage des Ganzen sind die ersten 14 Seiten, welche eine durch 49 Seiten Beweisstellen belegte Schilderung des fränkischen Staats nach seinen wesentlichen Verhältnissen enthalten. Dagegen ward in Hn. Hofraths Luden Geschichte des Mittelalters, Sena 1821, die Vermuthung aufgestellt, der Hausmeier sey ursprünglich ein vom fränkischen Volke gewählter Beamter desselben, der das durch gemeinsame Eroberung gewonnene Volksgut neben dem König verwalten sollte. Diese Meinung ist nach dem Plane des Werks worin sie steht, nicht weiter bewiesen, und der Verfasser der vorliegenden Abhandlung, welcher zunächst den Beruf hatte ihre Grundlage zu untersuchen und darzule-

gen, sieht sich, ungeachtet seiner Vorliebe für sie, zu dem Geständniß bewogen (S. 139), daß auch nicht eine Stelle dafür, wohl aber andere dagegen sprechen.

Nachdem der Rec. so die Lage bezeichnet hat, worin sich die Forschung über diesen Gegenstand vor der gegenwärtigen Schrift befand, wendet er sich nun zu dieser. Sie enthält: I. Begriff des Hausmeiers. Cap. 1. Widerlegung der alten Meinung. Unter diesem Namen begreift der Verf. Alles, was bis auf Hrn. Hofrath Ludens Weltgeschichte aus ganz verschiedenen Gesichtspuncten über die Hausmeier gesagt und in sich durchaus unvereinbar, dem Verf. aber zum Theil nicht bekannt geworden ist. Er verwirft es insgesammt ohne Umstände, weil die Bewirthschaftung der einzelnen königlichen Güter den Meiern und andern Beamten, die Verwaltung der Einkünfte dem Kämmerer zugestanden habe, diese aber vom Hausmeier noch verschieden seyen (S. 9—12); man auch nicht begreifen werde, wie ein solcher Beamter *ex rebus rusticis* jemals *ad res publicas pervenerit*, die doch in den spätern Zeiten der Hausmeier wirklich verwaltete (S. 12—15). Es leuchtet ein, daß diese Gründe die Ansicht, nach welcher der Hausmeier Anführer des ganzen königlichen Gefolges ist, gar nicht berühren, also auch nicht widerlegen. Cap. II. Widerlegung von Sismondi's Meinung (*Histoire des Français*. 1821). Ref. hebt sie aus der vorliegenden Schrift selbst aus: 'Les seigneurs austrasiens, en proclamant un roi mineur, mirent à la tête de l'administration de la justice et des armées de leur royaume un magistrat élu par eux, qu'ils nommoient tour a tour nurricier du

roi (*nutricius regis* ist der Erzieher des Königs und vom Hausmeier durchaus verschieden) et majordome ou maire du palais. Le dernier de ces noms (*major domus*) n'avoit probablement aucun rapport avec les fonctions, qui étoient attribuées au grand-juge des Francs; mais plutôt son nom allemand aura rassemblé par le son au nom latin d'un officier du palais des empereurs et l'un aura été considéré comme la traduction de l'autre. Cet office de grand-juge étoit dès lors pour les Francs une institution ancienne.' In einer hinzugefügten Note 'Morddom significit mot à mot juge du meurtre ou juge à mort, et à l'oreille des Romains Morddom ressembloit beaucoup à major domus.' Sismondi also glaubt, der Major domus sey Oerrichter und Oberfeldherr der Franken, sein Name aber eigentlich deutsch Morddom gewesen, welches den römischen Ehren wie Major dom geklungen habe, und daher werde er in den lateinisch geschriebenen Quellen so genannt. Der Verf. aber findet in jenen Worten die Behauptung, es habe bey den Franken zugleich einen Major domus oder Verwalter der königlichen Meyereyen, und einen zweyten Beamten, Morddom oder Oerrichter, gegeben; jener sey vom Könige, dieser vom Volke gesetzt — bekämpft S. 16 — 23, und verwirft diese 'sententiam quamvis maxima cum sagacitate excogitam et summa cum eruditione expositam.' Kap. 3. Ludens bereits erwähnte Meinung wird auseinandergesetzt und verworfen S. 24 — 40, und 40 — 48 die eigene des Verfs. aufgestellt: der Hausmeyer sey seit Galliens Eroberung der Stellvertreter des Königs während dessen Abwe.

senheit mit dem Gefolge auf Kriegszügen, gewesen; er habe Recht und Ordnung erhalten sollen, also mit dem Heere nichts zu thun gehabt, und sey jährlich auf dem Marsfelde erwähnt (S. 43); der Amtsname Maior domus, der solchem Begriffe nicht entspreche, sey wohl durch Zufall entstanden (S. 42), und da die Stellvertretung mit der Rückkehr des Königs aus dem Felde natürlich aufgehört habe, in friedlichen Jahren aber gar nicht nöthig gewesen, so müsse man, um diese Ansicht zu behaupten, ferner annehmen, daß das Hausmeyeramt in solchen Fällen dennoch fortgedauert, aber sich dann nach des Königs Befehl auf die Verwaltung irgend anderer königlicher Haus- und Staatsgeschäfte bezogen habe; und sobald man nur bedenke, daß später die Anführung des Heers damit verbunden sey (S. 44), so erkläre sich das Wachsen der Hausmeyer von selbst. Der Verf. fühlt, wie unbefriedigend ein Begriff ist, der weder in den Quellen noch in sich besteht, da er zugeben muß, daß der Name dem Amte gleich bey dessen Errichtung widersprochen, und das Amt zu der Zeit, da man von den Hausmeyern etwas mehr weiß, in der Anführung des königlichen Gefolges bestanden habe, während es doch ursprünglich (d. h. zu der Zeit als man nichts davon wisse) ein Friedensamt gewesen sey — und erklärt zuletzt (S. 48) auch seine Meinung für unsicher 'Sed ut verum fatear in omnibus quae ita disserui, permulta non satis gravibus argumentis comprobata, facile reiicere licent', wie sie denn auch in der von S. 49 an folgenden Geschichte nicht allein nicht der Mittelpunkt wird, sondern kaum wieder zum Vorschein kommt. II. Wie und durch welche Mittel der Hausmeyer zum König ward.

S. 49 — 102. Kap. 1. Lage der Merowinger als Könige der Franken, Chlodwigs. Des letztern 'Subjectivität' (S. 59) Grund der fränkischen Monarchie. Kap. 2. Die Merowinger bis zum Jahr 613. S. 59 — 67. Theilungen. Auflösung des Reichs. Verweichlichung der Könige. Kap. 3. Die Hausmeyer bis zum J. 687. S. 67 — 84. Um das J. 613 sey dem Hausmeyer, den sie früher nichts anging, die Anführung des Heeres übertragen (beides unbewiesen), und das Amt lebenslänglich gemacht. Kap. 4. Die letzten Hausmeyer. Untergang der Merowinger. Anfang der Carolinger. S. 84 — 102. Der Vf. greift den von Siegbert von Gamblours in vita S. Sigiberti erwähnten Vertrag R. Siegberts mit Grimoald an, ohne zu bemerken, daß dieser Geschichtschreiber in einem andern Falle bestimmt alle Urkunden benützt, also auch diese Nachricht nicht rein erfunden haben wird. Daß Grimoald seinem Vater, und Pippin II. dem Bulfoald unmittelbar als Hausmeyer gesetzt seyen (S. 74. 82) widerspricht den Quellen. Wenn eine Untersuchung über die schwankende Erzählung von Pippins Erhebung zum König angestellt werden soll (S. 92 — 100), so darf sie nicht von allgemeinen Ansichten über mögliche Verdorbenheit der Stellen, sondern muß von bestimmter Würdigung jeder einzelnen Quelle ausgehen, und wird dann schwerlich mit dem Vorschlage (S. 97) endigen, die Worte der Annales Laurissenses (Loiseliani) 'et unctus per manus sanctae memoriae Bonifacii episcopi' für eingeschoben zu erklären. Zum Schlusse bemerkt Rec. daß der Verf. bey längerer Beschäftigung und reichern Hülfsmitteln (so konnte er z. B. Ruinarts Ausgabe des Gregorius Turonensis und Bouquet SS. Gallic.

nicht benutzen) gewiß manches Urtheil über Quellschriften und andere Gegenstände dieser Abhandlung anders bestimmt haben würde, indem es ihm weder an Streben nach Umsicht, noch an jener liebenswürdigen Bescheidenheit fehlt, welche des Beyfalls der Leser selbst dann gewiß ist, wenn auch, wie es wenigstens dem Rec. ergangen ist, ihr Urtheil durch die dargelegte Forschung nicht befriedigt werden sollte. G. H. P.

N a c h e n.

Von da erhalten wir: Rheinische und Westphälische Monatschrift für Erziehung und Volksunterricht; im Vereine mit mehreren Lehrern und Erziehern herausgegeben von F. G. Roffel, Gymnasiallehrer zu Aachen. 1825. Vierter Jahrgang. 8.

Wenn es gleich der Zweck dieser Blätter nicht seyn kann, Zeitschriften nach ihrer Erscheinung anzugeben, so ergreifen wir doch gern die Gelegenheit, ein so nütliches Unternehmen wie das gegenwärtige, weiter bekannt zu machen. Jedes einzelne Stück enthält: 1) *Abhandlungen*, wie in dem vorliegenden Ansichten über das Volksschulwesen, und was damit zusammenhängt; von Dr. Glanzow. Ueber Zeitersparnisse für den Realunterricht in den Volksschulen; von Fr. Horn; und über den practischen Rechnungsunterricht von Fassbude. 2) *Beurtheilungen* von Schriften; und 3) eine *Schulzeitung* mit mannigfaltigen Nachrichten. — Das Zweckmäßige dieser Einrichtung ist einleuchtend; wer erkennt auch nicht dankbar, was die Preussische Regierung für den Unterricht thut! Gn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 4. August 1827.

P a r i s.

Bey Delaforest und Arthus Bertrand: Voyage en Sardaigne de 1819 à 1825, ou description statistique, physique et politique de cette île, avec des recherches sur ses productions naturelles et ses antiquités; par le Chev. Albert de la Marmora, capitaine à l'état major de S. E. le vice-roi de Sardaigne, membre de l'ordre royal et militaire de Savoie, correspondant de l'académie des sciences de Turin, de la société agraire et économique de Cagliari, de la société des naturalistes de Francfort etc. Mit dem Motto: Nuove a recar vengo dal campo, e fui osservator di ciò che narro io stesso. 1826. S. IX. 511. In Octav, nebst einem Atlas in Querfolio.

Je mehr bisher Sardinien zu den am wenigsten bekannten Ländern von Europa gehört hat, um so größere Ansprüche hat sich der Verf. auf unsere Dankbarkeit erworben, daß er uns in dem vorliegenden Werke wenigstens einen ziemlich ge-

E [5]

nauen Abriß eines Gemäldes der Insel gegeben hat. Wir sagen einen Abriß, denn für mehr will er selbst sein Werk, das Resultat mehrjähriger Reisen und Untersuchungen in allen Theilen der Insel, nicht angesehen wissen; es soll daselbe vielmehr eigentlich nur als Einleitung zu drey folgenden Bänden erscheinen, von denen der erste eine genaue Beschreibung der einzelnen Orte nach seinem Reisetagebuche, desgleichen eine genaue Darstellung der jedem Cantone eigenthümlichen Sitten und Gebräuche, der Beschaffenheit des Grundes und Bodens und der Culturart, so wie auch eine neue Charte des Landes, an welcher er seiner Angabe nach, bereits seit zwey Jahren arbeitet, der zweyte eine systematische Darstellung aller die Naturgeschichte von Sardinien betreffenden Gegenstände, nebst einer allgemeinen und besondern geologischen Charte, der dritte endlich eine Vergleichung der alten Geographie mit dem dormaligen Zustande, so wie ebenfalls eine Charte der vornehmsten Ueberbleibsel aus dem Alterthume enthalten soll. Wird das ganze Werk dem angegebenen Plane gemäß und mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit, als dieser erste Theil, der jedoch schon gewissermaßen ein für sich selbstständiges Ganze bildet, ausgeführt, dann werden allerdings wenige Länder sich einer in jeder Hinsicht gleich vollständigen Beschreibung zu rühmen haben und gleich genau in allen ihren Theilen bekannt seyn, als Sardinien. Der vorliegende Band, der die eigentliche Statistik des Landes enthalten soll, ist von dem Vf. in sechs Bücher getheilt, deren Inhalt wir in möglichster Kürze anzugeben versuchen wollen. Das erste Buch mit der Ueberschrift: Geschichtliche Uebersicht, zerfällt in fünf Kapitel. Erstes Kapitel: fabelhafte Periode. Zweytes Kapitel: Karthaginenser und Römer. Die eigentlich hi-

storische Periode beginnt für Sardinien mit dem Jahre 528 vor Christi Geburt, dem Jahre der ersten Unternehmung der Karthaginienser, denen es jedoch erst bey dem dritten Versuche (512 v. Chr. G.) gelang, sich die Insel zu unterwerfen. Im J. 259 v. Chr. G. oder 494 a. u. c. unternahmen die Römer die erste Landung auf Sardinien; allein erst nach dem ersten punischen Kriege, mitten im Frieden, 515 a. u. c. sah sich Karthago gezwungen, dasselbe ihnen zu überlassen. Nachdem wiederholte Aufstände der Einwohner gedämpft worden waren, ward Sardinien im J. 522 a. u. c. zu einer römischen Provinz erklärt, und anfangs gemeinschaftlich mit Korsica, dann unter den Kaisern getrennt für sich durch einen Prätor regiert und als eine der Kornkammern Roms betrachtet. Drittes Kapitel: Verfall des römischen Reichs. Vandalen. Gothen. Kaiser des orientalischen Reichs. Sarazenen. Genueser. Pisaner. Richter. Mit dem Verfall des römischen Reichs sank auch der Flor und die Bevölkerung von Sardinien; wiederholt ward dasselbe die Beute der Barbaren, die das römische Reich zerrissen. Nachdem endlich die Saracenen, die sich der Insel bemächtigten, von den Pisanern und Genuesern, auf Betrieb der Päpste, nach langem Kampfe im J. 1050 vertrieben worden, behauptete Pisa, obwohl nicht ohne Streit mit Genua, die Herrschaft von Sardinien und theilte dasselbe in vier Gerichte oder Judicate. Allein bald gelang es den Richtern, sich mehr oder weniger unabhängig zu machen, bis endlich die Päpste, welche schon früher, zufolge einer angeblichen Schenkung Karls des Großen und dessen Nachfolgers Ludwig, die Oberhoheit über Sardinien in Anspruch genommen, bey entstandenen Zwistigkeiten mit Pisa, die Könige von Arragon mit der Insel belehnten. Viertes Kapitel: Herr-

schaft von Arragon und Spanien. Nachdem König Jacob von Arragon nach dreijährigem Kampfe die Pisaner gänzlich vertrieben, gelang es den Arragonesen allmählich, hauptsächlich mit Hülfe von Colonisten aus Catalonien und Arragon, sich, trotz des Widerstandes der von Genua unterstützten großen Familien, in der Herrschaft der Insel zu befestigen und im J. 1458 ward dieselbe, gleich wie auch Sicilien, durch den König Johann dem arragonischen Reiche förmlich einverleibt. So blieb Sardinien ein Theil der spanischen Monarchie, bis zum Utrechter Frieden, der dasselbe Deisterreich zusprach, das jedoch schon im J. 1720 die Insel gegen Sicilien an das Haus Savoyen abtrat. Hauptsächlich während der arragonischen Herrschaft hatte das Lehnswesen auf Sardinien eine Ausdehnung erhalten, wie in wenigen andern Ländern; Privilegien und Exemtionen ohne Zahl waren entstanden; zugleich aber waren auch die verderblichen Folgen derselben nicht ausgeblieben; Cultur und Bevölkerung waren immer tiefer gesunken. Fünftes Kapitel: Haus Savoyen. Die neuen Herren wandten auf die Insel ungleich größere Sorgfalt, als ihre Vorgänger, wenn gleich auch sie dieselbe nur als Nebenland ihrer Continentalbesitzungen betrachteten. Manches Gute geschah unter Victor Amadeus II., noch mehr unter seinem Sohne und Nachfolger Carl Emanuel III. Dagegen verfiel gar manches wieder unter Victor Amadeus III. sowohl durch unglückliche Wahl der obersten Beamten als durch die Bedrängnisse, worin der Hof von Turin, in Folge der französischen Revolution gerieth. Wenn gleich die Insulaner im J. 1792 einen französischen Angriff tapfer zurückschlugen, erfolgte das gegen schon zwey Jahre später ein allgemeiner Aufbruch, da die von Turin aus verheißenen Reformen nicht erfolgt waren. Erst im J. 1796

ward die Ruhe durch Vermittlung des Papstes wieder hergestellt. Die Verlegung der königlichen Residenz nach Cagliari im Anfange von 1799 blieb ohne Einfluß auf die inneren Verhältnisse der Insel, da der König selbst dieselbe bald wieder verließ. Als nachmals im J. 1806 der neue König Victor Emanuel ebenfalls wiederum nach Sardinien seine Zuflucht nahm, beschäftigte ihn die Sorge für die Vertheidigung der Insel gegen die Barbaren und einen befürchteten Angriff der Franzosen so ausschließlich, daß ihm keine Zeit für innere Reformen blieb. Nach der Rückkehr des Königs nach Turin im J. 1814 ward die Insel auf der Carl Felix, damals noch Herzog von Genevois als Vicekönig zurückgeblieben war, gleich anfangs durch Anfälle der Lunen und durch eine allgemeine Hungersnoth hart bedrängt. — Das zweyte Buch, welches der physischen Beschreibung des Landes gewidmet ist, handelt im ersten Kapitel von der geographischen Lage, den Häfen, Bergen und Ebenen. Die Lage der Insel war bisher noch nicht mit der erforderlichen Genauigkeit bestimmt, auch waren alle Charakten von derselben mehr oder weniger unrichtig; um so begieriger sehen wir der für den zweyten Theil versprochenen neuen Specialcharte entgegen. Mit einer zum Handel mit Italien, Sicilien, der Barbarey, Spanien und Frankreich sehr passlichen Lage, verbindet Sardinien den Besitz vieler trefflichen Busen und Buchten. Obwohl von fünf Bergketten, größtentheils in der Richtung von NW nach SE, durchschnitten, hat dasselbe dennoch, sowohl in seinem Inneren, als an der Küste ausgedehnte Ebenen, worunter das sog. Campidano, das sich von Cagliari gegen SW bis an den Golf von Oristano erstreckt, die vornehmste ist. Zweytes Kapitel: von den Gewässern. Der Tirse oder Fiume d'Oristano ver-

dient allein den Namen eines Stromes; die übrigen Flüsse sind größtentheils Bergwässer, deren Bette in der heißen Jahreszeit oft gänzlich austrocknet. Mineralische Quellen finden sich häufig, sind aber gänzlich vernachlässigt und werden nur von den unteren Volksklassen besucht, wobey sich die Kranken unter freyem Himmel oder in Laubhütten aufhalten müssen. Quellen von süßem Wasser finden sich häufig in den Bergen und dem nördlichen Theile der Insel; in den Ebenen und dem südlichen Theile behilft man sich hauptsächlich mit Cisternen. Eigentliche Landseen fehlen, dagegen finden sich aller Orten zahlreiche Teiche, beynah alle mehr oder weniger salzig. An einigen derselben in der Nähe des Meeresufers hat man künstliche Salinen angelegt; im Ganzen wird jedoch der Reichthum an Salz nur wenig benützt. Die Sümpfe, durch welche Sardinien schon im Alterthume bekannt war, haben in neueren Zeiten bey der Abnahme der Cultur und der Bevölkerung, fortwährend an Zahl und Umfang zugenommen und sind eine Hauptursache der in manchen Gegenden herrschenden periodischen Fieber geworden, weshalb man das Klima der Insel überhaupt für ungesund erklärt hat. **Drittes Kapitel: Temperatur.** Das Klima ist durch die Einwirkung der Seewinde verhältnißmäßig gemäßig; der Gang der Jahreszeiten und der Witterung ziemlich regelmäßig; vorherrschende Winde sind der Maestrale oder Nordwest und der Levante oder Ost; der erste ist der Gesundheit zuträglich, dagegen verleugnet der zweyte, der Sirocco der Italiäner, auch hier seinen verderblichen Character nicht. Häufige Nebel sind oft den Erndten nachtheilig; von Erdbeben ist dagegen die Insel seit 1618 gänzlich frey geblieben. **Viertes Kapitel: Mineralreich.** Sardinien hat einen Ueberfluß an schätzbaren Steinarten, vorzüglich an Granit, Porphyr,

Marmor und Basalt. An Metallen findet sich Silber, Blei in großer Menge und vorzügliches Eisen; manche andere Metalle und Fossilien werden durchaus nicht benutzt. Fünftes Kap.: Pflanzenreich. Die Vegetation wechselt auffallend nach den Gegenden und Jahreszeiten. Der Vf. unterscheidet in dieser Rücksicht drey Regionen: die bergige im Innern, die Küstenregion der nördlichen und die der südlichen Ebenen. Die Vegetation der ersteren gleicht der von Corsica, die der zweyten der der Provence und eines Theils von Italien, die der dritten Nordafrika. Die Berge sind mit trefflichen Wäldern bedeckt, die freylich oft auf eine unverantwortliche Weise verwüestet werden; der zweyten Region ist der Delbaum eigenthümlich. Sechstes Kap.: Thierreich. An wilden Thieren hat Sardinien, gemein mit Corsica und den Inseln des griechischen Archipelagus das gehörnte Schaaf (*ovis ammon*); wild gewordene Ziegen finden sich auf der kleinen Insel Tavolara; das Geschlecht wilder Pferde auf der Insel San Antioco ist gänzlich ausgegangen. Dagegen hat die Insel Hirsche, Dammhirsche und wilde Schweine, Füchse und wilde Katzen; an Raubvögeln vorzüglich verschiedene Arten von Geiern und Adlern; giftige Schlangen fehlen gänzlich, dagegen finden sich an schädlichen Insecten Scorpionen, Taranteln und Heuschrecken; an Schildkröten, Seehunden und Fischen ist großer Ueberfluß. Das dritte Buch spricht von der Bevölkerung und zwar im ersten Kap. von der Bevölkerung im Allgemeinen. Den Betrag derselben mit einiger Genauigkeit anzugeben, erklärt unser Vf. der doch sowohl von geistlichen als Civil-Behörden officiële Angaben erhielt, für unmöglich. Von 1775 bis 1816 läßt sich jedoch eine fortwährende Abnahme der Volksmenge nachweisen; seit der Zeit ist sie aufs neue im Zunehmen

begriffen. Nach der einen Angabe betrug dieselbe im J. 1824, 412,357, nach einer zweyten gleich officiellen, 490,087, nach einer dritten vom J. 1822, 480,188 Seelen; am wahrscheinlichsten beträgt dieselbe zwischen 460 und 470,000 Köpfe; darunter etwa 6200 Adliche, 85000 Hirten, 1857 Welt- und 1125 Klostergeistliche und 65,200 Städtebewohner. Die Blutrache, die jedoch in der neuesten Zeit immer mehr abgenommen, gibt der Vf. als einen Hauptgrund der bis 1816 bemerkbaren Entvölkerung an. *Zweytes Kap.: physischer und moralischer Character der Sarden.* Die Eingeborenen sind regelmäßig von mittlerer Statur, starkem aber sehr proportionierten Bau, dunkler Gesichtsfarbe und großer Beweglichkeit; Mißgestaltete erblickt man außer den Städten unter ihnen selten. Mißtrauen gegen Fremde, daneben aber auch echt patriarchalische Gastfretheit, nebst einer eingewurzelten Nachgier, größtentheils freylich einer Folge mangelhafter Verwaltung und geringerer Bildung sind die hervorstechenden Züge ihres Characters. *Drittes Kap.: Sprache.* Sie besteht aus verschiedenen Dialecten, unter denen der von Cagliari im Süden und der von Logudoro im Norden die vornehmsten sind; die Verwandtschaft derselben mit dem Lateinischen ist unverkennbar. Außerdem wird in verschiedenen Theilen der Insel der genuesische und corsische, so wie in der Stadt Alghero der catalonische Dialect gesprochen. Geschäftssprache ist das italiänische. *Viertes Kap.: Kleidung.* Diese unterscheidet sich durch manche Eigenthümlichkeiten, zum Theil selbst in den verschiedenen Districten. Ref. muß sich begnügen, hierüber auf das Buch selbst zu verweisen. *Fünftes Kap.: Wohnung. Hausgeräth. Nahrung.* Die Häuser der Landleute in der Ebene sind aus Backsteinen oder Lehm, die der Bergbewohner aus rohen Steinen, Städte und Flecken

ebenfalls größtentheils massiv gebaut. In dem südlichen Theile der Insel gleicht die Bauart darin der orientalischen, daß straßenwärts gewöhnlich weder Thüren noch Fenster zu finden sind, sondern der Eingang durch einen Hofraum gebildet wird. Der Hausrath ist einfach; ein wesentliches Stück desselben in jedem Landhaushalte ist eine Eselmühle. Windmühlen sind gänzlich unbekannt; Wassermühlen selten. Brod — in manchen Gegenden von Sizilien — und Fleisch bilden die Hauptnahrung; überhaupt sind die Einw. den Genüssen der Tafel sehr ergeben; wie überhaupt im Süden ist jedoch auch hier Trunkenheit ein seltenes Laster. **Sechstes Kap.:** Waffen und körperliche Uebungen. Die gewöhnlichste Waffe ist die Flinte, die sich durch einen langen Lauf und geringes Caliber unterscheidet; die Pistole ist nur bey den Banditen gebräuchlich; dagegen wird allgemein das Daghan oder Daga getragen, ein großes Jagdmesser, ein Mittel ding zwischen Dolch und Degen; hin und wieder ist auch noch das Berudu oder vorutum der Alten gebräuchlich. Uebrigens ist seit 1819 das Tragen der Waffen, allen die weder zur Miliz, noch zu den Barancelli gehören, verboten. Hauptvergünigungen der Einw. sind die Jagd und das Reiten; Pferderennen sind sehr gewöhnlich. Ein eigenthümliches Spiel ist der Kampf mit Fußtritten, auch die Tänze und die Musik unterscheiden sich durch manche Eigenheiten. **Siebentes Kap.** Von der Johannis-Gezattertschaft, der Ponidura, den Gebräuchen bey Hochzeiten, Kindtaufen und Sterbefällen. Das **vierte Buch** beschäftigt sich mit der Verwaltung. **Erstes Kap.:** Eintheilung. Vicekönig. Tribunäle. Gesetze. Bereits die arragonischen Könige gaben der Insel die noch gegenwärtig bestehende administrative Eintheilung, in das Vorgebirge von Cagliari im Süden und in das von Sassari im Norden, auch wohl im gemeinen Leben Ca-

po di sotto und Capo di sopra genannt. Absichtlich von der Regierung befördert, bildete sich nachmals zwischen den Einwohnern beider Vorgebirge eine auffallende Eifersucht und Feindseligkeit, die noch gegenwärtig nicht ausgestorben ist. Jedes Vorgebirge zerfällt in verschiedene Provinzen, das von Cagliari in sechs, das von Sassari in vier; diese wiederum in Districte oder Mandemens und diese in Commünen aus einer oder mehreren Ortschaften. An der Spitze der gesammten Verwaltung steht der Vicekönig als Generallieutenant des Königs oder Chef der Civil- und Justizverwaltung, und als Generalcapitän oder Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht; ihm zugegeben ist ein vom Könige ernannter Staatssecretär; alle Urtheilssprüche ergehen in seinem Namen, auch besitzt er in einer gewissen Ausdehnung das Begnadigungsrecht. Die gewöhnliche Dauer seines Amtes sind drey Jahre; er führt den Titel Excellenz und genießt, jedoch nur für seine Person, dieselben Ehrenbezeugungen, als der König selbst. An der Spitze des Justizwesens steht die königliche Audiencia zu Cagliari; auch concurrirt dieselbe bey der Gesetzgebung; die mit ihrer Zustimmung erlassenen Pregoni oder Decrete des Vicekönigs haben während der Dauer seiner Amtsführung Gesetzeskraft. Chef dieser Behörde ist der Regent der großen Canzley, die zweyte Person nach dem Vicekönige, der zugleich insbesondere die Aufsicht über das gesammte Justizpersonale, so wie den Vorsitz in verschiedenen anderen Behörden führt. Die Audiencia selbst bestehend aus 13 Richtern und 2 Präsidenten und getheilt in eine Criminal- und zwey Civilkammern, besitzt das Recht die königlichen Verordnungen zu einregistrieren und gegen dieselben Vorstellungen zu machen. Zu ihr gehört ein Generalfiscal und ein Armenadvocat, der amtliche Verteidiger aller Gefangenen. Die königliche Governazione oder das Tribunal von Sassari, an dessen

Spitze der Gouverneur dieser Stadt steht, hat eine ähnliche Organisation wie die Audiencia, an welche von ihr appelliert wird. Außerdem haben sowohl Cagliari als Sassari besondere Consulate oder Handelgerichte. Das Tribunal des patrimonium, bestehend aus dem Generalintendanten mit entscheidender und einigen Beyßigern mit berathender Stimme spricht in allen Contreband und sonstigen Sachen, welche mit den königlichen Einkünften in Verbindung stehen, namentlich auch über Falschmünzerey und sonstige Falsa. Zu Turin besteht als oberste Behörde für die Insel, der hohe Rath von Sardinien, der selbst von der Audiencia Appellationen annimmt und außerdem über alle von den Behörden der Insel ihm vorgelegte Sachen sein Gutachten gibt. Die Zahl der Advocaten, Notare und Procuratoren ist leider auch auf Sardinien übermäßig groß. Jede Provinz hat einen Unterrichter, mit dem Namen eines Präfecten, jeder District eine Curia, an deren Spitze Delegierte stehen, die theils von dem Könige, theils von den Baronen ernannt werden; in den Städten finden sich statt ihrer Richter unter verschiedenen Namen. Die geltenden Gesetze sind die Carta de Logu, die Capitoli di corte, die regie Pragmatiche, und die Editti und Pregoni; daneben gilt auch noch größtentheils wenigstens das römische Recht; also ein weites Feld für die Chicane! Die Gefängnisse sind im Ganzen elend; doch ist man gegenwärtig auf ihre Verbesserung bedacht; die Tortur ist seit 1821 abgeschafft. Zweytes Kap.: Finanzen. Der gesammten Administration und namentlich der der Finanzen liegt die Eintheilung in die zehn Provinzen, welche zusammen 32 Districte enthalten, zum Grunde; die sieben Städte haben besondere Magistrate, die übrigen 368 Commünen jede einen Municipalrath mit einem Syndic an der Spitze. An der Spitze der Finanzverwaltung steht unmittelbar unter dem Vicekönige, der Generalin-

tendant, der gleichfalls gewöhnlich drey Jahre im Amte bleibt und nebenbey noch verschiedene andere Geschäfte verwaltet. Unter ihm stehen zwey Untergeneralintendanten und ein Vicegeneralintendant von Sassari; jede der andern Provinzen hat einen Intendanten, Unterintendanten und Secretär. Den Intendanten untergeordnet befindet sich zu Cagliari ein Generalschatzmeister und in dem Hauptorte einer jeden der andern Provinzen ein Schatzmeister. Die Einkünfte bestehen aus directen und indirecten Steuern und verschiedenen zufälligen Einnahmen; ihr Gesamtbetrag war im Jahre 1825, 2,750,000 neue Livres. Ein Centralbureau zu Cagliari besorgt die Controlle; das sonst übliche Papiergeld ist größtentheils aus der Circulation zurückgezogen. Drittes Kap. Stamenti. Die Stamenti sind die Vereinigung der drey Stände des Königreichs, eine zuerst im J. 1355 von dem Könige Pedro von Arragon eingeführte und noch gegenwärtig bestehende Nationalrepräsentation. Das geistliche Stamento besteht, unter dem Vorstehe des Erzbischofs von Cagliari, aus den Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und Procuratoren der Kapitel; das militärische aus allen 25 Jahre alten Adlichen und Rittern des ganzen Landes unter dem Vorstehe des höchsten oder ältesten des betitelten Adels; das königliche aus den Abgeordneten der Städte unter dem Vorstehe von Cagliari. Diese Stamenti bilden, wenn sie wegen besonderer Gegenstände zusammenberufen werden, das Parlament; wenn ihre Berathschlagungen alle Gegenstände der Administration umfassen, die Cortes; letztere sind jedoch seit 1699 nicht mehr berufen, wohl aber das Parlament. Viertes Kap.: Adel. Derselbe, mit einzelnen wenigen Ausnahmen, ist durchaus arragonischer, catalonischer und castilischer Abkunft; manche Familien haben sich dauernd in Sardinien selbst niedergelassen, andere dagegen besitzen nur Lehen und

halten sich selbst noch in Spanien auf. Eigentliche Leibeigenschaft findet sich zwar nicht, wohl aber ist der Landmann durch vielfache Personal- und Realprästationen zu Boden gedrückt — das lange Verzeichniß derselben mag im Buche selbst nachgesehen werden. Außer dem Adel, der wirklich Lehen besitzt, finden sich noch verschiedene Classen niederen Adels denen jedoch sämmtlich gewisse Vorrechte gemein sind, namentlich privilegierter Gerichtsstand und Freyheit von persönlichen Diensten. Fünftes Kap.: kirchliche Verwaltung. Die Insel zerfällt in drey erzbischöfliche und acht bischöfliche Sprengel. Der König ernennet auf Vorschlag der Audiencia zu allen erledigten Sizen, der Papst bestätigt. Die Zahl der Kapitel beträgt gegenwärtig zehn, die der Abteyen drey, die der Mannsklöster 90 und die der Frauenklöster 14; die wiederhergestellten Jesuiten sind bis jetzt noch wenig zahlreich. Zum Unterhalte der Geistlichkeit dient hauptsächlich der Zehnte, der noch in ganzer Strenge besteht; sämmtliche geistliche Einkünfte werden auf etwa 960,000 Franken geschätzt. Selbst die in den mehrsten katholischen Ländern aufgehobenen Festtage werden noch auf Sardinien gefeyert; auch das Asylrecht der Kirchen und sonstigen kirchlichen Gebäude besteht noch, wenn gleich nicht mehr in seiner vormaligen Ausdehnung. Sechstes Kap.: Unterricht. Der Zustand der Wissenschaften ist im Ganzen wenig erfreulich; namentlich sind die Medicin und die Naturwissenschaften auffallend zurückgeblieben. Die beiden Universitäten zu Cagliari und Sassari sind jede für sich genommen, zu arm, um den Aufwand eines vollständigen, höheren wissenschaftlichen Unterrichts zu bestreiten und eine Vereinigung beider ist bis jetzt noch immer durch Localverhältnisse verhindert. Manche der wichtigsten Lehrstühle, wie z. B. der Geschichte, fehlen gänzlich. Gleich mangelhaft sind die verschiedenen Collegien organisiert, für den

Volkunterricht ist erst in der neuesten Zeit durch die Errichtung von Normalschulen einigermaßen gesorgt. Siebentes Kap.: gemeinnützige Anstalten. Nur vier öffentliche Hospitäler finden sich auf der ganzen Insel. Als oberste Sanitätsbehörde besteht ein Gesundheitsrath zu Cagliari und seinen trefflichen Maaßregeln verdankt die Insel, daß sie, trotz ihrer gefährlichen Lage in der neuesten Zeit von Pest und gelbem Fieber frey geblieben ist. Eins der nützlichsten Institute, die Ackerbau- und öconomische Gesellschaft zu Cagliari verdankt dem gegenwärtigen Könige im J. 1804 seine Entstehung; sehr vortheilhaft wirken auch auf den Ackerbau die sog. Monti di socorra, welche einige Aehnlichkeit mit den dänischen Assistenzcassen haben, indem sie den Landleuten Vorschüsse an Geld, Saatforn und selbst an Vieh und Ackergeräth liefern. Bereits seit der spanischen Herrschaft besteht auf der ganzen Insel das Barancellat, eine Assuranzanstalt gegen Diebstahl und Beschädigung der Felder und Erndten. Ahtes Kap.: Militärorganisation. Unmittelbar unter dem Vicekönige steht der General, der zugleich Gouverneur von Cagliari ist und der Gouverneur von Sassari, unter diesen mehrere Platzcommandanten. Die regulären Truppen auf der Insel bestehen aus etwa 3000 Mann aus verschiedenen Waffengattungen; außerdem unter zwey Generalcapitänen eine Miliz von Cavallerie und Infanterie, erstere 11 Regimenter, 6171 bis 7491 Mann, letztere 13 Bataillons 10,322 bis 14,872 Mann stark. Diese Miliz ist jedoch mit Ausnahme der Officiere, nicht gleichförmig uniformiert, genießt aber dagegen das Vorrecht zu jeder Zeit Waffen tragen zu dürfen und soll wenigstens in der Regel von den mehrsten Personaldiensten befreyt seyn. Zum Schutz des Landes bestehen außerdem drey Festungen und längs der Küste Thürme, hauptsächlich gegen die Einfälle der Barbaren. Die

Seemacht besteht nur aus einer Brigg und zwey Corridori; der auswärtige Handel wird beynah ausschließlich durch genuesische Fahrzeuge betrieben. Im fünften Buche spricht der Verf. von dem Landbaue und im ersten Kap. von dem Ackerbaue im engeren Sinne. Die Armuth des Landmanns hat den Ackerbau gar sehr heruntergebracht; dazu die Gemeinheiten und die Hut- und Triftgerechtigkeiten, indem bisher die Regierung vergebens Theilungen und Verkoppelungen zu befördern gesucht hat; doch scheint in einigen Gegenden dem Ackerbau allmählich vor der Viehzucht der Vorzug gegeben zu werden. Zweytes Kap.: Ackerbauinstrumente. Diese sind größtentheils noch sehr roh und unvollkommen; allgemein wird der Ackerbau mit Ochsen betrieben. Drittes Kap.: Vegetabilien. Von den verschiedenen Getreidearten wird vorzüglich Weizen gebaut, außerdem Gerste, theils als Pferdefutter, theils aber auch als Nahrungsmittel für die Menschen, hauptsächlich in den bergigen Districten. Unter den Gemüsen baut man vornehmlich Bohnen und Linsen. Der Weinbau hat sich in den letzten Jahren bedeutend gehoben und die Weine der Insel werden bereits ziemlich stark ausgeführt; das Del kommt dem Provencer gleich. Mandeln, Citronen und Orangen werden ebenfalls vielfältig gewonnen. Der Taback ist von vorzüglicher Qualität; dagegen haben sich der Baumwollen und Seidencultur noch immer eingewurzelte Vorurtheile entgegengesetzt. Viertes Kap.: Thiere. Schon im Alterthume war Sardinien, wenn auch nicht in gleichem Maasse als Corsica wegen seiner Bienenzucht berühmt; gegenwärtig aber reicht der Gewinn an Wachs und Honig nicht einmal für die eigene Consumtion der Insel hin. An Pferden ist Ueberfluß; es gibt deren drey verschiedene Arten, die sogenannten sardischen Pferde, von spanischer, die achetoni oder quartaglj von arabischer Race und die achette, zwar klein aber dauerhaft. Durch verschiedene, dem Könige und einzelnen Großen zugehörige Gestüte wird für die Erhaltung und Verbesserung der Rassen gesorgt. Auch das Rindvieh ist ebenfalls klein, dagegen aber lebhaft und dauerhaft; jedoch bringen die Kühe so wie auch die Schaaf, die beide größtentheils sich selbst überlassen sind, wenig Gewinn; die Ziegen dagegen zeichnen sich durch Größe und Stärke aus. Der Schweine gibt es gezähmte und ungezähmte, welche letztere beynah immer im Freyen gehalten, fast in allen Stücken den wilden Schweinen gleich werden. Von Ge-

flügel werden nur Hühner in beträchtlicher Menge gehalten. Das sechste und letzte Buch beschäftigt sich endlich noch mit der Industrie und dem Handel. Erstes Kapitel: Jagd und Fischerey. Die Jagd ist als Mittel des Erwerbs unbedeutend; ungleich beträchtlicher dagegen ist die Fischerey. Der Ertrag derselben im süßen Wasser dient zur Consumtion der Insel selbst; der Ertrag der Seefischerey, der jedoch sehr ungewiß ist, wird hauptsächlich in die Fremde ausgeführt. Zweytes Kapitel: Gebrauch verschiedener Producte. Die Ausfuhr der Producte hat in neueren Zeiten sehr abgenommen; der vornehmste Verkehr besteht jetzt noch mit den Continentsstaaten des Königs. An Fabriken und Manufacturen ist großer Mangel; namentlich werden fast alle Zeuge, die größten allein ausgenommen, aus dem Auslande eingeführt. Nicht eine einzige Papiermühle findet sich auf der ganzen Insel. Infolge der Zollregister betrug die gesammte Einfuhr im Jahre 1824, 4,849,113, die Ausfuhr 4,287,177 Franks. Drittes Kapitel: Brücken und Wege. Bis auf die neueste Zeit war für die innere Communication so gut als gar nichts geschehen. Erst während des Aufenthalts des Hofes in Sardinien dachte man daran, Straßen und Wege anzulegen; die Arbeiten wurden begonnen, allein bald wieder unterbrochen, bis endlich im Jahre 1821 die Anlage von Chausséen zwischen den verschiedenen Hauptpunkten der Insel nach einem umfassenden Plane beschloffen und mit der Ausführung bereits im nächsten Jahre der Anfang gemacht ward. Bis jetzt ist die Arbeit ununterbrochen fortgesetzt. — Die Briefpost, welche allein besteht, hat bisher noch immer einen beträchtlichen Zuschuß verlangt, zumal da alle im Innern selbst circulirenden Briefe durchaus portofrey sind. — So weit das Werk selbst. Angehängt sind demselben: eine Tabelle der auf der Insel gebräuchlichen Maße und Gewichte; verglichen mit dem metrischen und Decimalsysteme; eine Generaltabelle aller Cours habenden Münzorten, ein Verzeichniß der vornehmsten Schriftsteller über Sardinien und der eingeborenen Schriftsteller, eine Notiz über die hauptsächlichsten auf der Insel herrschenden Krankheiten, mitgetheilt von dem Dr. Moris, Professor an der Universität zu Cagliari und eine Erklärung der in dem beygeführten Atlas enthaltenen Tabellen und Kupfertafeln.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 6. August 1827.

G ö t t i n g e n.

Bey Dietrich: Anfangsgründe der Naturlehre zum Behuf der Vorlesungen über die Experimentalphysik von Joh. Tobias Mayer. Sechste Auflage. 627 Octavseiten. 3 Kupfertafeln. 1827.

Seit der erst vor 3 Jahren erschienenen fünften Auflage sind keine erheblichen Zusätze nöthig geworden, und wenn auch dergleichen sich dargeboten hätten, so ist es doch gar nicht rathsam, Alles sogleich in ein Lehrbuch, was gewisse Gränzen nicht überschreiten darf, aufzunehmen, oder auch gar der hin und wieder so beliebt werdenden höhern Naturansichten, welche vorübergehend, wie Sternschnuppen, vor der Macht des Experiments und einer gesunden unbefangenern Deutungsweise dahin schwinden, Erwähnung zu thun.

Z [5]

E b e n d a s e l b s t.

Bei Bandenhoeck und Ruprecht: Zeitschrift für die Geburtshülfe in ihrer Beziehung auf die gerichtliche Medicin, und für die gerichtliche Medicin überhaupt von Dr. L. Mende Prof. u. Erstes Bändchen. 1827.

Auch unter dem Titel:

Beobachtungen und Bemerkungen aus der Geburtshülfe und gerichtlichen Medicin, eine Zeitschrift. Viertes Bändchen. VIII u. 292 Seiten in gr. 8.

Nach der im dritten Bändchen dieser Zeitschrift vom Herausgeber ertheilten Nachricht erscheint ihre Fortsetzung von jetzt an unter dem angegebenen doppelten Titel. Weil die eigentlich geburtshülflichen Abhandlungen, wenigstens für jetzt, aus ihrem Kreise ausgeschlossen sind, so soll in ihrer ersten Abtheilung die Geburtshülfe nur in ihren Beziehungen auf das Recht, und mithin als Theil der gerichtlichen Medicin abgehandelt, in der zweyten aber sollen Abhandlungen aus der gerichtlichen Medicin überhaupt geliefert werden, die dritte wird wieder Fakultäts-Gutachten, die vierte Nachrichten aus und von anderen Schriften, und die fünfte eine Uebersicht der Ereignisse in der hiesigen Königl. Entbindungs-Anstalt, die der Herausgeber dirigiert, mittheilen. In der ersten Abtheilung befindet sich dieß Mal nur eine Abhandlung vom Herausgeber: die menschliche Leibesfrucht, das Fruchtkind, und das Kind kurz vor, in, und gleich nach der Geburt, in ge-

richtlich = medicinischer Hinsicht. S. 3 — 136. Der Verf. zeigt darin, daß sich die Leibesfrucht nicht plötzlich in ein Kind verwandle, sondern zuerst in ein Fruchtkind, d. h. in ein lebendes menschliches Wesen, daß die Eigenschaften einer Frucht und eines Kindes zugleich an sich trägt, und beweist, größten Theils durch eigene Beobachtungen, daß der Uebergang in den Zustand eines Fruchtkindes, ja selbst in die Kindheit, im Mutterleibe nicht bloß geschehen könne, sondern öfters in der That auch geschehe. Die Verwandlung einer Frucht in ein Fruchtkind während ihres Austritts aus den mütterlichen Geburtstheilen hält er sogar für gewöhnlich. Daß dieß in gerichtlichen Fällen die Unterscheidung eines todt zur Welt gekommenen Neugeborenen von einem lebend gebornen, und hernach gestorbenen ungemein erschwert, und daß es namentlich die Beweisraft der Lungen- und Athempriegen sehr schwächt leuchtet in die Augen. Zwar sucht der Verf. sie durch gleichzeitige Berücksichtigung der eigenthümlichen Todesarten vor, in, und nach der Geburt zu stützen, doch gesteht er, daß deren Unterscheidung höchst schwierig, ja oft unmöglich sey, und daß sie für den beabsichtigten Zweck nur unvollkommene und meistens unzureichende Hülfsmittel darböten. Der übrige Inhalt dieser Abhandlung ist eine gebrängte Darstellung des vom Verf. in seinem Handbuche der gerichtlichen Medicin über diesen Gegenstand bereits Vorgetragenen. Die zweite Abtheilung besteht in diesem Bändchen auch nur aus einer Abhandlung: Einige Worte über die Grade der Tödtlichkeit der Verletzungen vom Dr. Bresfeld, Physikus in Hamm. S. 139 — 154. Der Verf. bemüht sich, gegen

die Ansichten der neuesten Criminalisten zu zeigen, daß die Eintheilung tödtlich gewordener Verlegungen nach den Graden der Tödtlichkeit hauptsächlich für die Ausmittlung des Thatbestandes, und keinesweges ausschließlich zur Aufklärung der Absicht des Thäters von Wichtigkeit sey. In der dritten Abtheilung finden wir vier Gutachten. 1. Bericht und Gutachten der Profn. Brendel und Rödeler über einen Fall von angeblichem Kindesmord S. 159 — 166.; aus des Letzteren literarischem Nachlasse. Die Aeusserungen beider berühmter Männer zeigen, daß man damals schon über die Wirkungen der Fäulniß auf die Lungen Neugeborner, und über das Einblasen der Luft in die Lungen einer todten Leibesfrucht sehr helle Ansichten hatte. 2. Relation in Untersuchungssachen wider E. W. in B. wegen angeklagter Verheimlichung der Schwangerschaft und Entbindung, vom Herrn Hofr. Dr. Bauer. S. 167 — 192. Bekanntlich gehören Untersuchungen dieser Art zu den schwierigeren, und werden deßhalb von nicht gehörig unterrichteten Gerichtsbehörden oft sehr ungründlich, und meistens nach vorgefaßten Meinungen abgethan. Die Bearbeitung des vorliegenden Falles zeugt dagegen auf Seiten des Referenten von so großer Umsicht, Genauigkeit und Kenntniß der gerichtlichen Medicin, daß sie durchgehends zum Muster dienen kann. 3. Bericht und Gutachten über ein angeblich nach einem Ueberlaß entstandenes Uebel am Arm vom Herrn Hofr. u. s. w. Langenbeck. S. 193 — 233. Ebenfalls kein alltäglicher Fall, und von

seinem berühmten Verfasser sehr gründlich und lehrreich behandelt. 4. Bericht und Gutachten in Untersuchungsfachen wider F. K. aus B. wegen eines vorzüglich in einem unfreyen Zustande begangenen Raubmordes v. H. Er zeigt darin, daß ein unfreyer Zustand bey begangnen Verbrechen nur dann anzunehmen sey, a) wenn sich an dem Thäter eine krankhafte Anlage zu einem unfreyen Zustande, und die Einwirkung von Ursachen auf ihn, die sie gerade jetzt zum Ausbruche bringen konnten, nachweisen lassen; b) wenn die begangene That den Character der Unfreyheit an sich trägt; und c) wenn das Verhalten des Thäters nach derselben, mit jenen Ursachen, und mit dem Zustande einer wahren Unfreyheit dabey übereinstimmt. Vierte Abtheilung: Nachrichten von und aus andern Schriften. Gerichtlich = medicinischer Fall eines Kindesmordes von David Scott, mit Bemerkungen von Christison's, Professor in Edinburgh, wichtig, weil er hinsichtlich der gerichtlich = medicinischen Behandlung der erste und einzige in allen drey vereinigten Königreichen von Großbritannien ist. Auszug aus Prof. Ritgen in Gießen Abhandlung: über das Athmen des Kindes von dem bloß der Kopf geboren ist. — Recension von Weith Handbuch der gesammten gerichtlichen Thierarzneylunde, Wien 1826. Fünfte Abtheilung. Uebersicht der Ereignisse in der Königlichen Entbindungsanstalt vom 25sten Junius 1825

bis zum 24ten d. M. 1826. Die Zahl der Schwangeren belief sich in diesem Zeitraum auf einhundert und zwey und funfzig, von denen einhundert und ein und vierzig fünf und achtzig Knaben, und sechszig Mädchen, viere von ihnen also Zwillinge zur Welt brachten. Die königliche Entbindungs-Anstalt besuchten einhundert und zwanzig Studierende, und vier und zwanzig Doctoren und Candidaten der Medicin. Die Zahl der Hebammen betrug im Ganzen vier und zwanzig.

Mde.

C e l l e.

Hey Schulze: Grundzüge der Referirerkunst in Rechtsfachen. Von Dr. Theodor Hagemann, Director und Chef der Justizkanzley zu Celle, Ritter des königl. Guelfenordens u. s. w. 1827. VI und 112 Seiten in Octav.

Diese wenig Tage nach dem so sehr beklagten Tode des frühverklärten, um die hannoversche Rechtspflege hochverdienten Verfassers, im Druck vollendete Schrift, gibt einen neuen Beweis von der ruhmwürdigen Sorgfalt desselben, die seiner Leitung anvertraut gewesen, bey der Justizkanzley, deren Chef er war, angeführten Auditoren, auszubilden, unverkennbar ab, denn sie ist, laut des Vorworts der Verlags-handlung aus denjenigen Vorträgen entstanden, die er jenen jungen Männern zu ihrer Ausbildung hielt, und insbesondere zum Gebrauche derselben, als Manuscript bestimmt gewe-

fen. Was folchergestalt zunächst nur als letztes Vermächtniß des Verewigten an jene jungen Männer zu betrachten war; verdiente um so mehr eine weitere Verbreitung durch den Druck, als das Werkchen zugleich die Resultate eines beynah vierzigjährigen Geschäftslebens, in Bezug auf zweckmäßigen Gebrauch der Acten und die nothwendigen Vorträge aus denselben, enthält, und hiezu Regeln darbietet, welche von jeden müßigen Spitzfindigkeiten entblößt, ganz und gar aus der Erfahrung einer so vielseitigen Geschäftsthätigkeit, wie sie der Verewigte stets geübt hat, entnommen, und daher in jeder Hinsicht wahrhaft practisch zu nennen sind. Weit entfernt also, auf die Grenzen der hiesigen Lande beschränkt zu seyn, möge es angehenden Justizbeamten im allgemeinen zur sorgfältigsten Benützung empfohlen werden!

K ö n i g s b e r g.

Herr Director Struve daselbst, hat im verflossenen Jahre zu der öffentlichen Prüfung der Schüler des dortigen Stadtgymnasii durch ein Programm eingeladen, welches den ersten Theil über Polybius Darstellung des Aetolischen Bundes, 60 Seiten in 4to enthält. Es ist jedoch dieser erste Theil nur als Einleitung zu dem noch zu erwartenden zu betrachten, indem in demselben von dem Aetolischen Bunde noch nicht die Rede ist; sondern vielmehr von der Stellung des Polybius als Geschichtschreiber überhaupt. Nachdem die nöthigen Vorkenntnisse von dem Leben des Polybius gegeben sind, handelt der

Verfasser von den Zwecken seiner Geschichte; von der Zeit der Abfassung derselben, welche theils vor theils nach der Zerstörung Corinth's und Carthago's 146 vor Chr. gesetzt werden müsse. In wie fern Polybius Wahrheit schreiben konnte, welches seine Quellen? welches seine Ansicht der Geschichte und seine Weltansicht gewesen sey? Endlich in wie fern er Wahrheit sagen wollte? Welches sein Verhältnis zu den Römern? welches zu den Griechen? und welches zu Aratus gewesen sey? — Man siehet, welchen Umfang der Verfasser seinen Untersuchungen gegeben habe; welche gewissermaßen als die Prolegomenen zu Polybius betrachtet werden können. Die in demselben mit großer Umsicht beantworteten Fragen sind von der Art, daß eine Verschiedenheit der Meinungen dabey immer obwalten wird. Aber die Schrift enthält einen solchen Reichthum von Bemerkungen, daß sie, wenn irgend eine ähnliche, dazu geeignet ist, weitere Untersuchungen zu befördern; und einen Gegenstand, der für die Geschichte von großer Wichtigkeit ist, mehr ins Klare zu bringen. Dem zweyten Theil, welcher die Untersuchung über den Bund der Aetoler nach Polybius enthalten wird, sehen wir um so mehr mit Begierde entgegen; da dieser Gegenstand noch keiner eigenen Untersuchung, so viel wir wissen, unterworfen worden ist.

Sn.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.

Den 9. August 1827.

C a r l s r u h.

Flora Badensis Alsatica et confinium regionum cis et transrhenana etc. Auctore Carolo Christiano Gmelin, Med. Dr. Magni Ducis Badens. Consiliar. Aul. intim. Botan. et Histor. nat. Prof. etc. Tom. IV. Supplementa cum indicibus. 1826. 807 S. in gr. 8. Mit 10 Kupfertafeln.

Des Verf. Werk gehört zu denjenigen Floren, welche auf ein größeres Publicum berechnet sind, als Schriften der Art meistens zu Theil wird; weshalb auch die Critik hier keine so strenge Forderungen machen kann. Aus diesem Gesichtspunct betrachtet, wollen wir unsern Lesern eine kurze Anzeige des vorliegenden vierten Theiles dieser Flora geben. Er enthält, was auch der Titel schon anzeigt, bloß Supplemente, welche aus Nachträgen und Berichtigungen zu den ersten 23 Classen bestehen, und woben im Allgemeinen dieselbe Ordnung, wie in den vorigen Theilen beobachtet ist. Der sehr bedeutende Zu-

u [5]

wachst erklärt sich leicht, indem, außer der Erweiterung des Badenschen Gebiets durch die Grafschaft Wertheim, der Verf. seine Excursionen über den Bodensee in die Schweiz ausgedehnt (daher die vielen Alpenpflanzen), auch überdem noch eine Menge angebauter Gewächse (Taback, Rhabarber u. a.), viele ausländische Bäume und Gesträuche, mehrere Gartenbäume, ja selbst manche Zierblumen (Tagetes, Zinnia etc.) der Flora einverleibt hat. Doch bedurfte es in der That dieser vielen Fremdlinge nicht, da Baden mit seinen Umgebungen zu den pflanzenreichsten Gegenden Deutschlands gehört, auch die Zahl der wirklich einheimischen, hier nachgetragenen Gewächse nicht gering ist. Das beweisen Eriophorum, Fedra, Digitalis, Orbanche, Chara u. e. a. Gattungen; ferner die einzelnen Nachträge, unter denen wir nur einige der seltneren erwähnen: *Utricularia intermedia*, *Scabiosa canescens*, *Campanula rhomboidea* und *hederacea*, *Vinca major*, *Statice plantaginea*, *Scilla verna*, *Anthericum serotinum*, *Pyrola rosea*, *Nymphaea minima*, *Mespilus tomentosa*, *Potentilla cinerea* und *rosea*, *Geranium macrorrhizum*, *Crepis pulchra* etc.; von den Cyperaceen und Gräsern besonders: *Scirpus supinus*, *Phalaris arenaria*, *Alopecurus utriculatus*, *Poa pilosa* und *megastachya*, *Festuca loliacea*, *Arundo Plinii (mauritiana Desf.)*, *Lolium speciosum* u. d.

Unter den neuen Arten, mit welchen Herr G. die Flora bereichert hat, scheinen indeß einige derselben noch einer genaueren Prüfung zu bedürfen, wie z. B. *Alisma graminea* (*Alisma Plantago* γ. Smith), *Polygonum Braunii* (sehr nahe mit *Persicaria* verwandt), *Rosa mitissima* (vielleicht nur Abart der *spinosissima*, wel-

the sehr variiert), *Cistus piliferus*, *Thalictrum*, *Morisoni* etc. — *Galium hyssopifolium* ist gewiß nur Abart von *rubroides*, wie Rec. durch Uebergänge nachweisen kann; und *Symphytum Clusii*, nach Vergleichung mehrerer, bey Heidelberg gesammelter Exemplare kaum von *tuberosum* zu trennen.

Bromus hordeaceus (wozu *Brom. secalinus* *β. hordeaceus* Linn. und *Brom. multiflorus* Smith Britan. gerechnet sind) halten wir für einerley mit *velutinus* (*grossus* Desf.), wofür auch Smith in seinem neuen Werke, der *English Flora*, den *multiflorus* der *Flor. Brit.* erklärt; und da dieser *velutinus*, wie andere verwandte, nach Verschiedenheit des Standorts, mit einer bald arm- bald vielblüthigen Rispe, und mit größeren und kleineren Aehrchen vorkommt, und die Richtung der Rispe nach dem verschiedenen Alter verschieden ist: so möchte, bey genauerer Vergleichung, auch des Verf. *Br. badensis* mit demselben zusammenfallen, oder doch nur als Abart zu betrachten seyn. — *Bromus commutatus* *Flor. Germ.* ist eine wohl begründete Art, die mit keiner der verwandten, am wenigsten mit *volgensis* (wie einige Neuere irrig glauben), zu verwechseln ist; auch kann über die, nach Vergleichung von Originaleremplaren, dahin gerechneten Synonyme *Host's* u. anderer kein weiterer Zweifel seyn. Wir verstehen daher den Verf. nicht, wenn er *Brom. multiflorus* *Host.* nicht zu *commutatus*, sondern zu seinem *Br. Kochii* (*patulus* Koch.) rechnet, welcher *arvensis* zunächst verwandt seyn soll. Auf jeden Fall muß hier ein Irrthum obwalten; vielleicht kennt Herr G. den rechten *commutatus* nicht oder sein *Br. Kochii* ist nur Abart des letztern.

In Hinsicht des Verfs. Bromi Scheuchzeri (*Br. triflorus* L., *Festuca triflora* Engl. Bot.) begnügen wir uns zu bemerken, daß Smith, der diese übersehene Art wieder in Erinnerung brachte, sie in seiner zuvor erwähnten neuen Flora von England nur als Abart der *Festuca gigantea* (*Bromus* Linn.) ansieht und in der Beschreibung hinzufügt: 'But though reckoned distinct by Linnaeus and Scheuchzer, it proves, when carefully examined, to be marked by no real specific character, the number of florets being undoubtedly variable.'

Von den zahlreichen Bemerkungen und Berichtigungen, wodurch besonders die Gräser von dem Verfasser erläutert worden, theilen wir einige mit. *Alopecurus fulvus* der Neuern ist Abart von *geniculatus*, womit Rec. ganz einverstanden. *Agrostis stolonifera* der Flora (wozu hier *A. vulgaris* gezogen ist), soll nach Schreber die wahre gleichnamige Linné'sche seyn; da nun andere *A. alba* für Linné's *stolonifera* ansehen, in Linné's Sammlung aber eine von beiden verschiedene Art sich vorfindet: so muß Linné zu verschiedenen Zeiten seine Meinung über *stolonifera* geändert oder überhaupt hier nicht so genau unterschieden haben. *Agrost. capillaris* der Flora erklärt Herr G. für *alba*, mit Anführung der Abbildung aus der Engl. Bot. t. 1623; dann müßte aber das dort angeführte Synonym von Linné wegfallen. *Agrostis pumila* hält er noch für eine besondere Art, da sie durch Ausfaat unverändert bleibt. Sollte sie wirklich außer Kleinheit der Theile — was schon Folge des befallenen Zustandes ist — durch andere Merkmale von *vulgaris* verschieden seyn? Rec. sah *pumila* stets durch Cultur

in den gewöhnlichen Zustand der vulgaris übergehen. Ueber *Agrostis vinealis* und *dubia* ist nichts bemerkt, auch nicht über *interrupta*; gewiß ist letztere nichts weiter, als was Schrank und andere deutsche Floristen dafür angesehen haben: eine magere Abart der *Spica Venti*. — *Festuca tenuifolia* (Sibth.) Flor. Germ. glaubt Herr G. nur als Abart der *ovina* ansehen zu können, der sie auch sehr nahe steht; doch hält sich der wesentliche Character mehrere Jahre in der Cultur, und umgekehrt geht *ovina* durch Cultur nie vollkommen in *tenuifolia* über. *Festuca duriuscula* und *heterophylla* erklärt dagegen der Verf. für verschiedene Arten, welcher Meinung auch noch einige Neuere sind; Rec. muß aber gestehen, nach wiederholter Vergleichung beider ihm sehr wohl bekannten Gräser nichts weiter wahrgenommen zu haben, als was in der Flor. Germ. angegeben ist, und womit auch das vom Hrn. Smelin 65 bemerkte in der Hauptsache übereinkömmt. *Lolium tenue* soll sich durch eine faserige (nicht kriechende) Wurzel von *perenne* unterscheiden. Ist dieß wirklich der Fall, so kann des Verfassers Pflanze nicht die Linne'sche seyn, deren Wurzel ganz wie bey *perenne* ist, und daher auch von Smith zu dieser Art gerechnet wurde: gewiß ist *L. tenue* nur eine, auf magerem Boden erzeugte, Abart des *perenne*. Zu *Triticum Lachenalii* rechnet der Verfasser ganz richtig *Tr. Halleri* Viv.; ob auch *tenellum* Willd. dahin zu ziehen ist, bleibt zweifelhaft, *Trit. Poa* Dec. muß aber ausgeschlossen bleiben. *Triticum junceum* und *rigidum* sollen kaum specie verschieden seyn, eine Behauptung, die wohl wenig Beyfall finden möchte. Des Verfassers *junceum* gehört (nach Vergleichung badenscher Exemplare)

zu *rigidum*, das allerdings variiert, doch keine Uebergänge zu dem, nur den Seeküsten eigenthümlichen *junceum* zeigt.

Der beschränkte Raum erlaubt es nicht, dem Verfasser bey den übrigen Classen zu folgen; doch glauben wir noch auf Einiges aufmerksam machen zu müssen. Besonders gehören dahin die Bemerkungen über *Valeriana officinalis*, von welcher fünf Abarten unterschieden werden. Die beiden ersten, welche auf Anhöhen, Bergen und ähnlichen trockenen Stellen wachsen, besitzen eine kräftige, viel Aetherisches enthaltende Wurzel, einen einfachen steifen gestreiften und nackten Stengel, mit linien = lanzettförmigen ganzrandigen oder unmerklich gezähnten gleichfalls glatten Blättchen. Die dritte Abart, wohin außer andern Synonymen, auch *Plenk Icon. t. 27* zu rechnen ist, hat einen einfachen nackten, bisweilen unmerklich behaarten, mehr gefurchten Stengel, mit größeren lanzettförmigen entfernt gesägten und gewöhnlich unmerklich behaarten Blättchen. Sie kömmt nicht selten mit den beiden ersteren vor, doch auch in bergigen Waldungen, an Mauern u. s. w. Von dieser muß, nach dem Verfasser, die *Rad. Valerianae sylvestris* für die Apotheken gesammelt werden, da sie stets kräftiger als die der folgenden, in niedrigen und auf feuchten Boden wachsenden Abarten ist. Die vierte, von *Tabernámontan* unter *Phu vulgare* beschrieben (die Abbildung gehört nicht hierher), wächst vorzüglich in feuchten Waldungen, hat eine größere mehr wässrige schwach riechende Wurzel (weßhalb sie auch nicht zum Arzneygebrauch taugt), einen ästigen gefurchten mehr oder weniger behaarten Stengel, mit eylanzettförmigen grob gezähnt = gesägten meistens be-

haarten Blättchen, wovon das äußere dreylappig ist. Unter der fünften Abart endlich begreift Herr Smelin die auch bey Carlsruhe wachsende *sambucifolia* Mik. Sie schließt sich zunächst an die vorige; unterscheidet sich aber: 'Foliis inferioribus saepe majoribus; foliis in foliis infimis saepe manifeste cordatis, ovali-subrotundis, ovatisque latioribus; profundius inciso-dentatis.' Rec. fügt hinzu, daß diese Valeriane, in der Cultur sich unverändert erhält, und auf demselben Boden mit der *officinalis* cultiviert, fast zwey Monate früher blüht (nämlich im May, während jene gewöhnlich erst gegen den Julius ihre Blumen entwickelt). *Verbascum montanum* scheint dem Verfasser nicht hinlänglich von *phlooides* verschieden; wahrscheinlich ist ihm aber die wahre Art nicht bekannt: schon die Blumenkrone unterscheidet beide hinlänglich, wie die im Hort. Gotting. gegebene Abbildung deutlich beweist. *Solanum miniatum* und *humile* werden recht gut unterschieden, aber von beiden die Namen (wie häufig bey andern Pflanzen) ohne Noth geändert. *Chenopodium opulifolium* (wozu mehrere Synonyme aus Schult. Syst. Veg. nachzutragen wären) fand Herr G. nur in *runderatis*; Rec. besonders in *siccis, sterilibus et arenosis*, selbst in mehreren Rheingegenden. *Selinum Lachenalii* der Flora hält der Verfasser, nach Vergleichung vollständiger, von Neffler ihm mitgetheilten Exemplare für einerley mit *Selin. pyrenaicum* (*Seseli* L.). — Von *Viola canina* nimmt er folgende Abarten an: α . *silvestris* (*V. sylvestris* Kit.); β . *Riviniana* (*V. Riviniana* Reich., *canina* Curt. u. e. a.); γ . *lucorum* (*V. neglecta* Schmidt. Boh.); δ . *sabulosa* (*V. canina* β . *sabulosa*

Reich.); ε. ericetorum (V. canina γ. ericetorum Reich.); ξ. arenaria (V. arenaria Dec.). So viel Recensent die Weilchen zu beobachten Gelegenheit hatte, muß letztere, als eine durchaus verschiedene Art, ganz ausgeschlossen bleiben, wegen der drey ersten Arten kann kein Zweifel seyn, die vierte, var. ericetorum, bleibt zweifelhaft. Sie hat in der späteren Periode allerdings große Ähnlichkeit mit canina, läßt sich aber wegen mehrerer Eigenthümlichkeiten nicht mit ihr, wohl aber mit einigen andern Arten vereinigen, wie Dec. bey einer andern Gelegenheit umständlich darthun wird. Ähnliche Zusammenstellungen gibt Herr G. von Juncus sylvaticus u. e. a., welche in dem Werke selbst nachgesehen werden müssen. Wie wir denn auch auf die Tetradynamie, als die am reichsten ausgestattete Classe dieses Supplementes nur im Allgemeinen verweisen können. Sehr gute, auf das ganze Werk sich beziehende, Register machen den Schluß. Von den angehängten Kupfertafeln geben Tab. 1—7 Vorstellungen der neuen Arten von Browus, Tab. 8—10 von Androsace Halleri, Saxifraga sponhemica und Viola stagnina. — Schließlich wünschen wir, daß der Verfasser den kryptogamischen Theil, wozu er uns Hoffnung macht, bald nachfolgen lassen möge.

Schrö.

G e t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 11. August 1827.

M ü n c h e n.

Lithographische Versuche der Königl. Baugewerkschule zu München; sechszehn Blätter unter Georg Osterwald's Leitung in Stein graviert von den Baugewerkschülern. 1825.

Es ist bekannt, mit welchem Erfolge man in München das Steinzeichnen zurervielfältigung von Bildern der verschiedensten Gegenstände schon angewandt hat. Dieses Heft zeigt nun wie weit man es dort auch im Steingravieren gebracht hat. Diese Erfindung erleichtert die Verbreitung der Architecturwerke um so mehr als ein jeder Architecturzeichner ohne vieljährige Vorübung — wie Kupferstecher, um es in der Linienmanier zu einiger Vollkommenheit zu bringen, sie bedürfen dieses weichere Material zu behandeln im Stande ist; dann ist noch in Anschlag zu bringen, daß eine solche Steingravüre viel mehr Abdrücke zuläßt, welche sowohl in kürzerer Zeit als auch mit weniger Mühe von einer Steinplatte wie von

einer Kupferplatte abzuziehen, und endlich Material und Werkzeug zur Bearbeitung desselben äußerst billig sind.

Jedes Blatt dieses Heftes ist von einem andern Schüler der genannten Anstalt, und zeigt nicht nur Linien, die mittelst Linial und Zirkel, sondern auch solche, welche aus freyer Hand gezogen sind. Jene hat man auf Gebäude, diese auf Blätter- und Schnörkelwerk verwandt; letzteres ist größtentheils zur Ausfüllung der Räume, welche die Gebäude übrig gelassen, benützt. — Die Gebäude selbst sind fast alle mit der äußersten Nettigkeit graviert; und obgleich mehrere in dem außerordentlich kleinen Maßstabe von 30 Fuß auf einen Zoll gegeben sind, so enthalten sie doch fast alle und selbst die kleinsten Gesimsglieder.

So ist auch die Copie nach der geometralen Ansicht des in Kupferstich erschienenen Theaters von Schinkel, (in dem zweyten Hefte seiner Entwürfe) welche nach einem doppelt so großem Maßstabe als der angegebene, bis auf wenige Linien — die dazu fast ohne Noth weggelassen sind — eben so vollkommen als die von Norman Sohn gestochene Fassade. Aber nicht allein die architectonischen Glieder sondern auch die Sculpturen dieses Bauwerkes haben mit der größten Schärfe und Genauigkeit nachgeahmt werden können. Diese Arbeit ist nebst der noch auf demselben Blatte befindlichen Fassade des Münchner Theaters; und den, bis auf Weniges sehr geschmackvollen Felderverzierungen (die dem Erfinder Ehre machen) von G. Osterwald ausgeführt; und es ist gewiß das Beste, was in dieser Manier zu leisten steht. Der Kupferstich kann wirklich kaum feinere und reinere Striche liefern als die, welche hier die Lichtzei-

ten der kleinen Pfeiler bilden. — Wir haben die saubersten Stiche, welche der ausgezeichnete Architectur-Kupferstecher C. Norman geliefert, dabey vor uns; unter diesen befindet sich auch unter ganz gleichem Maaßstabe als der, worin die oben angeführten in Stein gravierten Gebäude, das Petersburger Theater *), auf das wir noch zurückkommen werden.

Wenn es uns nun schon in hohem Grade erfreulich war in dieser Manier ein Mittel mehr kennen gelernt zu haben, welches zur Förderung der Architectur im Allgemeinen beytragen kann, so war es uns nicht weniger erwünscht, dadurch wieder mit mehreren Werken der Baukunst, welche von namhaften Architecten entworfen und ausgeführt sind, bekannt zu werden.

Wir fühlen uns nun zunächst durch das bereits erwähnte schöne Blatt angezogen, welches die Zusammenstellung der beiden Theater enthält, und so gewissermaßen zu einem Vergleich der zwey Fronten auffordert; der kleine Maaßstab läßt freylich eine genauere Beurtheilung nicht zu.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Fassade des Münchener Theaters in der Hauptform — daß diese nämlich den Zweck des Gebäudes eher ausspricht oder doch errathen läßt — Vorzüge hat; wenn dagegen auch die Fronte des Berliner an und für sich interessanter, neuer und überhaupt geschickter erscheint. Der Architect des Münchener Theaters stand dadurch im Vortheil, daß er weniger nicht gerade zugehörige Räume in seinem Gebäude aufzunehmen hatte. Daher die geringere Breite, das Zurücktreten des die Bühne enthaltenden Theiles. Der Pantheon-

*) Französische Kunst-Annalen; herausgegeben von London, 6ter Band. Kupfertafel 47.

Portikus daran steht hingegen in bedeutend minderer Uebereinstimmung mit den übrigen Architecturtheilen als der Berliner mit den seinen; und so sehr man auch das edlere Verhältniß des ersteren anerkennen muß, so sieht man doch nur zu deutlich, daß dieser früher und unabhängig von dem Gebäude gedacht worden ist, während der des anderen mehr aus dem Uebrigen hervorgegangen und mit demselben verarbeitet, gewissermaßen verwachsen erscheint. — Wir können außerdem die Fassade des ersteren im Ganzen nicht anders als eine trockene, ungeistige Zusammenstellung römischer, griechischer und von der Fluth der modernen Zeit verwaschener antiker Architecturtheile nennen. Aber nicht einmal das geringe Verdienst einer solchen Zusammenstellung kann man dem Erbauer zusprechen; da schon eine frappant ähnliche an einem, einige Jahrzehnte früher in Petersburg von dem französischen Baumeister *Thomas de Thonon* gebauten Schauspielhause (was in seiner Zeit viel Aufsehen gemacht und durch mannigfaltige Abbildungen bekannt worden ist) sich befindet. Wenn nun die Nachahmung von etwas Fehlerhaftem schon wenig erfreulich ist, so verdrießt es um so mehr, wenn dann die angebrachten Veränderungen, nichts weniger als Verbesserungen sind. Dieß bezieht sich namentlich auf die Fenster der zweyten Etage und die Dachungen &c.

Der Untersatz am Münchener Theater ist wahrscheinlich eine Geburt der Verlegenheit, aus der sich der Berliner Architect auf eigenthümliche Weise zu ziehen gewußt. Dieser letztere sowohl wie der Münchener, beide wollten an ihren Gebäuden mit einem antiken Portikus imponieren, und mußten doch auch eine aus dem Bedürfniß hervorgegangene, durch die Gewohnheit sanctio-

nierte Unterfahrt anbringen. Da es nun Fischen an Schinkel's kühner Phantasie gebrach, so wußte er seinen Untersatz nicht viel über den Boden zu erheben, und machte ihn zu der Ordnung viel zu niedrig; woraus auch die höchst unpassende Armuth desselben folgte, die Schinkel an dem seinen ebenfalls vermieden hat. —

Die Blende der Auffahrt hat dadurch, daß deren obere Linie erst ein Stück gerade läuft (deßhalb ein stufenartiges Ansehen hat) und dann schräg aufsteigt, eine sehr unangenehme Form. Warum ist der stufenartige Anfang nicht fortgesetzt? Die vorderen acht Säulen sind im Ganzen wie im Einzelnen denen am Portikus des Pantheons vollkommen ähnlich: die Copie trägt nun nicht allein die geringen Fehler, die das Original ursprünglich hatte, sondern auch die, welche demselben im Laufe der Zeit erwachsen sind. Daß durch die fehlenden Zierden die stärksten Contraste zwischen Architrav, Kranzgesims und dem Fries und Giebelfelde vorkommen, kann nicht fehlen. Bey dem Berliner ist schon mehr Uebereinstimmung; es fehlt dabey doch dem Fries allein an dem Zugehörigen.

Hinter den Säulen zwischen den mit diesen correspondierenden Pilastern sehen wir nicht wie am Pantheon in der Mitte die große Thür und zu beiden Seiten die der Größe nach eben so passenden Nischen; sondern die meskinsten Thüren und Fenster beleidigen unser Auge. — Der Münchener Architect ist beym Entwurf des unteren Geschosses in denselben Fehler verfallen, wie der Berliner und vor ihm der Petersburger. Alle drey haben um Thüren zu bilden aus den großen Pilastern kleine Pfeilerchen gleichsam heraustreten lassen, deren Deckgesims die Höhen-

räume zwischen jenen in zwey Hälften theilen, und den größeren Architecturtheilen, zwischen denen man sie sieht, auf mannigfaltige Art schaden. Schinkel hat nun diesen Pfeilerbau am ganzen Gebäude gleichmäßig durchgeführt und dadurch eine edlere Einfachheit hervorgebracht, die der Münchener Architect nicht gesucht zu haben scheint. Daß die Pfeilerchen am Werke des letzteren gar keine Füße oder Sockel haben, ist ein Mangel mehr; den Berlinern fehlt es dagegen nicht an Fuß. (Sie haben nämlich, der Nachbarschaft wegen, gleiche Füße mit den doppelt hohen Säulen.) — Fischer hat — dem Petersburger Vorbilde genauer folgend — seine Fensteröffnungen zwischen den Pfeilerchen noch mit Quaderchen eingerahmt, deren Größe zwar zur Etage paßt, aber mit den Säulen und Pilastern auffallend contrastiert. Die zwey isolirten Fenster, in den Stücken Wand welche sich auf beiden Seiten neben der Vorhalle desselben Geschosses befinden, erscheinen so klein und roh in der breiten Fläche, wie wir sie nur an ökonomisch gebauten Bürgerhäusern zu sehen gewohnt sind; können also unmöglich mit den großen reichen forinthischen Säulen und Pilastern stimmen. Was sollen außerdem hier die das Messkine weit treibenden Sohlbänke in einer Wand, die dem Anscheine nach aus Quadern besteht, von denen einer auf die einfachste und natürlichste Weise eine solche bilden konnte? es hätten nur noch wenige Zoll hohe Tragsteine — wie man sie gewöhnlich unter solchen wahrnimmt — dabey angebracht seyn müssen, um das Maaß des Kleinlichen voll zu machen.

Der breite glatte Streif mit dem Gesims welcher die Etage nach oben abschließt, ist genau nach dem Petersburger Vorbilde. — Der glatte

Sockel darüber ist wohl nur deshalb zu den Fensterpfeilerchen, neben den Pilastern und hinter den Säulen, so unverhältnißmäßig hoch, weil er in der Brüstungslinie hat durchgehen sollen; diese Brüstung in den Fenstern aber ist auf die beliebte Manier mit Eisenstäben bewerkstelligt. Der Petersburger Architect ist künstlerischer verfahren; er läßt die Fenster ebenfalls bis auf den Boden herunter gehen, die Brüstung aber aus einem Steingitter (Balustrade) bestehen. Am mangelhaftesten indeß sind wohl die runden Fenster; hier hätten wir insbesondere gewünscht, daß dem Vorbilde — dem Petersburger Theater — genauer wäre gefolgt worden, an dem die Fenster wenigstens geradlinicht sind und sich überhaupt mehr dem Reichthum des Uebrigen nähern; während hier die geradlinichte Architectur, die in den bisher beschriebenen Theilen in der Hauptsache durchgeführt war, nun mit einmal verlassen worden ist. Die Fenster der Seitentheile am Münchener Gebäude mit ihren, ohne unterstützende Pfeilerchen in der Luft schwebenden, Kämpfern, sehen naiv genug aus. Gewiß wollte man die Höhe dieser breiteren Wandstücke des zweyten Geschosses nicht noch einmal in zwey Hälften theilen, (damit die Masse nicht scheinbar von ihrer Höhe verlöre und ein allzugeprägtes Ansehen erhielte) und führte deshalb die Kämpfer nicht bis an die entfernter stehenden Pilaster. Pfeilerchen, wie sie schon an dem mittleren Theile erscheinen, würden, wenn wir auch alle Gründe dagegen im Auge haben, in diesem Falle in vielfacher Hinsicht dienlicher gewesen seyn. Schon der Contrast zwischen dem reich umfaßten runden Theil der Fenster und dem geraden, der ganz glatt und roh ist, wäre vermieden worden.

Da ohnehin die Harmonie nicht sehr berücksich-

tigt worden ist, hätten wir lieber, wie am Petersburger Theater, statt der Pilaster, Bossagen zur Einfassung der Seitentheile gesehen. Die Capilaster stehen so unglücklich und verlassen und scheinen, während sie das ihnen zugehörige Gehälk tragen und die Ecken verstärken, gleichsam noch die horizontalen Gesimse (durch welche die zwey Stagen getrennt werden) in sich aufnehmend, halten zu müssen, ohne nur einmal kleine Pfeilerchen, wie die Pilaster des Mittelbaues (denen doch ein weit kürzeres Stück davon aufgelegt ist) neben sich zur Hülfe zu haben; am Berliner Schauspielhause findet sich dieser Mangel nicht. Auch dem Gurtgesims des Petersburger kommt die Auflage und Ruhe auf den Quadern sehr zu Gute. Die lichtbringenden Oeffnungen im Fries des Hauptgebälkes sind nicht allein kein Ersatz für das was darin fehlt, sondern gegenheils eine Steigerung des Mangelhaften. Daß es mit großen leeren Siebelflächen nicht gethan ist, sieht man hier deutlich. Der Berliner Architect hat das wohl gefühlt. Der Petersburger scheint nur für ein Fronton Stoff und Mittel gehabt zu haben und hat deshalb füglich das zurückstehende höhere, weniger erforderliche weggelassen, und das obere Dach abgewalmt; er hat eingesehen, daß, wenn man aus einem und dem anderen Grunde keine Pferde anbringen kann, man auch besser thut die Felber wegzulassen, welche deren verlangen. — Das untere Fronton hätte — um so mehr da es leer ist — eben so niedrig gemacht werden können als das Dach dahinter; wahrscheinlich hat es diese Höhe, um dadurch dem des Pantheon näher zu kommen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 11. August 1827.

M ü n c h e n.

Beschluß der Anzeige: Lithographische Versuche der Königl. Baugewerkschule zu München u. s. w.

Das streifenartige Gesims, worauf die drey halbkreisrunden Fenster ruhen, stimmt eben so wenig mit dem Reichthum der übrigen Gesimse; der Münchener Architect ist auf diese Weise bey seinem Bauwerke in den entgegengesetzten Fehler verfallen als der Petersburger.

Die Umfassungen der halbkreisrunden Fenster theilen den Fehler zu großer Armuth mit dem Gesims worauf sie ruhen, und verstoßen eben sowohl hinsichtlich der Form gegen die Harmonie, als die Fenster des zweyten Geschosses.

Die walmartigen Dachsträgen zu beiden Seiten hätten weniger Neigung haben können, als die Frontonsträgen, und die obere horizontale Dachlinie mußte, wie wir schon bemerkt haben, mit der Spitze des Frontons in einer Höhe durchgehen, und beide Linien da zusammentreffen, wo

V [5]

die Perpendicularen der höhern Gebäudemasse aufsteigen. Also sehen wir die Dachung bey dem Petersburger Theater und so erscheint sie zu dem Uebrigen zugehöriger als die hier besprochene.

Die Theile der Grundrisse beider Theater, welche wir noch auf diesem Blatte sehen, scheinen eigentlich nur zur Verständigung der Fassaden beygegeben zu seyn; um zu zeigen wie weit die Nebentheile hinter dem Mittelbaue zurücktreten. Diese Planstücke enthalten aber nebenbey noch die Treppenhäuser; und die Vergleichung der Anlage der Treppen und der Räume welche sich vor demselben befinden, fällt ganz zum Vortheil des Münchener aus. Wir bemerken noch daß die Säulen, Behufs der Ueberfahrt, wie bey dem Berliner, im Verhältniß ihrer Stärke ein wenig weit abgestellt worden sind. Wir tabeln dieß nicht etwa nur deshalb, weil wir es bey den Portiken der Alten nicht also sehen, sondern, weil sich die Säulenreihe vom Hauptgebäude zu sehr absondert, oder gleichsam ablöst.

Die vier Säulen des Treppenplatzes oder Vestibüls, welche hauptsächlich zur Bereicherung und Zierde beytragen sollen, sind durchaus nicht am Orte; indem sie diesen Theil noch ungeräumiger machen. Der Münchener Architect ist durch das allzu große Bereichern dieser Partie des Gebäudes in das andere Extrem der Verfahrungsart des Berliner Meisters verfallen.

Nach dem eben besprochenen ist wohl das fünfte Blatt — besonders was die Gravierung des darauf befindlichen Gebäudes betrifft — die beste Arbeit des Heftes. Es stellt das Wohnhaus des Oberbauintendanten von Klenze dar, und dieser Gegenstand mag dem Graveur ein bedeutender Impuls gewesen seyn, die größte Sauberkeit,

Sorgfalt und Genauigkeit auf diese Lithographie zu verwenden.

Uns ist nun diese Mittheilung auch darum interessant, weil wir die Absicht haben, insbesondere den Werth der Arbeiten der gegenwärtig durch die Gunst ihres Geschicks zur Ausführung großer Prachtbauten Berufenen, von unserm Standpuncte aus zu untersuchen, und den Versuch zu wagen, ob von Einsichtigen solche kritische Revisionen des von den Koryphäen geleistet werdenden als zeitgemäß und überhaupt als nützlich erkannt werden würden.

So viel Gelegenheit zu jeder Art von Prachtbauten nun auch Herr von Klenze der höchsten Kunstliebe seines in jeder Hinsicht so hochgestellten, — königlichen Bauherrn verdankt, so ist doch bisher den außerhalb München sich Befindenden keine ausführlichere Mittheilung des dort von ihm Geleisteten geworden. — Das vorliegende Blatt ist das einzige was uns auf die Art zu Gesicht gekommen. Enthält es nun auch keine seiner bedeutendern Schöpfungen, so trösten wir uns damit, daß diesem wenn auch kleineren Gebäude, eben weil es der Architect für sich selbst errichtet, am gewissten, unmittelbarsten und reinsten die alleinige Eingebung des Erbauers zum Grunde liegt.

Wir glauben uns um so eher auf die Treue der Copie in allem Wesentlichen verlassen zu können, da wir nie von einer öffentlichen Reclamation von Seiten des Architecten, dem dieses Blatt wohl nicht unbekannt hat bleiben können, gehört haben. Auch die Größe des Maßstabes läßt eher eine genaue Zeichnung zu als der ungefähr viermal kleinere des Theaters, und es kommen uns deshalb bey dieser auch die kleinsten Glieder und deren Profilierungen zu Ge-

sicht; in welchen wir denn auch den Geschmack, mit dem unser Architect dergleichen zu zeichnen pflegt, ganz wieder erkennen. Wir sind also auch im Stande hier mehr als bey dem Theater ins Einzelne zu gehen.

Dieses Haus hat 65 Fuß Länge, und bis unter das Dach fast eben so viel Höhe; fünf Fenster in der Reihe und drey Etagen. Das Thor und die Fenster der beiden unteren Stockwerke sind mit faßettierten Quadern (bossage à chanfrain) umfaßt. Das dritte Geschöß hat fünf mit einfacheren Gewändern umgebene Fenster, zwischen welchen kleine Pilaster dorischer Ordnung angebracht sind. Auf beiden Seiten wird das Gebäude von einer breiten Reihe faßettierter oder brillantierter Quader begrenzt, und das Ganze von einem hinsichtlich der Ordnung zu den Pilastern passenden und vollständigen Gesims gekrönt.

Die ungewöhnlich großen Dimensionen der Fenster, die Höhen der Etagen und die reichen Gliederungen der Haupttheile des Gebäudes, Alles zusammengenommen gibt demselben unstreitig ein fast pallastähnliches Ansehen. Es verspricht im Innern weite, nach allen Ausdehnungen geräumige Piecen.

Gleich über dem Sockel befindet sich, zu dem Uebrigen sehr passend, ein Fußgesims, dessen Gliederungen dem der Toskanischen Säule ähnlich sind. Sehr lobenswerth finden wir, daß man die von den Neuern nicht eben verständiger Weise gegen die Beyspiele des Alterthums und überhaupt gegen Gefühl und natürliche Einsicht, stets weggelassene Fußdecoration an Gebäuden wieder anwendet. Die Verwahrlosung einzelner Theile eines Gebäudes im Vergleich mit andern ausgezierteren, beruht auf der einseitigen und

unkünstlerischen Verstandesberechnung: Decorationen nur da anzubringen, wo sie mehr in die Augen fallen. Diese Verfahrungsart kann nicht etwa dadurch vertheidigt werden, daß an solchen Orten Gliederungen und überhaupt Decorationen leichter beschädigt werden könnten; denn es bedarf daselbst gerade keiner leicht zu beschädigenden; es ist sogar völlig in der Ordnung, daß sie am unteren Theilen eines Gebäudes stärker und einfacher gehalten werden; dieß verlangen schon die Gesetze der Festigkeit, und wir ahmen darin nur die Werke der Natur nach.

Sehr störend sind dagegen in diesem Gesims die dem Souterain Licht bringenden Oeffnungen, welche dasselbe von Strecke zu Strecke in der ganzen Höhe und unprofilirt abschneiden und es völlig unterbrechen. Bey dem nie genug zu preisenden Pallast Farnese in Rom — welcher den Neuern in so vieler Hinsicht zum Muster dienen kann, und auf den wir noch oft zurückzukommen uns veranlaßt sehen werden — finden wir zwar auch zum Behuf der Kellerfenster, eine ähnliche Unterbrechung des umlaufenden Fußgesimswerks; aber da ruht das Gebäude nicht so unmittelbar darauf, sondern die Fußdecoration ist aus einer Art von Bänken gebildet, welche weit vorragen, und dabey nicht glatt abgeschnitten, sondern gehörig profilirt sind. Ein solcher glatter Abschnitt eines Gesimses, eine solche Verstümmelung wie sie sich unser Architect hier erlaubt, ist offenbar ein bedeutender Verstoß. Wenn man sonst den Untersatz nicht anders gestalten wollte, hätte man die Kellerfenster eher noch in der glatten Fläche des Sockels unter dem Fußgesims anbringen können, wo sie wenigstens nicht so störend und zerstörend geworden wären.

Das Brustgesims ist sehr weislich — haupt-

sächlich damit es im Thor nicht vorspränge — bandartig gehalten. Auch gibt die Auszierung des Bandes einen Beweis, daß unser Architect richtiger wie viele andere, welche gegenwärtig bauen, gefühlt hat, daß ein solcher Streif bey den übrigen Reichthum nicht glatt angebracht werden darf, sondern mit einer Randgliederung — die hier aus einem ringsum laufenden Riemen besteht — und mit Aufüllung der Füllung durch eine Zierde (an diesem Orte aus einem sogenannten Labyrinth gebildet) versehen seyn muß. Wenn wir übrigens eine solche, wenn auch nur geradlinigte doch feine und zierliche Decoration, an einem schon am Fuße des Gebäudes befindlichen Gesims wahrnehmen, so erwarten wir, jemehr wir unser Auge erheben (nach ebenfalls in der Natur begründeten Gesetzen) mit der Höhe des Gebäudes zunehmend leichter und reicher werdendes Simswerk zu erblicken. Man sieht sich aber vergebens danach um, es hat dem Baumeister gefallen, nur dieses Gesims vor allen andern durch Schmuck auszuzeichnen.

Die Verhältnisse des Thors und der Fensteröffnungen des ersten und zweyten Geschosses sind angenehm; nur werden dieselben durch die sie umfassenden brillantierten Quader, welche bey- nah halb so breit als die Fensteröffnungen selbst (wodurch die Form des ganzen Fensters also doppelt so breit wie die Oeffnung wird, während natürlich die Vermehrung an Höhe nur gering, ein wenig schwerfällig. Diese Art Quader durften indeß im Verhältniß zum Ganzen ohne in das Kleinliche zu fallen, und damit sie im einzelnen gehörige Auflage erhielten, nicht gut schmaler gehalten werden. Wie viel Breite Fensterumfassungen höchstens haben dürfen, hat uns der Architect im dritten Stock selbst gezeigt; diese

Gewänder haben nämlich etwas weniger als den vierten Theil der Fensteröffnung, also ungefähr die Hälfte von der Breite der die unteren Fenster umkleidenden; es machen sich deshalb jene Fenster des dritten Stockes um vieles schlanker und zierlicher. — An vielen der bessern römischen Gebäuden nimmt man wohl auch ähnliche, ungefähr gleich große Bogenfenster bekleidende fasettierte Quader wahr; aber man findet sie an ihnen niedriger gehalten und dabey in Verzahnung lang und kurz abwechselnd, wodurch also die Steine bey gehöriger Breite der Auflage, keinen geraden strengen Abschnitt gegen die glatte Wand hervorbringen, und außerdem durch die gezackte constructionelle Begrenzung eine gleichsam in die Fläche der Wand übergehende Decoration bilden. — Die vom Herrn von Klenze angewandte ist keineswegs als Bekleidung von Bögen überhaupt verwerflich; größeren gewährt sie, wie wir schon an dem Thorbogen dieses Gebäudes wahrnehmen können, sogar eine passendere, zur Oeffnung verhältnismäßigere und selbst edlere Einfassung; nur eignet sie sich, wegen ihrer Größe und Schwere, nicht zur Decoration um kleinere Bögen und Fenster; an diesen muß sie sich nothwendig plump ausnehmen.

Der Stein, welcher den Thorbogen schließt, ist einer von denen, welche einem sehr bedeutenden Drucke zu widerstehen haben; und er dient so in jeder Hinsicht recht passend dazu, den vom Architekten hier beliebten schönen Kopf des die Stärke symbolisierenden Thieres aufzunehmen. Warum aber unser Architect diesen also verzierten Stein bis unter die Sohlbank des mittleren Fensters hat heraufgehen lassen, so daß er bestimmt zu seyn scheint dieselbe mit tragen zu helfen, macht den aufmerksamen Beobachter, wel-

Mer auch in den Einzelheiten der Werke eines solchen Mannes nicht ohne Grund Beziehungen erwartet, irre; diese Fensterbank bedarf ja in keinem Falle mehr Unterstützung als die vier übrigen in derselben Reihe. — An altrömische Bauwerken z. B. Triumphbögen und mehreren Gebäuden aus den letzten Jahrhunderten, besonders in Italien, sieht man wohl auch Schlusssteine aus der Reihe der übrigen Bogensteine vortreten; da versehen sie aber einen wesentlichen statischen Dienst, indem sie die stark vorragenden und überliegenden Gebälke der zwischen Bogenöffnungen weit auseinanderstehenden Säulen oder Pfeiler *), oder auch wohl einen Balkon mit tragen helfen. Auch würden wir einen solchen Kopf an einem dergleichen Gebäude jeden Falls mit geschlossenem Mägen und in ruhigem ernstem Character dargestellt haben; wenn wir auch nicht von solchen fragenhaften, zahnfletschenden Köpfen an unzähligen Bauereyen der vorigen Jahrhunderte allzuoft abgeschreckt worden wären. Warum soll eine solche Bestie dem sich nähernden Fremden oder Freunde die Zähne oder gar die Zunge zeigen? **) wie viel schöner ist die Sitte der Alten, an dieser Stelle eine erfreulichere Decoration anzuwenden; ja zu dem Eintretenden und Vorübergehenden das bekannte *Salve* reden zu lassen!

Die Fenster der *bel-étage* ruhen mit ihren schweren Gewändern auf einzelnen Sohlbänken, welche wiederum von einer Art von Tragsteinen (von denen sich wie gewöhnlich immer einer

*) z. B. wie am Triumphbogen des Titus zu Rom; dem Pallast Muti-Papazzuri und dem Pallast Buoncompagni ebenbaselbst.

**) Wenn sonst kein Irrthum in der Zeichnung des Kopfes vorgefallen ist.

unter jedem Gewänd befindet) scheinbar unterstüzt sind. Man sieht, daß der Künstler wahrscheinlich deshalb das Gesims nicht wie unter den Fenstern der beiden andern Etagen hat durchgeh'n lassen wollen, um die quadrierten Eckpfeiler so wie auch das ganze Gebäude in der Höhe nicht in fast drey gleiche Theile zu theilen, oder auch um überhaupt einer häufig Wiederholung und einer leicht daraus entstehenden Monotonie aus dem Wege zu gehen. — So sehr wir nun gegen solche Wiederholungen sind, wenn auch sonst das Gebäude von der besten Architectur ist, so lieben wir doch noch weniger einzelne freyliegende Sohlbänke. Der Entwerfer scheint selbst gefühlt zu haben, wie unruhig große schwere Fenster ohne eine durchlaufende Unterstüzung oder einen andern soliden Aufstand, in der Wand hängen. Er hat deshalb nicht allein einen glatten aber fast unscheinbaren Streif — welche Art Streife an diesem Gebäude, aus oben angeführten Gründen, nicht gut zu heißen sind — zwischen, oder so zu sagen hinter den Sohlbänken hergehen lassen, um die Verbindung derselben einigermaßen wieder herzustellen, sondern auch, wie schon bemerkt worden, zur Unterstüzung unter den Sohlbänken in der Breite der Gewänder kleine Tragsteine anzubringen für nöthig erachtet; welches Alles aber kein Equivalent für das Fehlende abgibt. Die Tragsteine konnten hier weil es an Vorsprung fehlte nicht geschweift und überhaupt nicht gut in einer andern Form gehalten werden, als es geschehen. Sie sind nämlich glatt abgeschnittenen nur wenige Zoll vorspringenden Balkenköpfen ähnlich, auf deren vorderen fast quadraten Fläche (den Schattenstreichen nach zu urtheilen) eine Füllung eingehauen ist. Diese ist aber nicht wie am unteren Brust:

gesims und wie wir oben lobend bemerkt, mit Schnitzwerk ausgefüllt. —

Die schon früher angeführten, von den unteren so sehr verschiedenen Fenster des dritten Geschosses, haben hinsichtlich der Breite proportionierte Gewänder, und ruhen passend auf einem durchlaufenden Gesims. Bey diesen fällt es aber unangenehm in die Augen, daß da, wo sich die geraden mit den Bogenlinien vereinigen, weder Kämpfer noch sonstige Absätze oder Abschnitte befindlich sind. Wie fade, und man kann wohl sagen, unnatürlich diese Vereinigung, und wie angenehm und beruhigend es im Gegenseite ist, wenn der Bogen noch eine besondere — wenn auch hier nur scheinbare — Unterstüzung erhält, haben nicht allein fast ohne Ausnahme die altrömischen, sondern auch sogar viele Baumeister im Mittelalter gefühlt. In den Werken letzterer finden wir wenigstens zur Ruhe des Bogens, wenn auch nicht immer einen Kämpfer oder Tragsstein, doch mindestens — um den Uebergang der geraden in die Bogenlinie zu motivieren, entweder Kapitälchen oder andere Sculpturen.

Die zuletzt angeführte Fensterart findet sich zwar auch an dem berühmten Pallast Farnese; es gehört dies aber auch gerade zu dem wenigen Mangelhaften, was die vordere Fassade enthält.

Den größten Uebelstand bringen unstreitig die kleinen dorischen Pilaster zwischen den Fenstern der dritten Etage hervor. Es scheint nicht anders, als daß der Architect, nachdem das zum Tragen der Fenster bestimmte Brüstungsgesims auf der glatten Wand lag, noch gern Pilaster hätte zufügen wollen; sonst würde er sicherlich denselben einen solidern Aufstand gegeben haben. — Es versteht gewiß einen jeden lebhaft

und distinct fühlenden Beschauer dieses Werks in Furcht, daß die vor der Wand vorragenden und noch ein sehr schweres Gebälk tragende Pfeiler, das dünne Gesims worauf sie stehen durchbrechen und herunter stürzen möchten; und sie erregen deshalb eine peinliche Unruhe *). — Solche zur Verstärkung und Decoration der Wand dienende Pfeiler, bedürfen nothwendig, was auch die besseren Architecten früherer Zeiten — wie ihre Werke beweisen — gefühlt haben, solidere und sichere Unterstüzung. Es kann eine solche nun entweder in postamentartigen Untersäzen, Pfeilern und Quadrierungen aller Arten, und sogar in Tragsteinen bestehen. — Die erstgenannten Arten von Unterstüzungen solcher Wandpfeiler, sehen wir ohne Unterschied an den guten Bauwerken der Alten und an mehreren Bauten des 15ten und 16ten Jahrh. in Rom. Wir sehen namentlich Muster davon an den vielen Pallästen, welche die ruhmwürdigen Architecten, z. B. ein Bramante, Peruzzi u. a. m. daselbst kurz nach der Wiederherstellung der Künste gebaut haben. — Die letztere hier weniger zu empfehlende Art — welche der Entwerfer selbst unter einer viel weniger schweren Decoration desselben Gebäudes, nämlich unter den Fenstern des Mittelstocks aus angeführten Gründen anzuwen-

*) Wenn auch die Wand um ein wenig zurückspringt, was die schmalen Streifen an der inneren Seite der quadrierten Eckpfeiler vermuthen lassen, wodurch wahrscheinlich die mit den Eckquadern in der Schnur stehenden Pilaster etwas mehr Dicke haben gewinnen sollen, so hebt das den Vorwurf nicht im entferntesten auf; denn der scheinbare Aufstand, wovon es sich doch hier hauptsächlich handelt, gewinnt dadurch nichts. Der Rücksprung darf außerdem — wenn er nicht wieder einen bedeutenden Uebelstand hervorbringen soll — nicht merkbar seyn.

wenden für nöthig erachtet — gewahrt man an spät römischen, während dem Verfall der alten Kunst unter den römischen Kaisern errichteten Gebäuden; unter andern an den Ueberresten der Thermen des Diocletians in Rom ic.; sodann an Gebäuden der spätern Zeitalter — so an der Fassade eines Klosters der Franciskaner in Ravenna (man glaubt, daß dieß Stück der Fassade früher einem Pallaste des Theodorichs angehört habe); — desgleichen an vielen altdeutschen Bauwerken; dann noch an der in halb gothischem und halb römischem Styl gebauten — in vieler Hinsicht und besonders für die Zeit merkwürdigen, von L. B. Alberti im 15ten Jahrh. entworfenen und ausgeführten — Kirche des heil. Franciskus zu Rimini u. a. m.

Die Pilaster haben an und für sich ein gutes Verhältniß, contrastieren aber hinsichtlich der Kleinheit mit den großen Dimensionen und überhaupt mit der schweren und rundbogigen Architectur des übrigen Gebäudes.

Das Haupt- oder Krönungs-Simswerk hat — nicht allein weil es herkömmlich, sondern den dorischen Pilastern entsprechend ist — Architrav, Fries und Kranzgesims. — Obgleich eigentlich die Pilaster das vollständige, aus den eben genannten drey Haupttheilen bestehende, Gebälk veranlaßt haben, so ist es eben dieses, was ihnen am meisten nachtheilig und verderblich wird, indem es seine Urheber zu erdrücken scheint. — Die Stärke des Gesimses verhält sich nämlich zur Höhe der Pilaster wie 3 zu 7; welche Proportion beynah die noch übersteigt, welche wir an den ältesten griechisch-dorischen, man kann wohl sagen etwas schwerfälligen Monumenten — von deren Verhältnissen deßhalb die Alten im Fortschreiten der Kunst bekanntlich später selbst

bedeutend abgewichen sind — wahrnehmen; um wie viel mehr muß die Proportion der Bauwerke im römischen Styl (welche letztere doch hier zum Vorbilde gedient haben) übertroffen seyn? — Das Gesims sollte aber neben den großartigen Dimensionen des übrigen Gebäudes nicht meßkin und unbedeutend aussehen; sondern ein mächtiges, schützendes und gewichtiges Ansehen erhalten. — Bey Berücksichtigung des Ganzen ist der zugehörige Theil übersehen worden.

Am Architrav fehlen die Tropfen unter den Triglyphen; es hat aber dafür einige durchlaufende Glieder mehr, und bekommt dadurch mit der ärmern Gattung der ionischen Ordnung Aehnlichkeit. Wir finden schon ähnliche Abweichungen von dem reinen dorischen Architrave in einigen spätern und nicht den besten dorischen Monumenten des Alterthums.

Die Triglyphen im Fries haben an und für sich ein gutes Verhältniß der Höhe zur Breite, sind aber für die kleinen Pilaster zu schwer und auf Kosten der Metopen zu breit *). Daß das Auge nicht gern in einer Richtung und dicht neben einander längliche Felder von wenig verschiedenen Breiten sieht, fühlten die Alten lebhaft; und sie machten deßhalb die Metopen neben und zwischen den länglichen Triglyphen, möglichst quadrat, welche Abwechslung unstreitig viel wohlthätiger wirkt. Wir vermissen am Kranzgesims die schöne und eigenthümliche Zierde desselben: die Dielenköpfe.

Die Profilierungen der Gesimse sind durchgängig geschmackvoll zu nennen. — So schön wie das Blätter- und Schnörkelwerk des vorigen

*) Hierbey könnte vielleicht ein Theil der Schuld auf den Graveur fallen.

Blattes war, eben so mangelhaft ist das welches zu beiden Seiten und unter diesem Gebäude neben der Inschrifttafel angebracht ist; in der Zusammenstellung ist weder Phantasie noch Geschmack. Auch der Strich ist viel weniger rein wie an denen des vorigen Blattes.

Kassel.

Wolff.

P a r i s.

Bey Dondey = Dupre: Mémoires relatifs à l'Asie, contenant des recherches historiques, géographiques et philologiques sur les peuples de l'Orient; par M. J. Klaproth, membre du conseil de la Société Asiatique de Paris. Ouvrage orné d'une carte de l'Archipel Potocki, et de trois autres planches. 1824. 478 S. in 8.

Dieser Band enthält 20 Abhandlungen, die zwar schon früher in andern Werken, z. B. im Journal asiatique, einem großen Theile nach gedruckt sind (welches der Hr. Verf. in der Vorrede nicht bemerkt hat), deren Sammlung indeß vorzüglich denjenigen Gelehrten willkommen seyn wird, welche die Geschichte und Geographie der nördlichen und östlichen Länder Asiens genauer kennen zu lernen wünschen. Die Reisen, welche der Verf. in Asien gemacht hat, und seine fleißige Benutzung chinesischer Originalquellen lassen ihn über viele Gegenstände heller sehen, in welchen selbst große Historiker, wie Schöler, irren konnten. Ohne hier die einzelnen Abhandlungen durchzugehen, bemerkt Ref. nach der Sachordnung nur folgendes: I. Ueber die Historiker der Asiaten scheint der Verf. S. 389 ff. etwas zu streng zu urtheilen und vorzüglich den wahren Werth und Umfang der arabischen und altindis-

schen Literatur zu verkennen; nur die Annalen der Chinesen verdienen nach dieser Darstellung ein fast ungetheiltes Lob. Ueber den Ursprung der jetzt in China herrschenden Mandschu finden sich S. 441 ff. ausführliche Nachrichten aus den Quellen; die Tataren hält der Verf. S. 461 ff. für gänzlich verschieden von den Türken, mit denen sie in Europa gewöhnlich verwechselt werden: indessen hat der Verf. doch die Frage noch nicht erschöpft, in welchem Verhältniß man sich also die Namen und Völker der Tataren und Mongolen denken muß? So werden auch S. 147 ff. die Khazaren dem türkischen Stamme, dem sie Lehrberg u. a. zueigneten, entzogen; da der Verf. das khazarische Wort sarkel, welches nach Constantinus Porphyrogenitus 'weiße Wohnung' bedeutet, im Dialect der Bogulen in Westsibirien wieder findet, so leitet er sie vom finnischen Stamme ab, zu dem auch die Ungarn gehören. Wirklich verdient das im Mittelalter berühmte Reich der Khazaren eine ausführliche Untersuchung, zu welcher außer byzantinischen und orientalischen Quellen selbst jüdische benutzt werden müßten. Die Erfindung des Papiergeldes gebührt nach S. 375 ff. nicht den Mongolen, sondern den ältern Chinesen. II. Die Geographie Sibiriens, Armeniens und der Insel Formosa erhält in mehreren Aufsätzen nicht unwichtige Aufklärungen; einen den Europäern bis jetzt ganz unbekanntem Archipelagus im gelben Meere zwischen China und Korea beschreibt der Vf. nach chinesischen Quellen S. 310 ff.; da ein Name erfunden werden mußte, nennt er ihn Potocki-archipelagus, um das Andenken an seinen Gönner, den um die russische Geschichte verdienten Joh. Potocki, dadurch zu ehren. III. Der Sprachforscher und Historiker kann eine

Menge von Vergleichen wenig bekannter Sprachen nachsehen, die der Verf. hie und da ausführlich eingeschaltet hat. So vergleicht er die Sprache der Formosaner mit der weit verbreiteten maleyischen S. 354 — 374, woraus es gewiß wird, daß die Insel Formosa nicht von China oder Asien aus, sondern von Südosten her bevölkert ist; zwischen dem Koptischen und den finnischen Sprachen im nördlichen Asien und Europa; dem Basckischen und den asiatischen, auch semitischen Sprachen; dem Indo-germanischen Sprachstamm und den Sprachen des nördlichsten Asien weist der Verf. mehrere Aehnlichkeiten nach, ohne sich weitere Schlüsse auf die Geschichte zu erlauben. Indes gerade hier wird sich der vorsichtige Leser am meisten vor der täuschenden äußern Gestalt vieler Vergleichen hüten müssen: viele Wörter haben gar keine innere Aehnlichkeit und andere, die äußerlich entfernt liegen, müssen nach sichern innern Merkmalen verglichen werden; z. B., um jetzt bloß bey dem Sanskrit, welches der Verf. S. 423 mit allen bekannten Sprachen vergleicht, stehen zu bleiben, das lat. *vir* entspricht nicht dem sanskr. *bharta* Ernährer, Gatte (von *bhri*, fero), sondern dem sanskr. *vira* Held; *visara* darf der Zusammensetzung und dem Ursprunge nach nicht mit 'fisch, piscis' verglichen werden; zu *swan* gehört nicht das altmedische *spako*, sondern *κων*, canis; zu *bhas* (Licht) nicht *bab* im Lesghi, sondern *φως*; zu *pas'u* nicht *bos* und *vacca*, sondern *pecus*; daß *ὄφρυς*, *ὄνομα*, *ὄδονς* die Sanskritwörter *bhrus*, *nama*, *danta* sind, lehrt die durchgängige Erscheinung, daß die ein-sylbigen Wurzeln im Griechischen sehr häufig einen unwesentlichen Vokal sich vorgesetzt haben ꝛ.

G e t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 13. August 1827.

T u r i n.

Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino. Tom. XXV. 1820. in 4.

Die Einleitung auf 71 Seiten enthält die Geschichte der Academie in den Jahren 1820 und 1821, sodann eine kurze Uebersicht medicinisch-meteorologischer Beobachtungen vom 15ten Aug. 1741 bis zum 31sten May 1746, welche von einem Arzte Giambattista Bianchi Prof. d. M. zu Turin herrühren, und hier in einem Auszuge von Herrn Basalli-Candi mitgetheilt werden.

Zur Mathematik und den Naturwissenschaften gehörige Abhandlungen. S. 1—13. Sulla proprietà elettrica dei Solidi animali von D. Berlingeri. Der Verf. bedient sich in dieser Abhandlung zur Untersuchung der electricen Positivität oder Negativität der festen Theile des thierischen Körpers desselben Verfahrens, das er in den vorhergehenden Bänden dieser Memorie (m. s. unsere

B [5]

g. Anz. 1821 S. 1681) bey dem Blute und andern flüssigen Theilen angewandt hatte, nämlich daß er mit einem dieser Theile z. B. den Nerven eines Froschschenkels und mit dem andern den Muskel desselben armiert, und nun in dem Augenblick der Schließung oder Wiedereröffnung des Kreises die Beschaffenheit der Zuckungen des Froschschenkels untersucht. Er will auf diese Art gefunden haben, daß wenn dergleichen feste Theile thierischer Körper angewandt wurden, und nun der Schließungsbogen entweder selbst aus Wasser, oder doch aus einem Metalle bestand, welches, wie sich der Vf. ausdrückt, eine homogene Electricität mit dem Wasser hatte, gar keine Contractionen, weder bey der Schließung noch Deffnung des Kreises in dem Froschschenkel hervorgebracht würden, wenn anders jene festen Theile rein von Blut und andern thierischen Feuchtigkeiten waren, und daß demnach l'ellettricità dei Visceri e delle parti solide è in tutto la medesima, e corrisponde coll' ellettricità dell' aqua, o perciò con quella dell' aria ambiente, mithin keine solche festen Theile mit entgegengesetzten Electricitäten begabt seyen, wie dieß dagegen bey flüssigen der Fall sey. Ob die jedesmalige Electricität eines festen Theiles, in Beziehung auf dieses oder jenes Metall positiv oder negativ war, untersuchte er auf die Art, daß er den Nerven des Froschschenkels mit einem solchen festen Theile, den Muskel aber mit dem Metalle armierte, und dann nachsah, wie die Contractionen des Schenkels bey der Schließung und Wiedereröffnung des galvanischen Kreises beschaffen waren. S. 13 – 20. Ricerche chimiche e mediche sopra il Crithmum maritimum Linn. von Gius. Cavini. Besonders über das ätherische Del dieser Seepflanze,

welches eine Aehnlichkeit mit dem Petroleum habe. S. 21 — 112. Expériences sur le Remou, et sur la propagation des Ondes von George Bidone. Ist queer durch einen Wassercanal eine Wehre angelegt, so hat die vor ihr aufgestaute Wassermasse eine convexe Oberfläche, erstlich da wo sie über der Wehre abfließt, und dann weiter zurück eine zweyte Conexität, welche durch eine beträchtliche Vertiefung von dem in dem Canal herbeystießenden Wasser abgefordert ist, so daß die convexe Oberfläche des über der Wehre abfließenden Wassers sich nicht allmählich gegen diejenige des in dem Canale herbeystießenden Wassers hin verflüchet. Der Verf. entwickelt die Ursache dieser Erscheinung, und theilt Beobachtungen und Versuche über die Dimensionen der aufgestauten Wassermasse nach ihrer Länge und Tiefe mit, welche von denen anderer Hydrauliker sehr erheblich abweichen. Bey dieser Gelegenheit hat er auch Versuche über die mittlere Geschwindigkeit des Wassers in Canälen angestellt, welche mit einer von Herrn Eytelwein gegebenen Formel sehr gut übereinstimmen. Den Beschluß machen Versuche über die Fortpflanzung der Wellen auf der Oberfläche des Wassers in einem Canale von unveränderter Tiefe und Breite, zur Prüfung der vom Herrn Poisson gefundenen Formeln, mit denen jene Versuche so gut übereinstimmen, als es nach der Beschaffenheit der bey der Theorie zum Grunde gelegten Principien nur erwartet werden kann. S. 113 — 154. Notes sur la théorie des Ondes donnée par Mr. Poisson, vom Herrn P l a n a. In dieser von Poisson entwickelten Theorie kommen Differenzialgleichungen vor, welche besondere Kunstgriffe erfordern, um auf die bequemste und in Rücksicht auf die daraus abzulei-

tenden Folgerungen instructivste Weise durch Reizen integriert werden zu können, und diese sind es dann, welche den Gegenstand dieser Abhandlung ausmachen, die zu einer weitem Ausführung jener Theorie angewandt werden kann. S. 155 — 170. Relazione degli Accademici Conte Balbo ed Abbate Vasco deputati all' Esame d'un nuovo Pestatojo da Canapa presentato dall Oriuolajo Morlak. Dieß Modell einer Maschine oder Mühle zur Bearbeitung des Hanfes und Flachses wird mit einer ähnlichen von Durandi angegebenen verglichen, und gezeigt, worin beide vorzugsweise sich durch diese oder jene Vortheile in der Anwendung auszeichnen. S. 171 — 180. Des causes qui déterminent les Abeilles à construire leurs Gateaux parallèlement sur des plans verticaux en ligne droite et selon les dimensions déterminées, vom Grafen de L o c h e. Interessante Beobachtungen über die Art und Weise, wie die Bienen die ersten Gewebe zur Bildung der Zellen nach verticalen parallelen Richtungen ordnen, sich an diese Gewebe anhängend, regelmäßig durch den ganzen Raum des Stocks vertheilen, und sich dadurch zugleich einen hinlänglichen Luftzug (pour respirer plus librement) verschaffen. S. 180 — 228. Saggio di Orritografia Piemontese von Steph. Borson. Beschreibung einer großen Menge fossiler Conchilien, welche sich in den piemontesischen Hügeln und Thälern vorfinden, nebst Abbildungen derselben. S. 230 — 252. Voyage sur le Mont-Rose et première ascension de son Sommet méridional confinant avec le Piemont, von Jos. Zumstein und Jos. Nic. Vincent. Diese mit großen Gefahren verbundene Ersteigung des Mont-Rose, auf dessen Gipfel bisher noch nie-

mand gekommen sey, ward in Gesellschaft mehrerer Gehülfen im Monat August 1819 unternommen. Sie erreichten den Gipfel, barometrischen Messungen zufolge, bis auf eine Höhe von 13920 parisi. Fuß über der Meeresfläche, und bestimmten die übrige Höhe bis zum Gipfel = 1680 Fuß trigonometrisch, welches dann für die ganze Höhe 15600 F. gibt, eine Höhe welche diejenige des Montblanc (= 14793 F.) noch übertrifft, und also für die größte auf unserem Continente zu halten ist. Herr Z. beschreibt die mancherley Vorsichten welche angewandt wurden um von den schroffen Abhängen fürchterlicher Eismassen, welche sie zu ersteigen hatten, nicht in die tiefsten Abgründe hinabzustürzen, und ist dennoch willens diese Reise noch einmal mit mehr Vorbereitung und Muße zu unternehmen, weil die erforderliche Aufmerksamkeit auf jene Gefahren diesmal nicht viel Zeit überließ, insbesondere auch geognostische und physicalische Beobachtungen anzustellen. S. 253 — 260. Mémoire sur deux Oiseaux du Comté de Nice, observées au Novembre et Décembre 1819 par le Chevalier Alb. de la Marmora. Bloß nähere Beschreibungen und Abbildungen des Usignuolo di fiume (Rossignol de rivière) welche der Pater Cetti (Uccelli di Sardegna p. 216) beschrieben, und des Turdus leucurus wovon Latham und Temminck nur das männliche Individuum gekannt hätten. S. 262 — 270. Mémoire sur un nouveau genre de Poisson nommé Alépocéphale, vivant dans les grandes profondeurs de la Mer de Nice, von demselben. S. 274 — 316. Monographie du Genre Hirudo, von Hyacinthus Carena. Außer bereits bekannten Arten dieses Geschlechts,

welche jedoch nicht immer mit gehöriger Sorgfalt beschrieben worden, mehrere neue und zum Theil sehr seltene Arten mit Abbildungen. Beobachtungen über die Art wie diese Thiere so sehr sich verlängern oder verkürzen können, wobei es merkwürdig sey, daß von den drey Dimensionen dieses Thieres nach Länge, Breite und Dicke, sich innerhalb gewisser Grenzen je eine (z. B. die Länge) nur auf Kosten einer der andern (z. B. der Breite, oder auch nur der Dicke) vergrößern könne, über diese Grenzen hinaus es hingegen auf Kosten der beiden andern zugleich geschehe. Ferner: Beobachtungen über die Weise wie diese Thiere (von denen wenigstens die größten Arten, Hermaphroditen seyen) sich begatten, ob nach Art der *mollusques acéphales*, der *échinodermes* u. dergl., so daß jedes Individuum sein Geschlecht selbst fortpflanzt, oder daß immer ihrer zwey einander zur Begattung erforderlich sind, welches letztere dem Verf., zufolge des hier mitgetheilten anatomischen Details dieser Thiere am wahrscheinlichsten dünkt. Hierauf Beobachtungen über die Verwandlung der Epidermis dieser Thiere in einen Schleim den sie so häufig von sich geben, und welcher Hautproceß eine wichtige Function für diese Thiere sey, und endlich über das außerordentlich zähe Leben derselben, selbst nach beträchtlichen Verstümmelungen ihres Körpers. S. 317 — 333. Elogio dell' Accademico Conte Sammartino della Motta, von Giac. Carena. S. 334 — 402 Memoria sul Genere Musa e Monografia del medesimo, von Luigi Colla, nebst ausführlichen Abbildungen. S. 403 — 418. Sur une nouvelle expression analytique des nombres Bernouillens, propre à exprimer en termes

finis la formule générale pour la Som-
 mation des suites von *Plana*. Diese analytischen
 Ausdrücke, durch welche die Bernoullischen Zahlen
 sich darstellen lassen, bestehen in Integralformeln

von der Form $\pm 4i \int \frac{t^{2i-1} dt}{e^{2\pi t} - 1}$ (von $t=0$

bis $t=\infty$), durch welche Formen sich denn
 auch bequeme Ausdrücke für die Summationen

verschiedener Reihen z. B. $\frac{1}{n^2} + \frac{1}{n^2+1} +$

$\frac{1}{n^2+4} + \frac{1}{n^2+9}$ u. darbieten. S. 419 - 438

enthält ein von der Academie abgefordertes Gut-
 achten, über die Einführung eines auf unverän-
 derliche Größen sich gründenden neuen Maß-
 und Gewichtsystems. M.

Für die Classe di scienze morali, storiche
 e filologiche enthält dieser Band sieben Ab-
 handlungen. I. De numis Phoenico-Farsen-
 sibus, qui taurum a leone prostratum ex-
 hibent; commentatio Amadei Peyrou.
 Der Verfasser liest und übersetzt die phönici-
 sche Aufschrift der abgebildeten Münze: Victoria
 haec contra Abdaserum principem Ciliciae;
 es sey eine zum Andenken des Siegs über einen
 Tyrannen dieses Namens (den wir weiter nicht
 kennen) in Cilicien geschlagene Münze. Der
 von dem Löwen erwürgte Stier sey symbolisch.
 Rhajoumer von Uxriman besiegt. II. III. Mé-
 moire sur la vallée d'Aoste et particulièrement
 sur la cité; par le Comte de Loche.

Geschichte der Stadt und Beschreibung der in derselben und in dem Thale befindlichen Monumente, mit Abbildungen, in zwey Vorlesungen. IV. Dissertazione critico - filologica sopra un codice in pergamena dal S. XIII. concernante alla cronaca attribuita al Arcivescovo Turpino; di Sebastiano Ciampi. Die Chronik sey aus dem Anfang des XII. Jahrhunderts; habe aber manche Zusätze und Veränderungen erlitten. V. Memoria sopra un monumento antico, esistente nella chiesa cathedrale della città di Aosta, attribuito al conte di Savoja Tommaso, dal Tr Conte Napione di Cocenato. Das Monument ist ein marmorner Sarcophag mit einer darauf liegenden Figur. Es sey nicht aus den Zeiten des Grafen Tommaso, der 1233 starb; sondern des Grafen Amadeus VI. starb 1383, und sey das Denkmal eines Ritters von dem Orden del Collare. VI. Memoria sopra due armature di Bronzo scoperte nel 1820 dal Cavaliere Alberto della Marmora. Die Waffen wurden auf der kleinen Insel S. Antioco bey Sardinien in einem alten Grabmal gefunden. Sie bestehen in einem ehernen Helm und Schienen. Von denselben handelt auch VIII. die Memoria di Giuseppe Grassi; der sie für etruskisch hält, oder wenigstens einem der alt-italischen Völker sie beylegt, die schon vor der Gründung Roms dieß Land bewohnten.

Sn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 16. August 1827.

G ö t t i n g e n .

Am 4. Junius erfolgte die jährliche Preisvertheilung unter die Studirenden auf die im vorigen Jahre aufgegebenen, und auch in diesen Blättern (G. G. A. S. 189 S. 1881 vorigen Jahres) erwähnten Preisfragen. Die theologische hatten gleich gut beantwortet Herr Friedrich Wilh. Rettberg aus Celle, und Hr. Adolph Heinrich August Schulze aus Bevensen; unter welche daher der Preis getheilt wurde. Das Accesit ward Herrn Carl Friedr. Conr. Meinecke aus Ahlden, zuerkannt. Den Prediger-Preis erhielt Herr Carl Ernst, aus Gifhorn; das Accesit Herr Christian Heinr. Böttcher aus Förste. Außerdem verdiente mit Auszeichnung genannt zu werden Hr. Georg Conrad Wilhelm Schrote aus Göttingen. Der juristische Preis wurde unter vier Concurrenten Herrn Ludwig Erbkam aus Berlin, zuerkannt. Ein medicinischer Preis konnte nicht ertheilt werden, und zur Beant-

A [6]

wortung der beiden philosophischen Fragen waren keine Schriften eingelaufen.

Die neuen Aufgaben für das künftige Jahr sind folgende:

Die theologische:

Praeceptum Christi de abnegatione sui ipsius, ita quidem tractandum, ut ex ipsis verbis Christi, quibus usus est in constituenda obligatione Matth. XVI, 24. 25. Marc. VIII, 35. Luc. IX, 24. adjuncta etiam loci, temporis, occasionisque consideratione, fundamentum, consilium, ambitus et limites ejus generaliter quidem, nec tamen nimis latis, nec nimis angustis notis definiantur, tum vero controversa quoque inter nostram et Socinianam scholam quaestio decidatur, utrum praecepto isti novae prorsus legis a Christo latae natura et forma vel debeat vel possit adscribi?

Sum Thema der Preispredigt 1 Petr. II. 19—25.

Die juristische:

Christianae religionis vim et effectum in jus civile, speciatim in ea, quae Institutiones in primo libro tractant.

Die medicinische:

Signa, quibus laesiones post mortem allatae ab corpori humano vivo inflictis discernuntur, dubia adhuc et incerta sunt; desideratur igitur recensensus eorum ac subsidiorum expositio, quorum ope ista distinctio sub variis conditionibus, et post diversissimas mortis species facilius tutiorque reddenda.

Die philosophische orbentliche:

Ut doceatur tum ex scriptoribus (Cicerone inprimis, Plutarcho, Pausania, aliis) tum ex monumentis et inscriptionibus (in Collectione Berolinensi congestis) qualis fuerit status urbis Athenarum politicus et literarius sub Romanis inde ab interitu foederis Achaici usque ad Antoninorum tempora. Praemittatur prooemii loco brevis historiae urbis conspectus, ut, quae ei maxime secunda, quae adversa evenerint, appareat. Explicetur sectione prima forma et conditio civitatis; sectione altera conditio scholarum tum publicarum tum privatarum. De ipsa literarum historia non quaeritur.

Eine zweyte außerordentliche:

Philosophorum Graecorum, inprimis Platonis, Aristotelis ac Stoicorum de justitia et jure opiniones et decreta quonam potissimum differant ab iis, quae nostrae aetatis philosophis placuerunt.

N ü r n b e r g.

Bey Schrag: Versuch einer Darstellung der Lehre vom Kreislaufe des Blutes; von Dr. J. Heinr. Desterreicher. 1826. VIII und 200 Seiten in 4.

Gegenwärtiges Thema war anfangs zu einer Inauguralabhandlung bestimmt; da sich aber bey der Bearbeitung desselben die Materie zu sehr anhäuften, so hat es der Verf. für zweckmäßig erachtet, die Einleitung zu gegenwärtigem Werk mit einem besondern Titel zu versehen und als

Inauguralabhandlung einzuliefern. Ueber die Quellen, die der Verf. benutzt hat, müssen wir wirklich staunen, noch mehr aber, daß sich dieselben fast sämmtlich in der Privatbibliothek des Herrn Prof. Döllinger zu München vorfinden. — Wir finden gegen 220 Schriftsteller, und manche von diesen über 20 und 30 mal angeführt, woraus sich schon schließen läßt, daß der Verf. nicht nach Citaten gesucht, sondern, wenigstens die meisten der genannten Schriftsteller wirklich gelesen hat. In der Vorrede sagt der Verf. auch, daß ihn Herr Prof. Döllinger während der Bearbeitung dieser Aufgabe mit Rath unterstützt habe, welches freymüthige und offene Geständniß zu unserm Leidwesen von manchen, und namentlich vom Herrn Prof. Heusinger (in seiner Einleitung zu Gambiälers Uebersetzung von *Scudamore* über das Blut) dahin gedeutet ist, als sey Döllinger der Verf. dieses Werks, dem aber Ref. aus authentischen Quellen widersprechen kann. — Der Verf. beginnt mit Harvey, und gesteht demselben mit Recht das Verdienst zu, z u e r s t deutlich vom Kreislauf gesprochen zu haben. Der Uebergang des Arterienbluts in die Venen wird mit den bekannten Beweisen belegt, und die Hauptansichten darüber, wie dieses vor sich gehe, so wie über die Nichtcirculation werden mitgetheilt. — Es ist bekannt, wie abweichend man sich das Mißverhältniß zwischen linker und rechter Herzkammer in Bezug auf Weite zu erklären gesucht hat; hier finden wir nun die dem Verf. mündlich mitgetheilte Ansicht von Döllinger, nämlich, daß das Volumen der beiden genannten Höhlen vielleicht dadurch ausgeglichen würde, daß das linke Herz auf Kosten des rechten die gemeinschaftliche Scheidewand wölbe, d. h. in das rechte Herz hineintriebe, eine Mei-

nung, die auf den ersten Blick Beachtung zu verdienen scheint, dieselbe doch bey genauerer Betrachtung eben so wenig verdient, als die bekannten über denselben Gegenstand von Sénac, Le Gallois u. A. (Weshalb soll man nämlich bey so offenbaren und klar am Tage liegenden Sachen zu kühnen, nur auf unhaltbaren Basen beruhenden Hypothesen seine Zuflucht nehmen? Sind nämlich, wie die meisten Experimentatoren und selbst der Verf. zugestehet, die Venen überhaupt geräumiger, als die Arterien, und enthalten jene demgemäß mehr Blut, als diese, so muß natürlich auch, wenn keine Störung im Kreislauf entstehen soll, das venöse (rechte) Herz geräumiger und mehr Blut enthaltend seyn, als das arterielle (linke), und demnach gleicht sich auch die Circulation, wie in den Arterien und Venen, so auch im arteriellen und venösen Herzen durch verschiedene Schnelligkeit aus. Indesß ist es wohl als krankhaft der Fall, daß beide Höhlen, mögen die Ursachen davon im Herzen selbst, oder im ganzen Körper, z. B. durch Krampf, begründet seyn, sich an Volumen gleich werden, oder gleiche forttreibende Kraft erhalten, oder daß im venösen System eine vermehrte Thätigkeit und ein dadurch bedingter beschleunigter Lauf des venösen Blutes eintritt, und dann spricht sich der gestörte Kreislauf durch den sogenannten venösen Puls aus, insofern sich dieser nämlich nicht, wie im gesunden Zustande, bloß in der Nähe des Herzens an den großen Venenstämmen zu erkennen gibt, was zunächst von der gewöhnlichen Contraction des rechten Vorhofes abhängt, sondern insofern derselbe in manchen Krankheiten auch in den kleinern Venenästen, und dann auch jedesmal in den größern bedeutender sich zeigt. R e f.). — Es ist hin-

länglich bekannt, daß man noch nicht darüber einig ist, ob sich die Arterien erweitern oder nicht. Der Verf. selbst fand bey einem Pferde eine Erweiterung der Aorta während der Zusammenziehung des Herzens; am auffallendsten sah er das Phänomen bey einem noch nicht ein halb Jahr alten Hunde; ein andermal bemerkte er bey einem mehrere Jahre alten Hunde keine Spur davon, und so wird es ihm wahrscheinlich, daß das verschiedene Alter des Thiers, nach welchem die arteriellen Häute bald mehr, bald weniger elastisch sind, einzige Ursache in der Verschiedenheit der Beobachtung sey. An den unter einer Linie Durchmesser habenden Arterien hat der Verf. so wenig, wie Haller und Spalanzani eine Erweiterung oder Verengerung gesehen; bey Magendie, der sie beobachtet hat, soll das Experimentieren den Blutlauf gestört haben. In den Gefäßen zweyten Ranges ist, wie bekannt, nach vielen Physiologen Contraction und Expansion zugegen, nach andern aber, welchen auch der Verf. beystimmt, nicht. Als Resultat stellt aber der Verf. auf, daß die Arterien vollkommen passiv, wie Leitungsröhren sich für das Blut verhalten, und nicht im geringsten (!) als Förderungs mittel des Blutlaufs angesehen werden können. — ‘Bedenkt man, sagt der Verfasser, daß nicht das Enthaltene des Enthaltenden wegen da seyn könne, sondern gerade umgekehrt das Enthaltende des zu Enthaltenden wegen, da seyn müsse, so ist schon darum unbegreiflich, wie man jemals bey Aufsuchung der Ursachen des Kreislaufes nur allein an die Gefäße und das Herz, und nicht auch an das Blut selbst denken, und das Blut als ein unbedeutendes Accidens, das eben getrieben würde betrachten konnte.’ (Wer hat denn, möchten

wir fragen, je das Blut als ein unbedeutendes Accidens betrachtet? Seit Hippocrates kein vernünftiger Physiolog. Die Physiologen stimmen unsers Wissens sämmtlich darin überein, daß der Körper zunächst aus dem Blute ernährt werde, und dann ist schon nicht mehr an ein unbedeutendes Accidens zu denken. Wenn man dem Blute das Leben absprach, so beruhete das nur auf einer zu beschränkten Begriffsbestimmung des Lebens selbst. Daß aber die Gefäße nicht des Bluts, als Blut, wegen, so wie das Blut nicht der Gefäße wegen da sey, muß jeder zugeben, der einsieht, daß das Blut des ganzen Körpers wegen, d. h., um denselben zu ernähren, um ihn in Bezug auf Ernährung mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen, vorhanden ist. Das Blut ist im übrigen Körper enthalten, damit es, einem Character der Organisation überhaupt gemäß, denselben von innen her ernähre, und insofern früge es sich doch noch sehr, ob hier das Enthaltene des zu Enthaltenden wegen da sey, oder ob nicht vielmehr das umgekehrte Verhältniß statt finde?!. Insofern nun nicht das Blut und dessen Gefäß als letzter und höchster Gegensatz erscheinen können, sondern nur in Bezug auf Bewegung einen Gegensatz bilden, so ist das Gefäß als ein Werkzeug des Körpers zu betrachten, das in minderm Grade, als der übrige bestimmt geformte Körper, belebte Blut in gewissen Schranken zu erhalten, dessen Lauf zu regulieren, und dasselbe, wie wir es am Herzen, auch einem Gefäß, deutlich sehen, fort zu bewegen. R e f.). Als Schlusresultat des ganzen Werks hat der Verfasser: 1) Die Grundursache vom Kreislaufe des Bluts liegt im Blute, weil es lebendig ist, und in seinem Verhältnisse

zum Nervenmarke. 2) Das Herz ist das einzige Hülfsmittel, insofern es als mechanisches Werkzeug nach zwey Richtungen — als Saug- und Druckwerk — thätig in den Kreislauf des Blutes eingreift.

Was wir zu einigen Widersprüchen, die im Werke vorkommen, sagen sollen, wissen wir nicht, so z. B. sagt der Verfasser Seite 31: 'Es ist bekannt, daß ein Herz die geschlossene Hand, die es zusammengedrückt erhalten will, gewaltsam öffnet, so wie auch dieß, daß ein ausgeschnittenes Herz bedeutende Lasten, die man darauf legt, und welche das Herz bey der Diastole flach drücken, bey seiner Systole in die Höhe hebt, ja wohl in die Höhe schleudert. Ich habe gesehen, daß das Herz eines Hundes, welches kaum ein halbes Pf. wog, mehrere Stücke Holz, die zusammen eine Schwere von sechs und ein halbes Pf. hatten, in der ersten Zeit in die Höhe schleuderte u. s. w.' Seite 155 hingegen heißt es: 'Meines Wissens hat man bisher auf das Verhalten des aus dem Körper eines lebenden Thieres ausgeschnittenen Herzens sich gestützt, indem man behauptete, das noch kräftig seine Bewegungen fortsetzende und sich erweiternde Herz öffne die es eingeschlossen haltende Hand des Experimentators und hebe die ihm aufgelegte Last in die Höhe; allein dieß ist falsch.'

Abgesehen von einigen, im Ganzen mehr unwesentlichen Mängeln, müssen wir die Arbeit als sehr gelungen betrachten, und können aufrichtig versichern, daß wir sie mit dem größten Vergnügen gelesen haben; sie wird immer als ein Werk von entschiedenem Werth über den Kreislauf betrachtet werden müssen.

B.....b.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 18. August 1827.

B e r l i n.

Universalhistorischer Atlas, oder anschauliche Darstellung der gesammten Weltgeschichte, nach wissenschaftlicher Entwicklung, von den frühesten Sagen bis auf die gegenwärtige Zeit; in Charten, Tabellen und andern graphischen Constructionen. Erstes Heft: Graphische Darstellungen zur ältesten Geschichte und Geographie von Aethiopien und Aegypten, von K. v. L. (Kühle von Liliensfern). Text zur Erläuterung des Atlases von IX Blättern, mit Charten, Tabellen u. s. w. 1827. 302 S. in 8. Der Atlas in Folio.

Wir erhalten hier den Anfang eines Unternehmens das uns einen neuen Beweis der großen Vorliebe für die historischen Wissenschaften gibt, wie anderwärts, so besonders in unserm Vaterlande. Der Zweck des ganzen Unternehmens ist, wie es schon der Titel lehrt, die gesammte Weltgeschichte, durch Hilfe von Tabellen, Charten und andern Darstellungen anschaulich vorzulegen; so wie gerade die Bedürfnisse jeder Zeit

B [6]

und jedes Landes es fordern; ohne deßhalb weder ein bloßes Charten- noch Tabellenwerk liefern zu wollen. Verbindung der Erdkunde mit der Geschichtskunde mußte daher die Grundlage des Ganzen bilden, einer der großen Vorzüge der neuern Behandlung der Geschichte überhaupt, wie aus den Werken mehrerer Männer bekannt ist, denen der Verf. volles Recht widerfahren läßt; wenn gleich der Plan von keinem derselben so umfassend wie der seinige, oder diesem ähnlich, war. Dieß wird in dem Vorworte weiter deutlich gemacht, zugleich aber eine so vortreffliche Auseinandersetzung von dem Wesen und der Behandlung der Geschichte, insofern diese wissenschaftlich ist, gegeben, d. i. insofern sie nicht bloß den Stoff, die Facta, sondern auch den Zusammenhang derselben unter einander uns zeigen soll, daß wir gern alle diejenigen darauf verweisen möchten, die noch immer an der Behauptung hangen, daß die Geschichte nichts als bloße Facta enthalten soll. Nach dem Plan des Vfs. soll sein ganzes Werk in vier Hauptperioden zerfallen; die älteste, Ur- oder Mythische Geschichte, die sich im wesentlichen auf Aegypten, Assyrien, Israeliten und Perser beschränkt; alte Geschichte, oder Geschichte der Griechen und Römer, vom homerischen Zeitalter bis auf die Völkerwanderung; die mittlere bis auf die Entdeckung von America und Ostindien; und die neue, welche von diesen Begebenheiten anfangend, und der Heranbildung des heutigen europäischen Staatensystems, bis in die Gegenwart hineingreift. 'Es ist dabey, sagt der Verf. in dem Texte, nicht der Zweck, etwas von ihm selbst neu Geschaffnes zu liefern, sondern vielmehr das, was in einzelnen, zum Theil wenig bekannten, Werken für die Veranschaulichung

der Geschichte an diensamen Vorarbeiten und Notizen zerstreut ist, so vollständig als möglich zusammenzustellen; in dem Atlas aber allen bereits anderswo gelieferten anschaulichen Constructionen, die sich durch bleibenden innern Gehalt oder originelle Behandlung auszeichnen, einen Platz zu geben, wobey es zur Bequemlichkeit der Käufer jedem frey steht, auch einzelne Hefte sich anzuschaffen.'

So viel über den Plan des Ganzen. Er wird am besten durch die Darlegung des Inhalts des ersten Heftes des Textes und des ihn begleitenden Atlases deutlich werden. Er ist zufolge des oben angeführten Titels Aethiopien und Aegypten gewidmet. Daß diese Wahl höchst glücklich getroffen ist, da gerade diese Länder durch die neuesten geographischen und literarischen Entdeckungen, durch welche für die critische Geschichte für eine Reihe von Jahrhunderten ein neuer Boden gewonnen wird, die allgemeine Aufmerksamkeit erregen, brauchen wir nicht erst zu erinnern. Zuerst also Aethiopien. Der Verf. stimmt mit Rec. darin, wie in so manchen andern seiner Ansichten überein, daß er in dem Nilthal oberhalb Aegypten bis Meroë hin das Urvolk sucht, das demnächst auch Aegypten, wenigstens zum Theil, colonisierte. Hiezu nun in dem Atlas Tab. I. enthaltend: 1) Das Reich von Meroë und Arum nach Mannert. 2) Geographische Tafel von Aethiopien nach Ritter. Beide, besonders das letzte, eine schöne und anziehende Darstellung. 3) Aethiopien nach der ältesten (homerischen?) Idee. 4) Meroë und Aethiopien nach den Schriftstellern der Griechen und Römer. 5) Arum nach dem Monument von Abule. Wenn gleich diese fünf Darstellungen auf demselben Blatte sind, so haben sie doch

hinreichende Größe und volle Deutlichkeit. Das übrige dieses ersten Heftes ist nun ganz Aegypten gewidmet; und zerfällt in folgende Abschnitte: I. Ueber Pharaonen = Namen und Hieroglyphenschrift. Hier also, nach einer historischen Uebersicht, Resultate der Forschungen Champollions des jüngern, und Erörterung seiner Methode. Dazu Tab. II. III. Darstellung der von ihm erklärten hieroglyphischen Legend. Außer Champollion (der ersten Ausgabe seines Précis, und dem ersten und zweyten Schreiben an den Herzog von Blacas) ist auch die Schrift von Salt benützt. Erklärung der einzelnen Königsnamen und Titel von der XVIII Dynastie an, bis zu der XXIX nach den eben erwähnten Schriftstellern. II. Zur Chronographie der Pharaonenzeit. Der Verf. geht aus von der Würdigung der Quellen, indem er vorher auf die Schwierigkeiten aufmerksam macht, denen diese Untersuchung ausgesetzt ist; da sich von den Aegyptern keine astronomische Beobachtungen erhalten haben (wiewohl die weitere Erklärung der Monumente doch wahrscheinlich diese darbieten wird); noch auch eigentliche historische Schriften bey ihnen sich gefunden zu haben scheinen. Daß die ägyptische Geschichte vorzugsweise an die Denkmäler geknüpft war, dieß wird gegenwärtig wohl Niemand in Zweifel ziehen; aber wie und in welchem Grade sie es war, das wird noch erst die weitere Erklärung von diesen uns sagen können. Die Schriftsteller, von Herodot an, werden nun einzeln durchgegangen und beurtheilt; nicht nur die alten, sondern auch die wichtigern neuen, von Marsham an gerechnet, bis zu den jetzigen, und zugleich die Gründe derjenigen, welche bey den Dynastien das Collateralsystem oder das ent-

gegengesetzte vertheidigen. Zu diesen gehören nun Tab. V. Dynastien des Manetho, sowohl nach Iulius Africanus, als nach Eusebius Pamphili, und Tab. VI. Zusammenstellung verschiedener Schriftsteller über die Chronographie Aegyptens, vor der persischen Eroberung; nämlich des Syncellus, des Herodot und Diodor nach Larcher, und einiger anderer Bruchstücke. III. Ueber die technische Chronographie der Aegypter, die Bestimmung des Jahrs und der Cyclen, des Sothischen oder Synchronischen, und der Phönixperiode. IV. Synchronismus der manethonischen Dynastien, nach einem französischen, in Deutschland wenig bekannten, Schriftsteller d'Origny, in seiner Chronologie des Rois du grand Empire des Egyptiens; und Gatterer. Dem erstern ist Tab. IV gewidmet, dem letztern Tab. VII. So wie auch die Reihenfolge der Pharaonen nach Champollion-Figeac auf einer Abtheilung von Tab. VI dargelegt wird. Auf diese Weise nun hat man die Materialien zu der Vergleichung aller dieser Systeme mit großer Bequemlichkeit vor Augen. Der dritte Abschnitt ist überschrieben: über die primitive Bevölkerung Aegyptens, und die Wechselberührung der Aegypter mit andern Völkern. Nachdem der Verf. die verschiedenen Meinungen darüber und ihre Gründe einander gegenübergestellt, scheint er es am wahrscheinlichsten zu finden, auch nach der Noachischen Stammtafel, daß Unter- und Oberägypten von verschiedenen Seiten her seine Bewohner erhalten habe; jenes über die Landenge von Suez, dieses dagegen von Süden her. Auf eine sehr ingeniosse Weise sind hier Tab. VIII alle die Einwanderungen und Auswanderungen nach oder von Aegypten in einem Tableau dargestellt. Wir müssen dabey nur be-

merken, daß die aus Wilford geschöpften indischen Einwanderungen hätten wegbleiben müssen, da es dem Verf. entgangen seyn muß, daß Wilford von seinem Braminen, nach dessen eigenem Geständniß, durch Verfälschung der Namen der Länder und Völker hintergangen sey. Es versteht sich übrigens daß auf diesem Blatte sowohl die mythischen als die historischen Angaben benutzt sind; da es hier darum zu thun war, eine gewisse Vollständigkeit in der Darstellung zu erreichen. Die Belege zu dem Allen werden in dem Text gegeben. Der nächste Abschnitt ist überschrieben: die Hyksos. Nachdem der Vf. die Stellen aus Josephus und anderen die von ihnen handeln ausgehoben und mit den mosaischen Nachrichten verglichen hat, sucht er die bisherigen Hypothesen über ihre Herkunft und die Zeit ihres Einfalls durch eine Tabelle anschaulich zu machen, auf die wir verweisen müssen; und findet die Annahme am wahrscheinlichsten, zufolge der die Blüthenzeit der Hyksos mit Abraham, Jacob und Joseph, ihre Vertreibung mit der Bedrückung Israels, ihre Ankunft mit der wachsenden Präpotenz Assurs (wodurch sie nach Westen getrieben wären) zusammenfällt; sie selber aber als ein den Hebräern durch Stammverwandtschaft befreundetes Volk erscheinen. — Wir, unsern Theils, würden die Vergleichung der Hyksos mit den Juden, als eine bloße Hypothese, ganz fallen lassen; und die Frage bloß nach den Angaben des Manetho in Vergleichung mit den Monumenten, wenn auf diesen, eingestandenemassen, der Kampf und die Vertreibung der Hyksos dargestellt ist, beurtheilen; nach denen uns ihre arabische Herkunft gar nicht zweifelhaft scheint; die Bestimmung der Zeit und der Dauer ihrer Herrschaft aber noch immer un-

gewiß bleibt, bis vielleicht bestimmtere Angaben darüber auf den Denkmälern sich finden. Gern aber theilen wir die Ansicht des Verfs. daß man sich den Zeitraum nicht als den einer bloßen und fortdauernden Verwüstung zu denken brauche, da es eine sehr gewöhnliche Erscheinung ist, daß erobernde Nomaden einen Theil der Cultur der Besiegten annehmen. Der letzte sehr lehrreiche Abschnitt ist überschrieben zur Geographie der Pharaonenzeit; und ihn begleitet die Tab. IX, welche fünf treffliche kleine Charten enthält: 1. Das alte Unterägypten nach Kennell. 2. Ägypten unter der Periode der Hyksos nach Origny. 3. Dasselbe nach Gatterer. 4. Das nördliche Ägypten zur Zeit der Pharaonen mit dem angrenzenden Lybien und Arabien. 5. Ägypten nach der Nomen-Eintheilung und deren Begrenzung mit den ägyptischen Namen; (nach dem frühern Werke von Champollion) über welches Alles die nöthigen Erörterungen in dem Text gegeben werden.

Wir glauben durch diese Anzeige den Plan, zugleich aber auch den Werth des vorliegenden Unternehmens hinreichend angedeutet zu haben. Es ist vollkommen zeitgemäß, da die großen Fortschritte in diesen Theilen der Geschichte, und die dadurch sich anhäufenden Materialien eine solche vergleichende Uebersicht zum Bedürfniß machen. Von den beiden nächsten Hefen wird laut der Ankündigung nun das zweyte die assyrisch-perfische und phöniciſche Geschichte, nebst den Bruchstücken aus der indischen; das dritte aber die eigentliche Geschichte und Geographie des alten Testaments umfassen. Wenn auch diese mit ähnlichen Darstellungen in dem Atlas ausgerüstet werden, so brauchen wir nicht erst zu sagen, von welcher Wichtigkeit besonders dieß dritte Heft zu

der Erleichterung des Studii der Bücher des alten Bundes seyn wird; und wie sehr wir einen glücklichen Fortgang des ganzen Unternehmens auch in dieser Rücksicht zu wünschen be-
rechtigt sind. Hn.

D f c n.

Oratio, qua viro excellentissimo Josepho de Urmeny, Regiae literarum universitatis Ungaricae praesidi VI. Jun. MDCCCXXV vita perfuncto justis exequiarum solennibus a Regia Literarum universitate Ungarica rite persolutis parentavit Ludovicus Schedius, Aestheticae et elegantium artium Profess. 44 S. in 4.

Die Verlegung und Erweiterung der Ungarischen Universität von Tyrnau nach Pesth im J. 1777 unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, war hauptsächlich auf Anrathen und nach dem Plan des geh. Hofr. von Urmeny geschehen, deren Präsident er demnächst wurde. Die Universität hatte also die Verpflichtung sein Andenken durch eine feyerliche Rede zu ehren. Der Auftrag dazu ward dem Hn. Prof. Schedius, Senior der philosophischen Facultät, und einst unser gelehrter Mitbürger, übertragen; der sich desselben am 20. August desselben Jahrs 1825 auf eine würdige Weise entledigte, indem er die Verdienste und den Character des Verewigten ins Licht stellte. Unter den Beylagen ist das Memorial abgedruckt, welches Hr. v. Urmeny im J. 1777 der Kaiserin zu jenem Zwecke überreichte, und was die Gründe und den Plan der nach Pesth zu verlegenden und zu erweiternden Universität auseinandersetzte, welches demnächst von der Monarchin gebilligt und vollzogen ward. Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 18. August 1827.

Göttingen.

Von ihrem Correspondenten Herrn Professor Levezow in Berlin ward der Königl. Societät ein gedruckter Aufsatz überreicht: Jupiter Imperator, in einer antiken Bronze des Königl. Museums der Alterthümer zu Berlin; eine archäologische Vermuthung, 1826. 36 Seiten in 4. Mit zwey lithographirten Kupfertafeln.

Im May 1826 ward bey dem Dorfe Lichtenberg, eine Viertelmeile von Berlin, außer einigen Urnen, von denen jedoch nur zwey erhalten werden konnten, eine Figur von Bronze $5\frac{1}{2}$ Zoll hoch, gefunden; welche den Stoff zu dieser Abhandlung darbot. Sie ist unbezweifelt ein antikes Product römischer Kunst, und stellt dem ersten Anblicke nach einen stehenden römischen Feldherren oder Krieger dar, mit unbedecktem aber härtigen Haupte, am Körper mit einem römischen Panzer bewaffnet; unter welchem noch oberhalb der Knie, die Tunica her-

vorragt. Auf der linken Schulter ruht eine kurze und schmale Chlamys. An dem Panzer aber zeigen sich die noch vorhandenen Ueberbleibsel einer zwiefachen sehr zierlichen Plattierung. Nach der Arbeit zu urtheilen, würde das Bild etwa in das zweyte oder dritte Jahrhundert zu setzen seyn. Es entstand daher zunächst der Gedanke, daß es einen der Kaiser dieser Periode vorstelle; allein der Kopf hat mit keinem derselben auf den Münzen Aehnlichkeit. Es scheint überhaupt nicht Portratt, sondern Ideal zu seyn. Dieß brachte den Verfasser auf die Idee, daß es ein Jupiter Imperator seyn möge; dessen Statue bekanntlich auf dem Capitol stand, wohin sie nach Livius VI, 29 von Praeneste durch L. Quintius gebracht ward. Diese Vermuthung — wie der Verfasser sie selber nennt — wird mit einer Reihe Gründe unterstützt; und dabey zugleich auf die Stelle bey Cicero in Verrem IV, 57 Rücksicht genommen, und die Unhaltbarkeit der Lesart Iovis Imperatoris, quem Graeci Οὐρανίου vocant, aus mehreren Gründen dargethan. Der Kopf, besonders der Bart, erinnern allerdings an einen Jupiter. Sollte man gleichwohl noch Einwendungen gegen diese Erklärung machen, so könnte man an den vergötterten Romulus oder Quirinus denken. Die beiden Tafeln in Steindruck stellen die Figur von vorn und von hinten dar.

En.

R o m.

Peintures de Polygnote à Delphes dessinées et gravées d'après la description de Pausanias par F. et I. Riepenhausen. 1826. (20. radierte Blätter in groß Querformat)

mit einigen Seiten Erläuterung; der Subscriptionspreis von 1½ Louisd'or dauert noch bis Ende dieses Jahres fort).

Mit wahrhafter Freude zeigen wir dieses Werk eines berühmten Künstlerpaares an, das seiner Vaterstadt Göttingen auch dadurch zur Ehre gereicht, daß es die hier zeitig gepflegte und zuerst durch academische Vorlesungen unterhaltene Liebe zur antiken Kunst neben Bestrebungen und Studien, die den Mahler christlicher und patriotischer Gegenstände leicht davon ablenken können, in sich warm und rege erhält, und das Licht, welches das Verständniß alter Denkmäler ihrem künstlerischen Geiste mitgetheilt hat, durch geistreiche und lebensvolle Erneuerung antiker Kunstwerke der befreundeten Wissenschaft zurückzugeben sucht. Bekanntlich haben die Brüder Riepenhausen schon 1803 das eine Gemälde, womit Polygnotos die Halle der Knidier zu Delphi ausgeschmückt hatte — die Zerstörung Iliens darstellend — nach Pausanias Beschreibung entworfen, zur Weimarschen Kunstausstellung gesandt, und hernach in vierzehn Blättern herausgegeben; und der Nutzen dieses Bemühens, so wie das Gelingen des Versuchs, ist damals namentlich von den Weimarschen Kunstfreunden rühmend (obwohl mit etwas zu gnädiger Miene) anerkannt worden. Doch ist diese jetzt erschienene Erneuerung des auf der entgegengesetzten Wand jener Halle von Polygnotos gemalten Gegenstandes, des Odysseus in der Unterwelt, um so viel vorzüglicher als jener erste Versuch, daß kaum eine Vergleichung zwischen beiden statt finden kann. Die Zeichnung ist jetzt bey weitem strenger, richtiger und gelehrter; jede Figur charakteristischer dargestellt, und die eintönige Manier, die im ersten Versuche herrschte, völlig verschwunden. Der Grund

davon liegt natürlich größtentheils in der so bedeutend vorgerückten Ausbildung des Talents dieser trefflichen Künstler, doch auch zum Theil unverkennbar in den vom Theseustempel und dem Parthenon zu uns herübergekommenen Sculpturen — namentlich den Reliefs der Friesse — deren Einfluß auf ihre Arbeit die Künstler selbst andeuten. An diesen Sculpturen fanden sie auch eine Art von Kanon für den Styl, in welchem sie sich Polygnotos Gemälde ausgeführt denken konnten, indem sicher — so sehr auch immer die Kunst der Farbengebung damals noch zurückgewesen seyn mag — doch die Zeichnung, als die Grundlage beider Künste, bey Polygnotos nicht viel weniger ausgebildet gewesen seyn kann als bey dem etwas jüngeren Phidias, und in seinen Werken ein edler Character der Figuren, um dessentwillen ihn Aristoteles rühmt, und ein freylich immer gemäßigter Ausdruck, auf den Plinius hindeutet, mit der strengsten Bestimmtheit und Richtigkeit der Zeichnung vereinigt gedacht werden muß. Bey der Darstellung der Heroen und Heroinen in der Schattenwelt kam es nun darauf an, die Charactere der Einzelnen mit Schärfe und Lebendigkeit aufzufassen, und sie auf eine sinnreiche Weise zusammenzustellen und zu gruppieren. Was zuerst die Auffassung der Charactere betrifft, so haben darin die Erneuerer des Bildes geleistet, was man nur irgends erwarten konnte, und man erkennt in vielen Figuren ein lebensvolles und geistreiches Studium der antiken Poesie. Der schlaue und thätige Odysseus, der weise Seher Teiresias, der gewaltigste und schönste der Heroen Achilles, Agamemnons Stolz und Würde, Orpheus Begeisterung, Paris Weichlichkeit, Nias des Telamonischen gekränktes Selbstgefühl, Hector's in-

nige Trauer über den Fall der Vaterstadt sind in echt antikem Sinne dargestellt, und wo die alte Sage und Poesie keine bestimmten Züge darbot, wie bey den meisten der zahlreichen Frauenfiguren, hat doch die Phantasie einen gewissen Schein von Individualität erschaffen. Auch sind diese Frauenfiguren im Ganzen eben so anmuthig und reizend, wie die Heldenleiber kraftvoll und großartig gebildet. Sehr geistreich und in echt homerischem Sinne ist das Leben im Hades im Allgemeinen aufgefaßt, eine gewisse Dämmerung und Trübe liegt über dem Ganzen, und drückt sich beynah in Aller Mienen aus, wenn auch unter den Figuren selbst eine große Abstufung von der Schwermuth des angefesselten Thezeus bis zur kindlichen Heiterkeit der Töchter des Pandareos statt findet. Auch was den zweyten Hauptpunct, die Gruppierung und Anordnung des Ganzen, betrifft, sind die neuen Künstler ohne Zweifel der Art und Kunst des alten Meister Polygnotos nahe gekommen, und man nimmt wahr, daß die Weimarsche Beurtheilung des ersten Versuchs nicht ohne Einfluß auf ihre Arbeit geblieben ist. Das System der durchlaufenden horizontalen Linien, das die Alten bey solchen Compositionen zu befolgen pflegten, ist zum Grunde gelegt, und die Figuren befinden sich meist in drey Streifen, wenn auch besonders zur linken Seite manche zwischen die Reihen gestellt sind. Vielleicht bediente sich Polygnot, um diese Aufstellung der Figuren zu motivieren, einiger Andeutungen einer Berglandschaft; unten (*ἐν τοῖς κατό*) war ein ebener Plan, der nur bey Orpheus sich zum Hügel erhob; dagegen erwähnt Pausanias im zweyten und dritten Streifen, bey der Tyro, dem Marsyas, der Mära, dem Fasse *πέρπας*, welches schwerlich bloße ein-

zelne Steine waren; an der rechten Seite stieg das Gebirg zu einer Klippe empor, an der Sisyphos den Stein emporwälzte. Indessen muß der Ref. gestehen, daß ihm die Anordnung der neuen Künstler doch noch nicht in allen Stücken genügt und noch nicht so polygotisch zu seyn scheint als sie seyn könnte; sie ist ihm im Ganzen zu principlos, und an mehreren Stellen nicht geordnet und symmetrisch genug. Wie kommen, muß man fragen, die Genossen des Odysseus mitten zwischen den Dknoß und die Heroinen hinein, warum gehen die uneingeweihten Weiber auf die Kallisto und Pero zu? u. dgl. m. Da nun die Künstler sich über ihre Auffassung des Gegenstandes im Ganzen auf eine Weise äußern, welche zur Discussion nur einladen kann (*Quant à nous, nous avons fait ce qui dans notre intime conviction nous a paru et plus convenable et plus vraisemblable, sans cependant prétendre d'opposer notre opinion à celle des savans antiquaires. Peut-être que notre essai provoquera un examen plus profond que celui qu'on a fait jusqu'à présent. Ce sera pour nous une nouvelle source d'instruction*): so will Ref., ganz ohne den Anspruch belehren zu wollen, doch einige Einleitungen zu einer solchen Discussion machen. Es gibt drey Haupthülfsmittel, welche für die Disposition der Figuren benutzt werden müssen. Erstens die Grundlage unserer ganzen Kunde, Pausanias Text. Aber so viel dieser auch lehrt, so bleibt doch noch gar vieles dunkel, weil die Ausdrücke, durch die er die Stellung der Figuren bezeichnet, nicht immer ganz bestimmt sind. Es sind ἐφεξῆς, der Reihe nach, παρά daneben, μετά, weiter, welches nicht nothwendig auf dieselbe Reihe schließen läßt,

ἀνω und κάτω, ἀνωτέρω und κατωτέρω, welches meist auf höhere und niedere Streifen des Bildes geht, ἐγγύτατα sehr nahe, was sich aber auch nicht nothwendig auf denselben Streifen bezieht, ἐσωτέρω mehr nach innen, d. h. zur rechten Seite, da Pausanias von der linken beginnt, endlich ἐπὲρ und ἐπὶ, was auch nicht immer auf andere Streifen deutet, (wie das bestimmtere ἐπὲρ τῆς κεφαλῆς) da Patroklos ἐπὲρ τὸν Ἀχιλλεῖα ἐστῆκώς doch mit ihm eine Gruppe macht, und Meleagros selbst ἀνωτέρω als Nias gestellt ihn anblickt. Dieß bemerkt auch Herr Meyer, Gesch. der gr. Kunst I. Ann. S. 141, und die Herren Niepenhausen haben hierin ebenfalls das Richtige getroffen. — Zur Beseitigung der hierdurch entstehenden Zweifel und Ungewissheiten kann nun das zweyte Hülfsmittel dienen, Rücksicht auf die in der alten Kunst so genau beobachtete Symmetrie, auf das sich entsprechende 'Hüben und Drüben', und auf gewisse harmonische Zahlenverhältnisse. Ueber das letztere erwarten wir besondere Aufschlüsse von Herrn Prof. Welcker, nach dem, was dieser Gelehrte 'Aeschyleische Trilogie' S. 512 und zum Philostratos S. 485 angedeutet hat. Hier lesen wir nämlich: In hoc numero (septenario) utriusque tabulae Polygnoti Delphicae oeconomica dispositio ita vertitur, ut certa sedes figuris plerisque omnibus assignari et opera ejus ope restitui possint, quibus equidem, si compositionem spectemus et rationem dramaticam, nihil ex tota antiquitate in arte novi majus, nihil perfectius. Der Ref. hat indeß für sich hieraus nicht den Nutzen gezogen, wie aus der Beachtung des dritten Hülfsmittels, der inneren, so zu sagen, geistigen Construction des Gemäldes, d. h. besonders

der Gedanken, welche Polygnotos bey der Wahl gerade dieser Figuren zur Bevölkerung seines Hades leiteten, indem doch sicher der Grund, um dessentwillen Polygnotos unter so vielen mythologischen Personen nur diese und jene aufnahm, auch ihre Stellung und ihre Verbindung unter einander meist bestimmen mußte. Polygnotos nahm bekanntlich seinen Gegenstand aus Homers Odyssee, und es findet sich auch, daß er von den dort erwähnten Helden und Heroinen sechs und zwanzig aufgenommen und nur sieben weggelassen hat; dagegen hat er vier und vierzig, wie Hes. zählt, von Homer nicht erwähnte hinzugethan. Hierbey mußte er sicherlich einen bestimmten Grund haben; bloße Willkühr leitete gewiß den geistreichen Künstler nicht. Nun dachte in Polygnotos Zeitalter beynahе jedes edlere und gebildete Gemüth in Griechenland bey der Unterwelt an Mysterien und an Orpheus. Wer die Mysterien geschaut, der weiß des Lebens Ende und zugleich den gottgegebenen Anfang, sagt Polygnotos Zeitgenosß Pindar, und ähnlich Andere. An Orpheus Namen wurden aber damals allerley religiöse Phantasien und Speculationen über das jenseitige Leben geknüpft. Was nun erstens die Mysterien betrifft, so gab es auch in Polygnots Vaterstadt Thasos gewisse geheimere Gebräuche der Demeter, welche mit einer parischen Colonie von der durch sehr alten Demeterdienst berühmten Insel herüber gekommen waren (Homer. Hymnus auf Dem. 493. Archilochos bey Hephästion S. 55 und Schol. Aristoph. Vogel 1775. Herobot VI, 134. Antimachos Fragm. 36). Die Uebertragung geschah durch eine Demeterpriesterin, eine sogenannte Kabarnerin, Kleobda. Diese sah man nun am linken Ende

des mittlern Streifens auf dem Rücken des Charon sitzend und auf dem Schooße eine Kiste haltend, wie sie in den Geheimnissen der Göttin gebräuchlich war. Wie hiedurch Polygnotos andeutete, worauf das Heil der Seelen beruhe, so bezeichnete er gerade am entgegengesetzten Ende derselben Figurenreihe, welche Folgen die Verschmähung desselben habe. Hier stand nämlich das Faß, nach welchem verschiedene Menschen Wasser trugen; einer Altan zerbricht das Gefäß dabey, aber sie gießt noch aus den Scherben, andere aber kommen mit zerbrochenen Krügen, umsonst und thöricht sich bemühend; bey diesen standen 'die Uneingeweihten' und es ist wohl klar, daß die ganze Scene eine Gruppe bildete, und sich auf Mystereien bezog. So sinnvoll entsprach sich das Rechts und Links. Hierauf kommen wir zu Orpheus. Dieser saß, über die andern Todten erhoben, auf einem Hügel mit der Kithar in der Hand, mit vier Personen um ihn, die wir hernach nennen werden. Nun ist aber besonders darauf zu achten, daß zu seiner Rechten folgende Gruppe war: Agamemnon, Proteusilaos, Achilleus und etwas mehr zurück Antilochos und Patroklos, und zu seiner Linken diese: Hector, Sarpedon, Memnon und etwas höher (*ἐπὶ αὐτοῦ*) Penthesilea und Paris, denn daß man die beiden letztern nicht in eine andere Reihe stelle, fordert erstens die Rücksicht auf Symmetrie, und dann der Umstand, daß in dieser Reihe an dem Orte nach der angegebenen Anordnung schon die Uneingeweihten stehen. Man hat also hier fünf griechische Helden auf der einen Seite, und auf der andern fünf troische und mit Troja verbündete, die Polygnot nicht aus Homer genommen sondern frey hinzugethan hat, und zwar beide um Orpheus

herum, um den Sänger, dessen Lieder nach damaliger Meinung von dem jenseitigen Leben die erheiterndste Vorstellung gaben. Deutlich war hier die Intention des Künstlers, die Helden der beiden kämpfenden Parteyen friedlich um Orpheus vereinigt darzustellen; sie müssen also im Ganzen nach ihm hingewandt erscheinen (nur Paris, der *παρθενοπίνης*, richtet auch hier seine Aufmerksamkeit auf die spröde Amazone Penthesileia); ja man dürfte, wenigstens bey einer Restauration des Bildes, darzustellen suchen, wie der Gram der vorzeitig gefallenen Helden durch die erhabenen Lieder des Orpheus besänftigt eben in stille Ruhe und Hoffnung übergeht. Der thrakische Sänger Orpheus aber bildete mit seiner nächsten Umgebung ebenfalls eine Gruppe von fünf; es gehörte dazu erstens ein anderer Thraker, der unglückliche Thamyris, dann Pelias (warum dieser, ist nicht recht klar), ferner Schedios, der Phokierfürst, und Promedon, der ein Orphiker gewesen zu seyn scheint. Schedios ist hieher gestellt, um an das äußere Lokal des ganzen Bildes, Delphi, zu erinnern, wo des Sänger Orpheus Name wahrscheinlich auch sehr in Ehren gehalten wurde. Auf Delphi deuten auch zwey kleine, einander sehr ähnliche Gruppen — jedesmal ein Alter mit einem Knaben — die man in der Reihe über Orpheus einander ganz entsprechend anlegen muß. Nämlich auf der einen Seite der junge Phokos, (in Bezug auf Phokis) der dem greisen Iasos einen Ring als Zeichen der Wiedererkennung zeigt; auf der anderen der alte Marsyas, der den Olymp im Flötenspiel unterrichtete. Flötensweisen des Olympos hatte man nämlich auch in Delphi; und waren diese auch von einem jüngern Olymp, so verwechselte man dieß doch

meist. Nachdem wir diese Gruppen etwas genauer angeordnet haben, wollen wir nur noch einige andere Intentionen des Künstlers kurz andeuten. Die Verdammten gehören offenbar ganz in die Ecken; rechts Sisyphos, die Uneingeweihten und Tantalos, links oben der träge Zauderer Oknos, dem die Eselin das Seil frißt, während er es dreht (weil ungeschlüssiges Zaudern der Seeligkeit eben so hinderlich ist wie Leidenschaft), und neben ihm der riesenmäßige langgestreckte Tityos (hier trat freylich das Reich der Unseligen weit in das Bild hinein), und an derselben Seite unten der Watermörder und Tempelräuber. Vor dem Nachen des Charon in der mittlern Reihe lag Eurynomos, denn wie durch Charon die Seelen in die Unterwelt kommen, so werden sie durch Eurynomos nach der von Polygnot befolgten Vorstellung ganz in Schatten verwandelt. Die Heroen und Heroinnen waren im Ganzen so gestellt, daß sich die letztern links, die erstern rechts von Odysseus befanden; doch waren von der Versammlung der übrigen Heroinnen, die in zwey Reihen, der untern und mittlern, über einander angebracht waren, mehrere aus Gründen getrennt, die schwer aufzufinden seyn möchten. Von den Heroen stehen die Feinde des Odysseus, die beiden Nias, Palamedes und Thersites nebst Meleagros als fünftem, in einer Reihe mit Odysseus, aber von ihm durch einige andere Figuren gesondert und ohne Zweifel feindlich abgewendet. Noch ist zu bemerken, daß die beiden Genossen des Odysseus, welche die schwarzen Widder bringen, ganz in die Ecke der obersten Reihe gestellt werden müssen; sie bilden eine Einleitung des Ganzen und machen, wie ein Proömium, auf die Hauptdarstellung aufmerksam. Mehrerer Figu-

ren ist hier noch keine Erwähnung geschehen, aus dem Grunde, weil über ihren Platz sich noch keine Erklärung geben läßt; und Ref. legt auch die hier mitgetheilten Bemerkungen in die Hände der sinnvollen Künstler und anderer Alterthumsforscher nur in der Absicht nieder, daß sie ein Antrieh mehr werden mögen, durch vereinte Bemühungen beider Theile den ganzen innern Zusammenhang dieser echt dichterischen Materie einmal zu völliger Befriedigung herzustellen.

R. D. M.

Paris.

Chez Baillièrre, Gabon, Méquignon - Marois et Thomine: *Considérations générales sur l'Épidémie qui ravagea Barcelone en 1821, et sur les mesures que notre gouvernement avait prises pour nous en garantir.* Mémoire lu à l'académie royale des sciences dans sa séance du 4. Juillet 1825, suivi du rapport de M. le Baron Dupuytren. Par L. F. R. Costa - Sicre, Docteur en Médecine de la Faculté de Paris, Médecin du grand lazaret des Pyrénées-Orientales etc. 1827. VIII. 254 S. 8.

Drey Schiffe, welche im Junius 1821 von Havanna in Barcelona eingelaufen waren, und zum Theil zum Negerhandel dienten, hatten Kranke am Bord, die am gelben Fieber litten. Durch ein viertes Handelsschiff wurde die Krankheit den andern Fahrzeugen im Hafen mitgetheilt, und als am 15. Julius, bey Gelegenheit des Constitutionsfestes, beynabe die ganze Bevölkerung von Barcelona zu den Schiffen hinausgeströmt war, wurde in Kurzem die Stadt

selbst, die früher nie etwas von dieser Krankheit empfunden hatte, von derselben ergriffen und mit furchtbarer Schnelle von ihr durchzogen. Beynahe $\frac{1}{2}$ der Einwohner, gegen 10,000 wurden hinweggerafft; der übrige Theil zerstreute sich in anliegenden Gegenden Cataloniens und verbreitete die Keime des Todes auch dahin. Durch Bekanntmachung der spanischen Aerzte und Behörden wurde die Krankheit demungeachtet als nicht-ansteckend erklärt; jedoch eine Commission französischer Aerzte, die von der Regierung dahin gesandt worden war, sprach eine entgegengesetzte Ansicht aus. Diese Ansicht nun zu entkräften, die Erklärung der Spanier zu unterstützen, und über die Natur und Behandlung des gelben Fiebers überhaupt bessere Vorstellungen zu verbreiten, ist der Zweck der Schrift des Verfassers, der zwar nicht selbst an Ort und Stelle gewesen war, aber sich von daher glaubwürdige Nachrichten verschafft hatte.

Er stellt den Satz auf (p. 42): das gelbe Fieber entstände immer durch locale Ursachen, große Hitze und Feuchtigkeit, faulende thierische und vegetabilische Stoffe, und andere übelriechende Ausflüsse, deren Miasmen einen Heerd der Infection bildeten, der sowohl an Gegenden als auch an Häusern, Schiffsräumen, ja sogar an Personen, die davon umgeben wären, fixirt seyn könne, sich jedoch nicht, wie vom Contagium behauptet werde, in den erkrankten Körpern von Neuem erzeuge und auf andere fortpflanze, sondern mit der Entfernung von den örtlichen Entstehungsbedingungen sich zerstreue und zerstöre. Seine Gründe hierzu sind hauptsächlich folgende: 1) In Amerika, dem eigentlichen Geburtslande des gelben Fiebers, seyen nur solche Orte, welche die oben bezeichneten Eigenschaften hätten,

ihm unterworfen, auch wären beynah alle americanischen Aerzte, ihren vielen Erfahrungen zufolge, mit ihm gleicher Meinung (p. 12). 2) In Cuba, woher jene Schiffe gekommen, habe zu derselbigen Zeit das gelbe Fieber gerade sich nicht gezeigt (p. 15 diesem wird von der französischen Commission ausdrücklich widersprochen p. 184!) 3) Zur Zeit des Ausbruchs habe eine große Hitze in Barcelona geherrscht, und in dem Hafen habe von den Abflüssen verschiedener Fabriken und von vielen Unreinigkeiten, die sich darein ergießen, ein unerträglicher Gestank die Luft verpestet (p. 17). 4) die Schifffahrten, worin viele Menschen in einer verdorbenen Atmosphäre zusammengepreßt seyen, wären oft Heerd und Zunder solcher Krankheiten (p. 21). 5) Die Krankheit habe sich allmählich verloren, sobald die Volksmenge aus der inficirten Stadt sich geflüchtet und in frische gesunde Gegenden ausgebreitet habe. Noch einen Grund nimmt er daher, daß das Alterthum von der sogenannten Ansteckung nichts gewußt und erst durch Fracastorius die Begriffe davon unter die Leute gebracht worden seyen (p. 7). Ref. glaubt in seinen Origines Contagii schon vor mehreren Jahren das Gegentheil unwidersprechlich bewiesen zu haben. 'Es ist aber mit dem Wahren, wie Göthe sagt (zur Naturw. I. iv. 372), wie mit dem Bernstein in den Dünen, es thäte Noth man triebe Bergbau drauf.'

Das Fieber selbst hält er für ein auf den höchsten Grad getriebenes Gallenfieber, und nach dieser Voraussetzung bestimmt er ausführlich das therapeutische Verfahren (p. 56 — 79).

In der zweyten Abtheilung sucht er die Unstatthaftigkeit der bisherigen Gesundheitsmaaßregeln sogar im Sinne der Ansteckung zu zeigen. Noch ehe die Aerzte sich über das Vorhandenseyn eines

Contagiums bey einer grasirenden Krankheit vereinigt hätten, müßte sich ja durch Handel und Wandel der Ansteckungskeim unverthilgbar nach allen Seiten ausgestreut haben, und eine militärische Sicherheitslinie diene zu nichts Wenigerem als zur Abwehrung des eindringenden Contagiums. Zum Beweise wie eitel und unwirksam eine solche sey, führt er (zum Theil aus Henry Relation historique des malheurs de Catalogne. Paris 1822) eine Anzahl sauberer Geschichten an von dem berühmten französischen Gesundheits-Cordon an der spanischen Grenze, und entwirft daneben ein wirklich erschütterndes Gemälde von dem Unglück und der Verwilderung einer so umschlossenen Gegend (p. 109). Ebenso stellt er die Zwecklosigkeit der Quarantaine-Lazarethe (in deren einem er selbst Arzt gewesen), nach seiner Ansicht mit Beyspielen belegt dar und erbietet sich zulezt, nebst zehn andern genannten Aerzten, unter gehöriger Aufsicht, die Kleider, Hemden, Betten u. eines in Amerika am gelben Fieber Verstorbenen 40 Tage lang in einem Lazarethe zu tragen.

Die andere Hälfte des Buchs enthält einen Bericht der zur Prüfung dieses Memoire von der Academie der Wissenschaften ernannten Commission, wovon Dupuytren Berichterstatte ist. Hier wird die Streitfrage klar und mit französischer Eloquenz auseinandergesetzt, die beiden Systeme der Contagion und Infection gegen einander gehalten und die Sätze und Behauptungen des Hrn. Costa, doch nur im Allgemeinen geprüft, von ihnen jedoch gesagt p. 182: la plupart des faits sur lesquels ils sont appuyés sont loin d'être constans, worüber sich denn C. in einer Note sehr entrüstet. Das Resultat ist, daß durch die bisherigen Untersu-

chungen die Nichtansteckungsfähigkeit durchaus noch nicht bewiesen sey, so daß die Regierungen in den bestehenden Sicherheits-Maaßregeln nichts ändern dürften; die gerügten einseitigen und ungenügenden Schritte und Mißbräuche jedoch zu verbessern seyen. Da von der andern Seite auch die Möglichkeit der Infection statt finden könne, so müßte eben so sehr darauf gesehen werden, die nach der Theorie sie veranlassenden Ursachen zu entfernen; weßhalb große Reinigung der Städte und Häfen, Lüftung der Schiffe; Abschaffung des Sklavenhandels und ähnliche Einrichtungen doppelt zu empfehlen seyen. Was nun die vorgeschlagenen persönlichen Versuche betreffe, so dürfe man bey aller Anerkennung der erhabenen Selbstaufopferung für Menschenwohl, die in einem solchen Anerbieten läge, nicht übersehen, daß auch unter den günstigsten Umständen, hieraus sich keine entscheidenden Schlüsse möchten entnehmen lassen (p. 220 — 252, wogegen denn Costa viele Einwürfe in den Anmerkungen macht), daß aber sehr zu wünschen sey, daß die Academie die Sache selbst zum Gegenstand einer großen Preisfrage mache, und durch alle ihr zu Gebot stehenden Mittel, durch amtliche und authentische Nachforschungen und strenge Vergleichung der reinen Thatfachen sich bemühen möge, diese der Menschheit so hochwichtige Frage zu einer befriedigenden Entscheidung zu bringen.

M . . .

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 20. August 1827.

H a l l e.

Ben Hemmerde und Schwesshke: Neues Archiv des Criminalrechts. Herausgegeben von Ehn Gl. Konopak, Oberappellationsrath und Professor zu Jena, C. F. A. Mitztermaier, Geh. Hofrath und Professor zu Heidelberg und Dr. Konr. Franz Rosshirt, Hofrath und Professor zu Heidelberg. Band VIII. 1825. 1826. 729 S. in 8.

Auch der vorliegende Band enthält eine reiche Ausbeute belehrender und merkwürdiger Aufsätze, deren Inhalt sich aus der gleich folgenden Uebersicht ergeben wird. I. v. Gdnner über das königl. bairische Gesetz wider den Diebstahl vom 25. März 1816. (Ein merkwürdiges Beyspiel von dem Schaden legislatorischer Mißgriffe findet sich bekanntlich in den Bestimmungen wider den Diebstahl, welche in dem bairischen Strafgesetzbuche v. J. 1813 aufgestellt sind und durch das erwähnte spätere Gesetz eine wesentliche Milderung erhielten. Der absteckende Inhalt und die Geschichte von beiden werden hier in treffenden Bemerkungen entwickelt. Man überzeugte

D [6]

sich gleich in den ersten Jahren nach Erscheinung des Gesetzbuchs, daß der Inhalt der fraglichen Bestimmungen dem Leben des Volks nicht anpasse. Eine eigene Commission erhielt daher im J. 1816 den Auftrag, dieselben zu revidieren und einen neuen Gesetzworschlag zu machen, den der Vf. zu bearbeiten hatte und der bereits unterm 25. März eben dieses Jahres als Gesetz promulgirt wurde. Nach dem Inhalte desselben kamen 927 Erkenntnisse zur Revision, welche von dem Vf. in 6 Wochen vollendet wurde. 697 derselben wurden gemildert, ungeachtet der nach dem neuen Gesetze noch sehr strengen Strafbestimmungen, an den erkannten Strafen wurden 2371 Jahre nachgelassen und 387 Verurtheilte sogleich in Freyheit gesetzt. Ohne diese Revision, bemerkt der, leider seitdem viel zu früh für die Wissenschaft verewigte, Verf. hätte sich die Zahl der in den 7 zunächst folgenden Jahren übermäßig zuerkannten Strafjahre wenigstens auf 12,000 Jahre erhöht, oder das Gesetz wäre in zahllosen Begnadigungen untergegangen.) II. Rößhirt über culpose Körperverletzungen. (Der Verf. weist logisch und geschichtlich aus dem gemeinen deutschen Criminalrechte nach, daß dieselben nicht in die Classe der eigentlich sogenannten Verbrechen gehören. Einer mißverstandenen Philosophie schreibt er manche in einem entgegengesetzten Sinne aufgestellte neuere Bestimmungen zu. 'Keine frühere Zeit, bemerkt er, enthalte eine Spur von Verbrechen wider die Gesundheit, Verletzung der Integrität der menschlichen Kräfte und wie man das weiter nennen möge'.) III. K. Württembergisches Edict über die StrafGattungen und Strafanstalten vom 17. Jul. 1824 mit Bemerkungen von Mittermaier. (Der Text dieses Edicts wird vollständig mitgetheilt, die Licht- und Schattenseite des

Inhalts wird mit gleicher Unparteylichkeit angedeutet. Nach Art. 2 wird die Todesstrafe durch Enthauptung vollzogen, alle andere Arten der Hinrichtung so wie alle Verschärfungen derselben sind aufgehoben. Laut Art. 32 findet die Reclusion nach ausgestandener Strafe bis zu erprobter Besserung nicht mehr Statt, sondern jeder der die ihm zuerkannte Strafe überstanden hat, ist aus der Strafanstalt zu entlassen. Angehängt sind Schlußbemerkungen über die Festungsstrafe, über die, von Amtswegen zu bewirkende, Einsendung der Strafurtheile &c.) IV. Laub über die sittliche Beziehung der Strafgesetze mit besonderer Rücksicht auf das französische Sacrilegien-Gesetz und den Baierschen Entwurf v. J. 1822. (Der Vf. findet weder das eine noch das andere der in diesen Gesetzgebungen über das Sacrilegium aufgestellten Systeme genügend; seiner Ueberzeugung nach liegt die Wahrheit zwischen beiden in der Mitte. Diese glücklich zu treffen, ohne sich auf der einen Seite durch Ueberschätzung religiöser Ansichten, auf der andern durch gänzliche Gleichgültigkeit gegen dieselben zu Mißgriffen verleiten zu lassen, gehört unstreitig zu den schwierigsten Aufgaben der Gesetzgebungswissenschaft.) V. F a r k e Bemerkungen über die Lehre vom unvollständigen Beweise vornehmlich in Bezug auf die außerordentlichen Strafen. Mit besonderer Rücksicht auf die preussische Criminalordnung. (Der Vorwurf daß nach dieser Verordnung auf den bloßen Verdacht gestraft werden könne, erscheint nach dem Zusammenhange des Ganzen als grundlos und ungerecht. Was über außerordentliche Strafe gesagt wird, muß mit den Acten dieser Controvers in den frühern Bänden dieser Zeitschrift verglichen werden.) VI. R o s h i r t, Einiges über Wissenschaft, Gesetzgebung und Anwendung im Rechte, besonders im Criminalrechte. (Allgemeine Ansichten

über dasjenige was in neuerer Zeit in diesem Fache geleistet wurde, oder zu leisten noch übrig ist. Am Schwierigsten für jede Legislation zeigt sich die Lehre vom Beweise. 'Wem diese gelingt, sagt der Verf., und zwar aus dem Standpuncte der Einrichtung der Gerichte, aus jenem der größtmöglichen Ueberzeugung des Richters, aus jenem eines schonenden Benehmens gegen den Angeklagten und vorzüglich aus dem der möglichst unmittelbaren Wahrnehmung des Richters — der hat ein großes Werk für unsere Tage vollbracht.' VII. XII. XVII und XXIII. Beurtheilung der neuesten criminalistischen Schriften. (Mit gewohnter Unparteylichkeit und Gründlichkeit abgefaßt.) VIII. Der Entwurf eines Criminalgesetzbuchs für den eidgenössischen Stand Graubünden von 1825 mit Bemerkungen von Mittermaier. (Das erste legislative Erzeugniß eines Landes, von dessen Gewohnheitsrechte und Gesetzgebung bisher keine gedruckte Sammlung existierte. Zu den Merkwürdigkeiten dieses Entwurfs gehört u. a. die Bestimmung, nach welcher bey der Schlußversammlung des Gerichts jedem ohne Ausnahme der Zutritt frey steht. Wenn der Angeklagte schon eingestand, so wird das Contestationsverhör, sonst aber die Anklagsacte vorgelesen; der Defensor liest die Bertheidigung ab, alle Umstehende werden dann aufgefordert, etwanige Bemerkungen oder Defensionsgründe mitzutheilen. Das Gericht prüft hierauf in geheimer Sitzung alle Verhandlungen, fordert den Defensor wieder vor, um anzugeben, ob er neue Defensionsgründe gehört habe, und wenn ein neuer Defensor sich meldet, so wird er vorbeschieden und vernommen. Das Urtheil wird nach Stimmenmehrheit in dem sofort öffentlich gehaltenen Standrechte gefällt.) IX. Burchardi über die Strafe des Ehebruchs nach Römischem Recht und der peinlichen Halsgerichtsordnung.

(Die bekannte Verordnung Constantins 'sacrilegos nuptiarum gladio puniri oportet, wird mit Recht auf die Verführer von Ehefrauen beschränkt und mit den spätern Verordnungen des Justinianischen Codex und der Karolina in Verbindung gesetzt. Ueber die Art. 120 dieser letztern enthaltene, Straffaction und deren Vereinbarung mit den Reichspoliceyordnungen von 1548 u. 1577 würden wir noch immer der v. Feuerbachschen Meinung nach welcher die spätere Verfügung der frühern derogiert, den Vorzug geben. Nach dem Vf. wäre hier zwischen dem Zusammenhänge im öffentlichen Ehebruch und zwischen Ehebruch ein Unterschied zu machen, von dem erstern sey in der R.P.D. von dem andern in der Karolina die Rede; auch nachdem der Ehebrecher die in jener ausgesprochene Policeystrafe (an Leib oder Gut) erlitten habe, bleibe es dem beleidigten Ehegatten noch immer unbenommen, auf die in C.C.C. gedrohte Strafe anzutragen. In welchem inhumanen Lichte müßte der Gesetzgeber erscheinen, welcher ein- und ebenbasselbe Verbrechen zugleich policeylich und criminell strafen wollte!) X. Stübel, über gefährliche Handlungen als für sich bestehende Verbrechen. (Ein ausführlicher Aufsatz, der in folgende 4 Abschnitte zerfällt: 1) Bestimmung der gefährlichen Handlungen. 2) Strafbarkeit dieser Handlungen als besondrer Verbrechen. 3) Natur der verschuldeten Verbrechen und Unrichtigkeit der gewöhnlichen Vorstellung von der Strafbarkeit derselben. 4) Vorschläge zu gesetzlichen Bestimmungen über die Bestrafung gefährlicher Handlungen. Deutsche Gesetzgeber und Männer vom Fach werden hier mannigfaltige Belehrung und Stoff zu weiterem Nachdenken finden. Ueber die Behauptung, daß das Wort Schuld als eine Art der Willensbestimmung, im Gegensatz des Vorsatzes, aus dem Criminalrechte ganz

zu verbannen sey (S. 307) dürften die Meinungen sehr getheilt seyn.) XI. Kurze practische Erörterungen von *Mittermaier*. (u. a. über die Pflicht des Beichtvaters zum Zeugniß. Hier tritt nach dem Vf. für den Gesetzgeber der Wechselfall ein, entweder, den Grundsätzen der Religionsfreyheit zuwider das Institut der Beichte nicht anzuerkennen, oder die Befreyung des Priesters von der Zeugenpflicht zu verordnen.) XIII. Einige Bemerkungen zur Lehre vom *dolus* von *Noßhirt*. (Eine kurze Uebersicht desjenigen was über diesen Gegenstand bisher geleistet worden, oder zu leisten noch übrig bleibt. Unter andern wird bemerkt, die speculativen Darstellungen der Neuern, so verdienstlich sie seyen, drehen sich bloß darum, dasjenige zu rechtfertigen was in voraus schon als wahr angenommen sey, auch sey dabey der Fehler begangen worden, daß diese Begriffe immer zu allgemein gehalten wurden, mithin eine dem Leben widersprechende Abstraction und folglich auch eine 'gewissermaßen falsche' Theorie sich geltend zu machen suchte. — Leider ein Vorwurf der auch in andern Theilen dieser Wissenschaft seine volle Anwendung findet und namentlich über den vorliegenden Gegenstand eine Breite herbeygeführt hat, bey welcher man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht und — zuletzt nicht mehr weiß, ob man der Sache einen deutschen oder einen fremdländischen Namen beylegen soll!) XIV. *Birnbaum*, über den Unterschied zwischen *crimen* und *delictum* bey den Römern und die ihnen zugeschriebene Eintheilung der Verbrechen in *publica* und *privata*. (Ein Aufsatz der die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn des Vf. unwidersprechlich beurfundet. Ob jedoch der (7½ Bogen umfassende) Aufwand von beiden nicht einem für die Rechtsanwendung ergiebigeren Thema hätte zugeheilt werden können? dürfte zweifelhaft seyn. Auch

ließe sich fragen, ob Ausführungen wie die vorliegende nicht in lateinischer Sprache dem gelehrten Leser mehr zusagen würden? Für den bloßen Geschäftsmann könnte sodann ein Auszug von wenigen Blättern in vaterländischer Sprache genügend seyn.) XV. Mittermaier über den Zweykampf, mit besonderer Prüfung des neuesten Entwurfs eines Duell-Edicts für das Königreich Hannover. (Ein Nachtrag zu der in diesen Blättern (v. J. 1823. S. 1020) angezeigten frühern Abhandlung über Duellgesetze von eben diesem Verfasser.) XVI. Grohmann, gibt es Gründe, welche das Recht des Staats Todesstrafen zu verhängen, zweifelhaft machen? (Ein wichtiger Beytrag zur Untersuchung eines neuerdings vielfach bestrittenen höchst wichtigen Gegenstandes. Nach den Ansichten des Verf. dürften Gefängniß, lebenslänglicher Gewahrsam, Zuchthaus u. s. w. als Entziehungen der äußern persönlichen Freyheit, als höchstes Strafquantum mit dem Begriffe der äußern Sphäre des Staats und des Rechts übereinstimmender seyn als Todesstrafen. Doch erkennt er gern an, wie den von ihm wider die Rechtmäßigkeit der letztern aufgestellten Gründen wohl auch Gründe mögen entgegengesetzt werden können, die vielleicht triftiger und entscheidender sind. Wir glauben nicht, daß die Todesstrafe in einem Staate gänzlich entbehrt werden kann; allemal aber werden Abhandlungen wie diese wesentlich dazu beytragen, sie immer seltener zu machen und jede Art von Grausamkeit bey Vollziehung derselben zu verhüten. Die Abhandlung ist inhaltsreicher als ihre Aufschrift besagt.) XVII. v. Weber über den Begriff der strafrechtlichen Gewisheit. (Der Vf. bemerkt selbst, daß es ihm hier nicht sowohl um Neuheit der Ansichten als um das Verdienst

richtiger Zusammenstellung und klarer Auseinandersetzung der hierher gehörigen Wahrheiten zu thun gewesen sey.) XIX. Mittermaier über die Grenzen und Bedingungen der Straflosigkeit der Perforation. (Die Antwort auf die Frage welche in Bezug auf das Verhältniß des Richters und Geburtshelfers hier gestellt werden muß: darf der Richter den Arzt, welcher nach den Regeln seiner Kunst und überzeugt von der Nothwendigkeit der Perforation diese Operation vorgenommen hat, deswegen zur Rechenschaft ziehen? kann nach den hier mitgetheilten allseitigen Untersuchungen nur eine verneinende seyn.) XX. Rosshirt über den Geist des in der Karolina aufgestellten Criminalprocesses, mit besonderer Rücksicht auf unsere Praxis und auf die vielbesprochenen Ansichten von Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens. (Die Würdigung dieses Reichsgesetzes ist mit einer von Ungerechtigkeit und blinder Vorliebe gleich weiten Darstellung seiner Verdienste und seiner Mängel und Unvollkommenheiten verbunden. Von den letztern heißt es u. a.: 'sie (die Karolina) gravirt zu sehr den Verdächtigen — läßt ohne nähere Unterscheidung den Proceß mit der Verhaftung anfangen — gibt den Angeeschuldigten zu viel in die Hände des Richters — vermischet nicht selten das Interesse des Richters mit dem des Anklägers — bringt die . . . Tortur in das Beweisystem und — öffnet den Weg, wonach jemand auf die bloße Auctorität der Acten, und der vom Richter selbst nicht gehörten Zeugen, vom Richter selbst nicht gehörten Geständnisse verurtheilt werden kann.' 'Die Praxis, wird hinzugesetzt, hat nicht nur nichts aufgefunden, diesen Fehlschritten abzuhelpen, sondern der sich zum Allgebrauche erhebende Inquisitionsproceß hat die richterliche Willkür — befördern und den Proceßgang regelloser, folglich unter der Leitung unerfahrener Richter — schlechter machen helfen, als er je war.') XXI. Spangenberg, über die Strafe des Kindermords, in Bezug auf den Art. 235 des Entwurfs eines Strafgesetzbuchs für das Königreich Hannover. (Ein neuer Beweis von der vorurtheilsfreien Wahrheitäliebe womit die Gesetzcommission jeden ihr gemachten Vorschlag zur Vereblung des Entwurfs benützt.)

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.

Den 23. August 1827.

C a r l s r u h.

Bei Gottlieb Braun: Synagoge oder Grundsätze der Sprachforschung, von Junius Faber. 1826. 213 S. in 8.

Man weiß nicht recht, wie man mit dem Verfasser daran ist. Aushängebogen und hernach das fertige Buch sind uns nicht von ihm selbst, sondern durch eine dritte Hand zur Beurtheilung übersandt worden. Auf die darin entfalteten Grundsätze passen von Paris ausgegangene, neulich in Schlegels Indischer Bibliothek Band 2. S. 188 abgedruckte, mit treffender Opposition begleitete Theses. Das zu Wien herausgekommene, in Deutschland wenig gebrauchte Tripartitum (von Merian und Gruber) erscheint als gültige Autorität, Schischkow und Gulianow, zwey unter uns kaum bekannte Gelehrte, werden angeführt. Man würde die Schrift einem in Frankreich wohnenden Russen beylegen, der sich deutscher Sprache bedienen wollen, stünde nicht der Name Junius Faber auch im Meusel,

E [6]

freylich mit Werken anderer Art. So viel ist sicher, der Verf. hat sich einer Schule angeschlossen, deren etymologische Lehre gegenwärtig in Deutschland auf weniger Jünger rechnen darf, als vielleicht in Frankreich oder in Rußland. Bey uns ist ziemlich durchgängig der Glaube verbreitet, daß fruchtbringende Sprachvergleichung vom Grund der genauesten Grammatik ausgehen, und langsam höher aufsteigen, daß sie eine Menge bisher übersehener Consonant- und Vocalverhältnisse überall hervorziehen und sich willkürlicher, die Individualität einzelner Sprachen in schwindelnde Allgemeinheit verflüchtigender Gleichmachung enthalten müsse. Das Räthsel, ob alle Zungen der Erde aus einer Quelle zu leiten sind, schiebt der Sprachforscher zurück, oder es hat doch für ihn nicht mehr Dringlichkeit, als für den Naturforscher die Frage, ob Thiere und Pflanzen aller Welttheile in einer Gegend entsprungen sind. Hat es eine menschliche Ursprache gegeben, jetzt liegt sie in unnahbarer Ferne von uns ab. An unsere eignen Besitzungen stoßen große Felder, hinter diesen breiten sich unübersehliche Strecken aus, die bearbeitet und befahren seyn wollen, eh wir wissen können, welche Wege noch weiter führen. In diesem Sinne scheinen auch geistreiche Männer, deren Meinung im einzelnen Fall entweder Ueberkunft der Stämme oder Aborigines anzunehmen geneigt ist, mehr die lebendige Bestimmtheit ihrer Forschungen abzugrenzen, als jene Frage eigentlich zu bejahen oder zu verneinen.

Sprachvergleichung, wie sie Kaiserin Catharina vorhatte, liefert brauchbares Material, immer aber sehr dürftiges und unsicheres. Der gleichen Nutzen leistet nicht einmal das Wiener

Tripartitum; eine, unserer Ansicht nach, taube und vergebliche Arbeit. Vorliegende Synglosse schichtet reichlicher, aber eben so roh zusammen und ist in dem gleichen Irrthum befangen, daß sie aufbaue. Aus dem bloßen Wörternvorrath aller Sprachen untereinander, grammatische Begründung verachtend und 'sogenannte' Philologie (ohne Synglosse) grundlos scheltend, hat sie geschöpft. (S. 17) 'Das Lexicon ist mit völliger Bestimmtheit überall zu finden, die Grammatik nicht, das Lexicon ist dauernd, die Grammatik wandelbar, das Lexicon enthält den Kern, die Grammatik die Schale, aus dem Lexicon sind allgemeine Schlüsse zu ziehen, aus der Grammatik kaum besondere.' Fassen wir ins Auge, mit welchen Mitteln die Synglosse alles ausrichtet.

Sie entdeckt unter sämtlichen Zungen in Europa, Asia, Africa, America deutliche Beweise ursprünglicher Uebereinstimmung; der Litzthauer und Karaibe, der Afghaner und Hottentotte können ihr dicht neben einander stehen. Sie nimmt der Zusammensetzungs-, Ableitungs- und Flexionsformen entbundene Wurzeln an und sucht sie auf in den verschiedensten Sprachen des Erdbodens. Hierbey ist gleich bedenklich, daß eben Entbindung der Wurzeln von unwesentlichen Bestandtheilen ohne tiefes Eindringen in die einzelnen Grammatiken gar nicht von staten gehen kann. Sehen wir doch an den bekanntesten Sprachen, wie vorgesezte Partikeln, angefügte Derivationen zuweilen so enge mit der Wurzel verschmolzen sind, daß es nur angestrongter Uebung und Aufmerksamkeit gelingt, beide zu scheiden. Wie viel schwerer, wo nicht unmöglich muß die Scheidung fallen bey halb-bekanntem und wildfremden ungebildeten Spra-

chen, wo uns jedes Gefühl der Zulässig- oder Unzulässigkeit gebricht. Eine Menge trüglicher Wurzeln thut sich unvermeidlich hervor. Das sind nicht bloße Vorübungen (S. 5). Welche Beschaffenheit haben nun die gewonnenen Wurzeln an sich? Sie bestehen zuweilen aus bloßem Vocal (J. S. 57 Wasser. S. 136 Zahn), gewöhnlich aus Vocal und Consonant, aus Vocal und zwey Consonanten, seltner aus Vocal und drey Consonanten (HTL S. 60. SCHN S. 78. SLM S. 109. BSK S. 141. VMB S. 149.). Aber, alle Vocale sind gleichgültig und die Consonanten der regellosesten Vertauschung, Verstellung und Auswerfung unterworfen. Es wird von diesem Buchstabenwechsel S. 27 — 40 ein Verzeichniß aus Bullet als Muster mitgetheilt und auf neuere Sprachforscher von ganz geringem Ansehen, wie Wolke und Weinhart, verwiesen. Was die Geltung der Vocale betrifft, so scheinen Vergleichen aus Sanscrit, Griechisch und Deutsch darzuthun, daß ihre Besonderheit keineswegs für höhere Sprachvergleichung außer Acht zu lassen sey. Noch mehr Aufmerksamkeit zu wenden bleibt aber auf die Reihen und gesetzmäßige Verschiebung der Consonanten, welche sich zur Bullet'schen Liste verhalten, wie irgend eine Regel der Natur zu eingebildeter Verwirrung. In jeder Sprache muß erst besonders experimentiert und kein für alle auf einmal gerechter Leist in die Hand genommen werden. Mit welcher Willkür die schwankenden Wurzeln auf jene Weise bestimmt werden können, ist offenbar, allein die Unsicherheit wird noch durch andere Grundsätze der Synglosse unendlich gesteigert. Nämlich sie nimmt an, sie muß annehmen, daß einerseits jeder Hauptbegriff durch mehrere, wir wollen einmal sagen

zwanzig Wurzeln ausgedrückt, andererseits eine und dieselbe Wurzel für zwanzig Hauptbegriffe verwendet werden könne. Jenes bedarf keiner Beispiele. Dieses wird schon in der vorliegenden kleinen Probe belegt durch PN, das S. 60 Wasser, S. 100 Kopf bedeutet, oder durch AK, das S. 57 Wasser bedeutet, S. 62 Feuer, S. 97 Stein, S. 106 Auge, S. 156 roth, wir sehen nicht ab, warum nicht ebenwohl alles und jedes. Uebergänge der Laute halten immer noch eine gewisse Grenze, die mannigfaltigen Beziehungen der Begriffe werden S. 14 für weit unbeschränkter ausgegeben und das Allgemeine soll die Quelle des Besonderen seyn, so daß z. B., weil beide hohl sind, Drlogschiff und Nußschale einer Wurzel seyn können.

In einem Meere von schmiegsamen Begriffen und vieldeutigen Bedeutungen schwimmen also die Wörter von drey, vierhundert Menschensprachen umher, durch nichts als durch lose Consonantverbindungen zusammengehalten. Eine verhältnißmäßig geringe Zahl wirklicher oder möglicher Lautverflechtungen wird durch die Unmenge zu Gebot stehender auf mehr als eine Art zu entbindender Wörter hundertfach überboten. Es müßte seltsam hergehen, daß nicht für jedweden Hauptbegriff der Zufall einer buchstäblichen oder nahen Uebereinkunft zwischen den Wörtern ganz unverwandter Sprachen gleichsam nothwendig einträte. So erklären wir uns, wenn S. 5 versichert wird, es sey unmöglich ein Wörterverzeichnis aus irgend einer Horde bezubringen, in welchem sich nicht eine Anzahl Wörter befände, die in andern bekannten Mundarten auch vorkommen. Unseres Dafürhaltens ist gleiches Wort mit gleichem Sinn noch kein Zeichen wahres Zusammenhangs zwischen zwey

fernen Sprachen, deren Verwandtschaft sich nicht durch nöthigendere Beweise ausführen läßt. Welchen Irrthümern kann hier bloß schon die vergrößerte Aussprache, die mangelhafte Schreibung Thür und Thor öffnen? S. 54 ist das deutsche wasser, in den Veroner Sette Comuni bassar, zur Wurzel BS. WS. geschlagen, dem irischen isge, dem dungalischen esseg, dem tscherkessischen psi verglichen, da doch das hochdeutsche wazer unumgänglich mit watter eins ist, folglich der S. 53 abgehandelten Wurzel VVT anheimfällt, unter welche fehlerhaft das altdeutsche wag (Woge), in Gesellschaft eines wahi aus den Philippinen, gebracht wird. Noch ein Beyspiel, wie hier die Formen schlüpfen wohin sie wollen. Das litthauische akmä (nicht akmmo) findet sich S. 97 unter AK; wir hätten es unter KM S. 94 gesetzt, das slavische kamen, das deutsche hamar daneben. Dieß deutsche ham sieht der Verf. nicht, wie viel wahre Verwandtschaften sieht er nicht, der uns mit falschen überschwemmt. Wir bedauern Fleiß und Mühe, die an solche Wortregister verschwendet werden; im besten Fall dienen sie dazu, Spuren wirklicher Sprachfamilien hervorzuheben, Gemeinschaft aller, im Sinn einer Ursprache, werden sie nimmermehr darthun.

Von der Sucht allgemeiner Sprachvergleichung angesteckt ist auch eine

E b e n d a s e l b s t

bey Müller 1826 gedruckte Schrift: de optima latini lexici condendi ratione disputat E. Kärcher, lycei carolsruhensis professor. 47 S. in 8. und wolle der Himmel nicht, daß der Stoff sich auf ein lateinisches Schulwörter-

buch werfe oder auf eine Umarbeitung des Forcellini. Die Theorie der lateinischen Ableitungen und Zusammensetzungen ist noch so unbefriedigend behandelt und so vieler historischen Entwicklungen bedürftig, daß man diese unentbehrlichste Sprache am allerwenigsten zur Grundlage eines unreifen linguistischen Systems gebraucht sehen möchte. Der Verf. vorliegender Disputation glaubt, daß unsere lateinischen Wörterbücher fehlerhaft nicht genug den Geist, zu viel das Gedächtniß der Jugend üben (S. 5 *summa cum diligentia id agam, ut in tractando hocce studio puerorum magis ingenii quam memoriae facultates exerceantur*); gerade so verspricht der Verf. der Synthese von ihr sich einen Balsam für die Jugend, auf die sie von oben herabträufeln, ihr zwey Drittheile der gewöhnlichen Mühe ersparen werde (S. 22). Aber ist nicht das Gedächtniß die Kraft und Mühe, die der Jugendzeit Segen bringt, und fällt die Ausbildung des höheren Denkvermögens, zumal die Erweckung etymologischer Gaben nicht lieber in reifere Jahre? Beispiele, deren sich Herr Kärcher zur Erläuterung seiner Ansichten bedient, zeigen hinlänglich, daß er, von Latein und Griechisch ausgehend, in seiner deutschen Sprache selbst nicht zu Hause ist, und zu weiteren Schritten auf der schlüpfrigen Bahn allgemeiner Vergleichen noch wenige Vorrichtungen gemacht hat. Desto leichter wird es ihm werden, in den engen, sicheren Pfad der Wahrheit noch zur rechten Zeit besonnen umzulenken.

B e r l i n.

Cajus Julius Cäsar. Aus den Quellen, von Dr. Söttl, K. Baierschem Professor. 1826. 190 S. in 8.

Eine wohlgerathene Monographie, welche wir als die Vorbotin größerer Arbeiten ansehen. Wer das Leben von Cäsar ausführlich behandeln wollte, kann die gleichzeitige Geschichte Roms, wie es Middleton mit dem Leben Ciceros that, daraus machen. Dieß war aber nicht der Zweck des Verfassers. Er wollte eine zwar kurze, aber unmittelbar aus den Quellen geschöpfte, und critische Biographie Cäsars geben. Nach diesem Maaßstabe gemessen, werden die Leser ihre Erwartungen nicht getäuscht finden. Die Quellen sind stets nachgewiesen, und wir vermiffen darunter keine, welche dem Verfasser Stoff darbieten konnte. In einer Einleitung gibt er zuerst einen Ueberblick der Römischen Geschichte seit den Gracchen. Die Biographie selbst zerfällt alsdann in fünf Abschnitte oder Bücher. Nachdem er in den ersten die Jugendjahre Cäsars, so weit es die Armuth der Nachrichten gestattet, bis auf die Zeit wo Cäsar auf dem öffentlichen Schauplatz erscheint, um ihn nicht wieder zu verlassen, erörtert hat; geht er in der Folge nach den einzelnen Jahren; wodurch allerdings die chronologische Uebersicht klar erhalten wird. Das zweyte Buch ist dem gallischen Kriege, das dritte und vierte dem Bürgerkriege; das fünfte den letzten Schicksalen Cäsars gewidmet. — Der Ton der Erzählung ist einfach, und der Würde der Geschichte angemessen. Als die einzige uns aufgestoßene Unrichtigkeit bemerken wir, daß die Pompeja, Cäsars Gemahlin, von der er sich trennte, nicht wie es S. 38 heißt, eine Tochter des Pompejus (nämlich des großen Pompejus) sondern des Quintus Pompejus war.

Hn.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stück.

Den 25. August 1827.

L e i p z i g.

Bey F. A. Brockhaus: Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Erster Theil. Mit zwey Tabellen. XXIV und 320 S. in 8.

Der Verf. hebt also in seiner Vorrede an: Wer eine bedeutende historische Arbeit übernehmen will, muß vor Allem folgende Fragen an sich richten: Ist der Gegenstand von Wichtigkeit und allgemeinem Interesse; sind nicht bereits historisch begründete Darstellungen vorhanden; kann man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß in späterer Zeit noch sehr wichtige, die dormalige Ansicht gänzlich verändernde Quellen erscheinen werden? Ueber die Beantwortung der ersten Frage kann kein Zweifel obwalten; was die andern betrifft, so sagt unser Verf., daß die bisherigen Versuche nicht erkennen ließen, welche Quellen, wie weit, und mit welcher Critik sie

benutzt worden, dagegen finden sich in allen die oberflächlichste Prüfung, die auffallendsten Irrthümer, ja offenbar vom Parteygeiste vorsätzlich eingeschaltete Unrichtigkeiten, also daß man ohne Uebertreibung sagen könne, daß fast in keiner dieser Compilationen auch nur ein Ereigniß von Bedeutung so dargestellt sey, wie es sich aus der Vergleichung sämtlicher echter Quellen ergebe. Die Wahrheit dieser Behauptung werde dem Leser jedes Kapitel des vorliegenden Werks beweisen, wenn er die Vergleichung anstellen wolle. Allen diesen Schriftstellern, heißt es ferner (S. VII), fehlt das Wichtigste zur klaren Darstellung der beschriebenen Ereignisse, nämlich die Entwicklung der Grundidee, welche sie alle erzeugte; ohne diese aber ist weder Folge noch Zusammenhang, ja in vielen Fällen für Menschenkenner kaum der Anschein von Möglichkeit in die Erzählung zu bringen. Sie wird ein Gemenge unbegreiflicher Ursachen und der widersprechendsten Wirkungen, welches mit dem stärksten Naturgesetze unvereinbar ist.

Die Geschichte, heißt es ferner (VIII), seit mehr denn vierzig Jahren zerfällt in zwey Hauptabschnitte. Die erste beginnt mit der Erscheinung des Lehrgebäudes der neuen Philosophie in Frankreich, und erstreckt sich bis zu dem Zeitpunkte der gänzlichen Entwicklung aller völlig unbeschränkten Wirkungen der Lehre in diesem Lande, nämlich bis zu dem Sturze der Regierung, welcher Robespierre vorstand. Alles Wesentliche, was die neue Philosophie bisher zu ändern vermochte, war zu der Zeit, als Robespierre fiel, bereits in Frankreich verändert worden, und diese Neuerungen hatten den Grund zu allen spätern Folgen der Lehre gelegt; wer erstere und ihre Veranlassung voll-

ständig kennt, wird die letztern so natürlich als leicht erklärbar finden. Sene Wirkungen der neuen Grundsätze erschienen indeß oft, wenigstens für den Augenblick, sehr unselig; besonders konnten im letzten Jahre dieser Periode selbst die kühnsten Philosophen kaum mehr die frühere allgemeine Behauptung wagen, daß nur nach ihrem System, nur auf dem Wege, den sie vorgezeichneten, das Glück der Völker zu erreichen sey. Das Wohl des Volks ist das höchste Gesetz, war aber das Fundament der neuen Lehre; die Anwendung des großen Satzes hatte nicht allein fast alle bis dahin bestandenen Staatseinrichtungen vernichtet; sondern auch die früheren Begriffe von Recht und Unrecht, selbst von Ehre und Schande waren dadurch gänzlich verändert worden. Dieser Grundsatz als Zweck heiligte, bis gegen Ende der angegebenen Periode, in den Augen der siegreichen Philosophen jedes Mittel, brachte Handlungen Ruhm und Lohn, die man bey den früheren Begriffen nie zu gestehen wagen durfte.

Was die Hinlänglichkeit der Quellen anbelangt, so sagt der Verfasser (IX): daß eben aus den angeführten Gründen so häufig Selbstgeständnisse aller Art und von solcher Wichtigkeit erschienen wären, daß unstreitig die Geschichte keiner Zeit Aehnliches aufzuweisen habe. Was man zuvor verhüllte, ward offenkundig als ruhmrediges Selbstgeständniß mitgetheilt, auch die amtlichen Verhandlungen wurden mit einer Deffentlichkeit in diesem ersten Zeitabschnitte bekannt gemacht, daß man aus Amtsbüchern gewiß wenig Neues erhalten würde; selbst von den späterhin noch etwa erscheinenden Denkwürdigkeiten Einzelner möchte Wenig, Nichts,

was auf das Ganze der Geschichte Einfluß hätte, zu erwarten seyn, auch kaum von den Freunden des königlichen Hauses, Anhängern oder Segnern der neuen Lehre. Dem Einwurfe aber, daß so früh nach der großen Begebenheit und von einem Ausländer die Geschichtschreibung unternommen werde, begegnet er, mit Rücksicht auf das bereits Angeführte, wie folgt: der Ton der Zeit lasse sich noch fühlen, die so starke, oft Manches allein erklärende Empfindung, welche durch Studium und Nachdenken meist nie zu ersehen sey, könne daher wiedergegeben werden; was aber den andern Einwand betrifft, so hält er dafür, daß ja auch andere Geschichten von Ausländern seyen geschrieben worden, ohne daß sich darin mindere Zuverlässigkeit bemerken lasse, als in den von Inländern geschriebenen, besonders wenn, wie hier, ein bestimmter und kurzer Abschnitt der Geschichte eines Volks den Gegenstand ausmache; diesem kann noch hinzugefügt werden, daß die Quellen Jedem, den Fremden wie den Einheimischen, gleich zugänglich sind, und daß sie so reichlich fließen. Indeß (heißt es Seite X) Vieles bleibt dennoch ungewiß und in Dunkel gehüllt, denn selbst nur Schein völliger Klarheit kann allein dem Romane, nie aber wirklicher Geschichte von einiger Ausdehnung gegeben werden.

Ueber die Art der Benutzung der Quellen wird alsdann weiter in der Vorrede gesprochen, und die Geschichte selbst gibt die Belege, mit welchem großen Fleiße und Scharfsinne, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Critik diese benutzt worden sind, in einem Maße, wie es zu den seltensten Erscheinungen in den geschichtlichen Werken gehört: jeder einigermaßen un-

terrichtete Leser wird gewiß diesem Urtheile beystimmen. Der Schluß der Vorrede lautet wie folgt: den Verfasser besetzt die Hoffnung, man werde seine Arbeit jederzeit als den ersten, wenn auch noch so unvollkommenen Versuch betrachten, wodurch die Geschichte einer der einflußreichsten Weltbegebenheiten wirklich und treu begründet worden ist. Errichten größere Talente einst neue Gebäude, so erleichtere er ihnen das mühsame Werk.

Wir haben so lange bey der Vorrede verweilt, um den Leser in den Stand zu setzen, über den Geist und die Absicht des Verfassers selbst ein Urtheil zu fällen; das Angeführte mag hinreichen zu diesem Zweck. Es ist kein Unternehmen ein großes zu nennen, er will den besten Theil seines Lebens daran wenden, die Ausführung, so weit sie im vorliegenden ersten Bande reicht, zeugt von seiner Tüchtigkeit zu diesem Zwecke; wir sind ganz damit einverstanden, daß kein Werk vorhanden ist, welches eine so gründliche Belehrung über den Zustand Frankreichs bey dem Ableben Ludwigs XV. im Jahr 1774, über die Fortsetzung der Beschreibung desselben seit dem Regierungs-Antritte Ludwigs XVI., über dessen Minister, die von ihnen und dem Könige befolgten Maßregeln enthalte; fortgesetzt aber wird die Geschichte in diesem ersten Theile bis zur Entlassung Neckers und zu dem Tode des Grafen Maurepas im J. 1781.

Ueber diese drey letzten Abschnitte, womit der erste Band schließt, haben wir Nichts hinzuzufügen, als Jedem das sorgfältige Studium derselben zu empfehlen, Jedem, dem es irgend Ernst ist, den Zustand vor der Umwälzung der Dinge in Frankreich kennen zu lernen. Nicht

nur werden die irrigen Vorstellungen von dem heillosen und unerhörten Mißbrauche der königlichen Macht und den unerhörten Bedrückungen durch Adel und Geistlichkeit verschwinden, oder auf das rechte Maas zurückgeführt werden, wodurch Viele, schlecht unterrichtet, den Ausbruch der Umwälzung eben in diesem Lande erklären und rechtfertigen wollten, da der Zustand doch gar nicht sehr abweichend von dem in den meisten andern Ländern war, ja in mancher Hinsicht besser; sondern es werden auch Die, welche längst darüber sich eines Bessern belehrt hatten, die genauen Untersuchungen, die mit so vielem Scharfsinne und Critik verfolgt werden, sich zur größten Belehrung dienen lassen. Hier ist Nichts weiter hinzuzufügen, als der Wunsch, daß man sich durch das Lesen des Werks darüber genau unterrichte, da ähnliche Forschungen nicht vorhanden sind. Wir unseres Theils aber wollen wünschen, daß dieß fleißigst geschehe, nähren jedoch geringe Hoffnung, da die bereits besser Unterrichteten es zwar nicht unterlassen werden, die Andern aber, die leidenschaftlichen Anhänger der Umwälzung, nicht zu bekehren sind und längst ihr Urtheil gefällt haben, wovon sie auch die gründlichste Ausführung nicht abbringt, indem sie vielmehr stets die Entschuldigung bereit halten, der Mißbrauch hebe den Gebrauch nicht auf, Andere aber von der Gegenpartey mit Ekel und Abscheu von den Gräueln sich abwenden. Die Zeit wird ihre Gewalt indeß üben, die Zeit wird kommen und mit ihr, wenn mehr die Leidenschaften schwelgen, die vermehrte Zahl der Berhrer und Leser dieses Buchs.

Der erste Abschnitt, welcher die entferntern oder nähern Ursachen der gewaltigen Umwälzung

der Dinge gewährt, scheint aber noch einige besondere Bemerkungen zu fordern. Dieser erste Abschnitt hebt also an:

Indem die Natur in die Seele eines jeden Menschen die moralischen Erhaltungsprincipe des Geschlechts legte, das Gefühl für Recht und Wohlwollen, gab sie ihm zugleich die geistige Kraft, zur Unterstützung jenes Gefühls gegen den Andrang der Leidenschaften, den Willen und die Kraft vieler, Wenigen oder einem Einzelnen zu unterwerfen. Keine Religion hat je das Unrecht als Recht zu empfehlen gewagt, der grausamste Tyrann muß doch wenigstens unter den Werkzeugen seiner Schandthaten die Anarchie zu vermeiden suchen. Während der langen Herrschaft der alten Götter sehen wir durchgängig große Strenge der äußern Gewalt zur Erhaltung der Untwürdigkeit und des Rechts in der abhängigen Menge. In den alten Bürger-Aristokratien genoß kaum ein Zwanzigstel der Menschen die Freyheit von den eignen Kräften nach eigenem Willen zu eigenem Vortheile Gebrauch zu machen, und selbst die Freyen konnten nur durch die grausamsten Strafen und Entdeckungsmittel von Verbrechen und Unrecht zurückgeschreckt werden.

Die Göttlichkeit (Seite 5) der christlichen Religion beweist sich wohl am überzeugendsten aus dem Wege, den sie zu Erhaltung ihres großen irdischen Zwecks wählte. Es sind weniger Strafen und Belohnungen, die uns auf der Bahn des Rechts und des Guten erhalten sollen, als die Ueberzeugung von dem allgemeinen Nutzen, von der unumgänglichen Nothwendigkeit des Rechts und des Wohlwollens, welche sie durch die einfachsten, begreiflichsten

Sähe, dem Höchsten wie dem Gemeinsten, dem Gelehrtesten wie dem Unwissendsten mit allem Reiz und mit aller Gewalt der Wahrheit einzulösen weiß. Wie sie das göttliche Gesetz, das gleich einem Instinct in der Seele des Menschen liegt, über alles Menschenwerk erhebt, zeigt sie zugleich den einzigen unfehlbaren Weg, auf welchem der Mensch ohne Zwang und äußere Hülfe den Irrthum bekämpfen, die Leidenschaft unterdrücken und damit, allein durch sich selbst, zu dem höchsten Grade der Freyheit und des Glücks gelangen kann, dessen die menschliche Natur fähig ist. Die Gegner selbst müssen die auffallende Erscheinung austaunen, welche in dem Zeitraume verhältnißmäßig weniger Jahrhunderte alle äußeren Verhältnisse ihrer Befenner verändert hat. Die Mittel zur Selbstüberwindung verbreitete die christliche Religion bis in die untersten Ordnungen, was Allen nach und nach die Fähigkeit zu einem gleichen Grade der Freyheit gab. Freye Bürger oder vielmehr freye Herrscher hatten die Alten; nie aber hat ihr kühnster Philosoph an die Möglichkeit geglaubt, daß auch alle Sklaven frey seyn könnten. Die Gewalt erhielt, mit Hülfe der neuen Religion, Mittel, Recht und Ordnung unter der rohen Menge auf eine sanftere Weise zu erhalten als zuvor unter den Freyen möglich war, während die Mehrzahl nur durch große Grausamkeit und die Entziehung alles freyen Willens damals gebändigt werden konnte.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 25. August 1827.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. u. s. w.

Aber auch das Göttlichste dem Menschen gegeben unterliegt dem Mißbrauche, Priesterlist und Priestergewalt verdunkelten die hehre Wahrheit, da aber erfolgte die Erfindung der Buchdruckerey und die Reformation der Kirche. Wenn die unendlichen Streitigkeiten der ersten christlichen Kirche über die Auslegung der Glaubenslehren ein allgemeines geistliches Oberhaupt fast unumgänglich nothwendig gemacht und auch erzeugt hatten, so entstanden unter den Protestanten im Augenblicke der Trennung auch dieselben Uebel, welchen die päpstliche Gewalt war entgegengesetzt worden. Secten entstanden, mehrere Länder hatten ihre eigenen Secten, und in jedem gab es wieder mehrere untergeordnete; endlich (heißt es) sey eine zahlreiche Parthey in England auf den Gedanken gekommen, jeder

G [6]

einzelne Christ, als allen andern vor Gott gleich, habe das Recht, die christlichen Grundlehren nach eigener Ueberzeugung auszulegen. Der heftige Streit zwischen den Anhängern dieser Meinung und den Bischöfen, welche eine geregelte allgemeine Form der Gottesverehrung erhalten wollten, führte zu dem Bürgerkriege, der mit dem Untergange der Bischöfe und ihres Beschützers Karls I. endigte. Das zerrüttete Reich kam indes bald nachher auf friedlichem Wege wieder an sein angestammtes Herrscherhaus, und es gelang der weltlichen Gewalt, wie auch in andern protestantischen Ländern, was die Erhaltung der einmal angenommenen Lehren und Formen betraf, an die Stelle des vormaligen geistlichen Oberhauptes zu treten, man fand, nebst der Duldung aller andern Meinungen, Mittel, die Ruhe ohne niederbeugende Strenge zu behaupten. Während der Unruhen unter Karl I. machte dessen Anhänger Thomas Hobbes seine Lehre bekannt, die zur Rettung seines königlichen Freundes dienen sollte, die aber mit geringer Veränderung auch gegen die königliche Gewalt benützt werden konnte. Darauf folgte Voltaire's Kampf gegen die positive Religion vorzüglich gegen die christliche, weshalb er sich auch einst christmoque unterzeichnete, dann werden die Lehren Montesquieu's, Rousseau's, der Dekonomen, des Vereins der Religions-spötter mit den Politikern, welche alle herkömmliche Gewalt verwarfen und ihr neues Staatsrecht als das höchste Gesetz empfahlen, erwähnt, ihre Lehren mit großem Scharfsinne entwickelt, und sie eben als die Urheber des Umsturzes des Ganzen dargestellt.

Der Referent glaubt, daß in dieser Vorgeschichte wesentliche Lücken sind, die ausgefüllt

werden müssen: er hält dafür, daß die französischen Philosophaster, deren Schuld er nichts weniger als zu mildern oder zu beschämen beabsichtigt, allein nie vermocht hätten diese Umwälzung hervorzubringen, wie groß man ihren Einfluß auch annehmen möge, wenn nicht im Volke selbst Etwas gelegen hätte, welches ihre Bemühungen unterstützte, oder daselbe empfänglich für ihre Lehre machte. Wir meinen die Ursachen nicht, welche aus dem Mangel der Kraft der Regierung, des Königs, den Verhältnissen seines Hofes, seiner Familie, seiner Räthe, die ihm, als das Gewitter ausbrach, beystehen sollten, hervorgingen; denn das Alles gehört der spätern Zeit an, es entschied lediglich über das Gelingen oder Mißlingen; das Alles wird der Verfasser, wie er bereits in den letzten Abschnitten angefangen, auf das Vortrefflichste ausführen: wir meinen eine frühere Zeit.

Sollten nicht allein die nähern und nächsten Ursachen der Umwälzung der Dinge in Frankreich erwähnt und entwickelt werden, wollte der Verfasser zur Erklärung unserer neuen politischen und kirchlichen Verhältnisse bis auf die Entstehung der christlichen Religion zurückgehen; so dürften, nach unserm Dafürhalten, die Mittelglieder nicht übersprungen werden, welche zwischen dem Entstehen jener Lehre, dem Aufkommen der päpstlichen Gewalt, zwischen dieser und der Reformation liegen, und eben so wenig die, welche von der letztern bis zum Ausbruche der Umwälzung der Dinge in Frankreich hinreichen, da sie so bedeutende Veränderungen in Kirche und Staat veranlaßten.

Wenn der Einfluß der christlichen Lehre von unserm Verfasser auf das herrlichste dargestellt wird, wenn er darin, und mit Recht, den we-

sentlichsten Unterschied zwischen der alten und neuen Welt findet, und zu ihren großen Wirkungen auch die allmähliche Verschwindung der persönlichen Slaverey rechnet, die allerdings einen zweyten wesentlichen Unterschied zwischen den alten und neuen Völkern ausmacht; so möchten wir doch bezweifeln, daß letztere in der ursprünglichen christlichen Lehre begründet sey. Daß die Aufhebung der Slaverey aus der Art wie man später die Lehre Christi deutete, und aus andern gleichzeitig eintretenden Ursachen hervorzog, bezweifelt Niemand; aber Christus gebietet Gehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit, und seine Apostel lehren, der Knecht sey unterthan seinem Herrn. In dieser Abhängigkeit ward keine Aenderung beabsichtigt, aber die Bergpredigt sollte für Könige und Unterthanen, Herren und Slaven, Arme wie Reiche gelten. Die Macht blieb unberührt, wie man sich ihrer bedienen sollte, ward allein vorgeschrieben.

Die Geistlichen gaben nachher dem Gebote, daß sich Christen als Brüder lieben sollten, eine weitere Ausdehnung; die veränderte Art des Kriegführens, das Emporkommen der freyen Städte haben unter den Herren wie unter der unterworfenen Menge andere Vorstellungen in Umlauf gebracht, und nebst andern Ursachen, die sich hinzugesellten, die Abschaffung des Menschenhandels, dann der Slaverey, endlich der Hörigkeit und Leibeigenschaft herbeygeführt. Ohne das Zuthun irgend einer philosophischen Schule ward unter der christlichen Gleichheit Verschiedenes zu verschiedenen Zeiten begriffen. Kezer, wie die Waldenser und Wiedertäufer, übertrugen die christliche Gleichheit auch theilweise auf das Privateigenthum, welches die französi-

schen Philosophen unangetastet ließen. Waren die kleinen und gemeinen Freyen meist durch die Macht der großen Lehnsherrn ihnen als Leibeigene und Hörige unterworfen worden; so erhob sich dagegen späterhin ein neuer freyer dritter Stand in den Städten und bot den Gedrückten Schutz hinter ihren Wällen, Gräben und Mauern an. Bald aber entstand in den Städten selbst — in Deutschland vornehmlich während des vierzehnten Jahrhunderts — ein Kampf zwischen den herrschenden städtischen Geschlechtern und den untergeordneten Kunstgenossen, ohne Theilnahme der Priester und der Philosophen. Aehnliches zeigt sich gleichfalls in allen freyen Städten des germanischen Europa's. Die Bauernkriege endlich, die wir seit demselben Jahrhunderte ausbrechen sehen, obwohl sie nicht zu einem solchen Ende führten, als der Kampf für städtische Freyheit nach Außen und im Innern, dürfen nicht übersehen werden, sie entstanden zuerst ohne Beymischung des Religiösen; vielleicht hat die spätere Erscheinung in Deutschland die evangelische Gleichheit, die Gleichheit Aller durch Christi Erlösung, nur zum Vorwande gedient. Die Empörungen der Menge wurden seltener, die Gewalt hielt Unfreye und Halbfreye darnieder ohne den Wunsch nach einem bessern Zustande bey ihnen zu unterdrücken.

Mit dem Verfall des Ansehens und der Macht der Grund- und Lehnsherrn, mit dem Emporkommen der monarchischen Gewalt wurden sie, sowohl als die Städte und die gemeinen Landleute ihr mehr unterworfen, über Alle ging allmählich des Landesherrn Macht. Bald entstand im Großen, was im Innern der Städte sich gezeigt hatte, die angesehenern Gemeinfreyen,

die man nun Bürgerliche zu nennen anfing, wollten die Vorrechte, die dem Adel geblieben waren, so wenig dulden, als die Zunftgenossen sie den herrschenden Geschlechtern in den Städten hatten überlassen wollen. Die angesehenern und an Reichthum und Kenntnissen mächtigen Bürgerlichen fühlten ihre Kraft, und fanden sich nach ihrer Meinung vielfach zurück gesetzt; der zugestandene gelehrte Adel, ward der ihm bewilligten Vorzüge nachher wieder beraubt, und dieser höhere Bürgerstand erhielt fast nirgends die Stellung, die man ihm in England anwies. Die gemeinen Landleute selbst waren in andere Verhältnisse gerathen; durch das Emporkommen der monarchischen Gewalt, die veränderte Art den Krieg zu führen, wurden sie mehr und mehr zu Leuten des Königs erhoben; die Gutsherren forderten bald nur Gefälle und Abgaben von ihren Gutsleuten, konnten ihnen aber nicht, wie in älterer Zeit, gegen den Druck allgemeiner Lasten und gegen den Zwang zum Kriegsdienste Schutz gewähren: das ganze alte Verhältniß war in seinen Grundfesten zerstört.

Zugegeben, daß das Emporkommen der päpstlichen Macht zur Zeit ihrer Entstehung und Ausbildung ein Glück zu nennen war, um dem Blutvergießen über kaum begreifliche Sätze ein Ende zu machen, die Rohheit zu bändigen, und die göttliche Lehre, obwohl entstellt, über den größten Theil von Europa zu verbreiten; so bildete sich doch auch früh ein Widerstand gegen den Mißbrauch dieser überlegenen Macht (um mit unserm Verfasser zu reden) welches endlich zur Reformation führte. Aber Luthern so wenig, als einem seiner Vorgänger oder Nachfolger würde es gelungen seyn, eine so wohl begründete und in sich verbundene Macht zu er-

schlittern, wären sie etwas anders gewesen, als Dolmetscher der bey den Völkern herrschenden Gesinnungen, wären sie nicht von ihnen unterstützt worden, und hätte der Mißbrauch nicht so laut zu Allen gesprochen und so handgreiflich sich gezeigt.

Die überlegene Gewalt geht aus den Bedürfnissen, der Macht von der einen Seite, der Abhängigkeit von der andern hervor, die Gewohnheit heiligt sie, so wie die Fortdauer des Bedürfnisses einer solchen; aber der Mißbrauch derselben hat sie, ohne die bekannten Schulfragen zu berühren, und lediglich die Geschichte vor Augen behaltend, hier früher, dort später erschüttert oder zerstört. Wahrhaft gebildete Völker werden die Nothwendigkeit einer höchsten Gewalt durch den Verstand begreifen, welche sie gegen die Leidenschaften und die Uebermacht Anderer schützen soll, sie werden die Anarchie fürchten, wo die Menge der Menge Tyrann wird, sie werden den Empörungen abgeneigter seyn, als weniger gebildete, weil sie wohl erkennen, daß der Aufstand das gefährlichste Mittel sey, indem, um das empfundene Uebel zu entfernen, man durch einen rechtlosen Zustand, den der Anarchie, hindurch muß, und weil man auf das ungewisseste Spiel sich einläßt. Sie werden Mängel und Fehler der Regierungen geduldiger tragen, weil sie wohl wissen, wie Fehler und Mißgriffe unzertrennlich von der menschlichen Natur sind; sie werden mit Freyheit sich unterwerfen, während rohe Völker mit Gewalt im Gehorsam gehalten werden müssen. jene Ueberzeugung aber ist die festeste Stütze aller Gewalt.

Allein den gebildeteren Völkern kann es auch nicht verwehrt werden, über ihre politischen

Verhältnisse nachzudenken, da sie deren Einfluß auf ihr Wohl und Weh leicht erkennen. Kann man den Grundsatz: das Wohl des Volks sey das höchste Gesetz, wie abscheulich er auch den Bösen zum Vorwande gedient hat, als einen neuen Grundsatz der französischen Irrlehrer betrachten, ist er nicht in alter Sprache aus alter Zeit zu uns gekommen?

Bei einem Ueberblicke der Veränderungen, die von der Reformation auf das Politische hinübergien, ist das Ueberspringen von so Manchem nicht zu rechtfertigen, welches zwischen dem Ursprunge der Reformation und den Schicksalen der Stuarts liegt. Ist es zu rechtfertigen des Aufstandes der Niederlande und der Lehren Hugo Grotius und Anderer nicht zu gedenken? Es lauft ein Faden durch die politischen Verhältnisse unserer neuern Staaten hindurch. Der Köhlerglaube aber ist seit der Reformation doch nicht wieder allgemein herzustellen.

Wir halten dafür, es sey nicht mit Recht zu behaupten, daß den sogenannten französischen Philosophen die Schuld allein beygemessen wird, wir halten es in practischer Beziehung zugleich für sehr bedenklich, und in dem Munde eines so geistreichen, beredten und tüchtigen Mannes, wie unser Verfasser unbezweifelt ist, für doppelt bedenklich. Die Machthaber können sich alsdann nur zu leicht darüber beruhigen, wenn sie das Mangelhafte und nicht mehr Angemessene in den öffentlichen Verhältnissen unbeachtet lassen, und nicht verbessern, was auf rechtllichem und friedlichem Wege zu ändern und zu bessern stand. Sind nicht Einige bereits dahin gelangt, alle wirklich eingetretenen Verbesserungen gänzlich wieder zu unterdrücken, die

überlegene Gewalt nur unumschränkt aufrecht zu erhalten, und sie dazu allein zu benutzen, um das Volk darnieder zu beugen, es wieder zum Alten, es sey gut oder böß, zurückzuführen, und mit Hülfe der freres ignorantins, oder mit Hülfe der Jesuiten, durch allgemein zu verbreitende Einfalt und Dummheit, oder vermittelt der List die Menge in Ordnung zu halten: während doch die Dummheit nur die Empörungen erleichtert, und die List der Schlauesten sich auch zuweilen gegen ihre Beschützer gewandt hat. Sollte man von dieser Lehre, die Gelehrten seyen die Urheber alles Uebels, die verderblichen Folgen nicht auch bey manchen kleinern Fürsten schon finden, die von ihrer souverainen Gewalt aus eigener Neigung, oder auf den Rath ihrer Minister einen solchen Gebrauch machen, um die Freyheit der Untersuchung darnieder zu halten?

Die Lehren der französischen Philosophen finden wir mit dem Verfasser in den meisten Puncten gleich verdammlich; wir leugnen nicht den fürchterlichen Einfluß derselben, wir tadeln nur, daß man ihnen allein eine Wirkung beymißt, wozu sie die Macht nicht hatten. Eine Lehre, die unter anderm weniger Verderblichem, alle edlen Gefühle im Menschen, die Abnung einer übersinnlichen Welt, die moralische Gesinnung mit Füßen tritt, eine Lehre, welche die Religion, die diesen zur Stütze dient, mit allen Waffen des Witzes und Spottes verfolgt, sie für Aberglauben ausgibt, einen rohen Materialismus und groben Eigennuß predigt, welchem zufolge im Staate durch Druck und Gegendruck Alles geordnet werden soll; die alles Bestehende, zufolge der Gebote dessen, was sie für Vernunft ausgibt, sofort umgestoßen wissen

will: das freylich ist eine der verderblichsten Lehren, die je von Vernunft-Rasenden ist vortragen worden. Sie zu bekämpfen und zu zerstören war Pflicht; es ist zu bedauern, daß die Mittel in Frankreich fehlten. Doch sie, die Anhänger derselben, haben deren Nichtigkeit und Verwerflichkeit, als sie zur Macht gelangt waren, in der Wirklichkeit, freylich nach unaussprechlichem Elende und Blutvergießen, sattsam der Welt dargelegt, indem sie Zustände herbeiführten, von welchen jeder Unverdorbene mit Ekel und Abscheu sich abwendet; sie haben eine Furcht verbreitet, welche die Regierungen, auch bey noch so dringenden Veränderungen scheu macht. Gleichwohl lebten und leben Wünsche in den Völkern fort und fort, die auch auf Verbesserungen hingehen, ganz unabhängig von jenen Lehren; und das darf nicht unbeachtet bleiben.

Jene verderblichen Grundsätze waren selbst in Frankreich gewiß nur von einem verhältnißmäßig kleinen Theile in dem Lande angenommen, und doch waren Millionen den ersten Beschlüssen der Nationalversammlung geneigt. Außerhalb Frankreich war die Lehre noch weniger gekannt und verbreitet, etwa die Verpottung aller Religion und der christlichen insbesondere ausgenommen, die bey einigen Großen, die französisch lallten, Beyfall fand, da sie sich somit von allen Schranken, welche sie ihnen setzte, befreyt fanden. In Deutschland hat etwa der falsch aufgefaßte Rousseau, in England der anders als in Frankreich verstandene Montesquieu einigen, jedoch unbedeutenden Einfluß gewonnen. Aber ward nicht bey uns, wie in andern Ländern, von Solchen, die nie etwas von diesen verderblichen Lehren gehört hatten, ja von al-

len Ordnungen den ersten Beschlüssen der Nationalversammlung Beyfall zugejauchzt? Wir wissen nichts von unserm Verfassers Person, ist er aber so alt als der Ref., so wird er sich dieses Jubels noch wohl erinnern, des Jubels auch der unbescholtensten Männer, die aber nicht hinter den Vorhang gesehen hatten, und die bey den ersten Gräueln ein Auge zudrückten und hoffnungsvoll mit dem andern in die Zukunft sahen. Wie wenig ward Burke, der von Anfang an tiefer schaute, zuerst auch von den Besessern verstanden, wie wenig wird er es hier und da noch? Gefielen nicht die ersten Beschlüsse allgemein, wodurch man verfassungsmäßige Schranken gegen den Mißbrauch der höchsten Gewalt glaubte gefunden zu haben, die Beschlüsse, welche allen Religionen Duldung, dem höhern Bürgerstande eine Gleichstellung mit dem Adel, überall die Aufhebung eines erblichen Unterschiedes der Stände zusicherten, Jedem aber eine freye Bahn für seine Thätigkeit eröffneten, die den Bauer endlich von manchen auf ihm und seinen Grundstücken ruhenden Lasten und von jedem Ueberbleibsel der Leibeigenschaft befreyten?

In wiefern die von unserm Verfasser gewählte Ansicht etwa in der Folge seines Werks einen nachtheiligen Einfluß haben könne, läßt sich nicht mit Gewißheit voraussagen; es ist Wenig zu besorgen bey den Beweisen, die er übrigens von seiner großen Wahrheitsliebe, seiner critischen und sorgfältigen Benützung der Quellen auch bereits in diesem ersten Theile gegeben hat; doch wird sie schwerlich ohne Einfluß bleiben, wir berufen uns auf seine eigenen Aeußerungen in der Vorrede. Bey der Darstellung der verderblichen Grundsätze der verschiedenen Irrlehrer wußten wir Nichts hinzuzufügen, als daß die Lehre

der Physiocraten oder Oekonomisten, wie sie, nicht lediglich auf den Volkswohlstand beschränkt, sondern auf das bürgerliche Gemeinwesen überhaupt durch Turgot, Mercier de la Riviere u. A. ausgedehnt, nicht ganz in ihrem Umfange dargestellt worden ist; sie ist ein seltsames Gemisch angeblicher Vernunftsätze mit dem größten Materialismus und Egoismus vereint. Die übrige Geschichtserörterung des Zustandes vor der Revolution, der darin handelnden Personen, bis zur Verabschiedung des hochheiteln Neckers können wir nur dem Leser zum Nachdenken empfehlen, wir verbinden aber mit dieser Anzeige unsere Wünsche, daß der Verfasser Muth und Kraft behalten, daß ihm jede Gunst des Schicksals sonst werden möge, die zur Ausführung eines so großen Unternehmens erforderlich sind.

G. S—s.

P a r i s.

Bey Emery ist von denen im 204. St. dieser Blätter des vorigen Jahrs angezeigten: Mémoires autographes de Mr. le Prince de Montbarey ein dritter und letzter Band von 364 S. 1827 erschienen, der aber die gehegten Erwartungen wenig erfüllt. Er fängt mit der nachgesuchten und erhaltenen Entlassung des Bfs. als Kriegsminister an: und obgleich er im besten Vernehmen mit dem Könige und Hofe blieb, so verlor er doch durch diese Veränderung seiner Stellung und durch den bald darauf erfolgten Tod des Grafen von Maurepas die Mittel solche Kenntnisse von dem was im Innern des Hofes und der Staatsverwaltung vorging, zu erhalten, deren Aufzeichnung seinen Denkwürdigkeiten fern ein besonderes Interesse geben könnte. Die

Erzählung beschäftigt sich fast ausschließlich mit persönlichen und Familien-Angelegenheiten. Die Urtheile über die großen Ereignisse der Zeit bleiben denen in den ersten Bänden enthaltenen ähnlich und getreu. Es zeigt sich darin gleiches gesundes treffendes Urtheil, aber sie sind höchst beschränkt und einseitig: gleiche Vorurtheile und durchscheinende Neigungen. Um der Vollständigkeit der Anzeige willen, wird hier das wenige Bemerkenswerthe mitgetheilt.

Der Verf. hatte dem Könige Vorschläge zu Ersparungen übergeben, ohne sie dem Grafen Maurepas mitzutheilen, der bey immer zunehmender Schwäche des Characters dadurch nur in Verlegenheit gesetzt wäre. Der König hatte versprochen den Aufsatz Niemand zu zeigen, und hielt Wort. Aber an seinem Hofe entging nichts der Scharfsichtigen Intrigue. Es wird errathen, was nicht verrathen wird. Der Verf. sah, daß die angesehenen Personen, die bey der Plünderung der öffentlichen Gelder die er beschränken wollte, selbst gewannen, oder für ihre Schützlinge Vortheile zogen, ihn verdrängen würden, und wich lieber aus. Ein Billet des Königs an den Grafen Maurepas, welches dieser dem Verf., nachdem dieser seine Entlassung ausgewirkt hatte, zeigte, bewies, daß die Königin sich zum Werkzeuge der Intrigue gegen diesen wie gegen andere Minister hatte gebrauchen lassen. Der Vf. erzählt, daß Ludwig XVI. in seiner, des Vfs. Gegenwart zu dem Grafen M. gesagt habe: *que voulez vous? son esprit a un tel ascendant sur le mien, que je n'ai pu lui résister.*

Ueber die Veranlassungen der französischen Revolution urtheilt er, so wie es die in der Anzeige der ersten Bände bemerkten Aeußerungen erwarten ließen. Er kommt nochmals auf die

Gräfin von Pompadour zurück, deren Vater und Ehemann zu den Finanziers gehört haben, daher sie denn nur ihren und ihres Mannes Verwandten alle königlichen Gnadenbezeugungen zugewandt habe. Gleich darauf aber erzählt er selbst, daß sein eigener Schwestersohn der Graf von Sèy, von einer der ersten Familien der Franche Comté, sein Glück am Hofe und in der Armee, der Frau von Pompadour verdankt habe, die ihn sogar gegen den Willen des Kriegsministers d'Argenson Gnadenbezeugungen auswirkte. (Damals war alles bloß Gnadenbezeugung: auch die Anstellung und Beförderung im Dienste.)

Bei der Herstellung der alten seit der Occupation der Franche Comté unter Ludwig XIV. supprimierten Stände dieser Provinz, welche der Berufung der Etats généraux im Jahre 1789 vorherging, betrieb der Verfasser die Ausführung des vom menschenfreundlichen Könige gehegten Wunsches, die drückenden Droits de main morte aufzuheben, sehr ernstlich, doch vergeblich. Eigennuß und Hochmuth trugen damals einen kurzen Sieg davon. Der Verf. stellt selbst den Zustand der Bauern in der Franche Comté als unerträglich dar: tadelt aber dennoch den Voltaire sehr bitter darüber, daß er von der Sache so viel Aufhebens gemacht.

Durch die Decrete der Nationalversammlung über die Rechte deutscher Fürsten im Elsaß gerieth der Verf. in Verlegenheiten, woraus er sich als ein Mann von Ehre zog. Als deutscher Fürst, und mit der erblichen Präfectur der zehn Reichsstädte im Elsaß von Ludwig XVI. beliehen, war er vermöge der im Friedensschlusse über die Abtretung des Elsaß an Ludwig XIV. bestätigten Rechtsverhältnisse verpflichtet, sich andern deutschen Fürsten anzuschließen. Er wandte

sich an den Reichstag zu Regensburg, jedoch nicht ohne die ganze Sache dem Könige Ludwig XVI. durch den Minister Gr. v. Montmorin vortragen zu lassen, von dem er aber — man kann es schon errathen — eine evasive Antwort erhielt. Der Vorfall ist in der großen Masse von Begebenheiten der Revolution unbedeutend: verdient aber doch bemerkt zu werden, als ein Beyspiel davon, wie die Vernachlässigung rechtlicher Bestimmungen in Friedensschlüssen, oft nach hundert und mehr Jahren noch Folgen hat, wodurch die Nachfolger derer leiden, die sich im Bewußtseyn der Macht über alles Recht wegsetzen zu können glaubten.

In der Revolution verlor der Verf. seinen einzigen Sohn auf dem Schafotte des Robespierre, sein ganzes Vermögen nebenher. Er begab sich nach Neuschâtel, und als er von da in Gefolg des Baseler Friedens vertrieben ward, nach Constanz, wo er von der Unterstützung seiner Freunde leben mußte. Das Buch schließt mit dem Jahre 1795.

Ein Anhang enthält verschiedene abgerissene Bemerkungen. In einer wird der Prinz von Soubise wegen des Verlusts der Schlacht bey Rosbach gerechtfertigt und die Schuld dem kaiserlichen Generale beygemessen, unter dessen Befehlen das französische Hülfscorps gestanden.

B r e s l a u.

De statu et conditione paganorum sub imperatoribus christianis post Constantium, scripsit Samuel Theophilus Rüdiger Ph. Dr. 1825. 85 S. in 4.

Diese, sehr wohl geschriebene, Abhandlung ward von ihrem Verfasser zu der Erlangung der philosophischen Doctorwürde bey der hiesigen Facultät eingeschickt. Sie behandelt einen an sich sehr interessanten Gegenstand; und der durch die Art der Behandlung noch anziehender geworden ist. Der Verfasser zeigt nämlich darin nach chronologischer Ordnung, was durch die einzelnen Herrscher von Constantin d. Gr. bis zu den Söhnen und Nachfolgern von Theodosius d. Gr. zu der Unterdrückung des Heidenthums geschehen sey. Es geschieht dieß nicht bloß mit großer Belesenheit, sowohl in dem Cod. Theodosianus, den kirchlichen und politischen Geschichtschreibern der Zeit; sondern auch mit derjenigen Critik, welche besonders die kirchlichen Schriftsteller erforderten. Daß die Regierungen von Constantius, und besonders von Theodosius hier epochemachend sind, brauchen wir nicht zu erinnern; so wie es auch bekannt ist, wie die Städte Rom und Alexandrien die Hauptplätze des alten Cultus blieben. Es ist sehr anziehend, in einer solchen klaren und kritischen Darstellung zu sehen, wie von oben herab zu der Unterdrückung des Heidenthums gewirkt ward. Zugleich aber wird auch gezeigt, daß keineswegs Alles von oben herab geschah; sondern daß es die Wuth der Mönche und ihrer Anführer war, welche ohne Befehle, und selbst gegen dieselben, so viele der herrlichsten Monumente, und mit ihnen so viele Schätze der Kunst und Literatur vernichtete.

Da.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 27. August 1827.

B e r l i n .

Nachträge zu meinem Werke, betitelt: Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in der Libyschen Wüste und nach Ober-Aegypten in den Jahren 1820 und 1821, von Heinrich Freiherrn von Minutoli. 1827. 377 S. in 8.

Wir haben das Hauptwerk des, um die genauere Kenntniß von Nordafrika so hoch verdienten Reisenden, zu seiner Zeit, mit der vollen ihm gebührenden Achtung angezeigt (S. g. A. 1824. St. 107), und freuen uns des uns hier zu Theil gewordenen Nachtrages. Je umfassender und thätiger der Beobachtungsgeist eines Mannes ist, um desto weniger wird er für den ganzen Stoff, den er auf seiner Reise sich sammelte, in der Beschreibung derselben sogleich Platz finden. Man wird es also nicht anders erwarten, als daß in diesem Bande eine Reihe sehr verschiedenartiger, bald kürzerer bald längerer, Nachträge gegeben werde, in denen der Naturhistoriker, der Geograph, der Antiquar, bald mehr oder weniger

§ [6]

Nahrung für sich finden wird. Die Zahl derselben steigt bis auf 50, aus denen wir die wichtigern bemerklich machen wollen. Gleich *N.* 1. gibt eine Uebersetzung des Tagebuchs des Zuges durch die Libysche Wüste, des verstorbenen Architekten *Grucot*; welches bey der genauen Angabe der Entfernungen der Stationen, nach den Zeitbestimmungen, den Geographen brauchbare Materialien darbietet. *N.* 2 — 6 beziehen sich auf Aegypten. Ueber die Landmacht und über den Character des jetzigen Paschah *Mehemed Ali*. Er ist kein Freund von Renegaten. Seine Armee, damals angegeben auf 50,000 Mann, (die genaue Zahl darf er selber nicht erforschen lassen, um kein Mißvergnügen über die Entdeckung der Unterschleife bey den Besoldungen zu erregen) muß einen interessanten Anblick durch ihre Zusammensetzung gewähren. Albaneser, Beduinen, Araber aus Nögreh, Schwarze aus Darfur und Sennaar sind darin vereinigt, und hassen sich wechselseitig, während seine Leibwache aus Mamelucken besteht. Wer erinnert sich dabey nicht an die Zusammensetzung der carthagischen Heere? Ueber die Pferdezucht in Aegypten. Die besten werden in Sharkie im Delta und in der Thebais gezogen. Dieß führt den Verf. auf die Dongola-Rasse, über welche zugleich ein lehrreicher Aufsatz des Herrn Stallmeisters von *Hochstetter* eingeschaltet wird. Es war auch uns schon bekannt, daß diese Rasse auch nach Deutschland, in die Gestüte *S. M.* des Königs von Württemberg verpflanzt ist. Die Rasse stammt aus Arabien, und ist allerdings eine der schönsten. Man findet meist Hengste, weil die Nubier nur diese reiten; (also das Gegentheil von den Arabern). *N.* 7 — 17 beziehen sich auf die unternommene jedoch aufgege-

bene Reise nach Cyrenaica, und auf die zu dem Tempel des Jupiter Ammon durch die Libysche Wüste. Die Marschrute für Caravanen von Alexandrien aus über Derna und Bengasi nach Augila und Siwah, und von da zurück nach Theranneh am Nil, ward auf 55 Tage berechnet. Ueber die Dattelpalme und die vielfache Benützung derselben, ein lehrreicher Aufsatz. Ueber die kleinen Hieroglyphen-Bilder am Tempel des Jupiter Ammon, und ihre Abzeichnung genauere Aufschlüsse. Von Shargieh oder Alt-Siwah wird Tab. II. eine mundierte Zeichnung mitgetheilt. Die Hitze in der Libyschen Wüste fand der Verfasser im October und November im Durchschnitt 25° Reaumur. In den heißen Monathen wird es freylich anders seyn. Von N^o. 20 an bezieht sich das Folgende meist wieder auf Aegypten. N^o. 27 über die Fruchtbarkeit und den Wohlstand des alten Aegyptens. Der Ertrag des Landes konnte schwerlich zum Unterhalt der starken Bevölkerung hinreichen; man mußte die Subsistenz zum Theil aus der Fremde ziehen. Dieß geschah durch den Zwischenhandel, den Aegypten mit Arabien, Indien und Aethiopien trieb. Die große daraus hervorgegangene Bereicherung setzte die Pharaonen in den Stand, ihre unermesslichen Denkmähler aufzuführen. — Bemerkungen über das Crocodill, und Bestätigung der von Herodot darüber gemachten Angaben, welche den richtigen und umfassenden Beobachtungsgeist des Vaters der Geschichte aufs neue bestätigen; unter andern die Bemerkung daß das Crocodill keine Zunge habe. Es hat allerdings eine; aber man sieht sie nicht ehe sie vom Gaumen abgelöset ist, an dem sie festsiht. Die Dumpalme; genaue Beschreibung derselben; sie fängt in Aegypten

zwischen 26 — 25° an sich zu zeigen; Eyon fand sie bey Tegery unter 24°. Sie trägt Nüsse statt der Datteln. Man isset zwar wohl den Kern, gebraucht ihn aber doch mehr als Medicin. Die Begrenzungen der Dattelpalme und der Dampalme müssen unsers Erachtens auf den innern Handel von Africa einen großen Einfluß gehabt haben, der noch nicht hinreichend erforscht ist. — Was bey der Lage von Theben aus Plinius von dem unter dem Nil fortgeführten Wege gesagt wird, Plin. XXXVI, 20 (wiewohl Plinius selber mit Recht ihm keinen Glauben beymessen will) zeigt wenigstens daß die Idee eines Unternehmens, wie es jetzt in London ausgeführt wird, nicht neu, sondern sehr alt sey. — Einer der ausführlichsten Nachträge N. 35 ist der über die Aufbewahrung der Todten bey den Aegyptern. Es ist, nach der eignen Bemerkung des Vf. eigentlich ein Supplement zu der vortreflichen Abhandlung von Jomard, in der Description de l'Egypte. Es mußte also wegen der Deutlichkeit manches aus dieser Abhandlung wiederholt werden; und kann nur in Verbindung mit derselben sein Licht erhalten. Es wird in fünf Abschnitten dargelegt; Art und Weise wie die Aegypter ihre Todten vor der Verwesung schützen; — neuentdeckte Erhaltungsweise der Cadaver; — Einhüllung und Verzierung der Mumien; — Einschließung und Beysetzungsart derselben; — Thiermumien; — Gegenstände die man in den Catacomben den Mumien beygesetzt findet. — Der Sorge für die Erhaltung der Verstorbenen verdanken wir, wie der Vf. mit Recht sagt, die genauere Kenntniß des bürgerlichen und häuslichen Lebens dieses merkwürdigen Volks, da bey weitem die meisten Darstellungen in den Catacomben ic. sich darauf beziehen. Die neuentdeckte

Erhaltungsweise bezieht sich auf das in der Reise ausgeführte, daß nämlich die Aegypter nicht wie Herodot sagt nur drey, sondern fünf Arten des Mumificierens hatten; nämlich erstlich die mit kostbaren aromatischem Harz und andern Specereyen; zweytens die mit Cedria ausgespritzten; drittens die mit Syrmia injicierten, und mit Natrum impregnierten; viertens die mit Salz und fünftens die mit bloßer Asche angefüllten und ausgetrockneten. Die Binden in welche die Mumien gewickelt wurden, haben oft eine erstaunliche Länge. Bey den Mumien der ärmern Classe ist die Leinwand oder der Byssus (nach der damit angestellten Untersuchung nur Baumwollenzeug) nur grob; während dessen man bey denen der Reichern Gewebe findet, die unserm feinsten Musselin nicht nachstehen. Gern zeichneten wir noch mehr aus diesem Abschnitte aus, aber wir müssen den ganzen zum Nachlesen empfehlen. N^o. 37. Ueber die merkwürdige Darstellung der vier charakteristisch bezeichneten Nationen in der Grabesgrötte des Psammis. Sie gehören unstreitig zu den merkwürdigsten Darstellungen, und alle Freunde des Alterthums werden es dem Vf. Dank wissen, daß er sie Tab. III. aus dem Prachtwerke von Belzoni genau hat nachstechen lassen. Mit dem Vf. stimmen wir darin überein, daß die rothen nicht Aegypter, sondern Nubier oder Berbers sind. Für Perser können wir die weißen mit den beblümten Gewändern nicht halten; denn die persische, eng anschließende, Tracht kennen wir von Persepolis. Wir halten sie mit Belzoni für Babylonier. Mit Recht erklärt sie der Vf. nicht für Gefangene wie Belzoni, sondern für Repräsentanten eben so vieler Völker; wir möchten noch bestimmter sie Gesandte nennen, die ihre Huldigungen darbringen; weil sie alle in dem festlichen Nationalschmuck erscheinen. Daß übrigens das

prachtvolle Grabmahl nicht dem Psammis, sondern einem der weit ältern Pharaonen gehört, ist schon vom Rec. an einer andern Stelle dargethan. №. 38. Ueber den Weinbau in dem alten Aegypten. Daß er statt fand, wenn gleich Herodot das Gegentheil sagt, ist nach den Vorstellungen auf den Monumenten gewiß. Aber wann ward er eingeführt? Auch konnte er nur in den höhern Gegenden statt finden, besonders in Arsinoë. №. 42. Bestätigung der Nachricht daß das Kameel allerdings auf den Denkmählern vorkommt. Der Vf. entdeckte es doppelt auf den Obelisken von Luxor. №. 47. Ueber antike Glasmalerey. Einer der ausführlichsten Nachträge, oder vielmehr eine Umarbeitung des über den Gegenstand in der Reise Gesagten. Auch noch jetzt spricht der Vf. mit großer Bescheidenheit über seine Untersuchung; indem er sie noch gar nicht für geschlossen hält. Es wird zuerst bewiesen, daß die Alten die Kunst hatten, farbige Glasflüsse anzufertigen, und künstliche Edelsteine dadurch darzustellen. Es wird ferner wahrscheinlich gefunden, daß diese Kunst in mehreren Ländern, auch in Indien, bekannt war; der Ort ihrer ersten Erfindung aber bleibt ungewiß. Man hat sie auch in dem hohen Norden gefunden, und nach dem Vf. kamen sie durch den Caravanenhandel dahin. Ueber ihren Gebrauch mehrere Vermuthungen. Bey dieser Gelegenheit auch über die Vasa Murrhina. Zuletzt Analysen antiker Glasflüsse durch den s. Klaproth. — Und am Ende noch vier Beylagen: 1. Kastr Sakam. 2. Darstellung des ägyptischen Jahrs auf einem Basrelief im Pallast Grimaldi zu Venedig. 3. Amor der Löwenbändiger (mit einer Abbildung). Nach einer vortreflichen Glaspaste; als Beleg zu dem obigen Aufsatz über die Glasflüsse. 4. Ein reiches Verzeichniß von Wörtern der Simahsprache. Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände wird un-

fer obiges Urtheil bestätigen, daß nicht leicht ein Leser das Buch weglegen wird, ohne Etwas ihn interessierendes darin gefunden zu haben.

Hn.

Stralsund.

In der Böfflerschen Buchhandlung: Uebungen im Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische zur Befestigung in der griechischen Formenlehre von Dr. W. H. Blume. Erste Abtheilung. 1827. XVI u. 215 S. in 8. — Die erste Auflage dieses Uebungsbuches ward in kurzer Zeit vergriffen, weil dasselbe sogleich eine günstige Aufnahme fand und in mehreren Lehranstalten eingeführt wurde. Die vorliegende zweyte Ausgabe heißt mit Recht eine durchaus verbesserte. Der Vf. behandelt die Formenlehre in zwey Abtheilungen, von welchen die vorliegende erste bis zum Verbum barytonon geht; die zweyte enthält das übrige der Formenlehre; zur Einübung des Syntax ist seine Anleitung zum Uebersetzen aus dem Lateinischen ins Griechische bestimmt, welcher neulich in diesen Blättern erwähnt ist. Zweckmäßige Vollständigkeit und eine überall beobachtete Stufenfolge im Übergang vom Leichterem zum Schwereren zeichnet diese Anleitung besonders vor ähnlichen aus. Bey der Menge der sorgfältig aus classischen Schriftstellern ausgewählten Sätze, die manchem ein Ueberfluß scheinen könnte, ist dem Lehrer Auswahl unter den Uebungsstücken verstattet, wodurch am besten dem Mißbrauche stehender Hefte vorgebeugt wird. In den zur Anwendung der Regeln gegebenen Beyspielen ist eine große Mannigfaltigkeit und Abwechslung erreicht, wodurch die Aufmerksamkeit und der Scharfsinn des Schülers gespannt und derselbe zu einer gewissen Sicherheit in Unterscheidung ähnlicher Fälle geführt wird. Jedem Abschnitte sind zur Wiederholung und Anfrischung des Gelernten und Eingübten mehrere Abschnitte gemischter Beyspiele

beigefügt. Die letzten in zusammenhängender Erzählung würden noch zweckmäßiger für den Schulgebrauch gewesen seyn, wenn sie nicht aus gangbaren und bekannten Schriftstellern ganz entlehnt wären, da mancher Schüler lieber drey Stunden herumsucht, um ein Versum abzuschreiben, als eine Stunde selbst daran arbeitet. Sie würden sich daher in dieser Art mehr zum mündlichen Uebersetzen eignen. Sehr brauchbar und zweckmäßig finden wir die dem Ganzen vorangeschickten Vorübungen, die sich theils auf den Accent, theils auf die Veränderungen der Consonanten und Vocale beziehen. Die Zusammenstellung der Beyspiele hierzu ist mit Sorgfalt und Einsicht gemacht. Die Uebungsstücke über denselben Gegenstand, die sich in anderen Anleitungen, namentlich in der Anleitung von Bömel befinden, sind weniger für die Fassungskraft der Anfänger berechnet. Die Verbesserungen der zweyten Auflage beziehen sich nicht nur auf einzelne Mängel und Versehen, sondern sie sind durchgreifend und planmäßig gemacht. Zu den schätzbaren Vermehrungen gehören manche eingestreute syntactische Regeln und grammatische Nachweisungen, Fingerzeige über Wortstellung und Synonymik, häufige Vergleichung mit dem lateinischen Sprachgebrauche, ja selbst Beziehungen auf neuere Sprachen. Ueberhaupt hat der Vf. alles angewandt um die Aufmerksamkeit des Schülers rege zu erhalten und ein bloß mechanisches Uebersetzen zu verhindern, wozu manche andere sonst verdienstliche Anleitungen nur gar zu leicht verleiten. Endlich ist auch die Correctheit des Druckes an dieser zweyten Ausgabe sehr zu rühmen. Nur wenige Druckfehler sind uns aufgefallen z. B. S. 2 *διος* (wo sicher *δῖος* gemeint ist). Formen wie *εἶδα*, *εἶδες* S. 9, *ἐπερίδα* S. 186 sollten dem Anfänger nicht ohne Klammern oder andere Bezeichnung des Ungebräuchlichen gezeigt werden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. 139. Stück.

Den 30. August 1827.

Calcutta.

Transactions of the medical and physical
society of Calcutta. Volume the first. 1825.
pag. XXI. 409.

Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß in demjenigen Welttheile, der als die Wiege der ersten Cultur der Menschheit angesehen werden kann, in welchem dieselbe aber durch Despotismus, Kasten-Geist und Unwissenheit allmählich so unterdrückt worden ist, daß nur noch wenige Strahlen des ehemaligen Lichtes wahrgenommen werden, durch die Herrschaft der Britten den wissenschaftlichen Kenntnissen und Forschungen ein anderer Weg gebahnt und der Geist für dieselben rege und lebendig gemacht ist. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß seit den europäischen Ansiedelungen auch die Wissenschaften daselbst mehr Eingang gefunden, größeres Interesse für dieselben lebendig geworden und ein geistiger Verkehr mit den Nationen anderer Welttheile besonders mit Europa angefangen sey.

S [6]

Das vor uns liegende Werk gibt eine erfreuliche Probe von dem Stande, in welchem sich die Heilkunde befindet, und macht uns mit mehreren verdienten und kenntnißreichen Gelehrten bekannt, die als eine Zierde in unserer Wissenschaft angesehen werden können.

Die Zahl der Mitglieder der ärztlichen Gesellschaft, von welchen die obige Sammlung von Abhandlungen herausgegeben wird, beträgt bereits 219, welches zwar für die Größe des Landes nicht viel ist, aber in Rücksicht auf die Entfernung der bedeutendsten Orter von einander und die Schwierigkeiten der Verbindung und Communication und der verhältnißmäßig geringen Anzahl von Europäern mehr ist, als man erwarten könnte, und einen schönen Beweis von der Stufe liefert, auf welche sich auch dort Natur- und Arzneiwissenschaft gehoben haben.

In der 9 Seiten langen Vorrede geben die Herausgeber ihre Gründe zur Herausgabe dieser Sammlung an, nämlich den Wunsch unter den dortigen Gelehrten ein innigeres Band zu knüpfen, so wie den Nutzen zu zeigen, der aus der Mittheilung der Ansichten und Forschungen Einzelner für das Ganze entspringen kann, und die Nothwendigkeit neuere Entdeckungen sobald wie möglich zur allgemeinen Kunde zu bringen.

Drey und dreyßig Abhandlungen und mehrere kleinere Bemerkungen und Nachrichten füllen den ersten Band derselben.

Die erste Abhandlung liefert Nachrichten über die Leprose und hat die Ueberschrift:

Kufhta or Leprosy as known to the Hindus, by H. H. Wilson Esq.

Diese in Indien endemische Krankheit ist von mehreren indischen Schriftstellern beschrieben, von welchen Charaka und Susruta diejenigen sind,

denen am meisten in der Bestimmung und Behandlung derselben gefolget wird. Der Vf. hat, so viel ihm möglich gewesen ist, die indische Literatur über diesen Gegenstand benutzt und daraus folgende Resultate erhalten.

Die Ursachen der Krankheit liegen nach derselben in Unordnungen in den ersten Wegen, in den Reproductionsorganen, oder dieselbe ist erblich, eine Folge von Ansteckung oder abergläubischen Gebräuchen.

Ob diese Krankheit wirklich contagiös sey oder nicht, darüber sind die Meinungen getheilt, einige haben sie als solche beobachtet, andere das Gegentheil bemerkt; so viel scheint gewiß, daß sie nicht jederzeit ansteckend sey, aber unter gewissen Umständen werden könne. Die vorzüglichsten Symptome dieser Krankheit sind, ein glänzendes fettiges Ansehen der Haut, die zu gleicher Zeit hart, rauh und runzlicht ist. Die Ausdünstung ist unregelmäßig, die Haut verliert ihre natürliche Empfindlichkeit, in ihr ist ein Gefühl von Hitze, Jucken und Prickeln; leichte Wundschmerzen sehr und breiten sich weit aus, sind dabei schwer zu heilen. Die Haut ist dabei steif auf ihrer ganzen Fläche, das Haar ist steif und steht aufrecht, die Venen sind angeschwollen, das Blut bekommt eine dunkle fast schwarze Farbe, und es erscheinen Flecke, Tuberkeln und Bläschen. Die Constitution ist sehr geschwächt.

Die Indier unterscheiden die Krankheit nach ihrem Sitz in den verschiedenen Theilen, oder ob sie in der Luft des Körpers, im Schleime oder in der Galle ihren Ursprung habe. Sie nehmen in dieser Rücksicht 7 bedeutendere und 11 unbedeutendere Species derselben an, die hier einzeln beschrieben werden, welche aber aufzustellen der Raum dieser Blätter verbietet; nur die

ses ist zu bemerken, daß das Anschwellen der untern Extremitäten hier bey der Species Vaipadika angeführt, ein charakteristisches Merkmal der lepra tuberculosa Elephantiasis von Albert sey, aber wohl von der Bucnemia oder tropical leg unterschieden werden müsse. Letztere Krankheit ist sehr gemein in Indien und ähnlich dem Anschwellen der Inguinal-Drüsen und des Scrotums in Westindien, aber chronisch, ohne Schmerz und Ulceration und die Lebensverrichtungen nicht störend.

Hinsichtlich der Prognose halten die Indier diese Krankheit so lange heilbar, als sie auf Haut, Muskeln und Blut beschränkt ist, und bloß die Luft oder der Schleim davon afficiert sind. Ist das Mark davon ergüßten, so ist sie unheilbar, gleichfalls wenn sie ihren Sitz im Fette oder den Knochen hat, auch wenn die Galle davon vergiftet ist.

Elephantiasis ist nicht davon verschieden, sondern nur eine Species und der Unterschied, welchen Bateman zwischen Lepra und Elephantiasis festsetzt, als sey in ersterer der Ausschlag schuppicht, in der letzteren tuberkulös scheint dem Vf. mit Recht eben so ungegründet zu seyn, als denn Sitz der ersten in der Lympe und der andern im Blute anzunehmen.

Die Leprose wird leicht mit einer andern Krankheit verwechselt, welche man Suritra, Kilasa, Darunk oder Varuana nennt, und die mit der Vitilago des Celsus Ähnlichkeit hat; letztere aber ist von ersterer gantz verschieden. Die Haut ist bey ihr wiedernatürlich weiß, zuweilen auch roth oder kupferfarbig, jucket sehr, ist heiß, verliert das Haar; aber es findet keine krankhafte Absonderung oder Exulceration derselben statt. Wenn sie nicht von langer Dauer ist, so ist sie

leicht und auf ähnliche Weise wie die Leprose zu heilen, hat sie aber lange angehalten, so ist ihre Heilung schwer. Sie kann übrigens sehr lange dauern, ohne daß die Lebensverrichtungen dabey leiden.

Zur Heilung wenden die Indier eine große Menge von Mitteln und eine Mischung sehr vieler unter einander in einer Verordnung an.

Das erste worauf sie vorzüglich achten ist 1) die Diät, die sehr streng ist, alle Fleischspeisen, ausgenommen Wild, so wie Milch, Del, Säuren, Zucker, Hülsenfrüchte und alle schwer verdauliche Speisen, sind verboten. Reis von 60 Tagen Wachstum ist die vorzüglichste Nahrung, so wie einige andere einheimische Gemüse, worunter sich mehrere *asclepias*-Arten und die Blätter der *Justicia adhatoda* befinden.

Zum äußerlichen Gebrauche wenden sie eine Verbindung an, die sie *Vajraka-Del* nennen, welche aus einer großen Menge Dinge aus dem Pflanzen- und Mineralreiche besteht, worunter sich *Asclepias gigantea*, *Euphorbium*, weißer Senf, schwefelsaures Eisen, rother Arsenik und mehrere andere sehr reizende Dinge befinden. Gleichermesse gebrauchen sie eine Paste oder Liment von *Cassia fistula*.

Wird die Krankheit ernsthafter, so gebraucht man Brech- und Abführungsmittel, so wie auch Aderlassen. Zu diesem allem werden sehr zusammengesetzte Vorschriften von inländischen Producten gebraucht. Ist die Krankheit bis zu den Muskeln gedrungen, so bedient man sich mehrerer Zubereitungen der *Melia Azoderak*. Ueberhaupt unterscheidet sich der Heilplan in einen örtlichen und allgemeinem. Zur Erfüllung des erstern dienen reizende, erweichende, schmerzlindernde oder zusammenziehende Dinge in Salben

und öflichen Einreibungen, Bäder und Besprengungen mit Kuhharn, örtliche Blutausleerungen, kalte Uebergießungen. Als innere allgemeine Mittel gebraucht man reizende, bittere oder adstringierende Arzneyen, Pfeffer, Ingwer, Katchu, mehrere Species von Asclepias, Euphorbium und Cassia, Auripigmentum, schwefelsaures Eisen.

Außer diesen sind eine große Menge sehr zusammengesetzter und wegen der bloßen Benennung in der Landessprache unbekannte Vorschriften im Gebrauche, welche alle aufzuführen zu weitläufig und von keinem Nutzen seyn würde. Lehrreicher wäre es gewesen, wenn der Vf. die Ansichten und Heilmethoden der Kunstverständigen aufgestellt und dagegen das Verfahren der indischen Aerzte weniger ausführlich geliefert hätte.

2. Description of the tree which produces the nipal camphor wood and sassafras bark, by M. Wallich Dr.

Der Verf. der den Baum, von welchem hier die Rede ist, auf zwey Bergen des Nipal-Gebirges fand und ihn *Laurus glandulifera* nennt, stellet ihn in die Reihe mit *Laurus camphorifera*, *Laurus sassafras* und *L. Parthenoxylon*, mit welchen er leicht verwechselt werden kann, von denen er aber doch im Wesentlichen sehr abweicht. — Er wächst innerhalb des 27° N. B. auf einer Höhe von 6 bis 8000 Fuß, wird sehr groß und hat einen Stamm von 12 Fuß im Umfange mit verhältnißmäßiger Höhe, und treibt viele Zweige und Blätter; letztere sind oval und zugespitzt. Das Holz hat eine blaßgelbe Farbe, hat frisch einen starken Kampfergeruch, der mit dem Alter milder und angenehmer wird. Die Blätter haben denselben Geruch und behalten ihn, selbst beym Abbrühen mit Wasser, selbst noch getrocknet. Die Rinde ist 1 bis 2 Zoll dick, inwendig

schwammig, hat eine Kaneelfarbe mit weißen Linien untermischt. Frisch schmeckt und riecht sie aromatisch und gleicht darin ganz dem Sassafras. In Indien wird das Holz zum gewöhnlichen häuslichen Gebrauche verwendet.

Zum Schlusse gibt der Wf. eine ausführliche botanische Beschreibung, der er die von L. Camphorifera, L. sassafras, L. Parthoxyylon und L. capularis zur Seite stellt, um den botanischen Unterschied zu zeigen. Eine Lineanzzeichnung des L. glandulifera ist der Abhandlung beygefügt.

3. Case of the fatal effects of the bite of a venomous snake, by P. Breton.

Erst eine Stunde nach dem Bisse einer giftigen Schlange entstanden Schmerzen in der Wunde, in welcher man deutliche Eindrücke von zwey Zähnen wahrnehmen konnte. Bald darauf erfolgten Mattigkeit, Schwindel, Erbrechen und Ohnmacht, und nun sanken die Kräfte immer mehr, und die Circulationsthätigkeit wurde so heruntergebracht, daß der Puls kaum zu fühlen war. Zwar wurde der schwache Lebensfunke von Zeit zu Zeit durch Gaben von Ammonium angefaßt, allein nach einer stärkern Auslebung von wenigen Augenblicken sank alle Thätigkeit wieder herunter und unter Ohnmachten und Convulsionen erfolgte schon am andern Morgen der Tod.

4. Case of recovery from a wound in the stomach, by P. Breton.

Diese Wunde hatte sich der Patient selbst durch einen Pistolenschuß beygebracht, sie war an der vordern Seite des Magens eingebrungen und ging durch denselben in die linke Lendengegend, denn in dieser fühlte man die Kugel, und die Flüssigkeit, welche in den Magen kam, drang bey Verschließung der vordern Wunde aus der

äußern an der Vende hervor. Dieser wichtigen Verletzung ungeachtet erfolgte in einigen Wochen vollkommne Heilung und alle Functionen des Körpers litten während derselben gar nicht.

5. On the exhibition of phosphorus in cholera morbus, by J. Adam Dr.

Der Verf. reichte den Phosphor in Substanz in einigen Fällen der erwähnten Krankheit und rettete dadurch einen Kranken, der sich schon im höchsten Grade der Erschöpfung befand; und bedauert, daß es ihm an gutem Aether gefehlt habe, um denselben in diesem aufgelöst zu geben.

Vor der Nachahmung dieser Versuche, dieses gefährliche Mittel in Substanz zu geben, muß Ref. warnen, da er in derselben nie gleichmäßig vertheilt werden kann. Die Auflösung in Aether mit ätherischen Oelen verdient aber in Fällen von so großer Erschöpfung, wie bey der südlichen Cholera morbus bald eintritt, gewiß alle Beachtung.

6. Notice of Oil in the blood, by J. Adam Dr.

Bei einem plötzlich verstorbenen, sonst gesunden Manne fand man in dem Blute des Gehirns und vena cava eine auffallende Menge eines wirklichen Oels, das dem Olivenöle gleich und in dem Blute in Kügelchen schwamm. Eine ähnliche Beobachtung findet sich im Edinburgh Medical Journal 69 und 75 S.; hier war aber das Oel mit dem Serum zu einer milchigen Flüssigkeit vereint. Bey Pferden soll man es öfter finden.

7. On the Madar and its medical uses, by G. Playfair.

Diese Pflanze, welche nach dem Wf. die asclepias gigantea von Lamarck ist, hat in neuern Zeiten in Indien wegen der Kraft ihrer Wurzel

großes Aufsehen erregt und die Aerzte sind auf Veranlassung des Vf. zu Versuchen mit derselben von dem Gouvernement aufgefordert worden. — Nachdem der Vf. die botanische Beschreibung des 6 Fuß hohen Strauchs, wovon die Wurzel gewonnen wird, gegeben hat, bezeichnet er ihre Kräfte als tonisch, alterierend, auf die Haut und ihre Gefäße reizend wirkend, schweißtreibend, auflösend und wurmtreibend, und zeigt die Krankheiten an, in welchen sie sich heilsam und alle andere Mittel hinter sich zurücklassend, gezeigt hat. — Diese Krankheiten sind Hautausschläge, als Flechten, Leprose, Elephantiasis, sodann Hautgeschwüre, syphilitische Zufälle, Fieber mit gesunkener Thätigkeit, des Capillargefäßsystems, Schleimhusten, Würmer, vorzüglich der Bandwurm. — In allen diesen Krankheiten ist die getrocknete und wohl aufbewahrte Wurzel, von welcher die zwischen der äußern braunen Rinde und dem innern holzichten Theile sitzende weiße Rinde gebraucht wird, zu 5 bis 6 Gran drey mal täglich von allen die sie gebraucht haben so heilsam gefunden worden, daß Jahre lang dauernde und allen andern Mitteln widerstehende Uebel damit in kurzem gründlich geheilt sind.

Die vielen Zeugnisse von Aerzten, die der Vf. alle aufführt, lassen keinen Zweifel an seiner Behauptung über, daß dieses Mittel zu den heilsamsten und kräftigsten gehöre. Zu bedauern ist es, daß sie wohl schwerlich nach Europa kommen wird, oder, wenn sie auch dahin gelangt, sich doch nicht viel von ihrer Wirksamkeit erwarten läßt, da sie nur im frischen Zustande vorzüglich kräftig ist.

8. On the appearance of locusts in the Doab, by P. Playfair, Esq.

Der Vf. bemerkte bey einem Spazerritte in

der Nähe eines Sumpfes eine ungeheure Menge eines kleinen schwarzen Insects, die den Boden auf einer großen Strecke bedeckten. Bey näherer Untersuchung zeigte es sich, daß dieses kleine Heuschrecken seyen, die keine Flügel hatten. Nicht lange nachher zogen sie fort und verwüsteten die ganze Gegend umher. Keine Veränderung der Bitterung, Regen oder Wind hatten auf sie einen Einfluß. Die Flügel, welche diese junge Brut allmählich erhielten, waren sehr klein.

9. On aluminous appearance of the Ocean, by J. Henderson.

1821 den 2. März im 2^o N. Br. und 21^o 20' der Länge zeigte sich, als der Wf. zur See war, die ganze Fläche des Wassers von 9 Uhr Abends bis Mitternacht mit einem höchst glänzenden Lichte leuchtend. Der Glanz und die Pracht desselben war so groß, als sie keiner der Seefahrenden je gesehen hatte, was aber das Eigenthümliche dabey ausmachte, war die Wirkung, welche dieses Licht auf alle, die dasselbe genau beobachteten, hervorbrachte, nämlich Kopfweh, Schwindel, Schmerz in den Augen, und leichte Uebelkeit, Symptome ähnlich denen, welche diejenigen empfinden, welche zuerst Taback rauchen. Diese Zufälle verloren sich nicht eher wie am Morgen. — Ohne weitere Bemerkungen über dieses sonderbare Phänomen, das hernach nie wieder erschien, schließt der Wf. diese kurze Anzeige mit dem Zusatze, daß das Leuchten des Meerwassers von kleinen Thieren herrühre und in der Gegend des Aequators am stärksten sey.

10. Case of fungoid disease, by R. H. Burnard.

Dieser Fall zeigt, wie der Wundarzt selbst bey den schlimmsten Erscheinungen, womit eine äußere Krankheit verbunden ist, nicht verzweifeln und

den Kranken hülflos lassen dürfe, sobald er sich überzeugen kann, daß das allgemeine Leiden nur Folge des Reizes der äußern Krankheit und der dadurch herbeigeführten Erschöpfung sey, und in keinem andern wichtigen Theile organische Fehler sich finden, oder ein oder das andere an ähnlichen Leiden wie das äußere ist, erkrankt sey. — Die Krankheit, wovon hier die Rede ist, war ein *fungus medullaris* am Knie, der schon lange gefressen hatte und wobey das ganze Kapselgelenk, die Kniescheibe und das Schienbein in den leidenden Kreis gezogen waren, so daß die Kniescheibe durch *Exulceration* aus ihrer Verbindung gerissen und das Schienbein *caridè* war, das ganze Kniegelenk sich aber in einem Zustande der bösesten *Ulceration* befand. Hierbey war der Kranke im höchsten Grade abgezehrt, litt am heftigsten Fieber und großer Entkräftung. Die innern Drüsen aber und das Drüsen-system schienen nicht primär zu leiden. — Der Wf. sah keine Rettung als in der Amputation des Schenkels, verrichtete dieselbe leicht und hatte die Freude zu sehen, daß das ganze Befinden von Tage zu Tage besser wurde, und der Patient allmählich vollkommen genas.

11. On the effects of the bite of the Ceylon leech by J. Tyttler.

Es ist in Ceylon eine bekannte Sache, daß der Stich einiger Blutegelarten sehr üble örtliche Zufälle hervorbringe. Dieses hatte der Wf. an drey Subjecten zu beobachten Gelegenheit, bey diesen nämlich erfolgten nach dem Saugen derselben sehr bössartige faulichte Geschwüre, deren Heilung sehr schwierig war. Die Blutegel, von welchen dieses beobachtet ist, sind 3 bis 4 Zoll lang, sehr dünne, und schwarz von Farbe.

12. On the beneficial effects of *datura* and *melia azederak*, by C. Skipton.

Eine Abkochung der Rinde von der Wurzel der *datura fastuosa* von einer Unze auf einer Pinte Colatur, und davon auf einmal 2 Unzen gegeben, verschuchte in zwey Fällen ein convulsivisches Asthma, gegen welches schon mehrere andere Mittel ohne Nutzen gebraucht waren. Desgleichen hob eine Abkochung der Blätter der *melia azederak* einen heftigen Anfall von Hysterie sehr schnell, nachdem von derselben, die aus einer Unze der Blätter mit $1\frac{1}{2}$ Unze Wasser verfertigt, ein Weinglas voll genommen war.

13. On delirium tremens, by G. Playfair.

Eine getreue und gut gelungene Schilderung der durch den Trunk hervorgebrachten Verstandesverwirrung, wie sie die besten Schriftsteller beschrieben haben. Was die Heilmethode anbetrifft, so stimmt der Vf. auch darin mit andern überein, daß Beförderung des Schlafes allein Genesung bewirke. Er erreichte in allen Fällen diesen Zweck durch abführende Mittel, und wenn diese gehörig gewirkt hatten, durch Opiate. Zu Zeiten war er gezwungen wegen der starken Blutcongestionien nach dem Kopfe, verbunden mit vollem und hartem Pulse, Blut zu lassen; hierauf erfolgte zwar gewöhnlich große Abspannung, aber nun wirkten auch die Opiate sicherer auf Schlaf. Bey Convulsionen mit kleinem Pulse, kalter mit klebrigen Schweiß bedeckter Haut mußte er zuweilen Reizmittel selbst Wein geben und nach diesem erst Opiate. — Das Opiat, dessen er sich gewöhnlich bediente bestand aus 100 Tropfen Tinctura hyoscyami mit 80 Tropfen Tinctura opii, mit zweyständiger Wiederholung von 20 Tropfen der ersten, mit 10 Tropfen der letztern. — Die Grundursache der Krankheit suchet der Vf. in immorma-

ter Absonderung in dem Darmkanale, vorzüglich aber in der Leber.

14. On strychnos nux vomica, by T. E. Backer.

Ein plötzlicher Zufall eines Negers, welcher ohne vorhergegangene Unpäßlichkeit sinnlos zur Erde fiel, gab dem Vf. Gelegenheit über die Ursache dieser Erscheinung nachzuforschen, da er dann erfuhr, daß der Neger nüchtern eine ganze Nuß gegessen habe, und schon lange gewohnt sey, dieses Mittel Morgens und Abends zu nehmen; er hatte mit dem achten Theile davon angefangen und war nun zu einer ganzen Nuß, die gewöhnlich 20 Gran wiegt, gestiegen. Er hörte, daß diese Substanz bey den Eingebornen und den Negern häufig im Gebrauche sey gegen eine Krankheit Sumbheri genannt, die in einer Veränderung der Farbe der Haut und Verdickung derselben besteht, auf welche leicht der Ausatz folgt. Auch debüen sich derselben die Einwohner zur Verhütung der Wasserscheu nach dem Bisse eines wüthenden Hundes oder eines andern Thiers. Sie geben in dieser Absicht Morgens und Abends 7 der Nuß 71 Tage lang, und legen die geröstete Nuß mit Leindöl auf die Wunde und selten erscheint nachher die Krankheit. Auch gebraucht man dieselbe in Anschwellung der Füße, welche so leicht nach Fiebern zurückbleiben; sowohl innerlich als äußerlich mit aloe und cassia fistula.

Eine Hauptregel bey dem Gebrauche dieses Mittels ist aber die, es nie bey nüchternem Magen zu nehmen, weil es dann betäubend und brechenerrregend wirkt.

15. Case of calculus, by F. Corbyn.

Die Blase wurde nach dem Tode in ihren Häuten ganz desorganisiert gefunden, sie waren so verbickt und um den Stein dergestalt zusammen-

gezogen, daß der Blaseninhalt nur noch $1\frac{1}{2}$ Unzen hielt. Der Stein befand sich mit diesen erulcerirten Häuten so verwachsen, daß er nur mit Gewalt davon getrennt werden konnte.

16. On a pedicular eruptive disease, by J. A. Sinclair.

Nach einem geringen Fieber erschien ein Sucken auf der Haut mit rothen Pusteln und sowohl in als um diesen eine große Zahl Läuse und eine Menge von Eiern derselben fest in der Haut sitzend.

17. Observations on dracunculus, by F. Bird.

18. On dracunculus, by R. H. Kennedy, M. D.

19. On dracunculus, by G. Smyttan, M. D. Alle drey Abhandlungen betreffen einerley Gegenstand, nämlich den Guineawurm, Dracunculus, vena medinensis, Gordius mediuensis, filaria medinensis Rudolphi, welcher in Asien häufig gefunden wird und eine schmerzhaft, unangenehme und oft gefährlich werdende Plage für die dortigen Einwohner wird. Es ist bekanntlich ein feiner Wurm von 2 Zoll bis so viel Fuß Länge, von der Dicke eines Haares, Zwirnfadens oder Vogelfeder, der in dem Zellgewebe unter der Haut sitzt, und zu schlimmen Entzündungen und Geschwüren die Veranlassung gibt. Das Vorzüglichste, was wir von ihm wissen finden wir von Rudolphi in seiner Entozoorum s. vermium intestinalium historia aufgezeichnet, so daß Ref. in den vorliegenden Aufsätzen wenig mehr angezeigt gefunden hat, als was in diesem klassischen Werke schon angeführt ist. — Das Eigene, welches dieselben enthalten, läßt sich auf Folgendes beschränken: In dem ersten wird dargethan, daß diese Wurmkrankheit zu den endemischen gehöre, und die regnige Jahreszeit ihr vorzüglich günstig

sey. Gegen Farrey, der die Krankheit als eine Folge einer lymphatischen Desorganisation ansieht, sucht der Vf. das Daseyn des Wurms darzuthun, dessen Existenz und Erscheinung bey der erwähnten Krankheit von allen Beobachtern behauptet und von Rudolphi durch die bedeutendsten Autoritäten außer Zweifel gesetzt wird. Der Verf. hält die Species des Wurms, die er beobachtet hat für *Gordius argillaceus*. Die Kur welche er dagegen anwendet, sobald Entzündung sich zeigt, besteht in Anwendung erweichender, Eiterung befördernder Mittel, auch das warme Wasser ist von ihm in Verbindung mit dem kalten, welches gleich nach ersterem appliciert wurde, mit Nutzen gebraucht worden. In der zweyten Abhandlung werden die Ansichten, welche allgemein in Indien über diesen Wurm herrschen, und nach welchen derselbe wirklich ein lebendiges Thier ist, das entweder sich unmittelbar unter der Haut einnistelt, oder durchs Trinken von schlechtem Wasser als Eychen im Körper kömmt. Der Vf. erzählt demz nächst die Art und Weise, wie die indischen Aerzte den Wurm unter der Haut fortschaffen, indem sie ihn sanft anziehen, oder vorsichtig herauschneiden, oder den afficierten Theil in kaltes Wasser stecken, da denn der Wurm von selbst herauskömmt. Das Abreißen bey dem Versuche ihn herauszuziehen, erregt oft sehr üble Zufälle. — Auch der äußerliche und innerliche Gebrauch des Merkurs ist vom Vf. heilsam befunden. Zuletzt sucht er noch die Meinung, daß das Uebel nicht von einem Wurme, sondern von einem kranken Lymphgefäße her rühre, durch mehrere Gründe zu widerlegen. In der dritten Abhandlung sucht der Vf. derselben zu beweisen, daß die Empfänglichkeit für diese Wurmaffection nur in der regnigen Jahreszeit statt habe, und vorzüglich diejenigen an ihm erkrank-

ten, welche Brauwasser tranken, und macht daraus den Schluß, daß die Eyer des Thiers durch den Magen in den Körper kommen können und durch den Weg der Circulation in das Zellgewebe gelangen. In dieser Meinung ist er dadurch bestätigt worden, daß er bey einem jungen Menschen nach dem Tode zwey Guinea-Würmer in der Höhle des Unterleibes gefunden hat. Jedoch leugnet er nicht die Möglichkeit des Eindringens derselben in die Haut von Außen. Alle drey Wf. sind darin einstimmig, daß der Wurm lange unter der Haut sehn könne, ehe er seine äußerliche Erscheinung mache, und neue Ankömmlinge in Indien im ersten Jahre ihres Dortseyns davon nicht heimgesucht wurden, welches die Meinung wahrscheinlich mache, daß eine gewisse allgemeine Disposition des Körpers dazu gehöre, um ihn für dieselbe empfänglich zu machen.

20. Medical sketch of the topography of the south eastern part of the Chittagong district and of the sickness, which has lately prevailed to a serious extent among the troops serving there by A. Macdougall M. D.

Der Strich von Indien, von dem hier die Rede ist; hat einen unfruchtbaren, feuchten mit vielen Moräften unterbrochenen Boden, ist sehr wenig bewohnt und die Herberge von Elephanten, Tigern und Leoparden. Die regnige Jahreszeit dauert dort länger als anderswärts.

Das Detachement von Truppen, welches in derselben das Standquartier erhielt, befand sich schon in einem sehr geschwächten Gesundheitszustande, indem es vorher in einer ähnlichen ungesunden Gegend campiert hatte.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

D e n 1. S e p t e m b e r 1 8 2 7.

C a l c u t t a.

Beschluß der Anzeige: Transactions of the medical and physical society of Calcutta &c.

Die Krankheit, welche unter diesen Truppen ausbrach, war ein remittierendes Fieber, welches bald in ein intermittierendes überging, welches aber mit manchen bösen Zufällen, als heftigem Kopfschmerz, Verwirrung, beschwerlichem Athemholen, Erbrechen, und vorzüglich großer Entkräftung verbunden war, die die Krankheit sehr gefährlich machten. Die Ursachen derselben waren ohne Zweifel das feuchte Klima, der morastige Boden und die große Hitze, die fast beständig auf 80 bis 85° Fahrh. stand. Es starben zwar nicht viele daran, aber die Reconvalescenz dauerte sehr lange, und die Kräfte kamen sehr langsam wieder. Die Heilmethode beschränkte sich auf starke Abführungsmittel, nach welchen man gleich zur Entfernung des Fieberparoxysmus durch China, Arsenikauflösung und Opium schritt. Brechmittel hatten mehrentheils einen schlechten Erfolg.

R [6]

21. Case of poplitea aneurisma, by A. Macdougall M. D.

Die Operation der Unterbindung der arteria cruralis wurde hier mit glücklichem Erfolge gemacht.

22. Observations on the epidemic cholera as it appeared in China, by Livingstone M. D.

Die Cholera ist eine der tödtlichsten Krankheiten in Indien, durch welche oft ein großer Theil der Einwohner in ganz kurzer Zeit hinweggerafft wird.

Chinesische Schriftsteller in so früher Periode als Hippocrates erwähnen schon derselben unter dem Namen Holwan. Von der Tartarey ist sie nach China und von dort allmählich nach den andern Theilen von Indien gekommen.

In ihrer schlimmsten Form hilft kein Mittel gegen sie, einmal hat der Verf. bey einer daran so Leidenden, daß man in jedem Augenblicke den Tod erwarten konnte, den Galvanismus mit Nutzen anwenden sehen. Gewöhnlich stirbt der Kranke so schnell, daß kein Mittel Zeit hat, seine Wirkung zu thun.

In leichtern Fällen hat Opium in Verbindung mit Kampfer und Salpeter-Naphtha Hilfe geleistet. Ein Aufguß von Quassia mit Salpetersalzsäure that in der Reconvalescenz oft gut. Die Chinesen geben costus arabicus in sporadischen Fällen, bey Epidemien aber Zinober, Moschus und Kampfer mit vielen andern Mitteln.

Die Ursachen der Krankheit sollen vorzüglich Erkältungen seyn, so wie kühlende Getränke und Fisch- und Reispfeisen. Etwas Ausführliches von dieser Krankheit, die bloß epidemischen Ursprungs zu seyn scheint, vermisset man ganz in dieser Abhandlung.

23. Observations on the use and abuse of Calomel, by J. Annesley.

Der Gebrauch des Kalomels in großen Dosen, in welchen ihn die Engländer schon länger anwenden, findet auch in dem Verf. einen Lobredner und er versichert in Dysenterien, Leberentzündungen und Fiebern den größten Nutzen davon gesehen zu haben, und gründet seine Meinung auf die Voraussetzung, daß derselbe in größeren Dosen, reizmindernd, die Absonderung im Darmkanale erleichternd und die zähen Stoffe auflösend wirke. In diesen Dosen erregt er nicht so leichte Diarrhöe, als in kleinern, mindert die Gefäßanfüllung und äußert keine Wirkung auf die Speicheldrüsen.

Von diesen Wirkungen hat er sich durch den Augenschein zu überzeugen gesucht bey Hunden, denen er 1 — 2 — 3 Drachmen auf einmal gegeben und davon keine schlimme Folgen wahrgenommen hat; nach dem Tode derselben fand er die Wirkungen so, wie oben angegeben ist.

Gewöhnlich gab er bey Fiebern, Ruhrn, Leberaffectionen 1 Scrupel mit etwas Opium einmal am Tage und setzte dieses so lange fort, bis die Farbe der Abgänge sich änderte, da er dann ein Abführungsmittel reichte.

Er ist überzeugt, daß von kleinen Gaben dieses Mittels, wie sie gewöhnlich gegeben werden, ob sie gleich zuweilen nöthig sind, größerer Nachtheil hervorgebracht werden könne, als von den größern.

24. Case of aneurisma of the aorta, by J. A r l a m.

Dieser Fall verdient wegen seiner Seltenheit alle Aufmerksamkeit.

Ben einem übrigens gesunden Manne zeigte sich an der rechten Seite des Halses in der Gegend des Sternal-Endes der clavicula eine Geschwulst von der Größe eines Gänseeies, in

welcher eine deutliche Pulsation wahrgenommen werden konnte. Stimme und Athemholen waren dabey sehr beschwerlich und der Patient litt an Schmerzen in dieser Seite der Brust, so wie in dem Urine derselben, in welchem außerdem ein Gefühl von Schwäche, und Taubheit vorherrschte. Nicht lange nach Erscheinung dieser Geschwulst zeigte sich eine ähnliche Erhabenheit am Rückgrade rechterseits der vorigen gegenüber, die ebenfalls mit Schmerzen verbunden war.

Bey der Schwierigkeit hier eine Operation anzustellen, beschloß man, durch häufige Aderlässe, den fortgesetzten Gebrauch Ekel erregender Mittel und sparsamer Diät die Thätigkeit des Gefäßsystems so viel wie möglich herabzustimmen und den Zutritt von Nahrungstoff zu verhindern. Zu diesem Ende wurden häufige Aderlässe gemacht, einmal in 3 Tagen bis zu 100 Unzen, und die Spesakuanha in kleinen Gaben gereicht. Hierauf nahm die Geschwulst allmählig ab, so wie sich die Erhabenheit am Rücken verlor, die Pulsation in ersterer hörte auf, und zuletzt war fast keine Spur der ganzen Geschwulst mehr wahrzunehmen. Bey einzelnen Perioden erhob sie sich zwar wieder, wurde aber durch standhaftes Beharren bey der angefangenen Heilmethode jederzeit wieder zum Verschwinden gebracht. Schon glaubte man, Alles überwunden zu haben, als der Kranke von enteritischen Zufällen befallen wurde, die sich zwar verloren, aber eine gänzliche Erschöpfung herbeyführten.

Die Section zeigte unter der angegebenen Stelle der clavicula einen zusammengeschrumpften aneurismatischen Sack an der arteria innominata, der geronnenes Blut und dicke Lagen von gerinnbarer Lymphe enthielt, und einen großen Theil dieser Brusthöhle einnahm; dabey

war die carotis mit einer fleischichten Substanz ausgefüllt und die subclavia in ein sehnichtes Band verwachsen. Das Blut in der Mitte des Sacks hatte eine gallertige Konsistenz, die nach dem Umkreise hin immer fester wurde. An der aorta ascendens wurde eine andere kugelförmige aneurysmatische Geschwulst wahrgenommen, die mit der erweiterten Arterie durch eine Oeffnung in Verbindung stand. In der Brust waren alle übrige Organe gesund, im Unterleibe aber fand man die Leber größtentheils in Eiterung übergegangen.

25. Description of the ciconia argala or adjutant bird, by J. Adam.

Dieses ist eines der merkwürdigsten Thiere in Indien und der größte aller Störche; seine Höhe vom Kopfe bis zu den Füßen beträgt 5 Fuß 2 Zoll und eine verhältnißmäßige Größe hat der übrige Körper. Sein Gefieder ist schwarz oder dunkelblau, unter dem Bauche und den Flügeln weiß. Er hat einen großen starken Schnabel, kahlen Kopf, weiße Iris. Die Beine sind lang und stark. Der Hals ist orange-farben und eine solche Farbe hat auch ein an demselben sich befindender Sack, der sich mit einer kleinen Oeffnung im Schlunde mündet. Dieser Sack enthält Luft und etwas speichelähnliche Flüssigkeit. Der Magen ist sehr groß und besteht aus einem obern drüsenartigen und einem untern muskelartigen Theile.

Die Größe, die Gefräßigkeit und das äußere Ansehen dieses Thiers machen dasselbe sehr merkwürdig, besonders da er seiner Größe ungeachtet sehr hoch fliegen, aber nicht schwimmen kann. Nach des Verfs. Meinung dient der Sack als Luftgefäß, welches er nach Willkür beym

Suchen nach Futter in den Sümpfen aufblasen und sich dadurch leichter machen kann.

26. Sketch of the history of Croton Tiglium, by H. H. Wilson.

Eine Litterärsgeschichte dieses Pflanzenproduct's, die keinen Auszug zuläßt.

27. Report on the use of Croton in the general hospital, by J. Adam.

Enthält nichts besonderes oder unbekanntes. Das Del ist in gallichten und andern Fiebern, bey welchen man schnelle Abführung bezweckte, so wie in Leberaffectionen mit gutem Erfolge angewandt worden; am besten und mit den wenigsten Unbequemlichkeiten wirkte es in Verbindung mit rad. Zingiberis und Seife; auch eine Tinctur aus den Samen mit Weingeist bereitet leistete gute Dienste. Besonders wird es hier bey dem Wahnsinn und der Melancholie empfohlen.

28. Case of dry gangrene, by B. Campbell.

Ist ein nicht seltenes Ereigniß der Selbsttrennung eines durch trockenen Brand abgestorbenen Gliedes vermöge der Naturkraft.

29. General and medical Topography of Meerut, by T. Jackson.

Die Stadt Meerut mit ihrer Umgebung liegt unter dem 29sten Grade nördlicher Breite und 78sten Grad östlicher Länge in der Provinz Delhi ungefähr 38 Meilen von dieser Stadt. Der Boden ist sandig, etwas abhängig und mit schönen Wiesen versehen. Die Stadt enthält 30000 Einwohner und ist die nördlichste Station der Truppen, ist 75 Meilen südlich von der ersten Bergreihe und 108 Meilen von dem Himala-Gebirge gelegen. Es gibt hier drey verschiedene Jahreszeiten; die gemäßigste oder kalte, die im October anfängt und im März endet; im Januar

und Februar friert es zuweilen. Die heiße Jahreszeit beginnt im April und hält bis Junius an, das Thermometer steht dann auf 90 bis 94 Grad Fahr. Mit dem Ende Junius fängt die Regenzeit an und verziehet sich bis zum Aequinoctium. Das Klima ist so günstig, daß alle europäische Früchte zugleich mit den tropischen daselbst gedeihen; erstere wachsen vorzüglich auf den Gebirgen von 6000 bis 11000 Fuß Höhe. Die dort herrschenden Krankheiten sind Fieber, Nuhren, Cholera, Leber = Magen = und Darmentzündungen. Epidemische Krankheiten werden dort zu Zeiten wahrgenommen, von endemischen weiß man aber nichts.

30. Case of a singular tumor, by J. Adam M. D.

Ein nicht ganz ungewöhnlicher Fall einer sehr großen Sackgeschwulst im Nacken, deren größter Theil glücklich durch die Operation fortgeschafft wurde. Zugleich war die Haut des Patienten eines Eingebornen mit vielen größern und kleinern Tuberkeln besetzt (Elephantiasis tuberculosa). Zwey colorierte Tafeln zeigen die Größe der Geschwulst und den Zustand der Haut.

31. Remarks on inflammatory fever or epidemic lately prevalent in Calcutta, by James Mellin Dr.

Die hier beschriebene Krankheit war ein entzündliches Fieber mit herumziehenden Schmerzen in den Gliedern, und der Neigung sich nach dem Gehirn zu ziehen und dessen Functionen schnell zu stören. Dabey war es eigenthümlich, daß schon nach den ersten Anfällen ein so bedeutendes Sinken der Kräfte statt hatte, und diese Kraftlosigkeit auch lange in der Reconvalescenz anhielt.

Dieses Fieber, welches dem häufigen Regen und der Anhäufung von electricischer Spannung in der Atmosphäre zugeschrieben wird, zeigte sich zuerst unter der gegen die Birmanen fechtenden Armee und verbreitete sich hernach so allgemein, daß kein Alter und Geschlecht verschont blieb.

Die demselben am besten zusagende Heilmethode bestand in Blutausäuerungen, besonders örtlichen und Abführungen, denen aber bald stärkende und nährende Mittel folgen mußten. Brechmittel bekamen selten gut, und dieses war auch der Fall mit Kalomel und den diaphoretischen Mitteln.

32. On the worm found within the eye of the horse, by P. Breton.

33. Observations on the filaria or thread worm found in the eyes of horses in India, by W. Fwinning.

Beide Abhandlungen beziehen sich auf einen Gegenstand, nämlich den in den Augen der Pferde sich befindenden Wurm, wie er zuweilen in Indien beobachtet wird.

Dieser Wurm, *strongylus armatus* sowohl als *filaria papulosa*, wie er in der ersten Abhandlung bezeichnet wird, hat die Gestalt eines kleinen Bandwurms von 6 — 7 Zoll Länge und der Dicke eines Zwirnfadens. In N^o. 2 wird sein Ansehn und Structur, wie das Mikroskop sie darstellt, angegeben; nach diesem ist er halb durchsichtig und gleicht einem feinen Streifen Katchouk; an dem einen Ende hat er fünf glänzende Flecken in einem Kreise sitzend, und dieses Ende wird für den Kopf gehalten; unter diesen befindet sich ein unregelmäßiger glänzender Fleck, und von diesem erstrecken sich zwey ähnliche parallele Linien über die ganze Länge

des Körpers. Dieser Wurm schwimmt in der wässrigen Feuchtigkeit der vordern Augenkammer, und seine Folgen sind ein gereizter allmählich in Entzündung übergehender Zustand, wobey die Feuchtigkeit trübe, die Hornhaut undurchsichtig und das Sehen verhindert wird. Das einzige Mittel das Gesicht zu erhalten, ist die Extraction des Wurms vermittelst eines Einstichs in die Hornhaut, wodurch das Ausfließen der wässrigen Feuchtigkeit und mit ihr des Wurms bezwecket wird.

Doch wird mit dieser Operation, wenn auch der Wurm dadurch fortgeschafft wird, für den Besitzer des Pferdes nicht viel gewonnen, denn gewöhnlich zeigen sich dieselben schon vorher oder gleich hernach unlustig, matt und leiden gewöhnlich an einer allmählich in Lähmung übergehenden Schwäche der hintern Extremitäten, welche von der Gegenwart ähnlicher Würmer in dem die Lendenwirbel umschließenden Zellgewebe ihren Ursprung nimmt.

Die Beobachter dieser Krankheit haben sich zum Theil selbst von dem Daseyn dieser Ursache überzeugt, oder schließen aus den Zufällen und der Analogie von den Krankheiten anderer Thiere, bey welchen Würmer in den Stirnhöhlen, wie bey den Schafen, in der Leber und andern Theilen, ja sogar im Blute gefunden sind, auf einen ähnlichen Grund. Die zu der Entstehung dieser Thiere Gelegenheit gebenden Ursachen liegen hier eben wie von den Schmarogerthieren bey Menschen gesagt werden kann, im Dunkeln. Einige glauben, daß die Eyer derselben sich im Wasser befinden, und mit diesem von den Thieren in den Magen kommen, und von da durch die Absorptionsgefäße ins Blut gebracht werden. Nasse Witterung und eine sumpfige Ge-

gend geben leicht zu dieser Krankheit die Veranlassung.

U n h a n g.

In diesem werden einige kurze Bemerkungen und Beobachtungen geliefert:

a) P. B r e t o n empfiehlt die Rinde des Stammes und der Zweige des Granatbaums gegen den Bandwurm, die eben so wirksam seyn soll, als die Rinde der Wurzel.

b) D. S c o t t versichert, die Iodine sehr viel verordnet, und nie Nachtheil davon gesehen zu haben.

c) Eine neue Art ätherischen Oels, wahrscheinlich aus den Andropogon Ivarancurha, hat sich als äußeres Mittel in Rheumatismen sehr wohlthätig gezeigt.

d) Botanische Beschreibung der Gummi ammoniacum-Pflanze (Oshao der Indier) mit einer Zeichnung.

e) Empfehlung der Tinctura datura fastuosa aus den Kapseln, Samen und Blättern zu 30 bis 40 Tropfen im Asthma.

f) Auf dem Kap der guten Hoffnung wird ein Aufguß der Diosma crenata zu $\frac{1}{2}$ Unze auf ein Pfund Wasser in Steinbeschwerden und einem gereizten Zustande der Blase von den Eingebornen mit Nutzen gebraucht.

Meteorologische Tabellen und die Gesetze und Einrichtung der ärztlichen Gesellschaft zu Calcutta machen den Beschluß dieses Anhanges.

Heineken.

M e x i c o.

Bey Martin Rivera: Novorum vegetabilium descriptiones. In lucem prodeunt opera Paulli de la Llave et Joannis Lexarza reip. Mexic. civ. Fasc. I. quadraginta de-

scriptiones complectens, quarum tredecim totidem genera nova exhibent. Ann. Dom. MDCCCXXIV. 6 S. Vorrede und Dedication und 32 S. Fascic. II. sexaginta descriptiones complectens, quarum tredecim totidem genera nova exhibent. Ann. Dom. MDCCCXXV. 4 S. Vorr., 13 u. 43 S. Text in kl. Folio.

Ein wissenschaftliches in den ehemals der Herrschaft Spaniens unterworfenen Theilen von America erschienenen Werk gehört immer noch zu den seltenen Erscheinungen im Gebiete der Literatur: deshalb und weil es wahrscheinlich ist, daß nur wenigen Botanikern in Deutschland das vorliegende Werk zu Gesicht kommen wird, glaubt Ref. seinen Lesern eine weiltäufigere Anzeige desselben schuldig zu seyn, als die Wichtigkeit und der Umfang des Inhalts es sonst erheischen möchten. Die Verfasser, von denen der eine leider schon in der Vorrede des zweyten Hefts den Tod seines Mitarbeiters Vexarza hat beklagen müssen, sind als würdige Nachfolger in die Fußstapfen des Cervantes, Mocinno, Sessé und Echevarri getreten, deren großen Verdiensten sie die gerechteste Anerkennung widerfahren lassen: mannigfach beschäftigt im Dienste der jungen Republik, haben sie Erholung in der Betrachtung des unerschöpflichen Pflanzenreichthums ihres Vaterlandes gesucht und die Freude gehabt, zur genaueren Kenntniß desselben einen nicht ganz unwichtigen Beytrag liefern zu können. Die Beschreibungen sind freylich nicht so genau und vollständig, wie der jetzige Zustand der Wissenschaft es verlangt, und es dürfte schwer seyn, nach denselben und ohne Original-Exemplare gesehen zu haben, über die Eigenthümlichkeit aller vermeintlich neuen Gattungen und Arten und über deren Stelle im natürlichen System ein

ein genügendes Urtheil zu fällen, bedenkt man indessen den Mangel an literarischen und andern Hülfsmitteln, so wird man gewiß den Verfassern die Unvollständigkeit ihrer Untersuchungen eben so wenig zum Vorwurf machen, als den republicanischen Eifer, der sie bewogen hat, mit den Namen der mericanischen Patrioten, welchen das Werk gewidmet ist, ihre neuen Gattungen zu bezeichnen. Mit den letztern wenigstens glaubt Ref. seine Leser bekannt machen zu müssen, und er hofft, daß es den Botanikern willkommen seyn werde, wenn er hier die Kennzeichen der neuen und für neu gehaltenen Gattungen ausführlich mittheilt.

Fascic. I. *Morelosia*. Pentandr. Monogyn. Cal. adhaerens. Cor. rotata, staminifera. Stylus furcatus. Stigmata duo capitata. Pericarpium: drupa tetragona nuce tetrasperma. Es wird dieser Gattung die Stelle zwischen den Ebenaceen und Sebesteneen angewiesen: den letztern scheint sie sehr nahe verwandt. — *Mina*. Pentandr. Monog. Perianthium monophyllum, liberum. Corolla monopetala, tubulosa, basi dilatata. Filamenta corolla duplo longiora, ore tubi inserta. Germen oblongum glandula carnosae cinctum. — *Morenoa*. Pentandr. Monog. Cor. incurva, compressiuscula, limbo globoso aut explicato. Filamenta exserta, reclinata. Reliqua ut in *Ipomoea*. Von dieser und der vorhergehenden Gattung vermißt man die Beschreibung der Frucht. Beide gehören übrigens unstreitig zu den Convolvulaceen. — *Bravo*. Hexandr. Monog. Flores gemini spathacei. Perigonium infundibuliforme ore amplificato. Filamenta sex fundo tubi inserta, longitudine perigonii. Ovarium trigonum adhaerens. Capsula ob-

longa, trilocularis, trivalvis. Semina numerosa reniformia. Wird von den Bfn. den Eliciacen zugezählt, gehört jedoch sicher zu den Amarullideen. — *Lennoa*. Octandr. Monog. Cal. inferus marcescens. Cor. hypogyna, plicata. Capsula unilocularis polysperma. Eine sehr ausgezeichnete, zu den Eufimachieen gerechnete Gattung, der Beschreibung zufolge den Drobanchen und der *Monotropa* im Habitus ähnlich. — *Matamoria*. Syngon. Polyg. aequal. Cal. 4-florus, 4-phyllus, 4-calyculatus. Receptac. nudum. Pappus multi aristatus, aristis duabus longioribus inflexis atque reflexis in hamulum. — *Rosalesia*. Syng. Polyg. aequal. Calyx de medio ad imum foliolis apice revolutis imbricatus. Receptac. nudum. Antherae in imo tubi: styli exserti, eminenter clavati. Pappus villosus. Semina striata, villosa. Gehört mit *Matamoria* zu den Eupatorinen. — *Allendea*. Syng. Polyg. superfl. Flos discoideus. Cal. imbricatus. Feminae in peripheria semiflosculosae, erectae. Receptac. squamosum. Pappus pilosus uniformis. — *Abasoloa*. Syng. Polyg. superfl. Flos radicans. Receptac. paleaceum. Flosculi disci 4-dentati. Semina papilla coronata. Kaum von *Eclipta* zu unterscheiden. — *Galeana*. Syng. Polyg. superfl. Cal. 5-phyllus. Receptac. nudum. Pappus O. Semina radii ovata compressa, concava, marginata; disci prismatica. — *Zexmenia*. Syng. Polyg. superfl. Flos radiatus. Cal. duplici foliorum ordine. Receptac. paleaceum. Semina compressa marginata; disci 2-aristata; radii 3-aristata; inter aristulas coronula paleacea. — *Aldama*. Syng. Polyg. frustran. Flos radiatus. Cal. subimbricatus. Receptac. conicum, paleaceum. Semen palea clausuratum apice cucullata. — *Hidalgoa*. Syng.

Polyg. necess. Flos radiatus. Cal. duplex. Receptac. paleaceum. Pericarpium, drupa.

Fasc. II. *Trujanoa*. Pentandr. Monog. Cal. duplex. Antherae sessiles, glandulis alternantes. Fructus lentiformis. Schein nahe mit *Rhus* verwandt und also eine *Terabinthacee* zu seyn. — *Casimiroa*. Pentandr. Monog. Cal. quinquedentatus. Cor. 5-petala. Filamenta receptaculo inserta. Bacca pulposa pentasperma. *C. edulis* ist ein ansehnlicher Baum mit gefiederten Blättern, dessen wohlschmeckende Früchte häufig in Mexico feilgeboten werden; zu welcher Familie er gehört, geht aus der unvollständigen Beschreibung nicht hervor. — *Calibrachoa*. Pentandr. Monog. Habitus *Convolvuli*. Perianth. pentaphyllum. Cor. monopetala, fovea excavata in lacinia inferiori. Capsula unilocularis, bivalvis. Wahrscheinlich eine *Primulacee*, wenn die Kapsel wirklich einfächrig ist. — *Juliania*. Decandr. Monog. Perianth. pentaphyllum foliolis oblongis deciduis. Cor. pentapetala, patens. Filamenta 10 subulata, alternat breviora. Antherae tetragonae 4-sulcatae. Ovarium globoso-pyramidatum, ad medium quinqueangulatum. Stylus brevissimus. Stigma capitato-pentagonum. Capsula 5-locularis 5-valvis. *Choisya* Kunth. ist offenbar dieselbe Gattung, und die beschriebene *Jul. caryophyllata* von *Chois. ternata* nicht verschieden. — *Leonina*. Didyn. Gymnosp. Habitus *Salviae*. Perianth. monophyllum labio superiore truncato. Cor. monopetala labiata ringens. Stamina duo superne furcata. Semina 4 oblonga. Die Staubfäden scheinen wie bey *Salvia dianthera* Roth. gebaut zu seyn; es bleibt aber zweifelhaft, ob dieses Kennzeichen zur Begründung einer neuen Gattung hinreicht. — *Lexarza*. Monadelph. Polyandr. Cal. bracteolis calycula-

tus. Cor. 5-petala. Glans monosperma calyce cincta. Gehört zu den Bombaceen und grenzt zunächst an Myrodia; vielleicht ist die beschriebene *L. funebris* nicht einmal von *Myr. verticillaris fl. mex.* verschieden. — *Mieria*. Syng. Polyg. aequalis. Cal. oligophyllus, pauciflorus, calyculatus. Receptac. nudum. Pappus paleaceus. — *Roldana*. Syng. Polyg. superfl. Flos radiatus. Cal. oligophyllus, aequalis, calyculatus. Radius ex ligulis remotis. Receptac. favosum. Pappus pilosus. — *Montanoa*. Syng. Polyg. frustr. Flos radiatus. Perianth. pentaphyllum. Pappus 0. Receptac. convexum, paleis vestitum hirsutissimis, semina aliquantum involventibus. Die hier beschriebene *M. tomentosa* dürfte eine neue Art der Gattung *Eriocoma* Kunth. seyn. — *Jalambicea*. Monoec. Hexandr. Flos masculus. Spatha diphylla, foliolis oblongis, acuminatis, compressis, marcescentibus. Cor. hexapetala, petalis lanceolatis, tribus exterioribus parum latioribus. Filamenta 6 brevissima; antherae oblongae quadrangulares erectae sulcatae. Flos hermaphroditus femineus. Spatha ut in masculis, folio exteriori brevior. Corolla tripetala, petalis oblongis, masculinis internis simillimis. Filamenta 6 brevissima, singula duo ad basin cujusque petali: antherae 0. Germen inferum oblongum striatum; styli 6 bipartiti; stigmata duodecim subspiralia stylis longiora. Capsula ovalis striata unilocularis. Semina plurima subrotunda pedicellata glandulis plurimis referta. Eine interessante zu den Hydrocharideen gehörige Gattung.

Den größten Theil des zweyten Heftes nimmt ein besonders paginiertes *Orchidianum opusculum* des schon verstorbenen Exarza ein, in welchem dieser fünfzig neue Arten mexicanischer Dr-

chibeen, oder Kinemospermen, wie der Verf. sie der Samen wegen nennt, beschrieben hat. Hier unter diesen hat er als neue Gattungen aufgestellt und folgendermaßen charakterisiert. *Arpophyllum*. Perigonium gibbosum, segmentis subaequalibus. Labellum concavum, subrotundum. Gynostemum apterum. Anthera terminalis operculata. Pollinis massae octo, cereaceae, monadelphae. — *Psittacoglossum*. Perigon. subcarnosum, segmentis limbo scariosis. Labellum crassum, linguaeforme, basi tuberculatum. Gynostemum clavatum, apterum, incurvum. Anthera decidua operculata. Pollinis massae quatuor inaequales. Capsula oblonga 6-angularis, 3-valvis. — *Alamania*. Perigon. regulare, segmentis inferioribus basi connatis, calcar referentibus. Labellum basi glandulosum aut tuberculatum, lamina lanceolata segmentis perigonii conformi. Gynostemum apterum tricuspidatum. Anthera operculata. Pollinis massae 4. Capsula oblonga, hexagona, subgibbosa. Semina minutissima. — *Cuitlauzina*. Perigon. carnosovenosum, segmentis 5 subrotundis breviter angulatis. Labellum flabelliforme, edentatum, ungula canaliculata; lamina amplificata, rugosa, biloba. Gynostemum ventricosum tripterum. Anthera operculata decidua. Pollinis massae duae cereaceae, pyriformes, cavae, pedicello communi suffultae. — In wiefern übrigens diese Gattungen beibehalten zu werden verdienen und ob die als neu beschriebenen Arten wirklich alle bisher unbekannt waren, darüber erlaubt sich Ref. um so weniger eine Meinung zu äußern, da bey keiner Pflanzengruppe die eigene Anschauung nothwendiger ist, als bey den Orchideen.

Bartling.

G e t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

141. Stück.

Den 3. September 1827.

P a r i s.

Bey André, libraire - éditeur: Mémoires de Voltaire, et sur ses ouvrages, par Longchamp et Wagnière, ses secrétaires, suivis de divers écrits inédits de la Marquise du Chatelet, du président Hénault etc. Tome I. 1826. 616 S. Tome II. 540 S. 8.

Mit dem Namen Voltaire verbinden sich so viele Erinnerungen an den Geist des achtzehnten Jahrhunderts, auf den kein Schriftsteller so mächtig, wie er, gewirkt hat, daß man Nachträge zu der bekannten Lebensgeschichte dieses außerordentlichen Mannes noch immer benutzen kann, wäre es auch nur, um einige Züge in dem Bilde, das man sich von jenem Zeitalter macht, zu berichtigen, oder frühere Nachrichten bestätigt zu finden. Aber nach französischer Art sind diese Memoiren, die von zwey Secretairen Voltaire's herkommen sollen, und wirklich herzustammen scheinen, von einem Buchhändler in die Welt geschickt, der sich vorne auf dem Titelblatte li-

braire-éditeur nennt, aber uns kein Wort davon sagt, wie er in den Besitz der Papiere gekommen ist, die er, nach seinem Berichte, geordnet, und zum Theil sogar umgearbeitet hat, um sie dem Publicum annehmlicher vorzulegen. Unterdeß tragen diese Memoiren das Gepräge der Echtheit, weil ein bestimmter Character der Verfasser sich in ihnen ausdrückt. Sie sollen, laut der Vorrede, vorzüglich dazu dienen, vielleicht der jetzt in Frankreich immer lauter den Ton angehenden geistlichen Parthey (parti-prêtres) zum Trost, die moralische Ehre des berühmten Ungläubigen in Schutz zu nehmen gegen so viele lächerliche Lasterungen und ungereimte Verläumdungen. Aus den Nachrichten, die wir von zwey Personen erhalten, die Jahre lang Gelegenheit hatten, den Herrn, dem sie dienten, in seinem ganzen Privatleben zu beobachten, sollen wir lernen, daß der angefeindete Voltaire ein Mann von großer Seele, von zwar feurigem, aber edelem, großmüthigen, theilnehmenden Character gewesen sey; was denn freylich gegen das Urtheil, das der König von Preußen, Friedrich II., einer der wärmsten Bewunderer von Voltaire's Genie, über das Herz des Mannes (coeur incorrigible nennt er es) auch aus eigener Erfahrung fällt, sehr abfließt. Zu diesem Zwecke hat der Herausgeber, laut der Vorrede, schon vor zwanzig Jahren den Hrn. Colini, dessen Vater ebenfalls als Secretär in Voltaire's Diensten gestanden war, bewogen, einen Theil der Nachrichten aus den Papieren seines Vaters unter dem Titel *Mon séjour auprès de Mr. de Voltaire* herauszugeben. Dieser Colini war um Voltaire in der Zwischenzeit gewesen, da Longchamp und Bagniere, jener schon um das J. 1746, dieser seit 1754 bis zu Voltaire's Tode, ihm mit ihren

Federn gedient hatten. Die Memoiren von Wagniere sind aber in diesen beiden Bänden vorangestellt; können auch für authentischer gelten, als die von Longchamp. Die erste Abtheilung dieser Memoiren enthält keine zusammenhängenden Nachrichten, sondern nur Anmerkungen zu dem von Voltaire selbst eben diesem Secretär dictirten und anonym herausgegebenen *Commentaire historique sur les oeuvres de l'auteur de la Henriade*. Daß dieser biographische Commentar von Voltaire selbst verfaßt ist, leidet nun keinen Zweifel mehr. Wagniere, wie er sich schreibt (vielleicht ursprünglich der deutsche Name Wagner) ein ehrlicher Schweizer, zeigt sich uns als eine recht treue Seele im Dienste seines Herrn. Auf diesen Herrn, der ihn so viele Jahre gut behandelt und mit ununterbrochenem Vertrauen beehrt hat, läßt er sich nichts sagen. Versunken in der Bewunderung des Genies des großen Voltaire, weiß er auch an dem Character des seltenen Mannes keinen Flecken aufzufinden, außer einer zu großen Lebhaftigkeit, die in ein Aufbrausen überging, das sich aber bald wieder legte. Was den Punct der Religion betrifft, so beruft er sich, um zu beweisen, daß sein Herr kein Atheist gewesen, mit Recht auf den Artikel Dieu in Voltaire's *Questions sur l'Encyclopédie* (nämlich die große französische Encyclopädie, in der die Verfasser der philosophischen Artikel sich unumwunden für den Atheismus erklärten), und auf Voltaire's öffentliche Aeußerungen gegen das berühmte *Système de la nature*. Merkwürdig ist, was er über diesen Punct noch berichtet: Als Voltaire im J. 1778 schon dem Tode nahe war, und von Priestern, die ihn befehren wollten, bedrängt wurde, wagte sein treuer Wagniere, ihn um sein aufrichtiges Glaubensbe-

kenntniß zu bitten; und Voltaire schrieb für ihn die Worte nieder: Je meurs en adorant Dieu, en aimant mes amis, en ne haissant pas mes ennemis, et en détestant la superstition. — Was den Zwist betrifft, in welchen Voltaire mit dem Könige von Preußen gerieth, so wirft der treue Diener Voltaire's natürlicherweise die ganze Schuld auf den König, und findet ganz in der Ordnung, daß Voltaire einmal in ein Stammbuch, das ihm in Deutschland, nach deutscher Art präsentiert wurde, unter die Worte, die er auf einem Blatte fand: Si Deus pro nobis, quis contra nos? hinzuschrieb: Les gros bataillons Prussiens. Auch mißfällt ihm keinesweges, daß Voltaire, der einen Affen hatte, der Lûc hieß, in seinen Briefen an d'Alembert mit diesem Namen Lûc, nicht sich selbst, was ein Anderer wohl gethan haben würde, sondern den König von Preußen bezeichnete. Daß Voltaire bey mehreren von Wagniere sorgfältig angeführten Gelegenheiten sich wirklich edel und uneigennützig benommen hat, müssen wir nun wohl glauben. Aber überraschend ist die Nachricht, der weltberühmte Mann sey auch so bescheiden gewesen, daß er an seinen eigenen Ruhm nicht geglaubt habe. Uebrigens enthalten diese Anmerkungen zu dem Commentaire historique eine Menge kleiner literarischer Notizen, die nur den interessirten können, dem alles wichtig ist, was die Schriften Voltaire's und den damaligen Zustand der französischen Literatur angeht. Hierauf folgt eine zusammenhängende Erzählung der letzten Reise Voltaire's nach Paris und der Ereignisse bey seinem Tode; zum Theil schon bekannte, zum Theil neue Nachrichten. Dann unter dem Titel: Examen des mémoires secrets, dits de Bacheaumont, eine lange

Reihe von Berichtigungen der nach ihrem ersten Herausgeber Bacheaumont benannten geheimen Denkwürdigkeiten zur Geschichte der französischen Literatur vom J. 1762 bis 1787. Man lernt daraus, wie obscure und verwegene Menschen die Neugier und die Leichtgläubigkeit des französischen Publicums benutzen konnten, durch Verbreitung ärgerlicher Anekdoten und anderer Neuigkeiten über die damaligen Schriftsteller und ihre Werke die literarische Treiberey noch zu vermehren, bey der die Wahrheit und der Geschmack sehr wenig, die Ränkesucht, die Schadenfreude und der Kleinigkeitsgeist desto mehr gewannen. Da nun in diesen berühmten Mémoires de Bacheaumont, wie man schon denken kann, besonders von Voltaire oft die Rede ist, so nehmen auch die Anmerkungen von Bagniere den größten Theil der beiden Bände dieser Mémoires sur Voltaire ein. Hierauf folgt noch von demselben Verfasser ein Examen d'un ouvrage intitulé Mémoire pour servir à l'histoire de Mr. de Voltaire vom J. 1785. — In einem ganz andern Geist und Style sind die Mémoires de Longchamp, die frühere Lebensperiode Voltaire's betreffend, geschrieben. Sie sollen sich wie ein Roman lesen lassen; und weil der Vf. in Voltaire's Diensten mehr ein gemeiner Abschreiber, als eigentlicher Secretär war, so hat der Herausgeber für gut gefunden, den Styl ein wenig zu corrigieren. Aber dieser Abschreiber, übrigens auch ein Lobredner seines Herrn, den er indessen beyläufig auch zu betriegen kein Bedenken getragen hat, erzählt so ganz als gediegener Franzose im Geiste seines Zeitalters, daß auf seine Glaubwürdigkeit um so weniger zu bauen ist, da er es offenbar auf das Amüsante anlegt, und auch Gespräche berichtet, die er

selbst nicht mit angehört hat. Aber der Geist des Voltairischen Zeitalters spricht aus diesem Schreiber auf eine so bemerkenswerthe Art, daß wir Einiges davon anführen zu müssen glauben, was Voltaire's viel besprochenes Verhältniß zu der gelehrten Marquise du Chatelet betrifft, mit der er ziemlich lange in einer engeren Verbindung lebte, die für eine bloß geistige gelten sollte, und auch von einem Theile des übrigen nicht sehr zum Loben geneigten Publicums für nichts weiter gehalten wurde. Im Hause dieser Dame machte der geschickte Schreiber Voltaire's Bekanntschaft; und er erzählt uns, wie er vorher als Hausverwalter im Dienste dieser Dame eines Tages sich nicht wenig wunderte, als sie in seiner Gegenwart ihr Hemd wechselte, und zwar so, daß sie nue comme une statue vor ihm stand; wie er dann erfuhr, daß diese Unbefangenheit bey ihr in Gegenwart ihrer Domestiken bloße Aisance, ohne alle anderweitigen Beziehungen, sey; wie sie ihm einen zweyten Beweis dieser Aisance gab, als er sie bedienen mußte, da sie im Bade lag, und zwar in einer Stellung, die ihn zwang, zu betrachten, was er, wie er sagt, nicht zu betrachten suchte; wie diese Philosophin, die mit Voltaire Astronomie nach Newton studierte und überhaupt ihre Zeit unter Studieren und Vergnügungen vertheilte, ganze Nächte in frivolen Gesellschaften durchschwärmte und in diesen Gesellschaften unter den Damen die lustigste und ausgelassenste war; wie sie, um das Glück im Kartenspiele zu erzwingen am Hofe zu Fontainebleau bey der Königin in wenigen Abenden vier und achtzig tausend Franken verlor; wie in der Folge, als sie mit Voltaire auf dem Lande lebte, gewissermaßen unter ihren Augen und auf ihren besondern Antrieb

Voltaire's schamlosestes Werk, die berühmte Pucelle d'Orléans, entstand; wie dieser alte Liebhaber (er war schon ein Fünfziger) in Wuth gerieth, als er seine Philosophin (sie war schon eine Bierzigerin) in zärtlichem Beysammenseyn mit einem rüstigern Herrn überraschte; wie sie ihm begreiflich machte, daß sein Zorn sehr unphilosophisch sey, da er doch wohl wisse, daß er ihr bey seiner Kränklichkeit in gewisser Hinsicht wenig mehr nützen könne; wie Voltaire dieß einsah, und sich nun mit bloßer Freundschaft zwischen ihm und seiner adorable Emilie begnügte; wie aber die geistreiche Frau durch ihre fortdauernde Verbindung mit dem neuen Liebhaber zu ihrem Schrecken in gesegnete Umstände gerieth, nachdem sie seit zwölf Jahren mit ihrem Eheherrn in keiner Verbindung gelebt hatte, die einen solchen Erfolg hätte haben können; wie in dieser Bedrängniß die drey Verbündeten, Voltaire, seine Freundin und ihr neuer Liebhaber, den entfernten Eheherrn herbeyzulocken und ihn in ein solches, ihm ganz neu gewordenes Verhältniß zu seiner Gattin zu bringen wußten, daß die Rechtsregel: pater est, quem nuptiae demonstrant, auf ihn angewandt werden konnte; und wie in dem hierauf erfolgten Wochenbette die Philosophin ihre Laufbahn beschloß. Alles dieß erzählt uns der Schreiber Longchamp nur als etwas Interessantes, wobey, seines Erachtens, weder sein verehrter Herr, noch dessen Herzensfreundin, das Mindeste in unserer Achtung verlieren können; und der Verf. dieser Anzeige hat sich erlaubt, es ihm nachzuerzählen als einen neuen Beytrag zur Geschichte der voltairischen Philosophie. Er glaubt deswegen auch noch aufmerksam auf eine Stelle in dem Gedichte machen zu müssen, in welchem Voltaire

den Lob seiner Freundin, Marquise du Chatelet, beweint. Es ist zu lesen unter den Anhängen zum Beschlusse dieser Memoiren Tome II. p. 382. Da heißt es in der Apostrophé an die Hingeschiedene: Avec toi la Pudeur, de la terre bannie, rentra pour jamais dans les cieux. — Außerdem finden sich in diesen Anhängen noch Briefe, und sonst allerley, was sich auf die Geschichte Voltaire's bezieht.

S o l z m i n d e n.

Bey Gelegenheit der funfzigjährigen Amtsfeyer am 23. Junius d. J. des Hn. Abt und Gen. Superintend. Dr. Th. Chr. Grottrian, Ephorus der dortigen Schule, begleiteten die Lehrer an derselben ihre Glückwünsche mit folgenden lateinisch geschriebenen Aufsätzen: 1. Parænesis de senectute fundamentis adolescentiæ constituenda, vom Hn. Inspector Willebeck. 2. Symbolæ ad scenæ Romanæ Historiam, vom Hn. Collaborator Dauber; veranlaßt durch die Stelle im Tacitus Annal. IV, 14. 3. Commentatio de forma comparationum apud Virgilium grammatica, vom Hn. Collaborator S. Seep. Und 4. Explanatio loci Paulini 2 Cor. VII, 2 — 11. vom Hn. Collaborator C. Seep. Der Hr. Director Koken wünschte dem Jubelgreise in einem deutschen Gedichte Glück. Die weitere Beschreibung der, durch diese Schriften ausgezeichneten, und überhaupt auf eine sehr würdige Weise begangenen Feyer, müssen wir andern Blättern überlassen.

Hn.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

142. Stück.

Den 6. September 1827.

P r e n z l a u.

Bey Nagoczzy: Des römischen Consulares M. T. Cicero's vollständige Brieffammlung ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von J. Andr. E. Thospann. Erstes Bändchen 160 Seiten, zweytes B. 116 Seiten in Duodez.

Eine neue Uebersetzung von Cicero's Briefen, die nach der Wielandschen erscheint, wird manchem wie eine Iliade nach Homer vorkommen. Aber unbeschadet der großen Verdienste, welche sich Wieland, vorzüglich in den ersteren Bänden, um die Erklärung seines Schriftstellers erworben hat, und abgesehen davon, daß seine Uebersetzung in Form und Ausdruck immer ein Muster bleiben wird, haben doch schon öfters einsichtsvolle Kenner des Originals bemerkt, daß seiner Uebersetzung an manchen Stellen größere Genauigkeit zu wünschen ist, und überhaupt zur Sach- und Wort-Erklärung noch viel zu leisten

M [6]

übrig bleibt. Der Verfasser der vorliegenden Uebersetzung hat sich die Schwierigkeiten, die hauptsächlich in den Briefen an den Atticus sehr groß sind, nicht verhehlt, er hat sie vielmehr durch ein mehrjähriges Studium der gesammten Briefe, die sich gegenseitig erläutern, und der übrigen Schriften des Cicero so viel als möglich zu überwinden gesucht. Er hat sich mit der ganzen Zeitgeschichte nach allen ihren Einzelheiten aufs genaueste bekannt zu machen gesucht, und verspricht die Früchte seiner Untersuchungen in einer ausführlichen Biographie des Cicero niederzulegen, nach Middleton's Vorgange, (welchem er eine einseitige Auffassung des Characters seines Helden schuld gibt) aber nach den Quellen bearbeitet. Er hat seine Uebersetzung unabhängig von den frühern ausgearbeitet, sich durchgehends der größesten Treue befließigt, und sich nicht erlaubt, schwierige Stellen durch Lücken oder Ungenauigkeiten zu umgehen, sondern vielmehr auch wo unüberwindliche Schwierigkeiten sich zeigten, diese in den Anmerkungen angedeutet, und so viel als möglich wegzuräumen gesucht. Eine genaue Vergleichung mit den Vorgängern beweist, daß er an vielen Stellen den Sinn des Originals genauer und richtiger wiedergegeben hat, wobey man nur seinem Style an manchen Stellen mehr Gewandtheit und Leichtigkeit und seiner Sprache öfters mehr Correctheit wünschen möchte. Der letztere Mangel, von welchem schon der oben abgeschriebene Titel Beweise gibt, ist indeß zum Theil durch seine Entfernung vom Druckorte veranlaßt, die ihm die letzte Durchsicht nicht verstattete. In den Anmerkungen erläutert er aus der Geschichte und den Alterthümern, was zum Verständnisse der

Briefe auch für einen ungelehrten Leser nothwendig ist. Er hat dabey sowohl ältere als neuere Schriften benützt, aber mit kritischem Urtheile und zweckmäßiger Auswahl, und sich aller ausführlichen Citate und weniger zur Sache gehörigen Ausführungen enthalten. Insbesondere sucht er bey Begebenheiten und Personen die in den Briefen vorkommen den Leser auf Aehnliches in der neueren Geschichte aufmerksam zu machen, und durch solche Vergleichen das Interesse für die Briefe zu beleben und dem ungelehrten Leser die alten Begebenheiten näher zu bringen und verständlicher zu machen. Er thut dieses, insbesondere bey den Characterschilderungen der Hauptpersonen, mit denen er sich mit Recht in den Anmerkungen zu den ersten beiden Heften (den ersten 28 Briefen nach der chronologischen Ordnung) an mehreren Stellen beschäftigt. Durch diese Erklärungsmethode sucht der Herausgeber die Ciceronianischen Briefe auch für ein sehr gemischtes Publicum anziehend und verständlich zu machen, und den Zweck der Sammlung von Uebersetzungen zu erreichen, zu welcher seine Uebersetzung gehört. Sie bildet nämlich einen Theil von der allgemeinen Uebersetzungsbibliothek der griechischen und römischen Classiker, welche seit einem Jahre in Prenzlau erscheint, und deren Verleger die Absicht ausspricht, die gesammten Schätze der klassischen griechischen und römischen Literatur der Nation deutscher Zunge ohne Unterschied zugänglich zu machen, so wie man schon länger darauf bedacht sey, die Schätze der neueren Literatur durch Uebersetzungen dem größeren Publicum zugänglich zu machen, und durch möglichste Wohlfeilheit und beliebtes Taschenformat in Aufnahme

zu bringen. Aehnliche Uebersetzungssammlungen der Alten waren schon in München bey Fleischmann und in Stuttgart bey Mehler eröffnet, so wie auch in der frühern Zeit ein ähnliches Institut im südlichen Deutschland sich berühmt gemacht hat. Aber auch die Märkische Sammlung ist im letzten Jahre nicht zurück geblieben, sondern hat außer mehreren prosaischen Klassikern auch zwey Dichter, den Horaz und Terenz geliefert. Der Uebersetzer des Terenz belehrt uns in seiner Einleitung: wo der Dichter nach unsern Begriffen den Anstand verlege, scheine er es nothgedrungen gethan zu haben, um einem übermüthigen Pöbel zu fröhnen, der lieber einen Seiltänzer Sprünge machen sah; im Sylbenmaaß sey er nachlässig, er mache sich es leicht damit, und dessen Begriff gehe fast unter den vielen metrischen Freyheiten verloren. Seine Personen würden nicht zu Caricaturen verzerrt, aber dagegen glichen sie fast den Stereotypen u. s. w. Lassen solche Urtheile vermuthen, daß der Uebersetzer seinen Dichter verstanden habe? Aber das Gegentheil beweist auch gleich der erste Vers des ersten Stückes, wo popularis durch Camerad übersezt ist, ungenau, und noch dazu unpassend. Nec. ist weit entfernt das einzelne Gute zu verkennen, was in der Masse dieser Sammlungen erschienen ist und künftig noch erscheinen möchte, die gegenwärtige Anzeige liefert einen Beweis davon; aber die Ankündigung, daß alle Klassiker, auch Eutrop und Aurelius Victor übersezt, daß Aeschylus und Pindar populär gemacht werden sollen, ist wohl manchem aufgefallen, und auch von dem, was bey Fleischmann und Mehler zusammengearbeitet wird, ist manches von der Art, daß man dadurch

nur an das frühere Hermannsche Institut und an das Bahrdtsche Unternehmen erinnert wird, und an eine dadurch veranlaßte nun ziemlich vergessene Schrift, welcher auch Heyne seinen Beyfall schenkte, worin ein einsichtsvoller und geistreicher Gelehrter seine noch jetzt sehr zu beachtende Meinung über den schon damals um sich greifenden Uebersetzungseifer und die mannigfaltigen Nachtheile solcher Uebersetzungen aussprach: Etwas über die neuesten Uebersetzerfabriken der Griechen und Römer in Deutschland. 1782.

S u l z b a c h.

Theorie des Supernaturalismus mit besonderer Rücksicht auf das Christenthum, von D. Maurus Hagel, Professor der Theologie an dem Lyceum zu Dillingen. 1826. 200 S. in 8.

Herr D. Hagel ist uns besonders durch eine Schrift, die er vor einigen Jahren unter dem Titel: der Katholicismus und die Philosophie herausgab, als gelehrter und als denkender Theologe bekannt geworden, und eben diesen haben wir auch in der vorliegenden wieder gefunden, zugleich aber den Theologen, der zwar nicht ohne Wärme für seine Ueberzeugung zu streiten, sich jedoch immer dabey in den Schranken des Anstandes zu halten weiß. Der Titel der vorliegenden gibt zwar nur einen Theil ihres Inhalts, und nicht ganz bestimmt an. Sie ist von dem Verf. in drey Abschnitte gebracht, in deren erstem die Grundsätze des Rationalismus von ihm geprüft werden, in dem zweyten dasjenige, was er die Theorie des Supernaturalis-

mus nennt, aufgestellt, und in dem dritten der unmittelbar göttliche Ursprung oder der Supernaturalismus des Christenthums bewiesen wird. Im ersten Abschnitte wird eigentlich auch eine Theorie des Rationalismus gegeben, nur wird sie der Theorie des Supernaturalismus entgegen, und als unhaltbar und unbeweisbar in ihren Principien dargestellt, dabey mußten aber auch schon die Principien des andern angegeben und begründet werden, denn nur aus diesen konnte ja der Verfasser gegen jene argumentieren. Er mußte also hier schon das wichtigste voraus nehmen, was für seinen zweyten Abschnitt bestimmt war, und dieß that er auch, denn dieser zweyte Abschnitt enthält keine eigentliche Deduction der Principien auf denen der Supernaturalismus beruht, sondern er hat darin nur die gegen die Anwendbarkeit seiner Theorie, nämlich gegen die Möglichkeit und Erkennbarkeit einer unmittelbaren Offenbarung vorgebrachten Einwürfe weggeräumt, indem er ihre Möglichkeit und Zweckmäßigkeit bewiesen und zugleich die Merkmale und Kriterien angegeben hat, an denen eine unmittelbare Offenbarung theils von dem göttlichen Gesandten selbst, dem sie zuerst zu Theil wurde, theils von seinen Zeitgenossen denen er sie selbst noch mittheilte, theils von einem entfernten Zeitalter auf das sie herabkam, mit Sicherheit erkannt werden kann. Doch dieser kleine logische Mißgriff in der Vertheilung und Anordnung seiner Materie benimmt der Behandlung, welche hier darauf verwandt ist, wenig von ihrem Werth. Hr. H. hat dafür den eigentlichen Divergenzpunkt zwischen dem Rationalismus und Supernaturalismus in der Religion, und zugleich die

Puncte, von denen die Entscheidung des Streites zwischen ihnen zunächst abhängt, mit treffender Richtigkeit aufgefaßt und dargestellt. Er hat dabey die Gründe, durch welche bisher der Rationalismus den Streit geführt hat, und allein führen kann, weder zu schwächen noch zu verdrehen gesucht, aber ihm auch sehr bedachtsam die Möglichkeit voraus abgeschnitten, die Theorie des Supernaturalismus in ein falsches Licht zu stellen, um dadurch dem Streite eine für sich günstigere Richtung zu geben. Dieß hat er vorzüglich dadurch gethan, indem er die Grenzen des Vernunftgebiets dem Gebiete der Offenbarung gegenüber, und das Geschäft das der ersten auch in dem Gebiete der andern sehr genau und doch auch mit sehr liberaler Weite fixiert hat. Auch haben wir uns der Kürze gefreut, womit er in den zwey ersten Abschnitten, die treffendsten Gründe für und gegen jede der streitenden Ansichten aufgeführt hat, denn dadurch hat er auch am besten seine Bekanntschaft mit der Geschichte und mit der Literatur des darüber geführten Streites erprobt, die er sonst geflissentlich durch die namentliche Anführung der darin gewechselten Schriften zu beglaubigen vermied. Nur zuweilen scheint ihn sein Eifer etwas zu weit hingerissen zu haben, wie z. B. schon bey der Aeußerung in der Vorrede S. IX: 'Ich gestehe, daß, wenn ich im Ernst glauben könnte, Gott habe das Menschengeschlecht sich ganz selbst überlassen, ich geneigt wäre, den Glauben an ihn völlig aufzugeben, und ein Atheist zu werden!' Auch dürfte er hier und da in dem dritten Abschnitte bey der Führung der Beweise für den wirklichen unmittelbar göttlichen Ursprung des Christenthums — besonders der historischen

— seinen Gegnern bloß dadurch einige Blößen gegeben haben, weil er über einige ihrer Zweifel und Einwürfe gar zu leicht hinwegging. Im Ganzen ist er jedoch auch dabey mit einer sehr lobenswerthen Umsicht verfahren, und deswegen freuen wir uns desto mehr, daß auch ein katholischer Theologe weiter an einem freylich zuerst unter uns erhobenen Streite Antheil genommen hat, von dem nach der Ansicht der einen Partey die Seele und das Leben des Christenthums abhängt, und bey dem also jetzt wenigstens gelegentlich ausgemittelt werden muß, ob sich wirklich nur diese eine Ansicht mit der Seele und mit dem Leben des Christenthums verträgt?

L o n d o n.

Printed for Baldwin, Cradock, and Joy, 1826. General Index to Dodsley's annual register from its commencement in 1758 to the year 1819. VI und 938 Seiten Groß- Octav, jede Seite zwey Columnen.

Eine so dankenswerthe Arbeit, wie dieses Register über 61 Bände eines allgemein geschätzten Werkes verdient um so mehr erwähnt zu werden, da dieser general Index einen Abschnitt in der Geschichte des Buches macht, und gar manche Forschung erleichtern und abkürzen wird. Bekanntlich verdankt das Annual Register sein erstes Daseyn dem berühmten Edm. Burke, der auch viele Jahre lang Verfasser und Herausgeber desselben war.

G e t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

143. Stück.

Den 8. September 1827.

L o n d o n.

The political History of India from 1784 to 1823 by Major General Sir John Malcolm, in two volumes. 1826. Vol. I. XII u. 696 S. Vol. II. 324 u. CCC S. in 8.

Derselbe Verfasser, dem wir schon das Memoir of central India verdanken, beschenkt uns hier mit einem neuen, noch wichtigern Werke. Es umfaßt die politische Geschichte Indiens seit den letzten 40 Jahren; das heißt nicht viel weniger als die Geschichte der britischen Herrschaft in Indien, welche erst seit dieser Zeit ihren Umfang erhielt; das Frühere wird auch noch außerdem in einer Einleitung vorangeschickt. Es ist das Werk eines Mannes der nicht nur Indien aus eigener Ansicht kennt, sondern auch schon in wichtigen Stellen dort stand; und so eben als Gouverneur der Präsidentschaft Bombay wieder dahin abgegangen ist. Ihm standen außer der eigenen Erfahrung und den gedruckten Nachrichten, auch handschriftliche Quellen zu Gebote, die

N [6]

fter benutzt worden; wie Briefe der G. Gouverneurs, und anderer. Die Gründung und die Behauptung einer Herrschaft die jetzt eins der größten Reiche auf der Erde umfaßt, durch eine Handelsgesellschaft in einer solchen Entfernung von ihrem Vaterlande, ist ein. der merkwürdigsten Erscheinungen in der Weltgeschichte; und wer wird nicht die Erzählung davon von einem so unterrichteten Schriftsteller für einen großen Gewinn in der historisch-politischen Literatur halten? Es fehlt uns zwar nicht an vielen wichtigen Werken, welche einzelne Abschnitte dieser Geschichte oft ausführlich darstellen; aber das Verdienstliche dieses Werks liegt auch schon darin, daß es in einer nicht zu weitläufigen Uebersicht das Ganze dieser Geschichte uns vor Augen legt. Der Verf. hat dasselbe in zwey Bände vertheilt, von denen der erste die eigentliche Geschichte, der zweyte allgemeine Erörterungen über die indische Verwaltung sowohl zu Hause als in Indien, nebst einem Appendix mit den nöthigen Belegen, enthält. Wir werden von jedem derselben einen genauen Bericht erstatten.

Der erste Band beginnt mit einer Einleitung, welche nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Verwaltung Indiens, eine kurze Uebersicht der frühern Geschichte der britischen Verhältnisse daselbst bis zum Jahr 1784, wo durch Pitts indische Bill die nachmalige Verwaltung begründet wurde, enthält. Diese Verwaltung, sagt der Verf., muß auf die Kunde von Indien und auf die Erfahrung gegründet werden. Auch das Verdienst von Pitts indischer Bill lag eigentlich darin, daß sie, auf das Bestehende gestützt, nur eine temporäre Einrichtung seyn sollte, die sich nach den Bedürfnissen weiter

fortbilden ließ. Es ist unmöglich bey dem dortigen häufigen Wechsel der Personen und der Verhältnisse eine unveränderliche Regel feststellen zu wollen. Die britische Legislation blieb hinter der Wirklichkeit zurück, und gab noch Gesetze für Factoreyen, die keineswegs mehr bloße Factoreyen waren, da die Compagnie schon Provinzen besaß, und für Provinzen, als sie schon ganze Reiche beherrschte. Die bereits unter der Königin Elisabeth im J. 1600 gegründete ältere, oder London-Compagnie, war nur auf den Handel privilegiert; machte zuerst einige glückliche Versuche; ward aber durch die Mordscene auf Amboina 1622 aus den Molucken verdrängt, und konnte seitdem gegen die Holländer nicht aufkommen. Unter Cromwell ward der Handel nach Indien so gut wie frey, doch erneuerte er 1657 die Privilegien der Compagnie. Aber der Charter von Carl II. 1661 erweiterte ihre Privilegien, da sie das Recht erhielt Krieg und Frieden mit den einheimischen ungläubigen Völkern zu schließen. Durch die Heirath des Königs mit einer portugiesischen Prinzessin kam Bombay an England, das der König so wie die Insel St. Helena der Compagnie überließ. Ungeachtet 1694 ihre Privilegien erneuert wurden, bildete sich doch eine zweyte Compagnie durch die Vorschüsse die sie der Krone machte neben ihr. Die heftigsten Streitigkeiten zwischen den beiden Compagnien waren davon die Folgen, welche endlich unter der Königin Anna 1708 zu ihrer Vereinigung führten, aus welcher die noch jetzt bestehende britisch-ostindische Compagnie hervorging. Die weitem Begebenheiten während und nach dem österreichischen Successionskriege, und die durch die Regulations-Bill 1773 gemachte Veränderung, welche das ganze Gebiet der Com-

pagnie unter die Herrschaft eines Generalgouverneurs stellte, welche Stelle zuerst Warren Hastings bekleidete, werden bis zu der Bill von Fox herunter, die im Oberhause bekanntlich verworfen ward, nur kurz berührt; und die letzte beurtheilt. Dieß in der Einleitung, welche das erste Kapitel enthält.

Die weitere Geschichte ist sehr zweckmäßig nach der Folge der Generalgouverneurs geordnet; Lord Cornwallis, John Shore, Marquis Wellesley; zweite Verwaltung von L. Cornwallis, und nach seinem Tode von J. Barlow; vom L. Minto, und vom Marquis Hastings (Moira) in eben so vielen Kapiteln; und wenn die Eintheilung sich nicht schon durch sich selbst rechtfertigte, so würde sie es dadurch thun, daß man hier recht deutlich sieht, welchen Einfluß der persönliche Character und die Grundsätze des Generalgouverneurs auf den Geist der Verwaltung haben. Die britische Herrschaft in Indien ward auf den Trümmern des Reichs des Großmoguls gegründet, woraus eine Reihe unabhängig gewordener Fürsten unter verschiedenen Titeln hervorging. Zu diesen gehörten vor allen die drey mächtigsten der Marattensfürsten; der Peischwa in Puna; der Sindia in Dugein; und der Bunsla in Berar. Ferner der Nizam, oder König von Decan in Hyderabad; der Nabob von Dode, und der von Carnatic; und endlich der Sultan Tippu von Mysore, Sohn und Nachfolger seines Vaters Hyder Ali, der den dortigen Thron usurpiert hatte. Die Erzählung dreht sich also nothwendig um die Verhältnisse sowohl der Compagnie mit diesen, als auch ihrer Verhältnisse unter einander. Die große Aufgabe für die britisch-indische Regierung war, eine allgemeine Verbindung der inländischen Fürsten zu verhindern, keinen ein-

zeln zu mächtig werden zu lassen; die einzelnen an sich anzuschließen, während sie andere bekämpfte. Wir werden von diesen Verhältnissen mit ihrem Wechsel nur eine allgemeine Uebersicht zu geben haben, woraus die britische Politik in Indien sich selber characterisieren wird, da ohne hin das Detail für die Leser kein Interesse haben könnte. Um aber hier nicht einseitig zu urtheilen, muß man zwey Dinge nicht außer Acht lassen. Erstens, daß seitdem die Britten einmal angefangen hatten sich in die politischen Angelegenheiten dieser Fürsten zu mischen, kein Stillstand möglich war, weil die Umstände mächtiger waren als die Gouverneure; oder, um mit Malcolm selber zu sprechen: von dem Tage an, wo die Truppen der Compagnie nur Eine Meile weit von ihren Factoreyen marschierten, der Zuwachs ihres Gebiets und ihrer Armeen ein Princip der Selbsterhaltung ward; und sie bey der Beendigung jeder Fehde, in welche sie entweder der Geiz, oder die Ehrsucht ihrer Nachbarn, oder auch die Raubsucht und der Ehrgeiz ihrer eigenen Diener verflochten hatten, sofort genöthigt waren, Maasregeln zu der Vergrößerung ihrer Macht zu nehmen, um ähnlichen Gefahren vorzubeugen. Zweitens: daß bey ihren Unternehmungen ihnen bald die Schwäche, bald die Nichtswürdigkeit und Niederträchtigkeit der einheimischen Fürsten zu Hülfe kam; die entweder wie der Nizam und andere im Harem aufgewachsen, oder auch, wie die Marattenfürsten Militärschefs waren, und ihre Staaten als solche beherrschten. — Verwaltung von L. Cornwallis 1786 — 1793. Er machte große Reformen sowohl in dem Civil- als Militärsystem; besonders in der Verwaltung der Provinzen Bengalen und Bahar. Die Hauptbegebenheit seiner Verwaltung

war der Krieg mit Tipoo Sultan; durch dessen Angriff 1789 auf den Rajah von Travancore, den Verbündeten der Engländer; wegen Ansprüche die er auf ein Paar seiner Plätze machte. Dieser Krieg veranlaßte ein Bündniß theils mit dem Nizam, theils mit dem Peischwah. In dem am 23. Febr. 1792 geschlossenen Frieden mußte Tipoo die Hälfte seiner Staaten abtreten. Das Abgetretene ward mit den Verbündeten getheilt. Seit diesem Frieden ward die Verbindung mit dem Nizam enger; nicht so die mit dem Peischwa. Der India benutzte diesen Zeitpunkt sein Gebiet nach dem nördlichen Indien auszudehnen; so daß selbst der Großmogol von ihm abhängig ward. Mit dem Hunsia stand man noch nicht in engern Verhältnissen. Mit dem Nabob von Carnatic ward ein neuer Tractat geschlossen; er mußte eine jährliche Summe für den Unterhalt des britischen Truppcorps bezahlen, das in seinem Lande stand. Mit dem Nabob von Dode bestanden schon seit 1775 ähnliche Verhältnisse, welche durch spätere Verträge nur modificiert wurden. Aber seine eigene Indolenz, da er alle Geschäfte seinen Ministern überließ, setzten ihn in beständige Geldverlegenheiten. — E. Cornwallis verließ Indien im August 1793, als die Nachricht von dem Kriege mit Frankreich nach Indien gekommen war. Seine Verwaltung, welche durch die Achtung, die sie einflößte, die britische Macht in Indien so sehr befestigte, ging freylich aus seinem Character hervor; aber die durch Pitts Bill so sehr erhöhte Macht des G. Gouverneurs trug auch sehr wesentlich dazu bey. Der Verwaltung seines Nachfolgers John Shore (nachher Lord Teignmouth) ist das dritte Kapitel gewidmet. J. Shore war einer der achtungswürdigsten Beamten der Com-

pagnie im Civildienste. Seine Verwaltung 1793 bis Ende 1797 trug einen friedlichen Character. Er fand die Angelegenheiten der Compagnie in einer sichern Lage. Die wichtigste Begebenheit indeß während seiner Verwaltung war ein zwischen dem Nizam und den Maratten ausgebrochener Krieg. Die Frage entstand hier, ob die Compagnie den einen ihrer Verbündeten den Nizam gegen den andern unterstützen sollte? Der Generalgouverneur, um nicht in einen Krieg mit den Maratten und mit Tippe zu gerathen, behauptete die Neutralität, wovon jedoch die Folge war, daß der Nizam einen ihn demüthigenden Frieden abschließen mußte. Der G. Gouverneur hatte freylich nach den Wünschen des Directorii in London gehandelt, daß die Theilnahme an Kriegen wegen der Kosten scheuete; aber es war auch bedenklich den bisher treuesten Verbündeten sinken zu lassen; das britische Ansehen mußte darunter leiden, und der Tadel, den der Verfasser darüber ausspricht scheint uns nicht ohne Grund zu seyn. Dieß hatte die Folge, daß der Nizam zur Bildung seiner Armee französische Officiere, einen M. Raymond in Sold nahm. Noch weiter trieb dieß der Sindiah, der an M. Perron einen der thätigsten und geschicktesten Befehlshaber hatte; dem es bald gelang eine Armee auf europäischen Fuß zu bilden, wodurch die Eifersucht der Engländer erregt werden mußte. — Der Tod des Nabob von Carnatic ward benutzt um seinen Nachfolger zu einem Vergleich zu bringen, die verpfändeten Landstriche an die Compagnie abzutreten, weil die Geldzahlungen ihm zu schwer wurden, jedoch vergeblich. Nach dem Tode des Nabob von Dube bestieg ein unechter Sohn desselben, Wizier Ally, gegen die Ansprüche des Bruders des Verstorbenen, den Thron, und ward anfangs von dem britischen Gouver-

nement anerkannt. Nachher jedoch änderte dieß seine Meinung; der Bruder Seadut Ally Chan ward Nabob, gegen einen neuen Vertrag, und Vizier Ally mußte sich mit einer Pension begnügen, in Benares. (Es ist dieß derselbe, der später als Mörder zweyer britischer Officiere sein Leben im Fort William, im Gefängniß hat beschließen müssen.)

Die Verwaltung des Marquis Wellesley von 1798 bis 1805 füllt das vierte Kapitel aus. Sie begann mit dem Kriege mit Tippu Sultan, der diesem Thron und Leben kostete. Es ist bekannt, daß die geheimen Verbindungen in welche er mit Frankreich getreten war, die Veranlassung wurden. Der neue Generalgouverneur versicherte sich zuerst des Beystandes des Nizam, mit dem ein Tractat geschlossen wurde, und des Peischwa, der jedoch unthätig blieb. Der vierte May 1799 machte der Herrschaft nicht nur Tippus, sondern auch seiner Familie ein Ende, indem ein Sproßling des alten Rajah-Hauses, ein Kind von drey Jahren, unter der Leitung eines vertrauten Ministers zum Rajah erklärt, und etwa die Hälfte des bisherigen Gebiets unter die Engländer und ihren Verbündeten, den Nizam, getheilt ward. Mit diesem ward ein neuer Tractat geschlossen, durch den er, gegen Erleichterung seiner zu zahlenden Subsidien, einige Districte an die Compagnie abtrat. Auch der Peischwa mußte bald ihre Hülfe annehmen, da der so mächtige Sindia in Verbindung mit dem Bunsla, ihn angriff. Der Krieg mit diesen Marattenfürsten ward nun unvermeidlich, und hatte bereits nach fünf Monaten einen glänzenden Ausgang, durch die Siege des Generals Wellesley (jetzt Herzogs Wellington).

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

144. Stück.

Den 8. September 1827.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: *The political History of India from 1784 to 1823*, by Major-General Sir John Malcolm &c.

Der Tractat mit dem Runla am 17. Decbr. gab der Compagnie den District Kutak u. a. und der vom 30. Decbr. 1803 mit dem Sindia das so wichtige Duab (das Land zwischen Jumna und Ganges), wodurch auch der Großmogul aus der Abhängigkeit des Sindia in die der Compagnie kam. Hierauf folgte ein neuer Tractat mit dem Nabob von Dube; dem zu Folge er gegen Erlassung seiner monatlich zu zahlenden Subsidien, die ihn sehr drückten, so daß er hatte abtanken wollen, einen Theil seines Gebiets an die Compagnie abtrat. Anders entwickelte sich das Schicksal des Carnatik. Nach der Eroberung von Mysore entdeckte man, daß der dortige Nabob geheime Einverständnisse mit Tippe unterhalten hatte. Als er im Jahre 1801 starb, und sein Sohn Ali Hussein ein achtzehnjähriger Jüng-

D [6]

ling sein Nachfolger ward, benutzte man diesen Zeitpunkt, dem jungen Fürsten einen Tractat vorzulegen, dem zu Folge er die ganze Civil- und Militärverwaltung des Carnatic der Compagnie überlassen, und sich mit einer Pension begnügen sollte. Aber der junge Prinz, aufgemuntert durch seine Minister, hielt fest; wovon die Folge war daß er abgesetzt, und ein Verwandter, Azem Daula — dem Namen nach — zum Nabob erklärt ward; das Carnatic aber seitdem einen Theil des Gebiets der Compagnie ausmacht. (Der abgesetzte Nabob klagte, jedoch vergeblich, in England bey dem Parlament; und vielleicht erinnern sich noch einige Leser, daß damals durch den verstorbenen von Archenholz der ganze Hergang in der Minerva, J. 1802, bekannt gemacht ward.) Solche Ungerechtigkeiten — die an die Scenen zu Bajonne erinnern — wird wohl Niemand rechtfertigen wollen. Malcolm bleibt das Verdienst sie unverhohlen erzählt zu haben. Aber unterdrücken können wir die Frage nicht: warum heißt der abgesetzte Nabob der supposed Son seines Vaters, wofür wir gar keinen Beweis finden? *Der Vater hatte ihn anerkannt. — Allerdings war, als L. Wellesley Indien verließ, die britische Herrschaft daselbst um vieles mehr befestigt. An die Stelle des gefährlichsten Feindes der Engländer war in Mysore ein schwacher Schützling von ihnen auf den Thron gesetzt. Der Nizam war ihr Verbündeter, und gleichfalls ihr Schützling. Noch abhängiger war der Nabob von Dede. Von den Marattenfürsten waren der Sindia, der Perron und seine Truppen hatte abdanken müssen, und Bunsla geschwächt, der Peischwa Verbündeter. Das Gebiet der Compagnie umfaßte jetzt auf der Halbinsel die Küsten von der Mündung des Ganges bis zu der

des Indus, und reichte im Norden durch den Besitz des Duab bis Agra und Delhi. Freylich klagte man dagegen daß die glänzende und kriegerische Verwaltung die Finanzen ruiniert habe, und man fand es nöthig zum zweytenmal einen Cornwallis hinüberzuschicken, der bey schon geschwächter Gesundheit und weit vorgerücktem Alter seinem Vaterlande das Opfer brachte, den ihm übertragenen hohen Posten anzunehmen.

Die zweyte Verwaltung von L. Cornwallis mit der das fünfte Kapitel beginnt, war indeß zu kurz, als daß sie hätte wichtig werden können. Sie endete bereits am 5. Octob. 1805, und wenn sie nicht ohne Spuren von Alterschwäche war, so kann man daraus ihm wohl keinen Vorwurf machen. Ihm folgte interimistisch, bis zu weiterer Verfügung aus England, das älteste Mitglied des supreme council Sir George Barlow. Seine Verwaltung war eine Fortsetzung der angefangenen Verhandlungen mit Sindia und Holcar, die Tractate zur Folge hatten, wodurch durch Abtretungen einiger Districte die nördlichen Besitzungen der Compagnie, besonders das Duab, mehr gesichert wurden. Zwischen der Compagnie und dem Nizam entstanden durch die Veränderungen im Ministerio des letztern Differenzen, die erst später beigelegt wurden.

Die Verwaltung von Lord Minto, im sechsten Kapitel, dauerte vom Julius 1807 bis 1813. Sie zeichnet sich durch neue Kriege und Erweiterungen des Gebiets aus; denn das Directorium in England selbst mußte wohl einsehen, daß sein Neutralitätssystem sich nicht immer behaupten ließ. Die Verhältnisse mit den ganz und halb abhängigen Fürsten blieben zwar vorerst dieselben; aber die Räuberhorden fingen an sich zu bilden, die unter dem Namen der Pindaris nachher so

furchtbar werden sollten. Doch war es erst seinem Nachfolger aufbehalten sie zu bekämpfen. Seine eigene Verwaltung zeichnete sich durch die Eroberung von Java und von Isle de France aus. Im J. 1813 kehrte er nach England zurück; wo er bald darauf starb, und hatte an dem Grafen Moira nachmaligen Marquis Hastings einen Nachfolger.

Die Verwaltung von Moira von 1813 bis 1823 welche das letzte Kapitel dieses Bandes anfüllt, erhielt bald einen kriegerischen Character, als der Streit mit dem noch ganz unabhängigen Nepaul, dem Berglande zwischen Dode und Tibet, begann. Er ward veranlaßt durch einige streitige Grenzdistricte, und die Ermordung der dahin geschickten Bedienten der Compagnie. Anfangs schlecht geführt, endete er siegreich durch den General Dchterlony; man hatte aber ein tapferes Volk und eine kraftvolle Regierung kennen lernen; und bewilligte den Frieden auf sehr gelinde Bedingungen im J. 1815. Nach diesem Frieden aber wurden die Einfälle der Pindaris immer furchtbarer. In Militärstaaten, wie die dortigen, fehlt es nie an Freibeutern; aber zu diesen kamen noch die nach den letzten Kriegen aufgelösten Corps von leichter Reuterey. Ein Defensivtractat mit dem Peshwa und dem neuen Bunsfa kam zu Stande; allein ihr Betragen erregte bald großen Verdacht. Unterdeß langte auch aus England die Bewilligung an gegen die Pindaris Gewalt zu gebrauchen; und im Frühjahr 1817 wurden zugleich die Armeen von Bengalen, Madras und Bombay in Bewegung gesetzt. Man hatte bereits aus aufgefangenen Briefen die geheimen Verhandlungen des India und des Peshwa entdeckt, und der Krieg galt also nicht bloß den Pindaris, sondern auch den Ma-

rattenfürsten; denn auch die Gesinnungen des Bunsla waren nicht zweifelhaft. Das Ende des Kriegs war, daß der Peischwa abgesetzt und gefangen weggeführt; sein Gebiet aber dem der Compagnie einverleibt; der Bunsla aus dem Lande gejagt, und sein Gebiet gleichfalls vorläufig unter directe Verwaltung der Compagnie gesetzt ward; der Sindia war schon vorher so gut wie mehrlos gemacht. Auf diese Weise ward durch diesen Krieg die Macht der Compagnie so befestigt, daß vom Ganges bis zum Indus nur noch schwache und abhängige Fürsten übrig waren. Aber auch schon damals fingen die Handel mit den Birmanen an, welche unter dem Nachfolger vom Marquis Hastings, dem L. Amherst, den ersten Krieg der Britten im jenseitigen Indien herbeyführen sollten, der ihnen hier eine neue Laufbahn eröffnet hat; deren letztes Ziel noch nicht abzusehen ist.

Dies ist der Inhalt dieses ersten Bandes. Der zweyte Theil dieses wichtigen Werks, hat ein noch höheres Interesse; wie es sich von selbst daraus ergeben wird, daß er uns genaue Nachrichten über die jetzige Verwaltung gibt. Auch hier geht der Verf. in dem ersten Kapitel in die frühern Zeiten zurück, und characterisirt die Verwaltung der Männer welche hier seit der Gründung der großen Territorialherrschaft an der Spitze standen. Wir bemerken daraus nur, daß derselbe als der Vertheidiger von L. Clive und Hastings auftritt. Der erste war keineswegs bloß Krieger, sondern auch Staatsmann; dem Verf. stand die Sammlung seiner Briefe in dem Familienarchive zu Dienste; und man kann nach den daraus gegebenen Auszügen es nicht in Abrede stellen, daß er die Verhältnisse Indiens am richtigsten beurtheilte; und dem damaligen Directorium in Lon-

von Lehren gab, die durch die Folge der Zeit bestätigt sind. Wir halten uns indeß dabei nicht auf, um für das Plak zu finden, was unsere Leser am meisten interessieren muß. Der Verf. vollkommner Kenner des Gegenstandes, spricht mit großer Freymüthigkeit, nur mit Vermeidung alles Persönlichen; offenbar um desto freyer über die Sache selbst urtheilen zu können. Für die Leser, die mit den britischen Einrichtungen der Verwaltung Indiens nicht bekannt sind, müssen wir nur folgende Notizen vorausschicken. Die Verwaltung zerfällt von selbst in die beiden Departements, das in England (department at home) und das in Indien (foreign department) von dem einen und dem andern wird daher in einem eigenen Abschnitt gehandelt. Das in England bestand bis auf die Bill von Pitt im J. 1784 lediglich aus dem Directory, aus 28 Mitgliedern, mit Präsidenten und Vicepräsidenten, welche sämmtlich aus den Actionaires der Compagnie von dieser gewählt werden. Das foreign Department hingegen aus dem G. Gouverneur in Indien, und den ihm untergeordneten Gouverneur und übrigen Behörden. Nach Pitts Einrichtung, welche noch jetzt besteht, dauerte zwar das Directorium fort; auch blieb ihm allein die Leitung des Handels, und die Vergebung der Stellen, die obersten ausgenommen; allein in allen politischen Angelegenheiten ward es einer Regierungskommission, Board of controul genannt, untergeordnet; an deren Spitze ein Minister, President of the board of controul, steht. Außerdem aber, da über die politischen Gegenstände eine Mitwirkung des Directoriums nöthig war, die jedoch keine Opposition werden durfte, ward in demselben ein geheimer Ausschuss ernannt, der eidlich Verschwiegenheit und auch Folgsamkeit

dem Ministerio geloben mußte. Diese Einrichtung dauert zwar noch fort; hat sich aber auf folgende Weise geformt. Der Board besteht zwar aus einer größern Anzahl von Mitgliedern; allein nur der Präsident, zwey Mitglieder, der Secretär und eine Anzahl Clerks sind besoldet, und zwar reichlich, und bilden die activen Glieder; die andern sind nur Ehrenglieder. Der Präsident ist zwar Minister, indeß hat er keine der ersten Stellen im Cabinet; daher der öftere sehr nachtheilige Wechsel. Er, so wie die beiden Mitglieder und der Secretär, sind oft wenig von den indischen Angelegenheiten unterrichtet. Es sind daher eigentlich die Clerks die feste Stellen haben, in deren Händen die Leitung der Angelegenheiten ist, weil sie allein die Sachen kennen. Dasselbe mag auch der Fall bey andern Zweigen der britischen Staatsverwaltung seyn, aber nicht so wie bey der indischen. Denn die einheimische Verwaltung kennt man, oder lernt sie leicht kennen; nicht aber so die indische. Es wäre also sehr zu wünschen, daß eine Veränderung mit dem Board gemacht würde, welches aber nur dadurch würde geschehen können, wenn Männer, die in Indien mit Auszeichnung gedient haben, zu Mitgliedern desselben gemacht würden. Dieß geschah bisher nicht. Die, welche als junge Leute in den indischen Dienst treten, seyen selten von großen Familien; während ihrer langen Abwesenheit würden sie dem Vaterlande fremd, und wären ohne Connexionen. Auch in Indien kämen sie selten zu den höhern Stellen. Man könne dort im Dienst der Compagnie nicht mehr wie sonst sich bereichern, dieß sey nur durch den Handel möglich. Unter den sämtlichen, am meisten ausgezeichneten, Dienern der Compagnie sey seit 40 Jahren kein einziger, der ein großes Vermö-

gen aufgehäuft habe, wenn sie auch reichlich besoldet würden. Die etwa zu höhern Stellen kämen, gelangten erst im Alter dazu, dann sey es dazu zu spät, und ihre hohen Pflichten erlaubten ihnen auch nicht viel an Geldsachen zu denken. Der Gehalt eines politischen Residenten der ersten Classe, wozu man erst nach mehr als 20jährigem Dienst gelange, sey 3500 Pfund des Jahrs, und erfordere Aufwand. Würde dagegen den Bedienten der Compagnie die Aussicht eröffnet, einst vielleicht in das Directorium zu kommen, so würde dieß, wenn auch nur Einzelne dazu gelangten, doch ein Sporn für Alle werden. Suchte auch jetzt das Directorium bey gewesenen Bedienten der Compagnie Rath, so wären diese gewöhnlich schon lange aus Indien weg; unterdeß hätte dort die Lage der Dinge sich verändert, und ihr Rath könnte leicht eben so nachtheilig als vortheilhaft werden. Die höhern Stellen in Indien würden selten mit Dienern der Compagnie besetzt. Es müsse daraus bey diesen eine widrige Stimmung gegen die höhern Behörden hervorgehen; die nicht anders als nachtheilig wirken könne. — Die nach Indien gesandten Befehle sind entweder öffentliche oder geheime. Die öffentlichen gehen von dem Directorium aus, und werden von dem Board bestätigt oder verändert. Wenn das Directorium nach ergangener Aufforderung zaudert die Befehle zu entwerfen, thut es der Board, und das Directorium muß sie übermachen. Bey allen politischen Verhandlungen mit den einheimischen Fürsten, die sich auf Krieg und Frieden beziehen, und geheim sind, hat der Board das Recht die Befehle auszufertigen, und ist dafür verantwortlich; die Uebersendung geschieht durch die geheime Committée, bestehend aus dem Präsidenten, und dem ältesten Director, der es zwar frey

steht Vorstellungen dagegen zu machen; die jedoch den Board nicht binden. Für die nicht geheimen Sachen theilt sich das Directorium in Committees; das wichtigste davon ist das der Correspondenz, zu dieser gelangt man aber gewöhnlich erst nachdem man zehn Jahre Mitglied gewesen ist; überhaupt geht Alles nach dem Alter. Kommt also auch ein Mann von Kenntnissen über Indien in das Directorium, so gelangt er erst spät zu den wichtigen Committees, wo seine frühern Kenntnisse ihm nicht mehr nützen können. Keiner der ältern Directoren hat daher eine genaue Kenntniß der indischen Angelegenheiten. Das Ansehen des Directoriums hat seit der Errichtung des Board natürlich sinken müssen; es ist aber von großer Wichtigkeit es wieder zu heben; und ihm seine unabhängige Stellung gegen das Ministerium zu sichern. Der Verf. schließt dieß Kapitel mit einigen Bemerkungen über die Folgen, welche die Aufhebung der Privilegien der Compagnie haben würde, wenn Indien unmittelbar unter die Herrschaft der Krone käme. Das unermessliche Patronat, jetzt noch in den Händen des Directoriums, wird als die gefährlichste Folge davon angesehen, worüber von dem Verf. einige Erinnerungen gemacht werden. Ein solches Patronat in den Händen der Minister würde für England und für Indien gleich gefährlich seyn; man sieht nicht durch welche Mittel diesem vorgebeugt werden könnte, und die Parthei welche die Aufhebung der Compagnie verlangt, hat also wohl Ursache sich zu bedenken. Der folgende Abschnitt ist der Verwaltung in Indien gewidmet; an deren Spitze bekanntlich der Generalgouverneur steht. Ihm zur Seite steht das supreme Council, aus drey Mitgliedern bestehend. Es ist aber streng genommen

nur eine berathende Behörde, denn eine eigene Parlamentsacte gibt dem Generalgouverneur das Recht in wichtigen Fällen nach eigener Einsicht, und auf eigene Verantwortlichkeit zu handeln. Daß die große Macht, die Pitts Acte dem Generalgouverneur gab, wohlthätig gewirkt hat, ist in England allgemein anerkannt. Die große Entfernung von dem Mutterlande allein machte es schon nothwendig. Mit Recht aber tadelt es Malcolm, daß der Generalgouverneur auch zugleich Gouverneur von Bengalen ist. Die Verwaltung dieser Präsidentschaft legt ihm so viele Kleinliche Geschäfte auf, daß er unmöglich allen gewachsen seyn kann. Der Generalgouverneur des britischen Indiens, der ein Reich von achtzig Millionen Einwohner zu verwalten hat, steht zu hoch, als daß er zugleich noch das Detail einer Provinzialverwaltung besorgen kann. Auch sein Council ist keineswegs zweckmäßig gebildet. Es besteht aus drey Gliedern, die auf fünf Jahre ernannt werden, jedoch wieder ernannt werden können. Er sollte einen Rath, — wenn man will einen Staatsrath — zur Seite haben, der aus den unterrichtetsten und bewährtesten Dienern der Compagnie aus allen Präsidentschaften gewählt würde. Dieß würde die wohlthätigsten Folgen für ihn selbst, und für den Dienst der Compagnie haben. Der Generalgouverneur stände dann zu Bengalen und dessen Gouverneur in derselben Stellung wie zu Madras und Bombay, und würde nicht durch Kleinliche und partielle Rücksichten beschränkt. Auch wäre es keineswegs zu befürchten, daß seine Macht dadurch zu groß würde. Zu wünschen wäre es auch, daß bey der großen Erweiterung des Gebiets der Compagnie mehrere Lieutenantgouverneurs in den entlegneren Provinzen an-

gestellt würden. Der folgende Abschnitt bezieht sich auf die gerichtliche Verwaltung. Auch sie bedarf einer Verbesserung. In England ward zwar durch eine Parlamentsacte festgestellt, daß die Inder nach ihren eignen Gesetzen gerichtet werden sollten. Aber in Indien gelten zum Theil muhamedanische, zum Theil indische Gesetze, und diese wiederum in verschiedenen Theilen sehr verschieden. Ein neuer Gesetzcoder ist Bedürfnis. Aber der allgemeine Coder kann nur wenige allgemeine Bestimmungen enthalten; neben ihm müssen subsidiarische Provinzialcodes errichtet werden, die nach dem Herkommen und nach dem geltenden Rechte in den Provinzen entworfen sind. Die jetzige Rechtspflege ist zu langsam und zu kostbar, und bey aller Unparteylichkeit und Gerechtigkeitsliebe der Gerichtshöfe, haben sie doch nicht das Vertrauen des Volks gewinnen können. — Civildienst und Verwaltung der Einkünfte. Es ist hier zunächst von der Grundsteuer die Rede. Die Inder waren von den ältesten Zeiten her ein ackerbauendes Volk; daher die genaue ins kleine gehende Theilung des Landes, und alle daran klebenden Rechte; von den Besitzungen des Landesherrn und seiner Diener, bis auf das Erbrecht des kleinsten Guts, das einen Theil des Dorfguts bildet. Ungeachtet der Verschiedenheiten, welche Kriege und Verwüstung hier in den einzelnen Provinzen hervorbringen mußten, herrschen doch im Ganzen vom Cap Comorin bis zu der N. W. Grenze auffallende Aehnlichkeiten in dem Anbau des Bodens und den Rechten. Wo nicht Gewalt es zerstörte, ist strenges Erbrecht des väterlichen Bodens; und auch wo es zerstört ward, suchte man bald es wieder herzustellen. Ein Besitz durch zwey oder drey Generationen gilt als hin-

reichender Rechtstitel. Die Art des Landeigenthums in Indien ist bereits von Wilks in seiner Geschichte Südindiens gründlich auseinandergesetzt. Im Jahr 1789 ward zur Regulierung der Grundsteuer das permanent settlement festgesetzt; der Verf. beschränkt sich hier auf die Frage: in wiefern dieses auch in die neu eroberten Provinzen einzuführen sey? — Die Untersuchung über den Civil-Dienst der Compagnie führt von selbst auf die bekannnten Uebel, indem die jungen Leute, welche nach Indien geschickt werden, so leicht den Wucherern in die Hände fallen, und zu Ausschweifungen und Schuldenmachen verführt werden. Allerdings soll in den Colleges in Calcutta, Madras, Bombay eine strengere Disciplin eingeführt werden. Nach der Meinung des Verfs. sollen die jungen Leute lieber früher als später, spätestens mit 17 Jahren nach Indien geschickt werden, weil sie dann noch nicht mit den Anmaßungen wie ein paar Jahre später kommen. Aber das kräftigste Mittel wird seyn, wenn diejenigen, die in einer bestimmten Anzahl Jahre sich trotz der gemachten Erinnerungen nicht bessern, ohne weiters nach England zurückgeschickt werden. Die Strafen Weniger würden hier die heilsamsten Beyspiele geben. Ferner die Zahl der jungen Leute sollte vermehrt werden, damit die Localbehörden mehr Auswahl hätten. Endlich die höheren Verwaltungsstellen sollten auch, so wie die im Council, alle fünf Jahre erneuert werden. Dieß würde, indem es vielen die Aussicht eröffnete dazu zu gelangen, ein mächtiger Antrieb zu einem untadelhaften Leben werden. — Die Armee. Sie besteht theils aus königlichen Truppen, die nur ein Detachement der britischen Armee sind; theils aus den Truppen der Compagnie. Nur von den

letztern braucht hier die Rebe zu seyn. Diese sind jetzt nahe an 250,000 Mann stark, und von diesen sind 232,366 einheimische oder *Seyoys*. E. Cornwallis wollte die ganze bewaffnete Macht zu einer Kronarmee gemacht haben, die Compagnie widersetzte sich aber, weil ihr eigenes Ansehen in Indien darüber zu Grunde gehen würde, wenn sie wehrlos dastände. Wohl nicht ohne Grund! Aber tadelhaft ist die Einrichtung, daß das Ganze bis jetzt in drey Armeen, nach den drey Präsidentschaften, getheilt ist, die nicht auf gleichen Fuß stehen. Nach dem Plan des Verf. sollte Alles Eine Armee bilden; um den Keim der Eifersucht zu unterdrücken. Bey den *Seayoys* bestehen die Regimentsofficiere meist aus Einheimischen. Nur zu höhern Stellen können sie, aus leicht einzusehenden Ursachen nicht gelangen. Mehrere Verbesserungen werden, der Wichtigkeit der Sache wegen, von dem Verf. vorgeschlagen. 'Unsere Herrschaft in Indien ist wesentlich militärisch, und auch die Verbesserung der Civilverwaltung hängt von dem weisen und gemäßigten Gebrauch der Militärgewalt ab, worauf das ganze Gebäude ruhet.' — Die *British Community* in India begreift die sämtlichen britischen Individuen daselbst, die nicht im Dienst der Compagnie stehen. Es sind ihrer höchstens 3000, Kaufleute, Schiffer *ic.* wovon 2000 auf Bengalen kommen. Die Compagnie hat das Recht, jeden ohne Proceß nach England zurückzuschicken, den sie dort nicht dulden will. Ein Fundamentalgesetz ist, daß kein Engländer Landeigenthum in Indien acquirieren darf. Dieses Gesetz muß bleiben. Es würde sonst sowohl das Verhältniß der Briten zu den Einheimischen, deren Achtung vor den Briten größtentheils darauf ruht, als der ganze Zweck des britischen Besitzes,

der keine Colonie im eigentlichen Sinne des Worts ist, geändert werden. Handel und Manufactur-Industrie muß die Hauptsache bleiben. — Unter dem Namen Anglo-Indians werden die Abkömmlinge von britischen Vätern und indischen Müttern begriffen. Sie sind nicht sehr zahlreich, es scheint auch nicht zu erwarten, daß ihre Zahl sehr wachsen werde. Indes bilden sie eine eigne abgesonderte Classe, die sich jedoch meist auf die Hauptstädte beschränkt, wo sie Schreiber und Rechnungsführer in öffentlichen oder Privatdiensten sind. Sie dürfen auch Landeigenthum haben, und seit kurzem werden sie auch in den Juries zugelassen. Man sollte sie mit Milde und Achtung behandeln — Verbreitung des Christenthums in Indien. Missionare mögen kommen und ihre Geschäfte treiben, nur soll durchaus die Regierung sich nicht darum bekümmern; auch nicht die seit kurzem in Indien etablierte Geistlichkeit der hohen Kirche. — Zuletzt die Frage über die Pressfreyheit in Indien, welche vor kurzem selbst in dem Parlament verhandelt ward; die von dem Vf. damals gehaltenen Rede ist in dem Appendix N. 6 eingerückt. Der Vf. gibt zuerst eine Geschichte der Censur in Indien. Sie ward 1798 errichtet, und die Strafe wenn man sie umging war Wegschickung nach England. Diese Strafe ward vor kurzem an dem bekannten Reisenden Buckingham wegen seines Calcutta Telegraph vollzogen, und veranlaßte die Verhandlung im Parlament. Der Verf. sprach für die Censur, weil es in Indien kein Publicum wie in England gibt, und weil überhaupt die dortigen Verhältnisse sie nothwendig machen. — Der Appendix enthält in acht Nummern eben so viele Actenstücke als Belege.

Wir sind bey der Anzeige dieses Werks fast

über die Grenzen hinausgegangen, welche die Einrichtung unserer Blätter uns sonst vorschreibt. Die hohe Wichtigkeit desselben mag als Rechtfertigung dienen. Wir gestehen, lange kein Werk gelesen zu haben, das uns mehr angezogen hätte. Wir fanden unsere eigenen früheren Ansichten und Meinungen oft bestätigt; (und warum sollten wir nicht unser Vergnügen darüber ausdrücken dürfen?) aber auch eben so oft berichtigt und widerlegt. Man hört in dem ganzen Werke nur die Sprache des edlen Wohlwollens, der Mäßigung, des gesunden Urtheils, mit einer Deutlichkeit und Klarheit, die keine Dunkelheit übrig läßt. Und dieß aus dem Munde eines Mannes der nicht aus vorgefaßten Theorien, der aus der Erfahrung und eignen Ansicht seine Meinungen und seine Rathschläge schöpfte. Noch immer herrscht bey einem großen Theile des Publicums die Meinung, daß die britische Herrschaft in Indien bedrückend und tyrannisch sey. Diese Meinung schreibt sich bey denen, die nicht mit dem Zeitalter fortgegangen sind, aus den frühern Zeiten her, wo sie, wie man es selbst in England nicht in Abrede stellt, es wirklich war. Daß aber man in England selbst das Bedürfnis fühlte, — schon seines eignen Vortheils wegen — diesen Bedrückungen ein Ende zu machen, dieß beweiset schon die Liste der Männer, welche zu der Verwaltung in den höhern Stellen hinübergeschickt wurden. Daß auch jetzt noch die Verwaltung nicht ohne Mängel ist, lehrt das eigene Geständnis des Mannes, dessen Werk wir angezeigt haben; und in einem gewissen Grade wird der Character der Härte der dortigen britischen Verwaltung nicht entzogen werden können. Der Besitz ist auf Eroberung gegründet; das Bedürfnis einer militärischen Herrschaft geht daraus von selbst hervor;

und militärische Herrschaft besteht nicht ohne Zwang. Aber man ziehe daraus nur nicht die Folge, daß die Eingebornen unter der britischen Herrschaft unglücklicher seyn, als unter der der einheimischen Herrscher. Diese einheimischen Herrscher waren seit dem Untergange des mongolischen Reichs Usurpatoren, die kein weiteres Interesse hatten, als ihre Schatzkammern zu füllen; im mindesten aber nicht, in dem Sinne europäischer Fürsten, für das Beste ihres Volks zu sorgen. Wer dieß glaubt, kennt den Zustand des neuern Indiens nicht. Es ist eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, die jedem, der das jetzige Indien sieht, in die Augen fällt, daß der Zustand der britischen Provinzen daselbst, um vieles blühen-der, und die Lage der Einwohner glücklicher ist, als unter ihren Rajahs und Nabobs, die sich mit wenigen Ausnahmen durch ihre Unfähigkeit und Niederträchtigkeit selber das Loos bereitet haben, das sie getroffen hat. Nach den obigen Auseinandersetzungen ist seit Pitts Verwaltung Indien in politischer Rücksicht nur noch der Form nach der Compagnie, der Sache nach der Regierung unterworfen; und läßt es sich denken, daß diese, der man doch in Beziehung auf das Mutterland Einsicht und Streben nach Verbesserung zugestehet, nur für ihr asiatisches Weltreich blind seyn sollte, das wahrscheinlich binnen kurzem auch der Form nach nicht mehr das Reich der Compagnie, sondern ihr Reich werden wird?

En.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

145. Stück.

Den 10. September 1827.

G r ö n i n g e n.

Apud W. van Boekeren, ubi etiam pro-
stat hic conspectus, Lingua Belgica ab Auc-
tore conscriptus.

Epidemia, quae anno 1826 urbem Gro-
ningam adflixit, in brevi conspectu posita
a G. Bakker, Professore Medicinae. 59 S.
1826. 8.

Ebendasselbst bey N. J. Schierbeef: Allgemeen
Overzigt der epidemische Ziekte, welke in
het Jaar 1826 te Groningen geheerscht heeft;
door E. J. Thomassen à Thuessink
Med. et Philos. Doctor; Hoogleeraar in de
Geneeskundige Faculteit etc. 84 S. 1827. 8.

Trajecti ad Rhenum, ex officina O. J. van
Paddenburg, Specimen medicum inaugurale,
exhibens observationes de Epidemia Gro-
ningana anni 1826, quod publico ac solenni
examine submittit. auct. Isaacus Nyhoff;
XI u. 138 S. 1827. 8.

In frischem Andenken sind noch die erschreckenden Nachrichten über die Volkskrankheit in und um Gröningen, so wie die widerstreitenden Gerüchte über ihre Form und ihren Character. Was bey den meisten Epidemien der Fall ist, daß nämlich die Natur der Krankheit im Anfange nicht leicht erkannt wird, darum die geeignetste Hülfe später eintritt und in die Entfernung übertriebene und falsche Angaben sich verbreiten, das fand auch diesesmal Statt. Eine ganze neue Krankheit, der ansteckende Typhus, das gelbe Fieber, ja die Cholera morbus sollte daselbst herrschen; der Hang zum Abenteuerlichen und die Furcht malten sich die Sache recht schauerlich aus. Ruhig Denkende nahmen jedoch die Angaben einfacher, sie schlossen nach den obwaltenden Umständen und aus einzelnen angegebenen Zufällen auf ein bössartiges Wechselfieber, und so war es auch.

N^o. I. Ein gutartiges dreytägiges Fieber, hier und dort mit einem viertägigen untermischt, hatte in Gröningen mit geringen Veränderungen vom Herbst des Jahrs 1825 in die ersten Monate des Jahrs 1826 fortgedauert. Die Sterblichkeit mehrte sich erst im Junius, als eine Diarrhoe, besonders bey Kindern, zu herrschen anfang. Um die Mitte dieses Monats trat zugleich das epidemische Fieber bald mehr gastrisch, bald mehr bilids mit heftigem Kopfschmerz ein. Ob es gleich die Form eines nachlassenden, bey Manchen eines hemitritaei angenommen hatte, so zeigte doch bald die periodische Wiederkehr und der Erfolg der Heilungsmethode den intermittirenden Character, der auch von der Mitte des Augusts an deutlich als der eines dreytägigen Fiebers erschien. Dieses befiel plötzlich, mit mächtigem Frost, mit Schmerzen im Kopfe, im Rücken und in den unteren Extremitäten, so wie

mit gallichtem Erbrechen. Der Schmerz an der Stirne und den Schläfen war sehr heftig. Blieb das Fieber sich selbst überlassen, oder wurde es mit ausleerenden Mitteln behandelt, so tödtete oft schon der zweyte Anfall apoplectisch. Die Krankheit verhielt sich als eine schmerzhafteste Asthenie, wobey bald das Gehirn, bald der Magen, die Milz und die Leber einen gereizten Zustand zeigten. Die Reconvalescenz dauerte langsam, Recidive erfolgten sehr leicht. Bey einem schlimmen Ausgange wurde die Haut öfters gelblich gefärbt, eine Erscheinung, die wahrscheinlich zu dem Wahne von dem Dafeyn des gelben Fiebers Veranlassung gab. Unter den Folgen der Krankheit bemerkte man eine große Schwäche, selbst bey sehr robusten und athletischen Körpern; die größte Geneigtheit zu Rückfällen, schnell und unter heftigen Zufällen sich bildende Wasseransammlungen unter der ganzen Haut als Anasarca oder im Bauche als Ascites; verschiedenartige nicht juckende Hautauschläge um das Handgelenk oder auf dem Rücken der Hand, und bey Einigen nach zurückgebliebener großen Ermattung einen Mangel des Gedächtnisses und eine besondere Art von Verstandesverwirrung (*vaniloqua quaedam amentia*), wie solche Sydenham nach der Londner Pest vom Jahre 1661 als eine häufige Folge langdauernder kalter Fieber angibt (Opp. ed. Kühn p. 80: *Miratus saepe numero sum, nullam hujus rei mentionem ab auctoribus factam fuisse, quum non raro accidisse viderim*). Der Leichenuntersuchungen sind nur wenige und nicht über die ganze Epidemie sich erstreckende. Die practischen Aerzte hatten dazu keine Zeit und im Hospitale wurden vor dem October keine unternommen. Die Gehirngefäße fand man mit Blut überfüllt, in den

Ventrikeln wässerige Ergießungen; von der Zunge an bis zum Magen eine eigene Art von Aphthen; im Darmkanale innerlich und äußerlich Spuren einer entzündlichen Reizung; angeschwollene Drüsen des Mesenteriums; die Leber vergrößert und ungewöhnlich weich; die Gallenblase von einer dicken dunkel gefärbten Galle strotzend; die Milz fast durchgehends vergrößert, aufgelockert, erweicht, mit einer dünnflüssigen braunen Masse angefüllt und ihre äußere Haut verhärtet.

Die Krankheit dauerte von der Mitte des Junius bis gegen das Ende des Septembers; erst mit der kälteren Jahreszeit verlor sich der bössartige Character. Seit Menschen Gedenken wurde Stadt und Umgegend von keiner so heftigen Epidemie heimgesucht, keine war so eigenthümlicher Art (*aliis praecellit singulari ac perquam paradoxo ingenio*). $\frac{1}{4}$ der Bevölkerung (sie betrug im Jahr 1826 28000) starb. Vom May bis zum October wurden 2027 die Opfer dieser Seuche. Im September 1825 waren 88 gestorben, im September 1826, 967.

Das Daseyn eines Sumpfmiasma wird nicht in Abrede gestellt (*sol ardens extorsit miasma venenatum, indolis obscurae quidem, sed nomine paludosi atque effectu deleterio Medicis notissimum*), und zwar ging wahrscheinlich durch dieses das gallichte Fieber, welches schon ästhenischer Natur war, bey andauernder Hitze um die Mitte Augusts allmählich in die intermittierende Form über. Allein ansteckend wäre die Krankheit nicht gewesen, ein Contagium habe sich nicht gebildet. Von den Aerzten wäre keiner gestorben und diejenigen, welche erkrankten, seyen Hoß durch die zu große Anstrengung krank geworden. Dem Verfasser wäre kein Kranker

bekannt, wo nicht die allgemeinen Ursachen als genügende Erklärung zur Entstehung der Krankheit zureichten. In wie weit seine Behauptung wahr ist: das intermittierende Fieber gehöre nicht zu den ansteckenden (*febris intermittens communi experientia non refertur ad morbos contagiosos*), ist hier der Ort nicht zu entscheiden; allein für den bloß epidemischen Character dieser Epidemie hätten nach des Ref. Ansicht andere mehr überzeugende Beweise aufgeführt werden können, als: Viele wurden zu gleicher Zeit krank, die unter einander in keinem Verkehr standen; die Krankheit beschränkte sich auf die Gegend, wo die Bedingungen ihrer Erzeugung Statt fanden; die einmal überstandene Krankheit schützte keineswegs vor einer Wiederholung, und sie hörte gerade dann auf, als die Meisten erkrankt waren, durch einen Wechsel der Jahreszeit. Als wahrscheinlich veranlassende Ursachen dieser Epidemie sind vornehmlich zu betrachten: in Folge der großen Ueberschwemmungen mehr als gewöhnlich wässerige Ausdünstungen, lange nicht gereinigte stinkende Abzugsgräben und Canäle in der Stadt und die eingetretene große Hitze. In der Gegend jener die Luft verpestenden Canäle erschien die epidemische Krankheit zuerst, war dort am bödsartigsten und am längsten. Dazu kam die große Noth der ärmeren Einwohner, der völlige Mangel eines Hospitals und die verhältnißmäßig kleine Zahl der Aerzte. Sonst wird Gröningen wegen seiner Salubrität gerühmt; bey verbreiteten Epidemien litt es in der Regel am wenigsten; es fanden sich daselbst sehr viele alte Leute und viele sehr kräftige, die keineswegs phlegmatisch waren, ein Temperament, welches die Ausländer zu freygebig den Holländern im Allgemeinen zuschrieben. Gröningen komme mehr eine eigenthümliche in-

flammatorische Constitution zu; so wie auch die Luftröhrenentzündung der Kinder eine dem übrigen Vaterlande sonst seltene Krankheit daselbst häufig beobachtet würde. Obgleich die Krankheit bey ihrem Beginnen durch belegte Zunge und gallichtes Erbrechen auf Polycholie deutete, so halfen doch weder Brech- noch Abführungsmittel; mehr leisteten die schweißtreibenden und gelind excitierenden. Doch die reellste Hülfe verschaffte das schwefelsaure Chinin. Wurde dieses frühe genug und in hinreichender Dosis gegeben, so konnte man auf eine sichere Heilung rechnen. Nur zuweilen wurden örtliche Blutentziehungen, Brech- oder gelinde Abführungsmittel vorausgeschickt. Die Nachkrankheiten schienen bloß die Folgen des nicht zweckmäßig angewandten Chinins zu seyn (*mihi visum est, morbi residuas potius secutas fuisse omnino neglectum, vel minori quam fas est dosi adhibitum, aut non diu satis continuatum Sulphatis chininae usum*).

Der Verf. glaubte sich zur Beschreibung dieser Epidemie darum aufgefordert, weil die andern Aerzte, zu sehr mit der Behandlung der Krankheiten beschäftigt, dazu keine Zeit hatten. Er habe sich nur den Monat September und die folgenden, wo die Krankheit ihre höchste Gewalt entfaltete, mit ärztlicher Praxis abgeben. Seine Schrift, aus der wir eine für unsern Zweck zusammenhängende Uebersicht zu geben suchten, handelt mehr oder minder genügend folgende Gegenstände ab: allgemeine Betrachtung des vaterländischen Bodens und der Luftbeschaffenheit; Natur und Lage des Gebietes und der Stadt Gröningen; Anfang der Krankheit, Fortgang, Tödtlichkeit in verschiedenen Dertern der Provinz; Uebersicht der Epidemie, wie sie sich innerhalb der Mauern verhielt; Wesen der Krankheit, Folgen, Leichenöff-

nungen; Ansteckungsfähigkeit, Ursache; Vorbauung und Heilung.

N^o. II. stimmt in den Hauptangaben mit der vorigen Schrift überein, nur daß Thuessink die Ansteckungsfähigkeit der Krankheit vertheidigt. Die practischen Aerzte wären keineswegs von der Krankheit unangetastet geblieben (S. 54). Gallenfieber wären schon im Junius in Gröningen vorgekommen. Die Krankheit habe sich längs des Wassers ausgebreitet und in der Nähe der sinkenden Abzugsgräben unter der ärmeren Volksklasse ihre größte Gewalt entfaltet. Gegen die Wasserfuchten, welche als Nachkrankheiten des Fiebers sich einstellten, hätten die Blätter der *Diosma crenata* gute Dienste geleistet. Ueberhaupt wird von dieser Pflanze, die auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung schon längst zum arzneyliehen Gebrauche dient, viel Gutes gesagt. Das Seltsamste wäre, daß sie, obgleich ein warmes Aroma, den Puls eher vermindere als vermehre (S. 43). Mit vieler Sachkenntniß wird gehandelt von dem Ursprunge und dem Fortgange der Epidemie, von den angewandten Mitteln zu ihrer Abwehr, von dem Verlaufe und den Zufällen der Krankheit, von ihrer Art und Natur, von ihren Ursachen und von den Maasregeln zu ihrer Vorbauung. Besonders ausführlich sind die angehängten Sterbe-Tabellen. Da der Vf. (S. 2) den Vorsitz in der Medicinal-committee für Friesland führte und ihm auf diese Weise die Facta, welche er nicht selbst ermitteln konnte, amtlich mitgetheilt wurden, so verdient seine Schrift besondere Beachtung.

N^o. III zeigt einen jungen Mann, der auf den Aufruf des Königs: daß solche Candidaten der Medicin, welche im Practischen schon einige Fertigkeit sich erworben hätten, nach Gröningen zur Pulfleistung sich begeben, von Utrecht nebst 5 andern dahin gereist war. Ihrer Sorge wurden

1500 Kranke anvertraut. Da der Wf. durch die Untersuchung der Leichen eine genaue Einsicht in die Krankheit zu erlangen hoffte, so unternahm er die Section von 134. Seine Abhandlung, welche eine Geschichte der Epidemie, Ansichten über Natur und Ursprung derselben, eine Vergleichung mit der, welche (1820—1822) in Rom geherrscht hat (Bailly de Blois, *Traité anatomico-pathologique des fièvres intermittentes simples et pernicieuses*. Paris 1825), die Indication zur Heilung, Krankheitsgeschichten und eine sorgfältige Angabe der Leichendöffnungen enthält, bestätigt die Angaben der vorigen Schriften. Aus den verstopften Kloaken, den sinkenden Gräben und den schmutzigen Gassen habe sich vorzüglich das Miasma erzeugt. Die Leichenuntersuchungen wurden immer gleich nach dem Tode angesetzt; übrigens verhielt sich die Zeit der sich einstellenden Fäulniß wie bey andern Todten. In der Kopfhöhle fand sich besonders häufig eine Wasseransammlung zwischen der Arachnoidea und pia mater. Aber auch in der Brust und Bauchhöhle war eine Menge Wasser.

Hoffentlich wird aus dem Unglücke dieser verheerenden Krankheit sowohl für Grönningen als auch für andere Orte manche ersprießliche Folge hervorgehen, und ein solches Warnungszeichen nicht umsonst gegeben worden seyn. Man wird das oft ausgesprochene Bedürfniß: ein, jeder Einwohnerzahl entsprechendes Hospital zu gründen und zweckmäßig einzurichten, mehr beachten und der Reinigung der Abzugscanäle, so wie der Ausfüllung die Luft verpestender Stadtgräben eine thätigere Aufmerksamkeit schenken. Ein Unglück verhüten gilt eben so viel, wo nicht noch mehr, als das wirklich eingetretene mit besten Kräften bekämpfen:

M . . r.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

146. 147. Stück.

D e n 13. S e p t e m b e r 1 8 2 7.

H a m b u r g.

Bei Friedrich Verthes: Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Von Dr. August Neander. Erster Band, welcher die Kirchengeschichte der drey ersten Jahrhunderte umfasst; erste Abtheilung, welche die Einleitung und die beiden ersten Abschnitte enthält. 1825. XXX und 407 Seiten. gr. 8.

Ersten Bandes zweyte Abtheilung, welche die Geschichte des christlichen Cultus, des christlichen Lebens und einen Theil der Sectengeschichte enthält. Ebenb. 1826. XVIII und 409 — 859 S.

Der Herr Verfasser dieses auf eine Reihe von Bänden angelegten Werkes, hat sich schon durch seine früheren Kirchen-historischen Monographien, durch den Antignosticus, durch das Leben des heiligen Bernhards, und durch die Schrift über den Kaiser Julian und sein Zeitalter, als einen Gelehrten mit gründlichen historischen Kenntnissen, bekannt gemacht, und auch in diesem Werke ist das historische Material aus einer umfassenden

N [C]

den und gründlichen Lectüre der Quellen entnommen, und mit derjenigen besonnenen Kritik benützt, welche zwischen Zweifelsucht und Leichtgläubigkeit eine glückliche Mitte hält. Die ganze Darstellung ist aus dem Studium der Kirchenväter hervorgegangen, die der Herr Verfasser öfters redend einführt; aber es fehlt derselben sehr häufig an der gehörigen Klarheit, die durch unbestimmte zur Mystik sich hinneigende Vorstellungen tadelhaft wird. Wer eine Geschichte der Kirche schreiben will, muß bey dem was er erzählt, nicht bloß das Gute, oder das Böse ausheben, denn sonst ist er kein unparteyischer, sondern ein parteyischer Geschichtschreiber. Nach seinen zur Mystik sich hinneigenden Vorstellungen aber hat der Verf. manches nicht ganz parteylos aufgefaßt, sondern manches verschönert und manches was Tadel verdiente, entschuldigt. Davon abgesehen, hat er auf eine ausgezeichnete Art viel geleistet.

Die Veranlassung zu dieser Geschichte wird in der Vorrede S. VIII also angegeben. Der Verleger forderte den Herrn Neander zur Veranstaltung einer neuen Auflage seines Buches über den Kaiser Julian und zugleich zu einer ausführlicheren Bearbeitung dessen auf, was nur Fragment geblieben war. Er erkannte aber, als er an dieß Werk gehen wollte, daß dieß Buch nach seiner jetzigen Betrachtungsweise, etwas ganz anders werden müsse, und daß wenn etwas daraus werden sollte, es zu einem weit umfassenderen Ganzen müsse ausgearbeitet werden. Dieses Geständniß macht dem Herrn Verf. Ehre, es ist ein Beweis, daß ihm manches selbst aufgefallen ist, was man in einer Charakteristik Julians und seines Zeitalters nicht erwarten sollte, daß darin vieles unter einander geworfen wor-

den, und die so ganz verschiedenen Zeiten von der Entstehung des Christenthums bis auf Augustin, von dem er auch mit redet, nicht gehörig von einander unterschieden sind, und daß sich auch gegen manche aufgestellte einzelne Bemerkungen gegründete Erinnerungen machen lassen. Mögen es nun diese oder andere Gründe gewesen seyn, genug es entstand in ihm der Gedanke, die Kirchengeschichte der drey ersten Jahrhunderte, als Anfangspunct einer allgemeinen Geschichte der christlichen Kirche zuerst herauszugeben. Der Titel verspricht eine Geschichte der Religion und Kirche also eine Schilderung des christlichen Lebens, oder des Christenthums in der Kirche. Daß man diese Schilderung nicht vergebens suche, daß diese Erwartung befriedigt wird, kann Rec. mit aller Ueberzeugung versichern. Der Zweck und der Standpunct wird in der Vorrede S. VII also angegeben. Die Geschichte der Kirche Christi darzustellen — als einen sprechenden Erweis von der göttlichen Kraft des Christenthums, als eine Schule christlicher Erfahrung, eine durch alle Jahrhunderte hindurch ertönende Stimme der Erbauung, der Lehre und der Warnung für Alle, welche hören wollen — dieß war von früh an ein Hauptziel meines Lebens und meiner Studien. Doch fühlte ich stets zugleich das Gewicht einer solchen Arbeit und die großen Schwierigkeiten derselben, wenn sie den Forderungen der Wissenschaft und jener großen practischen Bedürfnisse entsprechen soll. Beides hängt hier genau zusammen: nur was sich vor dem Richterstuhl einer echten, unbefangenen, nicht durch die Brille einer philosophischen oder dogmatischen Schule sehenden Wissenschaft, als wahr bewährt, kann zur Erbauung, Belehrung und Warnung tüchtig seyn, und wo eine Wis-

fenschaft, die sich auf göttliche Dinge und deren Offenbarung und Entwicklung in der Menschheit bezieht, nicht durch Mißhandlung menschlicher Verkehrtheit zu einer bedeutungslosen Caricatur, oder zum todten Skelette geworden ist; muß sie nothwendig zu diesen practischen Ergebnissen hinführen. Wissenschaft und Leben sind hier einander zu durchdringen bestimmt, wenn nicht das Leben mannigfachen Gegensätzen des Irrthums und die Wissenschaft dem Tode und der Leerheit preis gegeben werden soll.

Dem hier Gesagten ist Herr Neander größtentheils treu nachgekommen. Er hat dem Bekannten manche neue Seite abgewonnen, und für die Geschichte des innern christlichen Lebens viel Treffliches mitgetheilt, auch findet man in den Anmerkungen, viele wichtige historisch-critische Erörterungen zum weitern Nachdenken. Er sucht die verschiedenen Erscheinungen im Gebiete des Christenthums, von dem Standpuncte des Evangeliums aus zu beurtheilen; und berücksichtigt immer das jedesmalige Zeitalter, ohne die Gesetze christlicher Duldung und christlicher Liebe zu verletzen.

In der Einleitung S. 1 — 90 wird der allgemeine Zustand der römisch-griechischen und der jüdischen Welt in religiöser Hinsicht, zur Zeit der ersten Erscheinung und der weiteren Verbreitung des Christenthums, auf eine sehr anziehende Art vorgetragen. Der erste Abschnitt S. 91 — 276 stellt das Verhältniß der christlichen Kirche zur unchristlichen Welt dar, und zwar bis S. 122 die Ausbreitung des Christenthums im Allgemeinen nebst den Hindernissen, welche derselben entgegen standen und den Mitteln wodurch sie befördert wurde, und im Einzelnen, in Asien, Arabien, in Afrika und Europa; bis

S. 276, die Bekämpfung des Christenthums, zuerst von den Ursachen derselben, sodann Bekämpfung durch Gewalt, nach den verschiedenen Lagen der christlichen Kirche unter den einzelnen Kaisern, und durch Schriften der Heiden. Der zweite Abschnitt enthält von S. 276 — 407 die Geschichte der Kirchenverfassung, der Kirchenzucht und der Kirchenspaltungen. Erstlich die Geschichte der Gemeindeverfassung im Allgemeinen. Zwey Momente zu unterscheiden, 1) Bildungsepoche im apostolischen Zeitalter und 2) Fortentwicklung bis ans Ende dieser Periode. A. Die erste Grundlage der christlichen Gemeindeverfassung in dem apostolischen Zeitalter, S. 276 — 292. B. Die Veränderungen in der christlichen Kirchenverfassung nach dem apostolischen Zeitalter, S. 292 — 314. Die Hauptveränderungen betreffen drey Punkte: 1. Entwicklung der monarchisch = bischöflichen Kirchenregierung; 2. Bildung einer ueuevangelischen Priesterkaste, 3. Vermehrung der Kirchenämter. Der im Presbyterencollegium den Vorsitz führende Presbyter erhält ausschließlich den Namen Episcopus, bleibt aber immer noch primus inter pares. Unter den Verfolgungen entwickelt und behauptet sich allmählich das Episcopalsystem. Cyprian handelt in dieser Beziehung schon im Geiste der Richtung einer ganzen Zeit. Das Episcopalsystem hatte manche Vortheile, aber auch große Nachtheile, denn es beförderte die Bildung einer Priesterkaste in der christlichen Kirche. Ursache: Selbstsucht — Quelle alles Papstthums und Verwechslung der jüdischen und christlichen Oekonomie. Schon Tertullian nennt den Bischof Summus sacerdos. Die Benennungen ordo, plebs, κληρος, κληρικοι lassen an und für sich keine ueuevangelische Beziehung zu. — Opposi-

tion des evangelischen Bewußtseyns. S. 299 — 303. — Geistliche treiben Anfangs ein Gewerbe, allmählich werden sie weltlichen Geschäften entzogen, doch hierdurch nicht auch weltlichem Sinne. — Wahlen zu Kirchenämtern, wie die Verwaltung aller kirchlichen Angelegenheiten unter Mitwirkung der Gemeinden; seniores plebis, keine Geistlichen, aber doch personae ecclesiasticae — Vermehrung der Kirchenämter, Subdiaconen, lectores, acolythi, exorcistae, ostiarii. — Zweytens die Verbindungsformen der einzelnen Gemeinden unter einander. S. 314 — 325. Kirchliches Subordinationsssystem geht nicht aus rein-evangelischem Geiste hervor: dieser weist vielmehr hin auf ein schwesterliches Gleichheitssystem, — die Chorepiscopi, Metropolen: Ecclesiae, sedes apostolicae, matricae ecclesiae, Antiochia, Alexandria, Ephesus, Korinth und Rom. — Verbindung durch kirchlichen Briefwechsel — Provinzialsynoden zuerst in Griechenland, nach dem Muster der Amphiktyonenversammlungen, nach und nach allgemein; heilsam, wenn sie wirklich im Geist christlicher Demuth angestellt wurden; nachtheilig, so bald sich hierarchischer Eigenwille einmischte. — Drittens, die Verbindung der ganzen Kirche zu einem in allen seinen Theilen genau zusammenhängenden Ganzen, die äußerliche Einheit der katholischen Kirche und deren Repräsentation. S. 325 — 346. Befelgende Einheit der Kirche, eine Offenbarung der Einheit des Reiches Gottes. Die Verwechslung der sichtbaren mit der unsichtbaren Kirche, der Form mit dem Wesen, verleitet bald zu einer Ueberschätzung der äußern Einheit der Kirche. Cyprians Buch de unitate ecclesiae enthält viel Wahres, mit Falschem vermischt. — Wahn von der nothwendigen Re-

präsentation dieser Einheit, diese findet man in dem vermeintlichen apostolischen Primat des Petrus — der Wahn wird bald noch ärger und für alle Zeiten auf die ecclesia Romana und deren Bischöfe übertragen. Die römische Herrschaft tritt im geistlichen Gewande auf. Römische Bischöfe nennen sich *episcopos episcoporum*. Victor im Jahr 190. Stephanus nimmt schon Appellationen aus Spanien an. Widerstand von Seiten des Jrenäus, Cyprian und Fermilianus. II. Kirchenzucht. Ausschließung von der Gemeinde der sichtbaren Kirche und Wiederaufnahme in dieselbe. S. 346 — 359. III. Die Geschichte der Kirchenspaltungen, oder Schismata. S. 359 — 407. Ueberall zeigt der Herr Verfasser seine gründliche Bekanntschaft mit den Quellen, woraus geschöpft werden mußte, überall äußert er die Geistesfreyheit, welche das Evangelium J. C. verleiht. Die Geschichte der apostolischen Kirche, als ein Ganzes ist diesem Werke nicht mit einverleibt. Sie wird nur vorausgesetzt, und soll als ein besonderes Werk mitgetheilt werden.

Die zweyte Abtheilung dieses ersten Bandes legt die Schilderung des christlichen Lebens, oder des Christenthums in der Kirche noch mehr, und besonders dessen dritter Abschnitt, dar. Allerdings erhält dieser Band eine Ausdehnung die Manchem unverhältnißmäßig scheinen mag. Der Herr Verfasser erklärt sich darüber in der Vorrede, S. VI.: Es war von Anfang an mein Plan die Kirchengeschichte der drey ersten Jahrhunderte mit besonderer Ausführlichkeit zu behandeln, weil mir dieser Theil als der wichtigste für jeden Christen und jeden Theologen erschien, weil ich glaubte, daß die Begründung und Verbreitung der richtigen unbefangenen Ansichten

von der Entwicklung der christlichen Kirchenverfassung, des christlichen Cultus, des christlichen Lebens und der christlichen Lehren in diesen ersten Jahrhunderten, im Allgemeinen und besonders für unsere Zeit im Gegensatz gegen verschiedenartige von verschiedenen Seiten her circulirende Irrthümer, besonders wichtig und heilsam sey. Die Gährung, welche das erscheinende Christenthum in der sittlichen, religiösen und intellectuellen Natur der Menschen hervorbrachte, dient besonders dazu, das eigenthümliche Wesen des Evangeliums auf die vielseitigste Weise anschaulich zu machen, und es erfordert und verdient daher gewiß dieser außerordentliche Gegenstand die vielseitigste Betrachtung. Wir erkennen hier die verschiedenen Richtungen des menschlichen Gemüthes und Geistes, welche sich in den folgenden Zeiten, oft nur unter andern Formen, oft auf keine so freye und originelle Weise wiederholen. Wenn diese Grundsätze der ganzen Kirchengeschichte ausführlich entwickelt worden, kann in den folgenden Jahrhunderten, vieles vorausgesetzt, kürzer und gedrungener abgehandelt werden. Die Sectengeschichte dieser Zeit, in welcher die Gegensätze, von den innersten Tiefen des menschlichen Geistes und Herzens ausgehen und noch nicht gehemmt und mit Gewalt unterdrückt, durch den ertödtenden Einfluß einer Hof- und Staatskirche — sich freyer und großartiger entwickeln können, hat so viel mehr Anziehendes, Interessantes und Lehrreiches, als die oft in ausgedehnte Dialectik sich verlierenden und durch die Einmischung der elenden byzantinischen Hofparteyen getrübtten Lehrstreitigkeiten der orientalischen Kirche in den folgenden Jahrhunderten. Das sind die Gründe die den Herrn Verfasser veranlaßten, diesen ersten Band der Kirchengeschichte

schichte mit größerer Ausführlichkeit zu behandeln, und es ist daher die Zahl der folgenden Bände keinesweges darnach zu berechnen. Beym Durchlesen dieser Abtheilung kann man nicht anders als diese Gründe billigen. Als Beleg wollen wir nur die vorzüglichsten Abschnitte anführen, denn das ganze vortreffliche Inhaltsverzeichnis namhaft zu machen, würde zu vielen Raum einnehmen. Dritter Abschnitt. 1. Das christliche Leben, S. 409 — 498. Vortrefflich ist die ganze Darstellung aus dem Studium der Kirchengeschichte hervorgegangen, und jeder Leser wird Herrn Neander im Stillen dafür danken. Nur in seiner Erklärung über das ascetische Leben, S. 471 und 475 möchten ihn wohl Manche viel zu schonend finden. Man kann, sagt er, nur solche Ascetik nicht als etwas an und für sich Unchristliches ansehen und verdammen, wenn eine solche von denen, die sich ihr ergaben, nur als ein gerade für ihre eigenthümliche Natur besonders geeignetes Mittel zur Beförderung ihrer Heiligung, oder als ein unter gewissen Verhältnissen besonders geeignetes Mittel zur Beförderung der Ausbreitung des Gottesreiches betrachtet, wenn das Mittel nicht zum Zweck gemacht, oder über dem Mittel nicht der Zweck vergessen, wenn nicht in dem opus operatum der Ascetik ein Verdienst gesucht, über dem äußerlichen Schein der Heiligkeit das wahre Wesen der innern Herzensheiligung die auf Liebe und Demuth gegründet ist, vernachlässigt oder vergessen wurde, wenn man nur stets eingedenk war der großen Worte des warnenden Apostels, und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir es nichts nütze. War aber dieß einmal vergessen, so konnte es leicht dahin kommen, daß das

innere Grab der Verderbniß nur mit dem äußerlichen Scheine der Heiligkeit übertüncht wurde und unter christlichem Schein konnte eine solche Affect gegen das was das eigentliche Wesen des Evangeliums ist, wahrhaft feindselig auftreten u. s. w. — 2. Der christliche Cultus, (öffentliche Gottesverehrung) S. 498 — 598. Beschaffenheit des christlichen Cultus überhaupt — Versammlungsplätze der Christen — Gottesdienstliche Versammlungszeiten und Feste — Einzelne Handlungen des christlichen Cultus — Von der Taufe und vom Abendmahl. Was S. 481 flg. zur Rechtfertigung der Kirche gesagt ist, ist nach Recens. Ansicht nicht befriedigend. — Vierter Abschnitt. Die Geschichte der Auffassung und Entwicklung des Christenthums als Lehre. — Allgemeine einleitende Bemerkungen — Geschichte der Secten — Die judaisierenden Secten. Es waren, heißt es S. 602 flg., die zwey Hauptrichtungen des religiösen Geistes, eine fleischliche und Alles ins Fleischliche herabziehende, und eine einseitig geistige, Alles zu sehr versteigende und verflüchtigende Richtung, welche sich von Anfang an dem Christenthum entgegenstellten, oder sich mit demselben vermischend es zu verfälschen drohten. Die Eine hielt sich nur an der irdischen Erscheinung des Göttlichen und verkannte in derselben den sie beseelenden höhern Geist, ohne die Realität der Erscheinung erfassen zu können, die Eine wollte nur das Menschliche im Christenthum ohne das Göttliche, die andere das Göttliche ohne das Menschliche. Wenn der Herr Verfasser diese Scheidung der Secten bey einer neuen Auflage genauer überdenkt, so wird er sich gewiß darüber anders erklären. — Gnostische Secten, auch dieser Abschnitt bedarf noch tiefere Forschungen. — An das Juden-

thum sich anschließende Gnostiker — Basilides, — Valentinus und seine Schule, Herakleon, Ptolemäus, Markus, Bardesanes. — Zwentens, den Zusammenhang zwischen dem alten und dem neuen Testamente, der sichtbaren und unsichtbaren Weltordnung leugnende gnostische Secten, S. 716—779. Dphiten, Pseudobasilidianer, Sethianer und Kainiten, Saturnin, Tatianus und die Enkratiten. — Ectische, antinomische Gnostiker, Carpokrates, Antitacten, Prodicianer, Nicolaiten, Simonianer. — Marcion und seine Schule, Marcions Secte, Marcus, Lucanus, Apelles. — Im Anhang S. 807—859 wird der Cultus der Gnostiker abgehandelt, Marcosianer — Cajaner, Taufformeln der ersteren — Anwendung der letzten Delung bey den Todten — Marcion gegen die Missa fidelium — Mani und die Manichäer, und den Beschluß macht das Edict des Diocletian gegen diese Secte, das in der Denkart und Sprache in welcher dasselbe abgefaßt, alle innern Merkmale der Echtheit enthält. Bey der Darstellung der gnostischen Systeme vermißt man ein kritisches Vorwort über die Beschaffenheit der Quellen aus denen diese Systeme jetzt nur allein noch zu erforschen sind; offenbar haben die Kirchenväter Vieles mißverstanden, Manches im Eifer entstellt und öfters aus trüben Quellen geschöpft. Angehängt ist noch ein Verzeichniß vieler zum Theil sinnentstellender Druckfehler eines großen Theils der ersten Abtheilung. Wir wünschen dem gelehrten Herrn Verfasser Gesundheit zur Fortsetzung und Vollendung seines vortrefflichen Werkes, und sehen der dritten Abtheilung dieses Bandes, welche mit einer Zeittafel und mit einem Register begleitet werden wird, mit Vergnügen entgegen. Ueber die Anordnung des Ganzen versparen wir unser Urtheil bis zum Beschlusse des ersten Bandes.

P a r i s.

Bey Béchét jeune: Catalogue descriptif et méthodique des Annelides et des Mollusques de l'île de Corse. Par B. C. Payraudeau. 1826. 218 S. u. 8 Steintafeln. 8.

Je mehr man die einzelnen Länder und Gegenden in naturhistorischer Hinsicht ausforscht, desto bedeutendere Fortschritte wird man in einem erst neuerdings cultivierten Zweige der Naturwissenschaft, nämlich in der naturhistorischen Geographie, in welcher bis jetzt nur wenig Allgemeines in Bezug auf Zoologie, aber schon manches Interessante in Betreff der Botanik geleistet worden ist, machen können. Der Verf. gegenwärtigen Werks, das recht fleißig und mit vieler Sachkenntniß bearbeitet worden, hielt sich über ein Jahr (in den Jahren 1824 und 1825) auf Corsika auf, und nicht nur gegenwärtige wirbellose Thiere, sondern die gesammte Zoologie war der Zweck seines Dortseyns, so daß auch schon seit längerer Zeit die Bearbeitung der Säugethiere, der Vögel, der Reptilien und der Crustaceen jener Insel vollendet vorliegt, aber bis jetzt noch nicht ins Publikum gekommen ist. Es liefert auch gegenwärtige Schrift einen auffallenden Beweis, daß es gerade nicht nöthig sey, um neue naturhistorische Gegenstände zu entdecken, sich in entfernte Welttheile zu begeben, sondern daß jeder in seinem Lande, jedoch in der einen Gegend mehr, als in der andern, neue Entdeckungen machen könne; als Beweis hiervon mögen die 68 vom Verf. neu entdeckten Mollusken aus den Gattungen: Lutraria, Erycina, Byssomya, Venerupis, Tellina, Lucina, Venus, Cardium, Arca, Unio, Pecten und Ostrea; Chiton, Patella, Pile-

opsis, Helix, Auricula, Melania, Littorina, Rissoa, Natica, Trochus, Monodonta, Phasianella, Cerithium, Pleurotoma, Murex, Purpura, Buccinum und Mitra dienen. Wir wundern uns nicht wenig, daß der Verf. die zur Ausarbeitung seines gegenwärtigen Gegenstandes erforderlichen ausländischen (deutschen und englischen) Werke nur bey dem Baron Ferrussac antreffen konnte. Worüber wir uns freuen, und was überall; nicht nur in Frankreich, wo es nicht selten geschieht, sondern auch in Deutschland Nachahmung verdiente, ist, daß der Verf. nicht nur von den schon früher bekannten Arten, sondern auch von den neu entdeckten, und selbst, wenn er auch nur ein einziges Exemplar von diesen besaß, an das Museum des Pflanzengartens schenkte, damit dieselben von allen einheimischen und fremden Naturforschern gehörig benutzt werden könnten. In Bezug auf System und Nomenklatur ist der Verfasser dem Herrn von Lamarck (Animaux sans vertèbres) gefolgt, und zwar nicht bloß, weil dieses Werk als eins der vollständigsten über die wirbellosen Thiere, und dann natürlich auch der Ringwürmer und Weichthiere anzusehen ist, sondern auch weil gerade die Muscheln des mittelländischen Meeres, also auch aus der Gegend von Corsika eine Hauptabtheilung der Lamarckschen Sammlung ausmachen, und somit in jenem Werke vorzüglich abgehandelt sind.

Häufig findet man, daß wenn irgend jemand in einer Sache einige Entdeckungen macht, derselbe in dem Bahnen steht die ganze Sache, von Anfang bis zu Ende, von neuem wieder durcharbeiten, und so dem Publikum wieder übergeben zu müssen; diesem Unwesen hat sich der Verf. trefflich zu entziehen gewußt, indem er

nur seine Entdeckungen und Bemerkungen mittheilt, und da er nun nach der Lamarck'schen Methode verfährt, und weder die Gattungen, noch die Arten mit Ausnahme der von ihm neu entdeckten charakterisiert; so ist die Schrift nicht unnöthigerweise zu sehr angeschwollen, und kann gewissermaßen als Anhang zu dem genannten Werke von Lamarck betrachtet werden.

Anneliden, Lam. gibt es verhältnißmäßig nur wenige; die Blutegel kommen in großer Quantität vor, sind aber seit drey oder vier Jahren von den Einwohnern von Porto-Vecchio, Bastia u. s. w. in beträchtlichen Sendungen über Marseille nach Paris geschickt worden. Des Hn. Deshayes Bemerkung, daß Lamarck *Dentalium elephantinum*, Linn. mit *D. arcuatum*, Linn. verwechselt habe, wird bestätigt. Von den Cirripeden, Lam. (der Verf. schreibt, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt Cirrhipeden, was offenbar falsch ist, da dieser Name vom Lat. Cirrus und pes herkommt, und keineswegs vom Griech. κίρρος, welches eine falbe Farbe bezeichnet, oder von dem Nom. prop. Cirrha abgeleitet werden kann) finden sich drey Gattungen, nämlich Balanus, Anatifa und Polliceps vor. — Was die Conchiferen und Mollusken, Lam. anbetrifft, so lassen dieselben hier keine genauere Erörterung zu, die 68 neue Arten sind genau beschrieben, und auf den beygefügten Tafeln hinlänglich und treu abgebildet, nur können wir nicht billigen, daß sie sämtlich nach Naturforschern oder andern Männern benannt worden sind.

Schließlich hätten wir sehr gewünscht etwas über die Lebensart und den Bau dieses oder jenes, seiner Organisation nach noch wenig bekannten Thiers z. B. des *Dentalium elephantinum* u. anzutreffen, da es doch dem Verf. an

frisch zu untersuchenben Exemplaren nicht fehlte, Hat einmal ein Zoolog den Vorsatz eine wissenschaftliche Reise zu unternehmen, so sollte er sich doch jedesmal, wenn er nicht Zoolog im weitesten Sinn des Wortes ist mit einem tüchtigen Zootomen verbinden.

B.....b.

E b e n d a s e l b s t.

Bey Charles Simonneau: Tableau comparatif des Hauteurs des principales Montagnes et de quelques Lieux remarquables du Globe au-dessus du Niveau de la Mer, dédié à M. le Baron Alexandre de Humboldt, par A. M. Perrot, Géographe etc. 1826. Ein Blatt, 33 Par. Zoll lang, 19 Zoll hoch; nebst 13 Seiten Text in 8.

Bildliche Höhen Darstellungen, wie die vorliegende, können nur zu einer allgemeinen Uebersicht und ungefähren Vergleichung der vornehmsten Gebirge und Berge der Erde dienen, aber keinen besonderen wissenschaftlichen Vortheil gewähren. Selbst wenn die Größe der Tafel so bedeutend ist, wie bey dieser, kann die nebenstehende Scala die einzelnen Maße nicht genau angeben. Der Herausgeber fand sich aus diesem Grunde veranlaßt, ein Höhenverzeichnis, welches sich auf die Nummern der Tafel bezieht, in darunter befindlichen Feldern hinzuzufügen. Hierbei vermißt man aber zum Theil die für Zusammenstellungen solcher Art nöthige Kritik. Hr. Perrot hat bey Weitem nicht immer die ersten Quellen benutzt, sondern häufig aus anderen Zusammenstellungen von verschiedenem Werth geschöpft. Die Anzahl der verzeichneten Höhen beläuft sich auf 402, unter denen sich auch die Höhenangaben von einigen Seen, Städten, und ausgezeichneten Gebäuden

befinden. Nicht durchgängig ist die Auswahl glücklich getroffen, indem z. B. von unserem Harz statt des Brockens, der wenig bekannte Wormberg aufgenommen worden. Viele Namen sind falsch geschrieben. — Was den Kupferstich betrifft, so zeichnet sich dieser durch eine gefällige Behandlung aus. Die zugleich ange deutete Schneegrenze, die allgemeine Vegetationsgrenze, die brennenden Vulkane und mehrere andere Gegenstände, nehmen sich begreiflicher Weise auf den sauber illuminierten Exemplaren besser, als auf den schwarzen Abdrücken aus, zwischen denen der Käufer wählen kann. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die Umriffe, wenn der Maassstab für die Basis ein viel kleinerer als für die Höhe seyn muß, um die Länge der Tafel nicht zu sehr zu erweitern, auch nicht entfernt einen Begriff von den wahren Bergformen geben können; daher es in dieser Hinsicht ziemlich gleichgültig seyn möchte, ob man für einen solchen Zweck die Palissadenform, wie bey der Höhentafel von Schlessen des Herrn v. Charpentier, oder eine den Bergformen mehr sich nähernde Darstellung wähle, da die Berge bey einem großen Mißverhältnisse der Höhe zur Basis, doch immer mehr und weniger das Ansehen von Palissaden behalten. Aber bildliche Darstellungen dieser Art, können nicht zugleich treue Gebirgsprofile seyn, bey denen, um ihnen größeren wissenschaftlichen Werth zu geben, stets ein gleicher Maassstab für die Höhe, als für die Basis angenommen werden sollte. Wenn bey jenen eine, die Uebersicht und Vergleichung der Höhen erleichternde und zugleich geschmackvolle Ausführung zu den Vorzügen gehört, so ist dagegen bey diesen nur auf möglichste Treue der Umriffe zu sehen.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. Stück.

Den 15. September 1827.

G ö t t i n g e n .

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 22. October beginnenden Woche ihren Anfang nehmen.

Oeffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet: Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr, Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Einsicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Buch, das man nach den Gesetzen verlanget; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Zettel, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der ökonomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physikalische Apparat, und das Chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Encyclopädie, Methodologie und Literaturgeschichte der theologischen Wissenschaften trägt Hr. Prof. Hensen um 8 Uhr vor;

Theologische Encyclopädie u. Methodologie, Hr. Prof. Reiche um 3 Uhr;

Theologische Encyclopädie und Einleitung in die Bibel, Hr. Licent. Matthäi um 2 Uhr.

Eine allgemeine und besondere Einleitung in die canonischen und apocryphischen Bücher des alten Testaments gibt Hr. M. Ewald um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr. Consist. R. Pott erklärt die Psalmen, mit besonderer Hinsicht auf die Grammatik, um 10 Uhr; Hr. Hofr. Tschken, die Psalmen um 9 Uhr, u. in einer öffentlichen Vorlesung, das Buch der Richter; Hr. Prof. Ewald, den Jesaias 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr; Hr. Licent. Matthäi, den Pentateuch, um 3 Uhr.

Eine historisch-critische Einleitung in die Bücher des Neuen Testaments gibt Hr. Prof. Planck 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr; Hr. Prof. Reiche um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr. Consist. R. Pott erklärt das Evangelium und die Briefe Johannes, und die Apostelgeschichte, mit ausführlicher Erörterung der im N. T. vorkommenden jüdischen Vorstellungen, um 9 Uhr; Hr. Prof. Planck (in der zweiten Abtheilung seiner Vorlesung über das N. T.), das Evangelium und die Briefe Johannes, und die Apostelgeschichte, 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; Hr. Prof. Lücke, die Synopsis der drei ersten Evangelien 6 Stunden wöchentl. um 9 Uhr; Hr. Prof. Reiche, die vier Evangelien, um 9 Uhr.

Die Dogmatik trägt Hr. Consist. R. Planck um 11 Uhr vor; Hr. Prof. Hensen, um 11 Uhr (nicht, wie im lat. Cataloge steht, um 10 Uhr);

Die Theologie des Alten Testaments, Hr. Rep. Götschen 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr;

Die Christliche Ethik, Hr. Prof. Lücke, um 8 Uhr;

Die zweite Hälfte der Kirchengeschichte, Hr. Consist. R. Planck um 8 Uhr; die Universal-Geschichte der Christlichen Kirche, nach Eudubins Lehrb. (Ausg. 4. Hannover 1825), Hr. M. Wöhmer, 5 Stunden wöchentlich

um 3 Uhr; den ersten Theil der Kirchengeschichte vom 1. bis 8. Jahrh. Hr. Rep. Holzhausen, 3 Stunden wöchentlich um 11 Uhr, unentgeltlich.

Die Pastorallehre, in Verbindung mit einem Abrisse des protestantischen Kirchenrechtes für künftige pract. Religionslehrer in dem protestantischen Deutschland, handelt Hr. General-Superint. Dr. Erfurt, nach seinem Tabellarischen Leitfaden zu academ. Vorlesungen über die Pastorallehre nach ihrem ganzen Umfange. Göttingen, bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1825' um 6 Uhr ab.

Die Homiletik wird Hr. Consist. R. Vott um 2 Uhr abhandeln, und außerdem die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen. Hr. Prof. Hensen wird öffentlich Dinst. um 3 Uhr und Mittwoch um 6 Uhr die Uebungen der homiletischen Gesellschaft leiten.

Die Theorie der religiösen Catechetik trägt Hr. General-Superint. Dr. Erfurt 4 Stunden wöchentlich um 1 Uhr vor, und verbindet damit die ersten practischen Anleitungen.

Die weiteren Uebungen im catechetischen Seminar werden von Hrn. General-Superint. Dr. Erfurt Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr unentgeltlich geleitet werden.

Zu Repetitorien und Examinatorien über die verschiedenen Zweige der theologischen Wissenschaften er bietet sich Hr. Pastor Bunnemann, so wie auch Hr. Repetent Holzhausen.

Die Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Planck werden nach der bestehenden Ordnung ihren Fortgang haben.

Die Uebungen der theologischen Privat-Societäten wird Hr. Repetent Gbbschen leiten.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr. Repetent Gbbschen die dogmatischen Beweiskellen Mont. und Donnerst. um 4 Uhr in deutscher Sprache erklären, zugleich aber zwei andere Stunden zu lateinischen Disputationen über die erklärten Stellen bestimmen. — Hr. Repetent Holzhausen wird 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr das Buch Job erklären.

R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechts trägt Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der neuesten Ausg. seines Lehrbuches, um 2 Uhr vor; versumme

Anfangsstunden erbletet sich Hr. Universitäts-Secretare Kiedel nachzubelen. Hr. Hofr. Bauer tragt die Encyclopaedie des gesammten Rechtes Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 2 Uhr vor.

Das positive Europäische Völkerrecht handelt Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Vanderhoeck und Ruprecht erschienenen Grundrisse, Mont., Mittw. und Donnerst. um 11 Uhr ab.

Ein diplomatisches Practicum hält Hr. Prof. Saalfeld Sonnab. um 11 Uhr.

Das Staatsrecht der deutschen Bundesstaaten tragt Hr. Hofr. Eichhorn um 8 Uhr vor;

Das Staatsrecht des Königr. Hannover (mit dem Privat-Rechte), Hr. Dr. Quentn um 8 Uhr;

Das Criminal-Recht nebst dem Criminal-Proceß, Hr. Geh. Just. R. Meister, nach seinem Lehrbuche um 10 Uhr; Hr. Hofr. Bauer, nach seinem 'Lehrbuche der Strafrechtswissenschaft', um 9 Uhr;

Die Geschichte des Römischen Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der zehnten Ausg. seines Lehrbuches, um 10 Uhr;

Die Geschichte und die Alterthümer des Römischen Rechtes, Hr. Prof. Ribbentrop um 9 Uhr;

Die Exegese, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der dritten Ausg. seiner Exegomathie, mit einer vorangeschickten Einleitung in die Drittheile, Partes, Bücher, und Titel der Digesten und des Codex, nach der neuen unter der Presse befindlichen Ausg. seines Lehrbuches, um 11 Uhr;

Die Exegese des Institutionen Textes, Hr. Dr. Balett in einer noch zu bestimmenden Stunde;

Die Institutionen des Civil-Rechtes, nach Waldeck, Hr. Prof. Böhmcr um 11 Uhr; Hr. Hofr. Bauer, um 11 Uhr;

Die Institutionen des ältern sowohl als neuern Römischen Privat-Rechtes, Hr. Prof. Ribbentrop, 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr und Dinst. und Freyt., um 8 Uhr;

Die Pandecten oder das heutige Römische Recht, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der siebenten Ausg. seines Lehrbuches, um 9 Uhr;

Die Pandecten, Hr. Prof. Gölchen, nach seinem bisher befolgten Grundrisse, und einem neu ausgearbeiteten Anhange desselben, der theils ein Verzeichniß der Bezugsstellen theils eine Erläuterung einzelner Abschnitte enthält, 12 Stunden wöchentlich um 9 und 11 Uhr; Hr.

Prof. Ewers (mit Einschluß des Erbrechts) 6 Stunden wöchentlich um 11, und 5 Stunden um 2 Uhr; Hr. Dr. Valett (mit Einschluß des Erbrechts), nach dem Lehrb. des Hrn. von Wening, Jagenbeim, um 9 und 11 Uhr; Hr. Dr. Francke um 9 und 11 Uhr;

Das Erbrecht, Hr. Prof. Götschen, 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr.

Ein Pandecten-Practicum hält Hr. Prof. Ewers Mont., Dinst. u. Donnerst. um 5 Uhr.

Privatissima über das Römische Recht gibt Hr. Assessor Dr. Desterley.

Das Kirchenrecht trägt Hr. Prof. Böhmer, nach dem Handbuche seines sel. Waters, um 10 Uhr vor; Hr. Hofr. Eichhorn, um 10 Uhr;

Das Deutsche Privat-Recht (ohne Lehnrecht), Hr. Prof. Ewers 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; Hr. Assessor Dr. Kraut, 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Das Privat-Recht des Königr. Hannover, Hr. Hofr. Heramann 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr; Hr. D. Quentin (nebst dem Staatsrechte), 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Allgemeines Preussisches Landrecht, nebst einer Uebersicht der Preussischen Gerichtsordnung, Hr. Prof. Ewers um 1 Uhr;

Das Preussische Landrecht, mit Inbegriff des Processus, Hr. Dr. Quentin 6 Stunden wöchentlich;

Das Lehnrecht, Hr. Assessor D. Kraut, nach Diecks Grundriß (Ausg. 2. Halle 1827), 3 Stunden wöchentlich um 2 Uhr;

Den gemeinen Deutschen Criminal-Process, Hr. Dr. Valett, nach Martin, nebst einem Anhange über das Verfahren der Geschwornen-Gerichte um 1 Uhr;

Die Theorie des bürgerlichen Processus, Hr. Geh. Just. R. Meißner, nach Martin, um 3 Uhr; Hr. Dr. Collmann, nach Ende, 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr; Hr. Assessor Dr. Desterley, nach Martin (Ausg. 9) um 11 Uhr;

Die Lehre von Klagen und Einreden, verbunden mit leichten practischen Ausarbeitungen, Hr. Dr. Collmann 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr;

Den Concurß-Process, Hr. Assessor Dr. Desterley Mont. und Donnerst. um 3 Uhr, unentgeltlich;

Practische Rechts-Controversen vorzüglich aus dem Gebiete des Civil-Processus, Hr. Dr. Collmann Mittw. um 1 Uhr, unentgeltlich.

Ein practisches Collegium über den Pro-

ceß hält Hr. Hofr. Bergmann 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; ein Relatorium, 3 Stunden wöchentlich um 10 Uhr.

Zu Privatssimis über den gemeinen Civil-Process erbletet sich Hr. Assessor Dr. Desterley.

Die Civilrechts-Policey oder sogen. jurisprudentia extrajudicialis trägt Hr. Assessor Dr. Desterley 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr vor.

General-Examinatoria über alle Rechtstheile, so wie auch Special-Examinatoria, und Respetitoria in deutscher oder lateinischer Sprache, hält Hr. Dr. Walett, Hr. Ob. Zimmermann.

S e i l f u n d e .

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Die Encyclopdie und Methodologie der Medicin trägt Hr. Dr. Heinr. Eichhorn, nach eigenen Dictaten, Dinst. und Freyt. um 11 Uhr unentgeltlich vor.

Anatomische Demonstrationen geben auf dem öffentlichen anatomischen Theater Hr. Hofr. Langenbeck und Hr. Prof. Hempel um 1 Uhr, und zwar wird jener, nach seinem anatomischen Handbuche und mit Hinweisung auf seine anatomischen Kupfertafeln, die Splanchnologie, Angiologie, und Neurologie, dieser, nach der fünften Ausg. seiner Anfangsgründe der Anatomie, die Myologie vortragen. — Practischen Unterricht im Zergliedern gibt Hr. Hofr. Langenbeck von 2 bis 4 Uhr, Hr. Prof. Hempel von 10 bis 12 Uhr.

Theologie und Synodesmologie lehret Hr. Prof. Hempel, nach der fünften Ausg. seiner 'Anfangsgründe der Anatomie', Mont. und Donnerst. um 8 Uhr;

Die vergleichende Anatomie und Physiologie, Hr. Ober-Medical-R. Blumenbach Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 8 Uhr.

In der Zootomie ist Hr. Dr. Berthold erbdtig privatissime Unterricht zu ertheilen.

Die Physiologie des Menschen, nach Blumenbach, erklutert durch Demonstrationen an Präparaten und durch Versuche an lebenden Thieren, trägt Hr. Dr. Herbst 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr vor;

Physiologie des Menschen und der Thiere, Hr. Dr. Berthold, nach seinem 'Abriß der Physiologie. Göttingen 1826', 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Physiologie des Menschen, erläutert durch Demonstrationen an Thieren, Hr. Dr. Himly 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Allgemeine Nosologie, Therapie und Heilmittel-Lehre, als die erste Hälfte seines Systems der Medicin, Hr. Hofr. Himly, nach seinem Lehrbuche, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Allgemeine Pathologie, nach der vierten Ausgabe seines Handbuchs, Mont., Dinst. und Mittw. um 3 Uhr, und allgemeine Therapie, mit besonderer Rücksicht auf praktische Arzneimittellehre, Donnerst. u. Freyt. um 3 Uhr, Hr. Hofr. Conradi;

Allgemeine Therapie, Hr. Hofr. Stromeyer der Ältere, um 3 Uhr;

Allgemeine Heilmittel-Lehre, Hr. Dr. Kraus, nach seiner bey Wandenboeck und Kuprecht erscheinenden 'Wissenschaftlichen Uebersicht der gesammten Heilmittel-Lehre' um 11 Uhr, unentgeltlich;

Specielle Heilmittel-Lehre, mit besonderer Hinsicht auf Pharmacognoste und mit Vorzeigung vergleichender Pflanzenabbildungen, Hr. Dr. Kraus, nach seiner eben genannten 'Uebersicht ic.', 5 Stunden wöchentlich um 11 oder um 5 Uhr;

Practische Arzneimittel-Lehre, mit Versuchen über die Wirkungen der Arzneimittel, Hr. Dr. Herbst 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Den pharmacologischen Theil der Materia Medica, Hr. Hofr. Schrader, Mittw., Donnerst., Freyt. u. Sonnab. um 2 Uhr.

Ueber die Toxicologie oder die Lehre von den Giften und Gegengiften hält Hr. Prof. Marx Mont., Dinst. u. Mittw. um 3 Uhr eine Vorlesung.

Specielle Therapie lehrt Hr. Hofr. Stromeyer der Ältere, um 4 Uhr.

Die Nosologie und Therapie der Verdauungs- Werkzeuge, der Respirations- Werkzeuge, der Haut, der Harn- Werkzeuge und der Geschlechts- theile trägt Hr. Hofr. Himly 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr vor;

Den zweyten Theil der specuellen Pathologie und Therapie, die abnormen Ausleerungen, Cachexien, Nervenkrankheiten, Seelenkrankheiten ic. enthaltend, Hr. Hofr. Conradi, nach der dritten Ausgabe seines Lehrbuchs, 4 Stunden wöchentlich um 5 Uhr;

Die empirische Physiologie der Krankheiten und ihrer Heilarten, namentlich der Fieber,

der Entzündungen, der Hautausschläge, der Luffeuche, der Wasserfuchen und der sämtlichen übrigen Vergiftungen, Hr. Dr. Heinr. Eichhorn 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr.

Ueber die Pathologie und Therapie der syphilitischen Krankheiten hält Hr. Prof. Marx Donnerst. und Freyt. um 3 Uhr eine Vorlesung.

Die Lehre von den Krankheiten der Schwangeren, Kreißenden und Wöchnerinnen trägt Hr. Prof. Meade 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor;

Die Therapie der Kinderkrankheiten, Hr. Prof. Oslander 4 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Die zweite Hälfte der Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbeck um 6 Uhr.

Die Manual-Chirurgie lehrt Hr. Hofr. Langenbeck privatissime.

Uebungen in Operationen bey den Krankheiten der Augen stellt Hr. Hofr. Langenbeck privatissime an.

Die Lehre von dem chirurgischen Verbande handelt Hr. Dr. Pauli Abends um 7 Uhr ab, und verbindet damit eine Anleitung zu practischen Uebungen;

Die Zahnkrankheiten und die dabey vorkommenden Operationen, eben derselbe.

Entbindungswissenschaft u. Entbindungskunst lehrt Hr. Prof. Meade 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; dieselbe Stunde Sonnab. so wie die im Entbindungshause vorkommenden Fälle bestimmt er zu practischen Uebungen; auch ist er zu Privatissime erbötig. Hr. Prof. Oslander gibt um 2 Uhr privatissime Anleitung zu den geburts-hülfflichen Operationen.

Die gerichtliche Arzneywissenschaft trägt Hr. Prof. Meade 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor.

Ein Examinatorium über alle Theile der Medicin wird Hr. Dr. Herbst Mont., Mittw. und Freyt. um 6 Uhr halten.

Zu Examinatorien u. Repetitorien über sämtliche Zweige der Arzneywissenschaft ist Hr. Dr. Heinr. Eichhorn erbötig.

Die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr. Hofr. Hilty, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 Uhr täglich.

Für die klinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr. Hofr. Langenbeck die Stunde von 9 bis 10 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Klinik gibt Hr. Hofr. Conradi in dem unter seiner Direction stehenden klinischen Institute um 10 Uhr.

Ueber die Anatomie und Physiologie der landwirthschaftlichen Hausthiere hält Hr. Director Dr. Lappe, 5 Stunden wöchentlich um 1 Uhr eine Vorlesung, und verbindet damit Präparier- Uebungen.

Die Thier- Arzneymittel- Lehre trägt Hr. Director Dr. Lappe 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr vor.

Die practischen Uebungen in dem der Aufsicht des Hrn. Director Dr. Lappe untergebenen Königl. Thier- Hospitale werden täglich um 10 Uhr gehalten.

Ueber das Aeußere des Pferdes hält Hr. Stallm. Meyer eine Vorlesung.

Philosophische Wissenschaften.

Eine Einleitung in die Philosophie, und Anleitung zum philosophischen Denken — das ist: vom Begriffe und der Eintheilung der Philosophie, Entwicklung der Begriffe der philosophischen Wissenschaften, Uebersicht der geschichtlichen Entwicklung und des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie — gibt Hr. M. Krause, nach Dictaten, jede Mittwoche Abends um 6 Uhr unentgeltlich;

Eine Darstellung und Würdigung der neuesten deutschen Systeme der Philosophie von Kant, Fichte, Schelling und Hegel, und der Lehren Reinhold's und Jacobi's, Hr. M. Krause, nach Dictaten, 3 Stunden wöchentlich um 5 Uhr privatissime.

Die Logik und die übrigen Vorkenntnisse der Philosophie trägt Hr. Hofr. Bouterwek, nach seinem Lehrbuche der philosophischen Vorkenntnisse, Mont., Diast., Donnerst. u. Freyt. um 8 Uhr vor;

Die Logik und Encyclopdie der Philosophie, Hr. Hofr. Schulze, jene nach der vierten, diese nach der dritten Ausgabe seiner Lehrbücher, 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die Logik, als Erkenntnißlehre, Denklehre, und Wissenschaftslehre, Hr. M. Krause, nach seinem 'Abriß des Systems der Logik, 1825', Mont., Diast., Donnerst. u. Freyt. um 6 Uhr Abends;

Die Metaphysik, Hr. Hofr. Schulze um 4 Uhr;

Das System der Philosophie, enthaltend die analytische Philosophie, und die Metaphysik, oder die Lehre von Gott, von der Vernunft, der Natur und der Menschheit; so wie die metaphysische Grundlegung der Religionswissenschaft, der Sittenlehre, und der Rechtslehre, Hr. M. Krause, nach seinem 'Abriss des Systems der Philosophie, Th. 1. 1825', und nach Dictaten, 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Die allgemeine practische Philosophie und die Ethik, Hr. Hofr. Bouterwek, nach dem zweyten Theile seines philosophischen Lehrbuches, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 3 Uhr.

Das philosophische Conversatorium des Hrn. M. Krause wird jeden Freyt. Ab. von 7 bis 8 Uhr unentgeltlich fortgesetzt werden.

Die gesammte Politik, oder die Lehre von der Verfassung und Verwaltung des Staats nebst der Policey und allgemeinen Cameralwissenschaft, trägt Hr. Hofr. Sartorius um 4 Uhr vor; Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Wandenboeck und Ruprecht erschienenen Grundrisse, um 3 Uhr;

Die National-Deconomie nebst der Finanzwissenschaft, Hr. Hofr. Sartorius um 2 Uhr; Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Wandenboeck und Ruprecht erschienenen Grundrisse, um 9 Uhr;

Ein practisches Collegium über Politik, Cameralwissenschaft etc. hält Hr. Prof. Saalfeld Freyt. um 11 Uhr.

Eine Encyclopädie der gesammten Cameralwissenschaften (der Land- u. Forstwirtschaftslehre, der Bergbaukunde, Technologie, Handelswissenschaft, Policey- und Finanzwissenschaft) trägt Hr. M. Hüne 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr vor.

Die Landwirthschaft lehrt Hr. Hofr. Hausmann Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 8 Uhr; Hr. M. Sprengel um 9 Uhr, außer dem auch privatissime;

Die Metallurgie, Hr. Hofr. Hausmann Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr, privatissime;

Die allgemeine Forstwissenschaft, Hr. M. Hüne 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr.

Mathematische Wissenschaften.

System und Geschichte der Mathematik trägt Hr. M. Eichhorn, nach seiner unter der Presse befindlichen

‘Entwickelungs-Karte der reinen Mathematik’ 5 Stunden wöchentlich um 1 Uhr vor;

Die reine Mathematik, Hr. Hofe. Eibaut um 5 Uhr; Hr. M. Focke in bequemen Stunden; Hr. M. Köhler, nach Lorenz Grundriß heraus gegeben von Gerling, 5 Stunden wöchentlich.

Die Analysis des Endlichen nebst der analytischen Geometrie, Hr. Hofe. Eibaut um 11 Uhr;

Die analytische ebene und sphärische Trigonometrie, nebst der Stereometrie, Hr. Prof. Ulrich, nach seinem Lehrbuche, um 10 Uhr;

Die angewandte Mathematik, Hr. Hofe. Eibaut um 3 Uhr (nicht, wie im latein. Cataloge steht, um 11 Uhr); Hr. M. Focke, in bequemen Stunden.

Die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung in der angewandten Mathematik lehrt Hr. Hofe. Gauß um 10 Uhr;

Die practische Rechenkunst in allen ihren Zweigen, Hr. M. Schrader, privatissime;

Die practische Geometrie, so wie es die Witterung erlaubt, Hr. M. Schrader;

Die höhere Mechanik, Hr. Prof. Ulrich, 4 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die höhere Mechanik, mit Vorbereitungs-Einleitung in die höhere Differential- und Integral-Rechnung, Hr. M. Eichhorn, nach seiner ‘Entwickelungs-Karte’ 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr, oder in einer bequemen Stunde;

Die Mühlenbaukunst, Hr. Ober-Bau-Commissär Vorbeck, nach eignen Dictaten, um 11 Uhr;

Die optischen Wissenschaften nebst der Perspectiv, Hr. M. Schmidt um 4 Uhr.

Die Grundlehren der Astronomie trägt Hr. Prof. Harding um 10 Uhr vor.

Ueber populäre Astronomie wird Hr. M. Schmidt um 5 Uhr eine Vorlesung halten, und da ihm Hr. Hofe. Gauß den Gebrauch der Teleskope auf der Sternwarte erlaubt hat, so ist er dadurch in den Stand gesetzt, seinen Zuhörern die Erscheinungen der Himmelskörper durch Fernsöhren zu zeigen.

Die practische Astronomie lehrt Hr. Hofe. Gauß privatissime;

Die Schiffahrts-Kunde, Hr. Prof. Harding um 2 Uhr;

Die bürgerliche Baukunst, Hr. Prof. Ulrich um 11 Uhr, verbunden mit Uebungen im Zeichnen; Hr. M.

Schrader, nach laenen Dictaten, in bequemen Stunden;
H. M. Köhler, mit Uebungen im Zeichnen, 4 Stunden
wöchentlich; Hr. Ober-Bau-Commissär Vorbeck, nach
dem zweyten Theile seines Lehrbuches, um 10 Uhr;

Die Landbaukunst, Hr. Ober-Bau-Commissär
Vorbeck, nach dem ersten Theile seines Lehrbuches,
um 9 Uhr;

Die Straßen- und Brückenbaukunst, Hr. Ober-
Bau-Commissär Vorbeck um 2 Uhr.

In der Anfertigung richtiger Bau-Ansicht-
ge unterrichtet Hr. M. Schrader um 8 Uhr;

Im Planzeichnen, so wie in der Vorfertigung
militärischer Pläne, derselbe.

Ein mathematisches Practicum über die Haupt-
Theoreme und Probleme seiner 'Entwickelungs-Karte ic.'
hält Hr. M. Eichhorn um 4 Uhr in zwey Abtheilungen:
1. Reine Mathematik mit Anwendung auf Maschinenwe-
sen, 3 Stunden wöchentlich, wobey auch der freye Zutritt
zu der Modellkammer benutzt wird; 2. Reine mathe-
matische Physik, in schriftlichen Abhandlungen von den
Zuhörern darzustellen, 3 Stunden wöchentlich.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der
theoretischen sowohl als practischen Mathematik erbetet sich
Hr. M. Schrader, Hr. M. Focke, Hr. M. Köhler.

Naturlehre.

Die Naturgeschichte trägt Hr. Ober-Medicinal-R.
Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wö-
chentlich, um 3 Uhr vor;

Allgemeine Zoologie, Hr. Dr. Berthold 4 Stun-
den wöchentlich um 1 Uhr.

Die zweyte Hälfte der Botanik, welche die cryp-
togamischen Gewächse begetzt, handelt Hr. Hofr.
Schrader Mont. und Dinst. um 11 Uhr ab, und verbind-
et damit die gewöhnlichen Excursionen.

Ueber die polypetalischen Pflanzen-Familien
hält Hr. M. Bartling Mittw. und Sonnab. um 2 Uhr
eine unentgeltliche Vorlesung.

Zur Kenntniß der seltenen in den Gewächshäusern
des botanischen Gartens befindlichen Pflanzen gibt
Hr. Hofr. Schrader Dinst. um 2 Uhr Anleitung.

Die Anatomie und Physiologie der Pflanz-
en handelt Hr. Hofr. Schrader Mittw., Donnerst. und
Freyt. um 11 Uhr ab. Hr. M. Bartling trägt Anatos

mie, Morphologie und Physiologie der Pflanzen 4 Stunden wöchentlich um 11 Uhr vor.

Zu Privatissimis über alle Theile der Botanik ist Hr. M. Bartling erbdtig.

Die Mineralogie tedat Hr. Hofr. Hausmann, nach seinem Handbuche, 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr vor;

Die Physische Geographie, Hr. Prof. Zunsen um 8 Uhr;

Die Experimental-Physik, Hr. Hofr. Mayer, nach der sechsten Ausgabe seines Lehrbuches, um 2 Uhr;

Die Meteorologie, Hr. Hofr. Mayer, nach seinem Lehrbuche, Sonnab. um 11 Uhr, öffentlich.

Die theoretische Chemie, mit den erforderlichen Versuchen erläutert, handelt Hr. Hofr. Stromeyer der jüngere, 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr ab;

Die Zoochemie, derselbe Mittw. und Sonnab. um 8 Uhr;

Die Agricultur-Chemie, Hr. M. Sprengel 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr; außer dem auch privatissime.

Für die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium bestimmt Hr. Hofr. Stromeyer die Stunden von 1 bis 3 Uhr, Mont. u. Dinst.

Historische Wissenschaften.

Die alte Geschichte tedat Hr. Hofr. Heeren, nach seinem Handbuche, um 3 Uhr vor;

Mythologie und Religionsgeschichte der alten Völker, Hr. Prof. Müller um 9 Uhr;

Die Geschichte Griechenlands von den ältesten Zeiten bis auf die Zerstörung von Corinth, Hr. Prof. Hoek, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Die Geschichte der vorzüglichsten Europäischen Staaten von der Völkerwanderung bis auf unsere Zeiten, Hr. Hofr. Heeren 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Die Geschichte der neuesten Zeit vom Anfange der Franz. Revolution, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Vandenhoeck und Ruprecht gedruckten Grundrisse, um 4 Uhr;

Die Geschichte Deutschlands, Hr. M. Böhmer, nach Votariel, um 8 Uhr.

Eine Darstellung der englischen Geschichte von 1640 bis 1660 und der Französischen von 1789 bis

1815, nebst einer Vergleichung der Ursachen, des Ganges, und der Folgen dieser beiden Revolutionen, gibt Hr. M. Per 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr.

Die Statistik, sowohl die allgemeine, als die besondere von Großbritannien, Frankreich, Rußland und den Nord-Amerikanischen Freystaaten, trägt Hr. Hofr. Heeren um 11 Uhr vor.

Ueber die Staatskunde der Nassauischen Lande mit besonderer Hinsicht auf ihre Verfassung und Verwaltung, wird Hr. Hofr. Sartorius für die hier studierenden Nassauer in einer bequemen Stunde eine Vorlesung halten.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Literär-Geschichte.

Die allgemeine Literatur-Geschichte trägt Hr. Hofr. Neuf 4 Stunden wöchentlich vor.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Aesthetik, verbunden mit der Geschichte der schönen Künste, besonders der Dichtkunst, trägt Hr. Hofr.outerwek, 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr vor.

Einen historischen und kritischen Abriss der Geschichte der Französischen Literatur gibt Hr. Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich in Französischer Sprache.

Ueber den Deutschen Stil hält Hr. Prof. Bunsen eine Vorlesung Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Unterricht im Zeichnen gibt Hr. Zeichenmeister Eberlein, sowohl im Allgemeinen für Anfänger, als auch besonders im Landschaftszeichnen, im Zeichnen anatomischer Gegenstände so wie auch im architectonischen Zeichnen, und im Planzeichnen nach Lehmann.

Die Theorie der Musik trägt Hr. Musik-Director M. Heintz Mont. und Freyt. um 7 Uhr vor. — Die Sing-Academie wird Mont. Ab. 8 Uhr gehalten.

In der Schönschreibekunst unterrichtet der universitäts-Schreibmeister Hr. Organist Henze.

A l t e r t h u m s k u n d e.

Die Hebräischen, vorzüglich gottesdienstlichen Alterthümer erläutert Hr. Licent. Matthäi Mont. und Donnerst. um 4 Uhr unentgeltlich.

Ueber die Römischen Alterthümer hält Hr. Prof. Dissen eine Vorlesung 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr.

O r i e n t a l i s c h e u n d a l t e S p r a c h e n.

Die Arabische Grammatik lehrt Hr. Hofr. Lychsen, nach seinem Lehrbuche, um 1 Uhr; Hr. Prof. Ewald um 3 Uhr.

Ueber die Sanskrits Sprache und Literatur hält Hr. Prof. Ewald, Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung, in welcher er die von Bopp herausgegebenen Stücke des Mahabharata erklären wird.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament bey den Theologischen Wissenschaften.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitscherlich erklärt um 2 Uhr die Araonautica des Apollonius von Rhodos nebst der 4. Mythischen Ode des Pindars, und bestimmt für die Mitglieder des philologischen Seminars Mont. und Dinst. um 11 Uhr ausgewählte Idyllen des Theocrits. Hr. Prof. Dissen erläutert die Wolken und die Friche des Aristophanes um 3 Uhr; Hr. Prof. Hoek, die ersten Bücher des Herodot philologisch und historisch um 5 Uhr; Hr. M. Pion erklärt den Dionysius Periegetes, und verbindet damit eine Geschichte der Griechischen Geographie 4 Stunden wöchentlich um 11 Uhr; Hr. M. Culemann, die Iliade, mit besonderer Rücksicht auf homerische Sprache und auf Alterthümer, 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr. — Zum Privatunterricht im Griechischen erbietet sich Hr. M. Lünemann, Hr. M. Pion, Hr. M. Lachmann, Hr. M. Culemann, Hr. Pastor Bunnemann.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr. Prof. Dissen bestimmt für die Mitglieder des philologischen Seminars Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr die Elegien des Tibull; Hr. Prof. Müller übt dieselben Mittw. um 11 Uhr im Disputieren, und erklärt um 4 Uhr die Germania und den Agricola des Tacitus. Hr. M. Pion erläutert 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr die Historiae des Tacitus; Hr. M. Lachmann, Ciceros Bücher de oratore, mit einer Einleitung über die Redekunst bey den Römern, um 4 Uhr; derselbe

1480 Göttingische gel. Anzeigen.

gibt ein Practicum über lateinischen Stil privatissime. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen erdietet sich Hr. M. Länemann, Hr. M. Pion, Hr. M. Lachmann, Hr. M. Eulemann, Hr. Pastor Bunneemann.

Eine Anleitung zur Kenntniß, zum sichern Verstehen, und zur richtigen Beurtheilung der Mittelhochdeutschen Dichter gibt Hr. Hofr. Benecke privatissime.

Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud. Auch wird Hr. M. Pion, und Hr. M. Dubois Unterricht im Französischen ertheilen.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache in Verbindung mit practischen Uebungen, trägt Hr. Hofr. Benecke Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 6 Ubr Ab. vor; außerdem wird er in einem von mehreren Herren gewünschten Collegium an denselben Tagen um 5 Ubr für Geübtere *The lady of the lake*, *The bride of Abydos* und einige Schauspiele *Shakespeare's* erklären. — Hr. M. Pion erdietet sich zum Privat-Unterricht im Englischen.

Die Italiänische u. Spanische Sprache lehrt Hr. Prof. Bunsen Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 5 Ubr.

Die Reitbahn ist dem Hrn. Stallmeister Meyer un-
tergeben; der Fechtboden, dem Univ. Fechtm. Hrn. Cas-
stropp; der Tanzboden, dem Univ. Tanzmeister Hrn.
Hölzke.

Wegen der Logis kann man sich an den Logis-Com-
missär, Fedell Schäfer, wenden; Auswärtige, welche
Logis suchen, können von ihm sowohl über die Preise, als
andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im
Vorauß Bestellungen machen.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

149. Stück.

Den 17. September 1827.

Heidelberg und Leipzig.

Im Verlage der neuen academischen Buchhandlung von Carl Groos: die Verdauung nach Versuchen von Friedrich Liebemann und Leopold Smelin, Professoren an der Universität zu Heidelberg. Erster Band XXIV und 380 S. 1826. Zweyter Band 276 S. 1827. 4.

Es ist gewiß eine höchst angenehme Erscheinung, daß ein Physiolog und ein Chemiker abermals ihre Bemühungen vereinten, zur Aufklärung eines für den Lebensproceß so wichtigen Vorgangs, wie die Verdauung, in welcher auf der Gränze des Lebens"Chemie und Physiologie einander so nahe berühren, und wobey, wollte man sich bloß auf letztere beschränken, die schönste Gelegenheit übergangen würde, den Unterschied zwischen dem Spiel der Affinitäten und dem organischen Stoffwechsel darzuthun; unlängbar spricht sich auch hier bey der Synthese das Leben viel positiver aus, als bey der Analyse, bey welcher dasselbe nur noch in feinem Entweichen geahnt werden kann.

S [6]

Da es nach dem Plane unserer Blätter bey der Anzeige solcher Arbeiten zunächst auf möglichst kurze Angabe der Hauptresultate ankommt, so übergeht Ref. um so lieber die polemische Einleitung gegen die Pariser Academie der Wissenschaften, der die Abhandlung zuerst als Beantwortung ihrer Preisfrage im J. 1823 übersendet wurde. Gewiß handelten die Verf. ganz würdig, daß sie, als ihnen die Mittheilung des Rapports der Commission verweigert wurde, die ihnen unter dem Titel einer Aufmunterung zuerkannte Summe von 1500 Franken ablehnten, doch hätten sie die ihnen angebotene Mention honorable nicht gleicherweise sich verbitten sollen, am allerwenigsten aus dem angegebenen Grunde, daß die Academie ein paar Schriften andern Inhalts, die die Verf. nicht für preiswürdig halten, gekrönt habe, da doch die angeführten Werke auch ihren Werth haben, und jeden Falls bereits gekrönt waren, als die Verf. ihre Preisschrift übersandten. Allerdings waren, wie dieß die Verf. in der Einleitung bemerken, vor der Untersuchung der Veränderungen, welche durch die Verdauung bewirkt werden, die Mischung und die Eigenschaften der verschiedenen zur Verdauung beytragenden Säfte, welche den in den Darmkanal aufgenommenen Nahrungsmitteln beygemischt werden, zu erforschen. Der zur Trockne ringedickte, im kalten Weingeist gelöste, abgedampfte und nachher wieder im Wasser gelöste Speichel vom Menschen und Schaaf wurde durch salzsaures Eisenoryd dunkel blutroth gefärbt, was schon Treviranus bemerkte, und die Verf. für die von Porret bekannt gemachte Schwefelblausäure erklären, von der sie glauben, daß durch sie das lebende Contractionsvermögen der Nahrungsmittel getilgt werden möge. Diesen Stoff

enthielt der Speichel des Hundes nicht, derselbe enthielt auch ganz wenig Dsmazom, aber viel salzsaures Kali. Sehr wichtig wäre es gerade von dem Eigenthümlichen des Speichels dieses Thieres genaue Kenntniß zu haben, da bey der diesem Thier, wenigstens ihrer Entstehung nach, eigenen Wuth die Veränderung der gastrischen Secretionen eine so große Rolle spielt. Pancreatischer Saft. Bey einem lebenden Hunde wurde der pancreatische Gang bloß gelegt und geöffnet, so daß man mittelst einer kleinen Glasröhre innerhalb vier Stunden gegen drey Quentchen Flüssigkeit erhielt, worauf der Gang, um die Folgen für die Verdauung zu erfahren, unterbunden wurde. Die Wunde schloß sich gut, das Thier zeigte sich durchaus nicht afficiert. Nach eilf Wochen wurde es getödtet, und nun fand man, daß ein zweyter Gang sich mit dem Gallengang in den Darm öffnete und der unterbundene Gang, durch dieselbe Naturhülfe wie bey Brodies Unterbindung des Gallengangs wieder geöffnet und hergestellt war. Der Saft des Panchreas reagierte bey dem Hunde schwach sauer, der beträchtliche trockene Rückstand enthielt Dsmazom, eine durch Chlor sich röthende und eine käseähnliche Materie, vielleicht mit Speichelstoff oder Eymweiß. Bey dem Schaaf und Pferd wurde der pancreatische Saft auch nicht so ganz identisch mit dem Speichel gefunden, denn statt Schleim und Speichelstoff fand sich bey jenem viel Eymweißstoff und Käsestoff, auch etwas freye Säure. Doch fand sich bey dem Pferde in der Flüssigkeit des Dünndarms eine dem Speichelstoff sich sehr nähernde Materie, ja sogar noch im Blinddarme. S. 161. Die Galle wurde mittelst Weingeistes, essigsauren Bleyoxyds, Salzsäure, Weingeists und Schwefelsäure, Schwe-

felsäure und Essig untersucht. Dabey fanden die Verf. gegen Berzelius einen großen Antheil Gallenharz und Pikromel, von welchen ersteres aber auch durch den Weingeist zum Theil producirt zu werden scheint, und gleich Chevreuil, jedoch unabhängig von diesem, auch Gallenfett, Talg- und Oelsäure. Entschieden erklären sie sich für einen eigenthümlichen Farbestoff der Galle, welcher auf Zumischung von Salpetersäure, innerhalb weniger Secunden vom Grünen ins Blaue, Violette und endlich ins Rothe übergeht, der sich in allen Thierklassen gleich verhält und durch dieses Mittel selbst auch im krankhaften Blutserum, Chyluserum und Urin sich entdecken läßt; doch träte beym Erhitzen der Galle das färbende Princip des Gallenstoffs an den gerinnenden Eyweißstoff und könne durch Weingeist nicht mehr davon getrennt werden, in jedem Fall gelinge die grüne Färbung des Serum besser, wenn man die Salpetersäure mehr verdünnt zumische. Beym Chlor gleicht die Farbenreihe nicht so vollständig der bey dem Chamäleon minérale wie bey der Salpetersäure. Für die Untersuchung der im nüchternen Zustande auf der Magen- und Darmfläche sich aussondernden Flüssigkeiten ließen die Verf. Hunde und Pferde längere Zeit, zum Theil einige Tage lang fasten, und brachten denselben während dieser Zeit Pfeffer oder Kieselsteine in den Magen, um die Magenflüssigkeit in größerer Menge zu erhalten. Diese so erhaltene Flüssigkeit, welche die Verf. selbst von der im gewöhnlichen nüchternen Zustande vorhandenen, meist neutral gefundenen Magenflüssigkeit unterscheiden, soll in einzelnen Fällen freye Salzsäure, Essig- und Butter säure, letztere bey dem Pferde enthalten haben, doch ist die Gegenwart freyer Salzsäure im Magen saft,

nach der von den Verf. am Schluß gegebenen Erklärung nur so wahrscheinlich als möglich gemacht, aber allerdings keineswegs streng erwiesen und die von andern gefundene Milchsäure wird für eine durch thierische Materie einigermaßen fixierte Essigsäure erklärt (2 Bd. S. 275). Entschieden sauer zeigten sich auch bey dem Hunde die Secreta des Blinddarms, bey dem Pferde dagegen fanden die Verf. daselbst statt freyer Säure doppelt kohlensaures Natron vorwaltend. Daß bey diesen Untersuchungen der bis aufs Aeußerste getriebenen Entleerung des Magens die Verf. nicht jedesmal auch die Beschaffenheit der Milz und des Pfortadersystems angeben mochten, werden mit dem Ref. gewiß Viele bedauern.

Versuche nachdem die Thiere mit reinem Eryweißstoff; Faserstoff, Butter, Stärkemehl, Kleber, Käse und Thierleim gefüttert worden waren. Die Verf. nehmen an, daß durch das Vorwalten der Salz- und Essigsäure der Eryweiß- und Faserstoff vor der Abscheidung durch die Siedhitze geschützt werde. Butter fanden sie noch im Blinddarm, sogar im Mastdarm und in der Harnblase, während die anderen Stoffe schon nach vier Stunden im Magen ihre auszeichnende Eigenschaften verloren hatten, auch im Chylus, selbst im Blutwasser trafen sie noch Spuren von Fett, übrigens wurde auch nur in diesem einzigen Falle Chylus mit Aether behandelt, aus dem Blute eines mit Kleber gefütterten Hundes schied der Aether auch Fett ab, und die Verf. bemerken selbst, daß auch anderes Blut an Weingeist Fett abgeben, oder vielleicht richtiger; unter Zumischung von Weingeist oder Aether ein solches sich bilden kann. Auch das Stärkemehl wurde vermittelst der Jod-Tinctur noch

bis in den Blinddarm aufgespürt, ja die Verf. glaubten sich zu überzeugen, daß Amylum noch im Mastdarm sich befunden habe, als dieser Versuch jedoch an einem andern Hunde wiederholt wurde, so konnte man gleich im Magen mittelst des Jods keine violette Färbung mehr hervorbringen, und S. 302 wird behauptet, daß das Stärkemehl seine Fähigkeit sich mit Jod zu bläuen verliere, sobald dasselbe durch die Magenflüssigkeit in den flüssigen Zustand übergeführt worden sey. Bey einer Gans, die mit Weiskorn gefüttert worden war, und bey der die Consistenz des Gedärme-Inhalts der des Honigs gleich, wurde Jod im Muskelmagen noch, aber nicht mehr in der ersten Hälfte des Dünndarms gebläut. Mehr als der Grad der Verdünnung scheint auf diese Verschiedenheit des Erfundes der Zutritt desoxydierender Stoffe, den Beobachtungen Valards zufolge, gewirkt zu haben. Das im Magenfaß aufgelöste Stärkemehl schien im weitem Verlauf des Darmkanals in eine, gleich dem Zucker der Gährung fähige Substanz bey dem Hunde verwandelt zu werden. Kielmeyer vermuthete dieß schon vor 30 Jahren nach der Analogie bey der Keimung, bey der sich der Mehlstoff im Albumen und Vitellus der Gräser-Saamen auch in Zuckerstoff und Schleim verwandelt. Bey dem Pferde schien sich nicht Zucker, sondern Stärke-Gummi zu bilden. Bey einem mit Stärkemehl gefütterten Pferde lief der Chylus aus dem Milch-Brustgang so stark geröthet, wie bloßes Blut. Ueberhaupt fanden die Verf. daß der Chylus aus dem Milchbrustgang des Pferdes sich unmittelbar bey seinem Austritt aus dem Gefäße schon roth zeigte, wurde das Gefäß unter dem Quecksilber-Apparat

geöffnet und der Chylus mit Sauerstoff in Berührung gebracht, so wurde er lebhaft karminroth, in der Berührung mit Stickluft dagegen schmutzig karmesinroth und mehr getrübt, so daß demnach die rothe Farbe weder von der Absorbition des Sauerstoffgases noch vom Stickgase entsände. Untersuchung des Mageninhalts bey Milchälbern. Sowohl das Filtrat des Inhalts aus dem ersten, als das aus dem vierten Magen, welches für Laabflüssigkeit gehalten wurde, und wovon besonders das Letztere am schnellsten und vollständigsten Gerinnung zu veranlassen vermochte, verlor durch die einfache Destillation zwar nicht die Eigenschaft Pflanzensäfte zu röthen, wohl aber die Milch gerinnen zu machen, und erhielt diese auch nicht wieder, wenn Destillat und Rückstand wieder zusammengegosfen wurden. Bey zwey Ochsen reagierte das in den ersten zwey Magen Enthaltene alcalisch und brauste mit Säuren, im vierten Magen aber sauer. Ungern wird man die Untersuchung des Milchsaftes im Brustgang vermissen. Beym Ochsen wurde im ersten und vierten Magen eine durch Salzsäure rosenroth sich färbende Materie angetroffen, dieselbe zeigte sich auch im Blinddarm eines mit Hafer gefütterten Schaafes, dessen Chylus auch nicht mit Salzsäure geprüft wurde. Auch in den Gedärmen der Raubvögel und der aus dem Hühnergeschlecht, sowohl im nüchternen Zustande, als nach der Fütterung mit Fleisch, Erweis, Gerste, Kleber und Gummi fanden die Verfasser eine solche Materie, die im obern Dünndarm durch Chlor im Blind- und Dickdarm durch Säuren und Metallsalze geröthet wurde; sie leiten dieselbe aus dem Pancreas her, doch fand sie sich ja auch im Magen des Ochsen.

Für Diätetik und Pathologie gleich wichtig ist die Behauptung, daß die oben angegebenen Säuren während der Verdauung in desto reichlicherem Maße angetroffen werden, je schwerer zu verdauen, oder je unauflöslicher die in den Magen gebrachten Substanzen waren. Bey einem Pferde, das mit Hafer gefüttert worden war, wurde die Lackmus-Linctur stärker geröthet, als bey einem mit Stärkemehl gefütterten, bey dem Hunde war die Röthe stärker nach gekochtem Eynweiß, Faserstoff, der Butter, dem Käse, Kleber, der Milch, dem rohen und gekochten Rindfleisch, Knochen und Knorpel, Spelzbrot und Roggenbrot, am schwächsten bey Stärkemehl, Reis und Kartoffeln. Die Verfasser schließen hieraus, daß Fleisch schwerer zu verdauen sey, als Kartoffeln und Reis, was Seite 304 und 369 nicht gerade bestätigt wird. Gewiß nimmt aber bey den verschiedenen Thieren derselbe Stoff nicht die nämliche Stelle in der Reihe der Verdaulichkeit ein, sondern diese Scalen wechseln bey den verschiedenen Thieren, und den Gras fressenden Thieren kommt gewiß nicht für alle Stoffe dieselbe größere Verdauungskraft zu, auch wäre es besonders in einzelnen Krankheitsfällen immer möglich, daß gerade gewisse Stoffe, indem sie zur Absonderung stärkerer Verdauungssäft disponierten, wohlthätig wirkten, und als besonders verdaulich gepriesen werden könnten.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

150. Stück.

Den 20. September 1827.

Heidelberg und Leipzig.

Beschluß der Anzeige: die Verdauung nach Versuchen von Friedrich Liebig und Leopold Gmelin u.

Im zweyten Theil glauben die Verf. durch ihre Versuche mit Unterbindung des gemeinschaftlichen Gallengangs zu erweisen, daß Galle aus den Gallenwegen durch lymphatische Gefäße resorbiert werde, weil der Chylus im Milchbrustgange gelb war, und Spuren von Galle enthielt; diese Spuren hätten aber auch durch die resorbierenden Gefäße aus dem übrigen Körper dahin gelangt seyn können. Ferner glauben sie erwiesen zu haben, daß auch ohne Gallenerguß Cyweißstoff sich bilde und Chylus in Flocken entstehe, (die von Autenrieth und Werner gesehene Ausscheidung des Chylus aus dem Chymus auf Zuguß von Galle wird ganz bestritten), daß überhaupt den Mangel an Fett, Farbestoff und Harz abgerechnet, die Contenta des Blind- und Dickdarms sich nach unterbundenem Gallengange nicht

X [6]

verschieden zeigen, nur daß sie viel übler und fauliger rochen, was davon hergeleitet wird, daß die Galle die faule Zersetzung des Gedärme-Inhalts verhindere. Auch der Chylus im Milchbrustgang trennte sich nach Unterbindung des Gallengangs in Placenta und Serum, zwar sey derselbe nicht mehr milchweiß, diese Farbe fehle ihm aber auch zuweilen bey offenem Gallengange, je nach Beschaffenheit der eingenommenen Nahrung. Höchstens lasse sich annehmen, daß aus dem Darmkanal weniger Fett aufgenommen werde, wenn die Galle nicht in denselben gelange. Die Verf. glauben daher, daß die Galle als eine Auswurf-Materie wobey Combustibilien in tropfbar flüssiger Gestalt den Körper verlassen, anzusehen sey, daher wenden sich auch in den niedern Thierklassen, bey welchen die Lungencirculation immer weniger vollständig sich zeigt, die Venen aus mehreren Organen zu der Pfortader, wie dieß Bojanus bey der Schildkröte nachgewiesen habe, bey welcher sich die Venen aus den hintern Extremitäten, dem Becken, dem Schwanz, den Schildern, den Bauchmuskeln, ja sogar Anastomosen aus den Hals- und Zwischenrippen-Venen alle zu der Pfortader schlagen und die Leber relativ immer größer werde, wie bey den Mollusken, bey welchen wie bey den Doris- und Lethys-Arten die Galle auch größtentheils erst in der Nähe des Afters in den Darmkanal gelangt. Uehnliches ergebe auch die Natur der Gallenfieber, des gelben Fiebers und der asiatischen Brechruhr, bey welchen Krankheiten wegen gestörter Lungenfunction durch die Hitze, reichlicher Galle abgesondert werde; bey letzterer Krankheit, die ganz anders begriffen werden muß, ist aber bekanntlich dieß gar nicht der Fall, sondern die Gallenabsonderung fehlt

ganz und die Besserung tritt erst mit ihrem Wiedererscheinen ein. Höchstens könne angenommen werden, daß die Stickstoff haltenden Bestandtheile der Galle, des Pikromel, Dsmazom, die dem Gliadin ähnliche Materie und die Cholsäure mit den aufgelösten Nahrungsmitteln eingefogen werden und zur Assimilation beytragen möchten. Ref. glaubt, daß man daraus, daß die Galle nicht gleichförmig, sondern nur nach dem Genuß von Speisen in den Darmkanal sich ergießt, wohl auf ihren wesentlichen Antheil an der Verdauung werde schließen dürfen. Die röthliche Farbe des Milchsaftes rühre von beygemischtem Blutroth her, dieß soll vorzüglich damit erwiesen werden, weil bey einem mit Hafer gefütterten Pferde, der röthliche Schein des Chylus der Saugadern durch Zumischung von Hydrothion-Säure in einen grünlichten überging. Doch war der Chylus gerade auf Fütterung mit frischem und gekochtem Fleisch am wenigsten röthlich; die Verf. meinen daher, je nahrhafter das Futter sey, desto weniger Neigung zur Röthung zeige der Chylus, weil alsdann die aus den Gekrösdrüsen und der Milz ergoffene röthliche Flüssigkeit weniger vorschlage. Wirklich schien auch die Färbung ins Rothe im nüchternen Zustande am stärksten zu seyn, auch waren im nüchternen Zustand die Saugadern der Milz bey Pferden mit einer röthlichen Lymphe erfüllt, ebenso fand in diesem Zustande der Faserstoff sich am stärksten vor. Die Färbung des Chylus ins röthliche soll ferner stärker seyn, nach Unterbindung des Gallengangs, damit würde ja das übereinstimmen, daß bey dem Pferde, bey welchem es keinen Behälter für die Galle gibt, der bey den Wiederkäuern nicht fehlt, diese Neigung zur Röthung am stärksten ist. Der Faserstoff und die Serin-

nung sollen ebenso nach Unterbindung des Gallengangs stärker seyn. Der Fettgehalt des Chylus oder dessen milchichtes Aussehen stehe dagegen in geradem Verhältniß mit dem Genuß der Nahrungsmittel, denn der aus den Saugadern des Mesenteriums erhaltene Chylus war milchichter als der aus dem Milchbrustgang, und die Lymphe aus dem Becken und Dickdarm war beynahe gar nicht trübe; wäre nur auch etwas über die Menge und Zeit des Saufens der Thiere angegeben!

Bei den Vögeln wurde die Verdauung bey dem Kr. sehabsicht, der Henne, Gans und dem Trutzhahn untersucht. Beym erstern dieser Thiere müßte eine ganz genaue Geschichte seiner Verdauung besonders wichtig seyn, da dasselbe, wie Ref. sich selbst durch lange Beobachtung überzeugte, gar nicht säuft. Auch bey allen diesen Thieren zeigte sich im nüchternen aber gereizten Zustande besonders im Drüsenmagen freye Säure, welche, weil sie Trübung der salpetersauren Silberauflösung veranlaßte, für Salzsäure erklärt wird. Auch Flußsäure scheint vermuthet werden zu müssen, weil Achat und Bergkrystall schon angegriffen sich zeigten, doch gab ein ausdrücklich auf Erkennung dieser Säure angestellter Versuch kein positives Resultat. Auch enthält keines von beiden reine Kieselerde, welche letztere ohne dieß auch durch Alkalien angegriffen werden kann. Cyweißstoff und Ösmazom fand sich nicht im nüchternen Zustande, sondern nur bey gefütterten Thieren, das Futter mochte übrigens Cyweiß enthalten, oder nicht; am reichlichsten war es im Zwölffingerdarm und in der ersten Hälfte des Dünndarms. Cyweiß einer Henne bengebracht, wurde nach zwey Stunden ganz umgeändert gefunden. Um zu erfahren, ob Pflanzen-

fressende Vögel auch wie die Hunde in ihren Nahrungsmitteln durchaus Stickstoff bedürfen, wurden Gänse bloß mit Zucker, Gummi und Amylum gefüttert, alle drey starben unter starker Gewichtsabnahme am 16ten bis zum 24sten Tage, eine Gans dagegen der man bloß Eyweiß gereicht hatte, starb erst am 46sten Tage, bey der letztern wurde viel Harnsäure gebildet. In den Blinddärmen der Vögel schienen sich von der in dem dünnen Darne verschwundenen Säure wieder neue Spuren zu zeigen. Auch die Magenflüssigkeit der Frösche und Blindschleichen, zumal wenn diese Thiere gefressen hatten, röthete die Lackmustrinctur, weniger sauer reagierte diese Flüssigkeit bey der Natter und dem Grasfrosch. Die Verf. schließen auch hier auf Salzsäure, weil bey der Natter Knochen aufgelöst gefunden werden. Auch die durch Chlor sich röthende Materie wurde im obern Dünndarme des Frosches gefunden, und eine durch Salpetersäure sich röthende Substanz wurde in dem Mastdarm desselben Thiers gefunden. Bey den Fischen zeigte sich die Galle nach den verschiedenen Arten sehr verschieden gefärbt, bey der Barbe und dem Weissfisch ließ sich durch Kali ein eigenthümlicher Stoff aus der wässrigen Auflösung fällen. Aether bildete kein Fett, bey der Einäscherung lieferte die Galle aller Fische viel schwefelsaures Natrum. Auch im Magensaft der Fische fand sich, wenn die Thiere vorher gefüttert worden waren, eine sauer reagierende Flüssigkeit, ferner Eyweiß und die durch Chlor sich röthende Materie.

Dies sind die Hauptresultate der dankenswerthen Untersuchungen beider Verf., deren vereinte Bemühungen für die Physiologie bereits schon fördernd wirkten. So viel man aus dem

raisonnierenden Theile schließen darf, so glaubten die Verf. die Function des Darmkanals mehr unter den chemischen Gesichtspunct bringen und hauptsächlich mit der Frage über abwechselnde Säuerung und Alcalcescenz (doch wohl eher über Drydation und Desoxydation?) der Nahrungsmittel bis zu ihrer Gelangung ins Blut sich beschäftigen zu müssen; sollte jedoch die Verdauung auch nur chemisch behandelt werden, so würden gewiß auch gute practische Resultate daraus sich ergeben haben, wenn die Verf. gleichzeitig bey so viel als möglich gleichen Exemplaren die einfacheren Stoffe in den Magen gebracht, deren Veränderung in einer bestimmten Zeit beobachtet und dabey auch auf die Menge und Verschiedenheit des genossenen Getränks, des gewöhnlichen, des oxydierten und des destillierten Wassers selbst auch des Salzes Rücksicht genommen hätten. Da aber nach dem Ausspruch jenes großen Naturforschers die chemische Erklärung der Verdauung ein bloßes Fragment ist, das in die Geschichte der Chylusbereitung eingepaßt werden muß, so bleibt die viel wichtigere Frage über die Bildung des organischen Stoffes, der sich nach microscopischen Untersuchungen durch Bildung ovoidischer Körperchen oder nach Döllinger als organische Flocken sich erkennen läßt, (was die Verf. aber nicht recht zugeben wollen,) immer noch für die mehr physiologische Erforschung übrig.

Frankfurt am Main.

In Commission bey W. Schaefer: Sammlung gemeininteressanter und gemeinnütziger Abhandlungen meist naturwissenschaftlichen und philosophischen Inhalts von J. W. C. Dau. 292 Octavseiten mit einer Steindrucktafel. 1826.

Der Verf. welcher schon Mehreres geschrieben und unter andern auch durch ein mit Beyfall aufgenommenes Handbuch über den Torf (M. f. unsere G. U. 1823 S. 526) bekannt ist, übergibt hier dem Publicum eine neue Sammlung von Abhandlungen über allerley Gegenstände, bey deren Betrachtung sich ihm mehrere eigenthümliche Ideen dargeboten haben, die er an bereits bekannte Ansichten anzuknüpfen, und diese dadurch zu vervollständigen sucht. Da er diese Aufsätze, der Vorrede zufolge, unter mancherley Leiden verfaßt hat, so darf man es mit ihrer Critik so genau nicht nehmen, und darum bezeugen wir uns bloß mit einer allgemeinen Anzeige derselben. Die Abhandl. I. führt den Titel: Japan oder das Volk Jahrtausende hindurch unverdorben. Der Verf. will keineswegs ein unbedingter Lobredner Japans seyn, noch weniger dessen Zustand im Allgemeinen zur Nachahmung in Europa empfehlen, sondern bey der Betrachtung dieses meist so sehr verkannten Volkes bloß die von mehreren aufgestellte Meinung widerlegen, als ob es ein Naturgesetz und also nothwendig sey, daß Völker welche einen bedeutenden Grad der Ausbildung erreicht haben, wieder zurücksinken, und in einen Zustand von Halbcultur oder gar Rohheit verfallen müßten. Abh. II. Die letzte Ausbildung der jetzigen Gestalt der Länder auf unserer Erde. Die große Katastrophe welche die Erdoberfläche erlitten hat, sucht der Vf. von einem Cometen abzuleiten, der mit seinem Schweife die Erde gestreift habe, wodurch heftige Orkane entstanden seyen, welche die Meere in Bewegung gesetzt, und sie weit über ihre Küsten aufs feste Land getrieben hätten. Abh. III. Gränzen und Beschränktheit der organischen Natur, insbesondere der Menschheit, verglichen mit den absoluten Naturgränzen auf der Erde. Aller-

ley maxima und minima bey diesen oder jenen Naturgegenständen. Abh. IV. Grundlinien einer gemeinfaßlichen Chemie, besonders in philosophischer Hinsicht. Meist das bekannte in einer zweckmäßigen Ordnung und Uebersicht. Eine eigene Idee §. 74 daß, da die Hauptbestandtheile des thierischen Körpers sich auch in der Atmosphäre nur in einem andern quantitativen Verhältnisse befänden, man die Atmosphäre als eine von Erden und überflüssigem Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff möglichst gereinigte thierische Masse, der vielleicht auch ein Leben inwohne, betrachten könne. Abh. V. Kurz gefaßte Theorie des Hagels, nach neuern physischen Ansichten. Abh. VI. Die Sonne als Gottheit der Perser. Abh. VII. Der Ursprung der Meteorsteine. Der Vf. erklärt sich für den tellurischen oder atmosphärischen Ursprung derselben, und sucht das bisher gegen diese Ansicht geschriebene zu widerlegen, und, was für sie spricht, mit mehreren neuen Ideen und Darstellungen zu vervollständigen. Gelegentlich eine neue Theorie der Wärme, vermöge der sie als etwas Materielles und zwar aus Lichtstoff und Hydrogen bestehendes betrachtet wird. Auch ist der Vf. einer gewissen Umwandlung der Stoffe in der Natur nicht ungewogen. Abh. VIII. Die Größe des deutschen Volkstammes. Abh. XI. Schutzrede für die Klöster. Der Vf. bemerkt in dieser Hinsicht ausdrücklich, daß er selbst Protestant sey, und nur in Rücksicht auf die protestantische Kirche jene Schutzrede geschrieben habe. Ueberall, zumal in den naturwissenschaftlichen Abhandlungen zeigt der Verf. Belesenheit und Bekanntschaft mit dem Gegenstande der ihn beschäftigt, und wo er auch neue Ideen vorträgt, hat er sich der Kürze und Klarheit befleißigt, welches man den philosophischen Speculationen unserer Zeit nicht immer mit Lobe nachsagen kann.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

151. Stück.

Den 22. September 1827.

G ö t t i n g e n.

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 25ten August hielt Herr Hofrath Hausmann die Vorlesung. Sie handelte: *de origine saxorum, per Germaniae septentrionalis regiones arenosas dispersorum.*

Die Ablagerung zahlloser Gebirgstrümmer in den norddeutschen Sandebenen, gehört unstreitig zu den merkwürdigsten geologischen Erscheinungen. Die Mannigfaltigkeit in ihrer Zusammensetzung fesselt das Auge des Beobachters nicht minder, als die bedeutende Größe Einzelner, in Verwunderung setzt; und wenn die Erfahrung lehrt, daß ihre Verbreitung sich nicht auf die südbaltischen Ebenen beschränkt, sondern durch ganz Dänemark fortsetzt und gegen Osten wie gegen Westen weit zu verfolgen ist; daß die südliche Grenze der norddeutschen, großen Sandformation nicht überall zugleich die Verbreitung jener Geschiebe abschneidet, sondern daß sie an manchen Stellen bis an den Rand der norddeutschen Berge und weit in

u [6]

einige Flußthäler und ihre Verzweigungen vor-
dringen — so wird es einleuchtend, daß nur durch
eine gewaltige Katastrophe, welche die nordische
Erde in der letzten Periode ihrer allgemeineren
Veränderungen traf, jene Gebirgstrümmer-Ab-
lagerung bewirkt seyn konnte. Zu dem großen
geologischen Interesse, welche diese Erscheinung
gewährt, gesellen sich noch mehrere andere Rück-
sichten, welche eine genauere Beleuchtung dersel-
ben wichtig machen. Die Geschiebemassen unse-
rer Sandebenen, stellen dem Ackerbaue oft eben
so große Hindernisse entgegen, als sie dem We-
gebaue in jenen Gegenden förderlich sind; und der
Alterthumsforscher findet unter ihnen merkwürdige,
zum Theil colossale Denkmäler aus einer dunkeln
Vorzeit, deren Vorkommen genau an die Ver-
breitung jener Steinmassen geknüpft ist. Die
erste Frage, welche sich bey ihrer Betrachtung
aufdringt, ist unstreitig: 'woher stammen
jene Gebirgstrümmer?' Gelingt ihre Be-
antwortung, so ist ohne Zweifel viel für die Bah-
nung des Weges gewonnen, der zur künftigen
Aufindung einer genügenden Erklärung jenes
geologischen Phänomens führen kann.

Die verschiedensten Meinungen sind über den
Ursprung der in den norddeutschen Sandebenen
zerstreuten Geschiebe geäußert; sie lassen sich in-
dessen auf folgende zurückführen. 1) Die Ge-
birgstrümmer sind da, wo sie sich finden, entstan-
den; sie sind Reste vormaliger, zusammenhängen-
der Gebirgslager. 2) Die Gebirgstrümmer sind
aus der Tiefe der Erde an die Oberfläche gekom-
men; sie sind Auswürflinge. 3) Sie sind Ab-
kömmlinge anderer Weltkörper und als solche auf
die Erde niedergefallen. 4) Sie stammen von
näheren oder entfernteren Gebirgsmassen ab. Die
erste dieser Meinungen, welche schon von Be-

rol d i n g e n und neuerlich Herr Hofrath M u n d e geäußert hat, scheint die Verbreitung der Steinblöcke in den Sandebenen einfach zu erklären, wird aber durch die Art ihres Vorkommens widerlegt. Die verschiedenartigsten Gebirgstrümmer von älteren und neueren Formationen kommen ohne Ordnung durch einander vor, die Grandmassen gemeiniglich tiefer, wie die größeren Blöcke; nicht bloß Sand, sondern auch Thon- und Mergellager hüllen sie ein; nirgends zeigen sich unter ihnen oder in ihrer Nähe anstehende Gesteine, von welchen man die Trümmer älterer Gebirgsmassen ableiten könnte; wohl aber ruhen sie, theils mit dem Sandgebilde welches sie einschließt, theils unabhängig von demselben, auf verschiedenen Gliedern des jüngeren Fldhgebirges. Sehr gewöhnlich sieht man es jenen Trümmern an, daß sie durch eine lange Einwirkung von Wasser, Abrundung und Ebnung der Oberfläche erlitten haben. — Die Meinung, nach welcher die Geschiebe der norddeutschen Sandebenen Auswürflinge seyn sollen, wurde vor langer Zeit von Silberschlag und dem älteren de Luc ausgesprochen und neuerlich durch den jüngeren de Luc wiederholt vertheidigt. Auch diese Annahme wird leicht widerlegt, wenn man die Art des Vorkommens und der Verbreitung jener Trümmer mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt. Die dritte, von Chabrier neuerlich aufgestellte Hypothese, über die Abkunft der in unseren Haiden ausgesäeten Gebirgstrümmer, erinnert an die Fabel des Aeschylus vom Herculischen Steinfeld im südlichen Frankreich und bedarf wohl keiner besonderen Widerlegung. Was die vierte Annahme betrifft, nach welcher jene Trümmer Abkömmlinge von näheren oder entfernteren Gebirgsmassen sind, so ist sie, abge-

sehen von der verschiedenen Art, wie man sich die Geschiebe und Blöcke fortgeführt denkt, darin abweichend, daß man dieselben entweder von südlichen, oder von nördlichen Gebirgen ableitet. Ersterer Meinung sind Meierotto und Wrede in ihren Schriften über die Bildung der Südbaltländer zugethan und auch Herr Bergcommissär Fasche hegt sie hinsichtlich der am nördlichen Harzrande sich findenden, fremden Geschiebe. Unter diesen kommen aber viele vor, die den am Harze anstehenden Gebirgsarten völlig unähnlich sind. Dasselbe zeigt sich, wenn man die Geschiebe der Westphälischen Ebenen, mit den Gesteinen der benachbarten Gebirge, oder wenn man die in den flachen Elb- und Odergegenden zerstreuten Blöcke, mit den Sächsischen und Schleifischen Gebirgsarten vergleicht. Der Nordabfall der norddeutschen Gebirge und höheren Flößrücken, setzt der Verbreitung der fremden Geschiebe gegen Süden im Allgemeinen eine Gränze und wo diese hin und wieder in Flußthälern von ihnen überschritten wird, da sind sie doch auch nur bis zu gewissen Puncten vorgebrungen; nirgends aber lassen sie sich bis zum Ursprunge der Flüsse verfolgen. — Vor langer Zeit ist von dem Hauptmann von Arenswald die Meinung geäußert, daß die in Pommern und Mecklenburg sich findenden Orthoceratiten, Trilobiten und andere Petrefacten enthaltenden, losen Stücke von Kalkstein und Mergel von Gottland abstammen möchten und Holländische Naturforscher haben schon längst die in einigen Gegenden der Niederlande zerstreuten Granitblöcke aus Norwegen und Schweden abgeleitet. Herr Doctor Jordan lenkte zuerst die Aufmerksamkeit darauf, daß viele in der Lüneburger Haide zerstreute Geschiebe, Aehnlichkeit mit nordischen

Gebirgsarten zeigen. Seitdem haben mehrere andere ausgezeichnete Naturforscher sich dafür erklärt, daß der größere Theil der in den norddeutschen Sandebenen und in Dänemark abgelagerten Gebirgstrümmer, nordischen Ursprungs sey. Dieselbe Meinung ist in Ansehung der im Lippischen einzeln zerstreuten Granitblöcke von dem Herrn Archivrath Klostermeyer geltend gemacht. Schon im J. 1805 äußerte der Verf. obiger Abhandlung in einer der Königl. Societät vorgelegten, geognostischen Skizze von Niedersachsen die Vermuthung, daß ein großer Theil von den in den norddeutschen Ebenen zerstreuten Geschieben, aus dem Norden abstammen dürfte. Die im folgenden Jahre von ihm unternommene Reise durch Scandinavien, verschaffte ihm die beste Gelegenheit, jenen geologischen Gegenstand weiter zu verfolgen und was ihm früher nur wahrscheinlich zu seyn schien, wurde ihm nun zur Gewißheit. In späterer Zeit widmete er besondere Aufmerksamkeit der merkwürdigen Verbreitung der nordischen Geschiebe im Flußgebiete der Weser, wodurch sich ihm neue Aufschlüsse über die Verhältnisse jener Ablagerung von Gebirgstrümmern, zu anderen mit der Erdoberfläche vorgegangenen Veränderungen darboten. Die Resultate dieser Untersuchungen enthält der zweyte Haupttheil obiger Abhandlung.

Die Gebirgstrümmer, deren nordischer Ursprung nachgewiesen werden soll, müssen sorgfältig von solchen unterschieden werden, die einen anderen Ursprung haben. Bey diesen nimmt man, hinsichtlich ihrer Ablagerung, folgende Hauptverschiedenheiten wahr:

1) Bruchstücke, welche keine bedeutende Ortsveränderung erlitten, die daher gemeiniglich von derselben Beschaffenheit sind, wie die Gebirgs-

massen, die unter denselben oder in ihrer Nähe im Zusammenhange anstehen, wie sie fast überall im Untergrunde und häufig auch in der Ackerfrume angetroffen werden, welche Berge und Hügel deckt. Hin und wieder kommen einzelne, größere Felsenblöcke vor, die sich von höher anstehenden Wänden ablösen, herabstürzten und nun am Fuße oder an Einhängen von Bergen liegen. Diese Bruchstücke sind nach der verschiedenen Beschaffenheit der Gesteine gemeinlich mehr und weniger scharfkantig. Ihr Ursprung ist fast immer leicht nachzuweisen und ihre Unterscheidung von fremden Geschieben, die zuweilen z. B. am nördlichen Fuße des Harzes, damit vermengt vorkommen, nicht schwierig.

2) Geschiebe und Gerölle welche man in den Betten der Flüsse antrifft und die durch die jetzige Strömung derselben bald mehr, bald weniger weit fortgetrieben werden. Diese pflegen seitwärts sich nicht viel weiter zu erstrecken, als die Breite der jetzigen Fluthbetten bey höchstem Wasserstande ist. Sie sind abweichend nach der Verschiedenheit der Gebirgsmassen, welche die Flüsse durchströmen. Obgleich fremdartige Geschiebe in einige der norddeutschen Flußthäler vordringen, so finden sie sich doch nur selten in den Betten der Flüsse, mit den diesen eigenthümlichen Geröllen vermengt.

3) Bruchstücke, Geschiebe und Gerölle, die durch frühere, höhere Strömungen, welche die Gränzen der jetzigen Fluthbetten oft sehr weit überschritten und bedeutende Höhen erreichten, fortgetrieben, zum Theil in großer Ausbreitung abgelagert, oder in Hügelmassen angehäuft wurden. Fast überall am Fuße des Harzes findet man im Untergrunde ausgedehnte Ablagerungen von Geschieben, die aus Harzgebirgsarten beste-

hen; an einzelnen Stellen, zumal am Nordrande, bedeutende Anhäufungen derselben. Im Westertale wie im Leinethale und den kleineren Seitenthälern, sieht man an vielen Stellen ähnliche Anhäufungen. Auch finden sich vor dem Austritte der Flüsse aus den Bergen und hin und wieder noch in beträchtlicher Entfernung von denselben, Ablagerungen von Flußgrund. In diesen Geröllanhäufungen kommen nicht selten auch fremdartige Geschiebe vor, deren Unterscheidung zuweilen Aufmerksamkeit erfordert.

Kommt man in die Region der norddeutschen großen Sandformation, so sieht man anfangs noch wohl hie und da einzelne Geschiebe von Gesteinen der südlichen Berge; so wie man aber weiter darin vordringt, so erscheint fast Alles, was von kleineren und größeren Geschieben und Blöcken wahrgenommen wird, fremdartig.

Unter den Gesteinen der norddeutschen Sandebenen fällt ein Hauptunterschied sogleich auf, der auch offenbar mit einer verschiedenen Abkunft im Zusammenhange steht; es finden sich nämlich:

1) Feuersteine in außerordentlicher Menge und fast überall verbreitet. Oft sind sie noch in ihrer ursprünglichen Knollenform; oft noch mit einer Kreiderinde überzogen. Nicht selten finden sich in ihnen Versteinerungen und zwar dieselben, welche man in der Kreideformation antrifft. Ihre Abstammung aus Kreidestöcken leidet daher wohl keinen Zweifel. Mit Recht könnte aber die Frage aufgeworfen werden: ob diese Feuersteine nicht von südlich verbreiteten Stöcken herrühren, da durch neuere Untersuchungen das Vorkommen der Kreideformation in Niedersachsen und Westphalen nachgewiesen ist. Eben diese Nachforschungen haben aber ergeben, daß die zum Kreidegebilde gehörenden Gebirgsarten jener Gegenden, nur an wenigen Orten Feuersteine ent-

halten; wogegen die Kreide, welche bey Lüneburg, auf Rügen, Wollin, in Dänemark, im südlichen Schweden vorkommt, Feuerstein auf ähnliche Weise führt, wie die Kreide von England. Wenn nun zu erweisen ist, daß die übrigen Geschiebe, welche mit dem Feuerstein in den Sandebenen vermengt sind, aus nördlicheren Gegenden abstammen, so scheint die schon von mehreren Geologen ausgesprochene Meinung viel für sich zu haben, daß jene Feuersteine von zerstörten Kreidestöcken herrühren, die vormals in der Nähe der jetzigen Ostsee vorhanden waren. — Es kommen

2) Geschiebe von mannigfaltigen gemengten und einfachen Gesteinen vor, aus primärem und älterem secundären Gebirge. Bey Weitem die Mehrzahl besteht aus krystallinisch-körnigen, krystallinisch-schiefrigen, porphyrtartigen Gebirgsarten und Conglomeraten. Selten kommen kalk- und mergelartige und einige andere Gesteine vor. Gewisse Arten sind sehr allgemein verbreitet, wogegen andere sich mehr auf einzelne Gegenden beschränken. Zu den sehr allgemein verbreiteten gehören mannigfaltige Abänderungen von Gneus, Granit, Syenit, Grünstein, Porphyr — zumal Hornstein-, Kiesel-schiefer-, Feldstein-, Grünsteinporphyr — Kieselconglomerat, Quarzfels und Quarzsandstein. Zu den auf gewisse Gegenden mehr beschränkten sind u. A. die Kalk- und Mergelgesteine, mit Orthoceratiten, Trilobiten und anderen Petrefacten zu zählen, welche in Mecklenburg und Pommern sich finden. Daß diese Geschiebe nordischen, und namentlich schwedischen Ursprungs sind, wird durch folgende Wahrnehmungen bewiesen.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stück.

Den 22. September 1827.

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige der Vorlesung des Hn. Hofr.
Hausmann in der Versammlung der Königl.
Societät der Wissenschaften am 25. August ic.

1) Die Gesteine woraus die erwähnten Geschiebe bestehen, stimmen so genau mit schwedischen Gebirgsarten überein, daß sich von Manchen sogar die Gegenden angeben lassen, wo die Massen anstehen, von denen sie vermuthlich abgerissen wurden. Dieselben Arten von Granit und Gneus, welche dort sich finden, kommen auch in unsern Haiden vor. Kieselconglomerat, Quarzfels und Quarzsandstein, die in großer Verbreitung und in hohen Bergmassen im Gränzgebirge von Schweden und Norwegen, auf den sogenannten Kålen anstehen, finden sich genau in denselben Abänderungen unter jenen Geschieben. Der Trapp der Westgothischen Berge, der dichte Grünstein welcher

X [6]

so oft Gänge im Schwedischen Gneus bildet, werden in unseren Sandebenen wahrgenommen. Die schönen Elfdalischen Porphyre werden eben so bestimmt erkannt, als der ausgezeichnete Syenit von Bjursås in Dalekarlien und der Orthoceratiten und Trilobiten führende Kalkstein der Inseln Gottland und Deland. In den Gesteinen der Geschiebe zeigen sich nicht selten einfache Fossilien, welche Skandinavischen Gebirgsarten und Lagermassen vorzugsweise eigen sind, z. B. Granat, Thallit, Scapolith, Malacolith, Magnet- und Titan-eisenstein. Auch verdient besondere Beachtung, daß die Gebirgsarten, welche in Schweden in größter Verbreitung vorkommen, auch gerade diejenigen sind, welche am häufigsten in den Sandhäuden zerstreut liegen. Granitartiger Gneus ist in den mehrsten Theilen von Schweden vorherrschende Gebirgsart und gerade aus diesem besteht in den mehrsten Gegenden der norddeutschen Ebenen, die größere Anzahl der Geschiebe.

2) Die fremden Geschiebe nehmen im Allgemeinen an Frequenz und Größe zu, so wie man von den norddeutschen Bergen nordwärts sich entfernt und in den Sandebenen fortschreitet; welches sich umgekehrt verhalten würde, wenn jene Geschiebe dieselbe Abkunft hätten, wie die Gerölle der Flüsse, die in jenen Bergen entspringen. Einzelne Ausnahmen von dieser Regel kommen vor, indem manche Striche der norddeutschen wie die der Dänischen Sandebenen, fast ganz leer von Geschieben sind und dagegen bedeutende Anhäufungen derselben an einzelnen Stellen des nördlichen Harzrandes, so wie an einigen Punkten der Weserthäler, angetroffen

werden, wo auch, wie bey dem Flecken Lage im Lippischen, hin und wieder einzelne Blöcke von bedeutender Größe sich finden. Aber im Ganzen wird man jene Behauptung bestätigt finden, wenn man die Lüneburgischen, Bremischen, Ostfriesischen Ebenen, oder die Mark Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, Holstein und weiter die übrigen Provinzen von Dänemark bereist.

3) Der Verbreitung der fremden Geschiebe sind gegen Süden im Allgemeinen bestimmte Gränzen gesetzt, durch den nördlichen Abfall von Gebirgen und Bergketten. Beschränken wir uns hier nur auf die näheren, in dieser Beziehung genauer untersuchten Gegenden, so finden wir am nördlichen Harzrande jene Gränze in einer von Blankenburg über Werningerode, Ilfenburg, Harzburg bis nach Goslar fortlaufenden Linie. Hier macht sie einen einspringenden Winkel und zieht sich dann weiter in einer Hauptrichtung gegen Nordwest, den nordöstlichen Abfällen der Flöhrücken folgend, welche, an der rechten Seite der Innerste, die ebeneren Gegenden des Braunschweigischen und Hildesheimischen begränzen. Von Hildesheim zieht sich die Linie in ziemlich gleichbleibender Richtung durch das Calenbergische. Bey Nenndorf wendet sie sich plötzlich gegen Westen, dem nördlichen Abhange des Bückeberges folgend und setzt dann über Minden, Lübbecke, Essen weiter fort, längs des nördlichen Fußes der Bergkette, die sich bis in die Gegend von Osnabrück zieht. Einen weit einspringenden Winkel macht die südliche Gränze der fremden Geschiebe, indem sie aus der Gegend südlich von Osnabrück, dem südwestlichen Fuße der Bergkette folgt, die

in einer Hauptrichtung von Nordwest gegen Südost, die Ebene von Münster und Paderborn nordöstlich begränzt. Bey Lippspring wendet sie sich auf eine kurze Strecke gegen Süden und nimmt bey Paderborn wieder die Hauptrichtung von Osten nach Westen an, dem nördlichen Saume der Gebirge des Herzogthums Westphalen, der Graffschaft Mark und des Herzogthums Berg gegen den Rhein folgend.

4) Wo die erwähnten Bergketten, welche die südliche Gränzlinie der fremden Geschiebe bilden, durch Einschnitte unterbrochen sind, wo Flüsse sich ihren Weg durch dieselben gebahnt haben und sogar über die Rücken der Berge, wo diese eine geringere Höhe haben, dringen die Geschiebe vor und verbreiten sich in mannigfaltigen Verzweigungen, oft weit über die bezeichnete Gränzlinie gegen Süden. Die bergigen Gegenden des Flußgebietes der Weser bieten die merkwürdigsten Beyspiele in großer Menge dar, von denen die sichersten Beweise zu entlehnen, daß die Verbreitung jener Geschiebe in der Hauptrichtung von Norden nach Süden Statt fand. In das Innerste-Thal und dessen Seitenthäler sind fremde Geschiebe eingedrungen. Im Leinethale verbreiten sie sich bis oberhalb Wispenstein; in einem Seitenthale sind sie durch die enge Schlucht bey Brunkenfen bis zum Reuberger vorgeedrungen. Im Weserthale lassen sie sich bis in die Gegend von Holzminnen verfolgen. Dicht neben der Porta Westphalica liegt eine große Ansammlung mannigfaltiger fremder Geschiebe oberhalb Hausberge, wo sie bis zu einer Höhe von etwa 150 Fuß über dem Spiegel der Weser, mit Wesergrand und sandigem Lehm vermengt, sich zeigen. In

dem Hauptthale finden sich in der angegebenen Erstreckung nicht selten einzelne Geschiebe und an mehreren Stellen, besonders in gegen Südost gerichteten Thalbuchten, z. B. oberhalb Fischbeck, bedeutende Anhäufungen und mitunter Blöcke von beträchtlicher Größe. Sie dringen in die mehrsten Seitenthäler ein, zumal in diejenigen, welche in nördlicher oder in einer davon nicht sehr abweichenden Hauptrichtung dem Hauptthale zulaufen. Sie erreichen hier nicht selten bedeutende Höhen und finden sich besonders in engen Gründen angehäuft. Vorzüglich hoch sind sie oberhalb Blotho, Wahrenholz, Minteln hinangetrieben. Im Thale der Emmer dringen sie bis Pyrmont; an der rechten Seite der Weser, bis gegen Coppenbrügge und in einem anderen Thale, bis zum Dorfe Haien vor. Ueber den Flöhrücken, der von Minden bis in die Gegend von Dsnabrück mit abnehmender Höhe sich erstreckt, sind die fremden Geschiebe an vielen Stellen gegen Süden fortgetrieben. Besonders merkwürdig ist ihre Verbreitung über den Sattel bey Lübbecke in das Thal der Werra und aus diesem in das der Bega. In jenem dringen sie bis oberhalb Detmold vor und verbreiten sich gegen den Fuß des Bergrückens, der die Werra-Niederung von der Senne scheidet. Im Thale der Bega lassen sie sich bis oberhalb Lemgo verfolgen, wo besonders viele Blöcke am Abhange der Lemgoer Mark zerstreut liegen. In ähnlichen, von Norden nach Süden sich erstreckenden Lagen finden sie sich in der Gegend zwischen Melle und Dsnabrück, worüber der Hr. Hofrath Hausmann lehrreiche Mittheilungen von dem Herrn Pastor Wagenstecher zu Punteburg erhal-

ten hat. — Noch weiter gegen Süden als im Flußgebiete der Weser, dringen die fremden Geschiebe in dem der Elbe vor, indem sie sich bis gegen Leipzig verbreitet zeigen. Auch in der Oberrheinischen Niederung scheinen sie sehr weit vorzugehen, worüber aber noch genaue Beobachtungen fehlen.

Wenn man die Verbreitung der fremden Geschiebe in den norddeutschen Ebenen verfolgt, so bemerkt man, daß sie nicht überall gleichmäßig vertheilt sind, sondern in einer Hauptrichtung von Norden nach Süden, zuweilen mit einer Abweichung gegen Osten, Bügel bilden, in denen sie besonders häufig sich finden. Oft lassen sich diese auf große Erstreckungen, bald mehr im Zusammenhange, bald mit Unterbrechungen verfolgen, wodurch man eben so, wie durch die Vergleichung der Gesteine, nach Schweden hinüber geführt wird. Daß die Hauptrichtung der Fortbewegung der Geschiebe nicht genau von Norden nach Süden, sondern mehr von Nordnordost nach Südsüdwest Statt fand, scheint dadurch bewiesen zu werden, daß Elfdalische Porphyre und andere Gesteine die in Dalekarlien und in dem benachbarten Gränzgebirge anstehen, in den Gegenden von Braunschweig, Hannover, im Weserthale u. s. w. vorkommen, so wie durch die Ablagerung von Gottländischen und Deländischen Gesteinen in Mecklenburg und Pommern.

6) Die Verbreitung nordischer Gesteine läßt sich nicht allein durch ganz Dänemark verfolgen, sondern sogar bis zu ihrem Ursprunge, bis tief in Schweden hinein. In den sandigen Ebenen Schonen's liegen Geschiebe zerstreut, die von nördlicher anstehenden Felsmassen abstammen. In Småland finden sich ungeheure Anhäufun-

gen loser, gerundeter Blöcke, die größten Theils eine nicht bedeutende Ortsveränderung erlitten zu haben scheinen, unter denen aber hin und wieder andere aus weiter Ferne, z. B. Elfdalische Porphyre, angetroffen werden. An den westgothischen Bergen liegen einzelne Granitgeschiebe auf dem dortigen Kalkstein und bedeutende Rücken von Gruß und Steinblöcken, unter denen auch viele aus Elfdalen abstammende Porphyrstücke sich finden, ziehen sich auf den Ebenen in der Nähe des Mälars- und Hjelmars-Sees, von Norden nach Süden, in bedeutenden Erstreckungen fort.

Es ist beachtungswerth, daß der Hauptrichtung dieser Fortführung von Gebirgstrümmern von Norden nach Süden, die Hauptrichtung der Wasserzüge, der Seen und der sie verbindenden Ströme in den südlichen Theilen von Skandinavien, so wie die Hauptausdehnung der großen Skandinavischen Meerbusen, des Bothnischen und des Meerbusens von Christiania entspricht; womit ferner auch das Hauptstreichen der Schichtung der primären Gebirgsmassen in Schweden übereinstimmt. —

Um die Lage der Ebene annähernd auszumitteln, in welcher die nordischen Gebirgstrümmern unseren Gegenden zugeführt wurden, war eine Vergleichung der höchsten Punkte an denen sie in Norddeutschland angetroffen werden, mit den Höhen der Gebirgsmassen, von denen jene muthmaßlich abstammen, erforderlich. Diese zeigt, daß die Fortführung zum Theil in einer bedeutenden Höhe über dem jetzigen Meeres-Niveau geschah. Es folgt daraus zugleich, daß die allgemeine Ablagerung des nordischen Grades und der nordischen Blöcke in den norddeutschen Sand,

ebenen, um mehrere hundert Fuß tiefer liegt, als die Ebene ihrer Fortführung. Auch wird es dadurch wahrscheinlich, daß die Kreidestöße in den Ostsee-Gegenden vor ihrer Zerstörung eine bedeutendere Höhe hatten, als die davon übrig gebliebenen Reste; welches vielleicht zum Theil auch von manchen primären Gebirgsmassen in Schweden gelten dürfte, deren jetzige Höhe, kaum der höchsten Lage nordischer Geschiebe in Norddeutschland gleich kommt. Endlich scheint daraus hervorzugehen, daß die aus den höheren Gegenden von Dalekarlien und den Räden, abstammenden Gebirgstrümmern, nicht unmittelbar nach Norddeutschland verpflanzt, sondern zunächst niedrigeren Gegenden in Schweden zugeführt und von diesen zugleich mit anderen Gebirgstrümmern weiter gefördert worden.

Die Art und Weise wie die nordischen Geschiebe in der großen Sandablagerung und in den derselben untergeordneten Thon- und Mergellagern vorkommen, beweist, daß ihre Translocation mit der Bildung dieser Erdenrinde im genauesten Zusammenhange steht, daß sie in Hinsicht der Zeit damit zusammenfällt. Wenn nun alle Verhältnisse, in denen das mit nordischen Geschieben erfüllte Sandgebilde in Norddeutschland und nach den von Hrn. Forchhammer angestellten Untersuchungen auch in Dänemark sich zeigt, dafür reden, daß dasselbe zur ältesten tertiären Formation gehört, die von französischen Geologen mit dem Namen der Formation des plastischen Thons belegt worden, so wird ein bestimmtes Anhalten gewonnen, für die Unterscheidung jener großen Gebirgstrümmern-Ablagerung von späteren und beschränkteren Geschiebverbreitungen. Die Fortführung der nor-

bischen Geschiebe scheint zum Theil noch in die Bildung der Grobkalk-Formation einzugreifen, wofür wenigstens das an einigen Punkten beobachtete Vorkommen nordischer Geschiebe in Massen, die zu jenem Gebilde gehören, redet.

Die Art und Weise, wie die nordischen Geschiebe in einige Thäler Norddeutschlands eindringen, zeigt auf das Bestimmteste, daß die Zeit ihrer Fortführung einer Periode angehört, in welcher unsere Flußthäler so wie manche Einschnitte in den norddeutschen Flößrücken, noch nicht ihre jetzige Tiefe erlangt hatten. Die Ablagerung der nordischen Geschiebe beobachtet in den Flußthälern ein gewisses Niveau über dem jetzigen, höchsten Wasserstande; an den tiefsten Stellen der Thäler und der tieferen Durchbrüche, pflegen sie nicht vorzukommen.

Einige Geologen haben die Meinung ausgesprochen, daß die Katastrophe, bey welcher die Verpflanzung zahlloser Gebirgsstrümmen aus dem Norden in südlichere Gegenden erfolgte, auch die Vernichtung der Elephanten und anderer großer Vierfüßer, von denen sich Reste in den äußersten Lagen der Erdenrinde finden, bewirkt habe. Ist es aber durch Cuvier's Untersuchungen für erwiesen anzusehen, daß diese Reste nur in tertiären Massen vorkommen, welche jünger als die Formation des Grobkalkes sind; und darf man annehmen, daß die Fortführung der nordischen Gebirgsstrümmen, mit der Bildung der ältesten tertiären Formation zusammenfällt; so wird jene Meinung widerlegt. Daß an einigen Stellen z. B. bey Liede, nordische Geschiebe mit den Ueberresten jener Thiere vermengt gefunden worden, läßt sich eben so leicht durch eine spätere Wirkung partieller Fluthen erklären, als die nicht

selten sich zeigende Vermengung von Flußgrund mit jenen nordischen Fremdlingen.

Das hier geschilderte geologische Phänomen erweckt Erstaunen, wenn man dabey nur die Ausdehnung desselben über Dänemark und die norddeutschen Ebenen vor Augen hat. Aber wie sehr wächst noch die Bewunderung seiner Größe und das Interesse welches seine Betrachtung gewährt, wenn weitere Forschungen ergeben, daß es sich wahrscheinlich über den größeren Theil der nördlichen Erde und überall uuter sehr ähnlichen Verhältnissen erstreckt. Von Deutschland läßt sich die Verbreitung aus dem Norden fortgeführter Gebirgstrümmer durch Pohlen, bis tief in Rußland hinein, bis gegen Twer verfolgen, wo etwa der 57ste Breitengrad ihre südliche Gränze zu seyn scheint. Westlich geht die Ablagerung nordischer Geschiebe durch die Niederlande, wo ihre südliche Gränze ungefähr mit dem 51sten Breitengrade eintrifft. Auch im östlichen England finden sich fremde Blöcke und darf man sie, wie es Buckland sehr wahrscheinlich gemacht hat, aus Norwegen ableiten, so ergiebt sich daraus die Richtung ihrer Fortführung von Nordost oder Nordnordost gegen Südwest oder Südsüdwest. In sehr großer Ausdehnung stellt sich dasselbe Phänomen in Nordamerika dar und nach den von Hayden darüber angestellten Untersuchungen, ist auch dort die Richtung, in welcher die Fortführung der Geschiebe erfolgte, von Nordost gegen Südwest.

Die Ablagerung großer Felsblöcke an den Vorgebirgen der Alpen, am Jura, auf den Hügeln von Oberitalien, scheint große Analogie mit der Fortführung der nordischen Gebirgstrümmer zu haben. Wenn aber dieß Phänomen als ein über

einen großen Theil des Nordens der Erde verbreitetes erscheint, so stellt sich dagegen jenes, als ein ungleich beschränkteres dar. Wenn die Alpenblöcke nach sehr verschiedenen Richtungen, auf geringe Entfernungen, aber in beträchtlichen Höhen fortgeführt und abgelagert erscheinen, so stellen sich dagegen die nordischen Geschiebe nur in einer Hauptrichtung, aber auf sehr große Entfernungen fortgetrieben und in weit geringeren Höhen abgesetzt dar. Bey der nordischen Katastrophe erlitten die verschiedenartigsten Felsmassen Zerstörung und Fortführung und im Fortschreiten vermehrte sich die Mannigfaltigkeit der Trümmer; wogegen jene Alpenblöcke nur aus älteren, krystallinischen Gebirgsarten bestehen. Was endlich die Zeit der Fortführung betrifft, so wurden die Alpenrümmer später als die aus dem Norden abstammenden, in ihre jetzige Lage versetzt; welches daraus abzunehmen, daß jene an vielen Stellen auf den jüngsten Gliedern der Nagelflu-Formation liegen und sich durchaus unabhängig von derselben zeigen.

Die hier mitgetheilten Resultate der Untersuchungen über die Abkunft der in den norddeutschen Sandebenen abgelagerten Gebirgsrümmer, ergeben sich unmittelbar aus den Beobachtungen über ihre Natur und die Art ihrer Verbreitung. Gewagt dürfte es erscheinen, schon jetzt die Ursache jenes großen geologischen Phänomens ergründen zu wollen. Obgleich Alles darauf hinzuweisen scheint, daß durch mächtige Strömungen jene Blöcke und Gerölle ihren jetzigen Lagerstätten zugeführt wurden, so möchten doch die bis jetzt gesammelten Erfahrungen nicht für ausreichend gehalten werden können, um mit einiger Sicherheit Aufschlüsse darüber zu geben, wo-

durch den Strömungen das Vermögen ertheilt worden, Massen von solchem Umfange, in so bedeutende Entfernungen fortzutreiben. Obgleich die von einigen Geologen aufgestellte Hypothese, daß die Fortführung der Blöcke durch Eisschollen bewirkt worden, sehr ansprechend ist, so sind doch auch mehrere dagegen vorgebrachte erhebliche Einwendungen nicht zu übersehen. Weit größere Schwierigkeiten dürften sich aber der Annahme von Wurf- oder Stoßkräften, die man zur Erklärung jenes Phänomens in Anspruch genommen, entgegen stellen. Weiteren Forschungen möge es vorbehalten bleiben, helleres Licht darüber zu verbreiten. Der Zweck der hier mitgetheilten Untersuchungen ist völlig erreicht, wenn sie dazu beitragen, den Weg zu einer künftig aufzustellenden genügenden Theorie zu bahnen.

Als Anhang zu diesen Untersuchungen verdient erwähnt zu werden, daß die zuvor angegebene südliche Gränze der Verbreitung nordischer Blöcke, zugleich die Gegenden näher bezeichnet, in denen eine gewisse Art von Denkmälern aus einer dunkeln Vorzeit, die unter den Benennungen der Hünengräber, Riesenbetten, Steinhäuser bekannt sind, vorkommt. Als der berühmte Reisende Clarke ein solches Denkmal in Holstein sah, erinnerte ihn das Colossale desselben an die Cyclophenwerke in Griechenland und Italien. Viele Blöcke unserer Haiden werden jetzt zersprengt und nützlich zum Wegebau verwandt. Der Geolog darf nicht zürnen, daß die Anzahl merkwürdiger Documente einer großen Erdkatasrophe dadurch immer mehr und mehr vermindert wird. Möchten nur die Alterthumsforscher nicht zu ähnlichen Klagen veranlaßt werden! Möchte wissenschaftlicher Sinn und Achtung des-

sen, was von unseren alten Vorfahren heilig gehalten wurde, die wenigen Reste schonen, die sich in unserem Vaterlande von jenen riesenhaften Werken seiner Urbewohner noch erhalten haben!

L e i p z i g.

Bey Fleischer: De dominii probatione ex principiis juris tam Romani quam Saxonici diss. Dr. Heimbach. 1827. X und 166 Seiten. 8.

Keine Ansicht ist wohl jemals so unbestritten von der Theorie und Praxis anerkannt worden, wie der Grundsatz, daß bey der Eigenthumsklage der Kläger sein Eigenthum darthun müsse, also der bloße Beweis des Titels bey derivativen Erwerbarten nicht hinreichend sey, bis Thibaut auszuführen suchte, es müsse das Eigenthum bey bewiesener rechtmäßiger Erwerbart präsumiert werden bis zum Beweise des Gegentheils. Da Unterholzner sich begnügte, nur einige, aber treffende Bemerkungen gegen die Ansicht Thibauts zu machen, so müssen wir jede neue Erörterung dieser so wichtigen Lehre willkommen heißen, vornämlich wenn sie, wie die vorliegende Schrift, durch Gründlichkeit und umsichtige Behandlung sich auszeichnet. Der Verfasser tritt durchaus der gewöhnlichen Ansicht bey, welche er sowohl nach gemeinem Rechte wie nach Sächsischem ausführlich zu rechtfertigen sucht. Um desto mehr aber wird Jeder wünschen, daß Thibaut sein noch aufgeschobenes letztes Wort in dieser Sache uns länger nicht vorenthalten möge. — Gegen die Meinung Thibauts, welche als vorzüglichsten Stütz-

punct die Ansicht zur Grundlage hat, daß die Schwierigkeit, das Eigenthum des Auctors darzuthun, die Präsuntion für dasselbe nothwendig mache, ist vornämlich ausgeführt, daß für das ältere Römische Recht bey der kurzen Usucapionszeit von einem und zwey Jahren diese Schwierigkeit gar nicht vorhanden war — daß gerade gegen die Schwierigkeiten, welche sonst obwalten würden, die Usucapion ursprünglich eingeführt worden — daß ferner für den, welcher auch durch diese sein Eigenthum nicht darthun kann, die Publiciana in rem actio da ist (die jedoch, wie Ref. bemerken muß, schwerlich eingeführt ist für die bonae fidei possessio, sondern für das sogenannte bonitarium dominium). Und sollte es auch für unbillig gehalten werden können, vom Kläger zu fordern, daß er das Eigenthum seines Auctors darthue, weit unbilliger noch würde es seyn, dem Gegner den negativen Beweis des Gegentheils aufzubürden. Sehr erklärlich sey aber das Schweigen der Römischen Juristen über die jetzige Schwierigkeit des Eigenthumsbeweises, weniger erklärlich dagegen würde ihr Schweigen über die von Thibaut angenommene Präsuntion seyn. Und jede juristische Präsuntion bedarf ihrer gesetzlichen Begründung. Hat aber Thibaut auch höchst scharfsinnig gezeigt, wie auch nach seiner Ansicht noch Unterschiede zwischen der rei vindicatio und Publiciana actio bleiben: daß diese im Römischen Rechte wirklich existieren, ist nicht dargethan. — Die l. 4 und l. 12 C. de probat. erklärt der Verfasser wie Unterholzner, und in Uebereinstimmung mit den Basiliken und deren Scholiasten, wiewohl Ref. noch immer die von

den Glossatoren schon von der l. 12 gegebene Erklärung für unverwerflich hält. Nämlich der Beklagte behauptet, vom Kläger die Sache durch Kauf erworben zu haben. Zur Begründung dieser Einrede soll er darthun, daß die Sache ihm wirklich vom Kläger tradiert sey (weiter nichts sagen nach dem in den spätern Quellen herrschenden Sprachgebrauche die Worte *in vacuam possessionem inductum*) und er bereits den Kaufpreis gezahlt habe: denn nur durch beides zusammen kann er das Eigenthum des Klägers auf sich übertragen haben. — Wegen der übrigen Deductionen aber, namentlich was die positive Begründung der gewöhnlichen Meinung, den Eigenthumsbeweis bey der *hypothecaria actio* und der *Servitutensklage* betrifft, ist Refer. gezwungen, auf die Schrift selbst zu verweisen. Nur Einzelnes kann noch besonders hervorgehoben werden. Treffend scheint die Bemerkung, daß die Nothwendigkeit der *litis denunciatio* nicht wohl erklärlich sey, wenn das Eigenthum des Auctors nicht brauche dargethan zu werden, sondern man ruhig abwarten dürfte, daß der Gegner selbst den Beweis des Gegentheils übernehme (p. 23): ebenso, was über die *exceptio rei venditae et traditae* (p. 21 — 23) gesagt ist. Ferner die Bemerkung über das *vindicationis legat* (p. 34 — 36), welches — wegen der früher einzig daraus entspringenden *vindicatio* — nichtig war, wenn die Sache nicht *ex jure Quiritium* Eigenthum des Testators, des Auctors des Legatars, gewesen, was nach jener Präsumtion schwerlich das Römische Recht hätte annehmen können. Beachtung verdient ferner die (p. 121) aus l. 18

de pignor. abgeleitete Folgerung, daß nach Civilrecht selbst bey der hypothecaria actio der Kläger das volle Eigenthum des Verpfänders darthun müsse. Von den übrigen zum Beweise benutzten Stellen möchte Ref. besonders l. un. C. Th. de rei vind. l. 35 §. 4 D. de contr. emt. l. 24. C. de fideicomm. auszeichnen. — Doch das Angeführte wird mehr als hinreichend seyn, um zu einer besondern Berücksichtigung der angezeigten Schrift aufzufordern. Zu viel Ehre hat aber unser Verfasser wohl einer andern Abhandlung im Archiv für civ. Pr. Bd. IX. S. 316 erwiesen, in welcher die Meinung vorgetragen, als sey im Justinianischen Rechte die rei vindicatio und Publiciana in rem actio confundiert, und eine einzige in rem actio daraus geworden, so daß die Eigenthumsklage durch den Beweis jeder bona fide geschehenen Tradition begründet, und dadurch volles Eigenthum erworben wäre: eine Ansicht, die unheilbringender für den Rechtszustand kaum gedacht werden könnte, durch welche ferner die Erfindung des Justinianischen Rechtes ganz von ihrer Stelle verrückt wird, und welche nur dadurch entstanden ist, daß der Verfasser jenes Aufsatzes glaubt, durch die l. un. C. de nudo jure Quiritium tollendo sey nicht bloß das sogenannte dominium bonitarium, sondern auch die bonae fidei possessio dem civilen Eigenthum gleichgestellt worden. Mit der Widerlegung dieser Ansicht beschäftigen sich volle 12 Sen der angezeigten Schrift (S. 50 — 74).

W. Franke.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

153. Stück.

Den 24. September 1827.

L o n d o n.

Bey Rowlett und Brimmer gedruckt *): Hieroglyphics collected by the Egyptian Society, arranged by Thomas Young, M. D. F. R. S. 1823. Zwey Hefte, bestehend aus 37 lithographierten Tafeln und 6 Blättern (Plan of the Work. Advertisement to the first; Advert. to the second fasciculus. Contents. Index to the translations) in Folio.

Dieses seltene und wichtige Werk, dessen Besiz wir dem Beschlusse der Aegyptischen Gesellschaft verdanken, vier Exemplare in den Bibliotheken des Britischen Museums, zu Paris, im Vatican und hier zu deponieren, enthält folgende Stücke.

*) Wir halten es für das Zweckmäßigste die Anzeigen der Schriften über die Hieroglyphen, die bisher in London, Paris u. Turin erschienen sind, mit Beziehung auf das, was bereits über Champollions Lettre à M. Dacier, u. seinen Précis in diesen Blättern (G. g. X. 1824. S. 353 u. 1257) und Salt's Essay (G. g. X. 1825. S. 1501) von demselben Recensenten gesagt ist, in ununterbrochener Folge zu geben.

D. Redact.

Y [6]

Erstens auf sechs Tafeln ein Manuscript im Besitz des Grafen Mountnorris, von der Art, wie sie gewöhnlich bey Mumien gefunden werden, und nach allgemeiner Annahme eine Todtenliturgie enthalten. Der Herausg. nennt es hieratisch, unter welchem Ausdrucke Andere etwas anderes verstehen; es sind nichts als geschriebene Hieroglyphen, was freylich genau genommen einen Widerspruch enthält. Eine Tafel davon gibt die immer wiederkehrende Vorstellung des thronenden Osiris, des schreibenden Thoyt, der Psychostasie oder Seelenwägung &c. Dann, auf zwey Tafeln, Stücke eines Frieses aus schwarzem Basalt im Britischen Museum. Die eleganten Basrelieffiguren stellen Adorationen und Darbringungen an eine Schlange, eine rindsköpfige und eine menschlich gebildete Figur vor; über der adorierenden Figur stehen zwey mehrmals wiederholte Königsnamen und Beynamen; der Name ist bey jedem noch einmal in verkleinertem Maasstab zwischen parallelen Linien oder Stäben daneben gesetzt. Ganz ähnliche Bildwerke und dieselbe Anordnung der Hieroglyphen zeigt ein 1709 auf dem Aventin zu Rom gefundenes Stück eines Frieses von Basalt, welches aus Ficoroni hier zur Vergleichung zugegeben ist, auf Tf. 9. Tf. 10 gibt eine Zeichnung des sog. jungen Memnonkopfs im Britischen Museum, von der Vorder- und Rückseite, und der Hieroglyphen auf dieser. An diese schließen sich die fünf folgenden Tafeln, welche theils denselben Namen, den man auf jenem Bilde erkennen kann, theils den Namen der gewöhnlich Memnon genannten östlichen Colossalstatue von Luxor, theils andere ähnliche geben. Auf dem sog. jungen Memnon liest man mit dem Young-Champollionschen Alphabet Amn-me als Anfang eines abgebrochenen Namens; Amn-me-Rams steht auf der östlichen Statue von Luxor, wie auf

zahlreichen Monumenten, vollständig; die westliche Colossalstatue, welche die Griechen Memnon, die Aegypter Phamenoph nannten, trägt noch jetzt den Namen Amnoph. Der Herausg. stellt übrigens bloß die Inschriften und Bildwerke, welche diese und ähnliche Namen tragen, zusammen: wer Erklärungen sucht, wird auf das Supplement zur Encyclopaedia Britannica verwiesen. Hier auf folgen auf 15 Tafeln die Inschriften des Rosette=Steins, so angeordnet, daß die einander entsprechenden Stellen des Griechischen, demotischen und hieroglyphischen Textes unter einander gestellt, und eine wörtlich Lateinische Uebersetzung des Aegyptischen versucht ist. Die Uebereinstimmung des Ausdrucks kann natürlich hierbey nicht vollständig seyn, und man kann sich genügen lassen, wenn es im Griechischen heißt: *στῆσαι δὲ τοῦ αἰωνοβίου βασιλέως Πτολεμαίου Θεοῦ ἐπιφανοῦς εὐχαρίστου εἰκόνα ἐν ἐκάστῳ ἱερῷ ἐν τῷ ἐπιφα[ρεστάτῳ τόπῳ] ἢ προσονομασθήσεται Πτολεμαίου τοῦ ἐπαύραυτος τῆ Αἰγύπτῳ*, in der demotischen Schrift aber: *statuere imaginem regis Ptolemaei, sempiterni dei illustris munifici, sacram dicendam Ptolemaeo salutem curanti regionum; dedicandam Ptolemaeo propugnanti Aegypto, und in der hieroglyphischen: statuere imaginem regis Ptolemaei sempiterni delecti Vulcano illustris munifici, appellandam propriam Ptolemaeo protectori numini patriae, dedicandam Ptolemaeo propugnatori.* Freylich wird aber auch durch diese Abweichungen des Textes die Uebersetzung weniger zuverlässig, und es muß immer viel dabey gerathen werden; doch geben die wiederkehrenden Redensarten und Worte sichere Haltungspuncte. Uebrigens ist auch nach dieser mühevollen Arbeit noch unmöglich die demotische oder gar hieroglyphische Schrift im eigentlichen

Sinne zu lesen, wenn man nicht Schlüsse aus dem Koptischen zu Hülfe nimmt, denn so leicht man sich aus den Eigennamen ein scheinbar bey- nahe vollständiges Alphabet entwerfen kann: so wenig andere Worte lassen sich doch mit diesen aus den Eigennamen genommenen Buchstaben lesen, und so zahlreich sind die in keinem Eigennamen vorkommenden Zeichen. Bemerkenswerth ist es, daß es auch in den Hieroglyphen eine Interpunction gibt, die in drey übereinanderstehenden senkrechten Strichen besteht, der ältesten Griechischen nicht unähnlich. Als Copula betrachtet Hr. Young die Hieroglyphe, die unter den phonetischen dem Koptischen Hori entspricht, mit der Figur eines Mundes in der Mitte; er übersetzt sie et, etiam, cum. Hierauf folgt auf Tf. 31. 32. das Pariser Manuscript von Casati, und Tf. 33 das Griechische Antigraphum bey Mr. Grey; (die Urkunde über den Verkauf der Einnahme von den Mumien an den Cholchyten Dros, s. diese Anz. 1825 S. 1099); die Uebersetzung, welche dem erstern beygegeben ist, bleibt, ungeachtet man Inhalt und Zusammenhang im Ganzen recht gut kennt, im Einzelnen immer noch sehr conjectural; von den 16 Zeugennamen liest man die Griechischen Antimakis, Antignis, Aploniis, durch das aus den Eigennamen des Steins von Rosette gebildete Alphabet mit Leichtigkeit; in den übrigen aber wollen wir den glücklich preisen, der, ungeachtet die Griechische Uebersetzung dabey ist, uns die Geltung jedes Zeichens genau und sicher nachweisen kann; so viel scheint dem Ref. klar, daß manche demotische Buchstaben Sylbenzeichen sind. — Taf. 34 gibt das andere demotische Manuscript bey Grey, welches zwey Urkunden, erstens den Kaufcontract des Cholchyten Theepphis mit Aleis, Lobais und fünf andern, welcher in der Turiner Proceß-Acte S. 5 Z. 4 citirt wird (s.

diese Anz. S. 1090. 1099), und dann den ganz ähnlichen Contract des Nso, auch eines Cholchyten, mit denselben Personen, der ebenda S. 10 vorkommt, enthält. Auf Taf. 35 steht ein drittes eben so eingerichtetes Manuscript, und eine hieroglyphische und Griechische Inschrift, welche Grey von einem Mumienkasten copiert hat, von dessen Herkunft wir bey S. Quintinos Abhandlung über die Mumie des Petemenophis sprechen werden. Die Griechische Inschrift lautet: ταφή Τφούτος Ἡρακλείου Σωτήρος μητρὸς Σαρανοῦτος· ἐγενήθη τῷ ε' Λ. Ἀδριανοῦ τοῦ κυρίου Ἀθὲρ β' (soll wohl ιβ' heißen) καὶ ἐτελεύτησεν τῷ ια' Λ. μηνὶ τῷ β' κ' ἐτῶν ε' μηνῶν δύο ἡμερῶν ἢ καὶ ἐτάφη τῷ ιβ' μηνὶ Ἀθὲρ ιβ'. Auf Taf. 36 steht das Saltische Manuscript (a. D. S. 1100), welches auch zu den Acten der Cholchyten gehört. Die letzte Tafel gewährt zwey Fragmente, die Champollion d. j. dem Herausg. mitgetheilt hat, nämlich die hieroglyphischen Monatsnamen von einem Pfeiler, der früher dem Grafen Choiseul Gouffier angehörte, und die Zahlwörter von einem hieratischen Manuscript.

So weit hatte Ref. geschrieben, da ihm zwanzig neue Steindrucktafeln zukommen, welche das dritte Heft desselben Werkes bilden sollen, aber bis jetzt ganz ohne Text sind, in einem Umschlage mit der Aufschrift: For the Royal Academical Library at Göttingen from the Royal Society of Literature by the hand of Dr. Young. Wir beeilen uns, von den höchst wichtigen Inschriften, welche dieß Heft enthält, unsern Landsleuten Nachricht mitzutheilen. Einen großen Theil derselben hat Hr. Wilkinson copiert, wie die Unterschriften der Zeichnungen beweisen. Dazu gehören zwey von den Trümmern eines in sehr grandiosen Styl gebauten Sanctuariums bey Karnak im alten Theben (Taf. 44 gibt eine Ab-

bildung davon) copierte große hieroglyphische Inschriften, die auf Taf. 41. 42. 43 dargestellt sind. In der ersten bemerkt man zwey Cartouches mit Königsnamen, welche man nach der Tafel von Abydos und andern Monumenten als die Beynamen des ersten und zweyten Luthmosis aus der achtzehnten Dynastie erkennt; auf der zweyten findet man den auf der genannten Tafel so oft wiederholten Beynamen des großen Ramses (Sesostris), dann aber auch den Beynamen, der auf einem Turiner Coloss (Champollion an den Herzog von Blacas II. S. 120) mit dem Namen Amn - Me - Scheschonk, Sefonchis, aus der zwey und zwanzigsten Dynastie, verbunden ist; ja auch dieser Name selbst findet sich, mit einigen geringfügigen Varianten, in der Inschrift, aber seltsamer Weise mit dem eben erwähnten Beynamen des Ramses gruppiert. Läßt sich Sefonchis hier die Ehre und Würde des großen Sesostris ertheilen? Derselbe Hr. Wilkinson hat (Tf. 45) zu Achmim (Chemmis) eine Griechische Inschrift copiert, nach der ein Tiberius Tib. Cl. Neronis f. Quirina Apollinaris, ein gewesener Tribun (των χειλιαρχηκότων) unter Trajan einer Göttin, deren Name Τριωις ist oder damit schließt, und dem Pan, dem Hauptgotte von Chemmis, den größten Göttern, ein Denkmal weiht, was im zwölften Jahre Trajans am 15ten Pachon fertig wurde. (schr. συνετελέσθη δὲ für συνετελεσον δε). Zu Kous ließ er: βασιλίσα Κλεοπάτρα καὶ βασιλεὺς Πτολεμαῖος Θεοὶ μεγάλοι φιλομήτορες (σωτήρ)ες καὶ τὰ τέκνα Ἀρσῆρει Θεῶ μεγίστω καὶ τοῖς συννάοις Θεοῖς; und über den darbringenden Figuren steht in Hieroglyphen: Ptolemäos der ewige, der von Phtas geliebte, mit einem langen Beynamen und Kleoptra als Name und Beyname zugleich. Taf. 47 gibt zwey Copieen, die eine von Bankes, die andere von Wilkinson,

der berühmten Tafel von Abydos, die nun schon zu den Hauptquellen der Aegyptischen Geschichte gehört; nach diesen kann die Calliaudsche bedeutend berichtigt werden. Taf. 46. Ein Papyrus mit Griechischer Schrift, den Sir Archibald Edmonstone von Aegypten gebracht. Man erfährt, daß Coss. Constantio Aug. VII. Constantio Caesare III. am 17. Tybi in Elephantine eine Frau Aurelia mit Bewilligung ihres Mannes Aur. Dorotheus Serenus einen Sklaven und zwey Slavinnen, (die alle bloß Mütter haben,) für den ihr an ihnen zustehenden Theil frey läßt (*ἐλευθέρους τοῦ ἐπιβάλλοντός μοι μέρους ἐπὶ γῆν καὶ οὐρανόν*). Das Griechische, das man damals zu Elephantine sprach, muß gräulich gewesen seyn, die Inschrift wimmelt von Barbarismen, wie *τὴν ἐλευθεροῦντα, προδεδήλουται* u. dgl. Hierauf folgen von Taf. 48 — 51 fünf Steintafeln (Tablets), die Salt aus Aegypten geschickt hat; alle haben oben bildliche Darstellungen von Adorationen oder Oblationen; darunter steht auf der letzten Tafel demotische, auf den übrigen hieroglyphische Schrift, welche auf Tf. 48 u. 49 sehr viele Zahlzeichen enthält. Der Papyrus N^o. 52, welchen Salt in den Catacomben von Theben gefunden, enthält die sehr genaue Angabe eines Horoscops, eines *thema genethliacum*. In einer Einleitung spricht der Berechner davon, daß er alte Chaldäische Bücher, auch den Petosiris und König Nechus, befragt und nach der gegebenen Zeit, im vierten Jahr des Antoninus (Pius gewiß), am 8ten des Monat Adrianos, oder am 18ten Tybi, in der ersten Stunde des Tages, die Berechnung gemacht habe; er gibt darauf sein Verfahren an, wovon aber sich nur Wenig erhalten hat. Dagegen ist die Angabe des Horoscops ganz vollständig auf uns gekommen. Ref. liest: *Ἀγαθὴ τύχη· Γένεσις Ἀνουβιῶνος.....*

Λ δ' (das Zeichen ist hier unklar, aber oben deut-
 lich ein Δ) Ἀντωνίου Καίσαρος τοῦ Κυρίου,
 μηνὸς Ἀδριανοῦ ἢ κατὰ δὲ τοὺς ἀρχαίους Τιβλί
 κῆ ὥρας ἅ τῆς ἡμέρας ἀρχομένης. Ἡλίου ἐν
 τοξότῃ μοιρῶν (Grad) γ' λεπτόν (Minute) κγ'
 οἴκω Διδος ὀρίοις Ἀφροδείτης. Σελήνη ἐν
 ὑδρόχῳ μοιρῶν γ' λεπτόν ε' ἀνατολικὸς οἴκω
 Κρόνου ὀρίοις Ἑρμοῦ. Κρόνος ἐν ὑδρόχῳ
 μοιρῶν ιε' (?) λεπτόν η' ἐν τῷ ε' στηριγμῷ
 ἰδίῳ οἴκω ὀρίοις Ἑρμοῦ. Ζεὺς ἐν κρειῷ μοι-
 ρῶν . . λεπτόν μδ' ἐν τῷ ε' στηριγμῷ οἴκω
 Ἄρεως ὑψώματι Ἡλίου ταπινώματι Κρόνου
 ὀρίοις Ἀφροδείτης. Ἄρης ἰσχυρὰ αἰγοκέρῳ
 μοιρῶν λ' λεπτόν οὐδὲν ἐν τῷ στηριγμῷ οἴκω
 Κρόνου ἰδίῳ ὑψώματι ταπινώματι Διδος ὀρίοις
 ἰδίους. Ἀφροδείτη ἐν τοξότῃ μοιρῶν θ'
 λεπτόν νδ' ἕως ἀνατολᾶς οἴκω Διδος ὀρίοις
 Διός. Ἑρμῆς ἐν τοξότῃ μοιρῶν ιε' (?) λεπ-
 τόν ε' ἐν ἑσπέρα οἴκω Διδος ὀρίοις Ἀφροδείτης.
 Ὀροσκόπος ἐν τοξότῃ μοιρῶν ιε' (?) οἴκω
 Διδος ὀρίοις Ἀφροδείτης. Γαμοστόλος ἐν
 διδύμοις μοιρῶν ιε' (?) οἴκω Ἑρμοῦ ὀρίοις
 Ἑρμοῦ. Μεσουράνημα ἐν παρθένῳ μοιρῶν
 ἢ οἴκω Ἑρμοῦ ὑψώματι Ἑρμοῦ ταπινώματι
 Ἀφροδ. ὀρίοις Ἀφροδ. Ἐπὶ γῆν ἐν ἰχθύσι
 μοιρῶν. οἴκω Διδος ὑψώματι Ἀφροδ. ταπι-
 νώματι Ἑρμοῦ ὀρίοις Ἀφροδ. Ὁ ἁ κληρὸς
 τῆς τύχης ἐν αἰγόκερῳ μοιρῶν ιδ' οἴκω Κρό-
 νου ὑψώμ. Ἄρεως ταπινώματι Διδος ὀρίοις
 Ἀφροδ. Ὁ ε' κληρὸς τῆς τύχης ἐν καρκίνῳ
 μοιρῶν ια' οἴκω σελήνης ὑψώμ. Διδος ταπι-
 νώματι Ἄρεως ὀρίοις Ἀφροδ. Ὁ οἰκοδε-
 σπότης τῆς γενέσεως αὐτοῦ ὁ τῆς Ἀφρο-
 δείτης ἀστήρ.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

154. 155. Stück.

Den 27. September 1827.

L o n d o n.

Fortsetzung der Anzeige: Hieroglyphics collected by the Egyptian Society, arranged by Thomas Young, M. D. F. R. S. &c.

Ref. hat dieß sehr genaue Horoscop vollständig hieher gesetzt, da es ohne Zweifel dienen kann, über die astrologia judiciaria der Alten ein neues Licht zu verbreiten, nur ist es schwer das Datum zu bestimmen, da der 18te Tybi auf den 13. Januar, der hier Adrian zu heißen scheint, nicht aber auf den 8ten, wie es hier heißt, so viel aus andern Daten zu schließen ist, fallen mußte. Auch Taf. 53 — 55 enthalten interessante aber noch sehr räthselhafte Griechische Cursivschriften, die sich auf Bruchstücken irdner Waare auf der Insel Elephantine gefunden haben. Sie tragen Daten aus Hadrians und Antoninus Regierung, und beziehen sich größtentheils auf eine Römische Dame, die *αρχία Αἰλη Σοήνη*. In dem ersten Fragment schreibt ein Antonios Malchaios, welcher dem Schmuck (*ὀμορφολάκια*) der Scene vorsteht, an einen Goldschmied, wie es

scheint, dem er bezeugt, von ihm das Ohrgehörk, ἐνόμιον ἀπ' ὠτίων erhalten zu haben (ἀπέχω παρὰ σοῦ); er habe es gemacht (wenn Ref. recht versteht) vom 30. Chäak bis zum 30. Pharmuthi des 18. Jahrs des Trajan. 'Den 30. Pharmuthi. Antonios Malchaios. Empfangen. (Ἀπέχω)' ist die Unterschrift des irdenen Empfangscheins. Die übrigen Inschriften scheinen meist Rechnungen von besoldeten Arbeitern der Soene über das, was sie verdient haben. Taf. 56. 57. Basreliefs von der östlichen Mauer des Ammontempels auf Elephantine, welche den König Amenoph (denselben, den der sog. Memnon-Coloss darstellt), mit seiner Frau Taia (die Legende ist vollständiger als sie Champollion in dem Briefe an Gr. Blacas gibt), erstens das Ammon-Schiff verehrend, und dann von dem widerköpfigen Gotte umarmt, vorstellen. Taf. 58 enthält die Scala und die Inschriften des Nilmessers von Elephantine. Die Bezeichnung geht von 21 bis 27 πήχεις; bis 26 gehen Inschriften, welche den Stand genau angeben, den der Nil unter verschiedenen Kaisern erreicht hat, z. B. Λ γ' Λουκίου Σεπτιμίου Σεουήρου Εὐσεβοῦς Περτίνακος Σεβαστοῦ τοῦ κυρίου, ἐπὶ Οὐλλπίου Πριμιανοῦ τοῦ λαμπροτάτου ἡγεμόνος [πήχεις κδ'] παλαιστοι (sic) δ' δάκτυλοι . . . Merkwürdig ist, daß der πήχυς nicht in 24, sondern 14 Grade, getheilt ist. Taf. 59 u. 60 geben noch einige Bruchstücke von Sculpturen und Hieroglyphen-Schrift von Elephantine; ein Stein der letzten Art enthält eine sehr regelmäßig abgefaßte Rechnung, in der die Ziffern und die Namen der gezählten Dinge in verschiedenen Columnen unter einander stehen. Wir sehen der Fortsetzung dieses wichtigen Werks mit Begierde entgegen; es bildet die Hauptgrundlage der neuen Aegyptischen Studien; während man von andern Seiten nur zu viel Räsonne-

ment erhält, wird hier ein solides Material auf eine zuverlässige Weise und dadurch Stoff zu zahlreichen Untersuchungen mitgetheilt.

P a r i s.

Bey Firmin Didot: Lettres à M. le Duc de Blacas d'Aulps, relatives au Musée Royal Egyptien de Turin; par M. Champollion le Jeune. Première lettre. Monuments historiques. 1824. 109 S. in 8. mit drey Tafeln Steindruck. Seconde lettre. Suite des Monuments historiques. 1826. 165 S. in 8. mit 14 Tafeln Steindruck.

Diese beiden Briefe, denen noch ein dritter folgen soll, enthalten hauptsächlich eine Anwendung der Entdeckung der phonetischen Hieroglyphen auf die Monumente des Turiner Museums; sie weisen diesen ihre Zeit an, und bereichern zugleich die alte Geschichte Aegyptens um manchen Namen. Hr. Champollion d. j. betrachtet natürlich die colossalen Werke der Aegyptischen Kunst in Turin mit einem gewissen Enthusiasmus; es ist eine Art von patriotischem Gefühl, was in ihm bey dem Anblick dieser alten Könige, deren Namen ihm keine Hieroglyphen mehr sind, rege wird; er vertheidigt Aegyptens Kunstwerke mit Lebhaftigkeit gegen den Vorwurf der Eintönigkeit und Ausdrucklosigkeit, und auf jeden Fall ist die Vorstellung von der Monotonie der Aegyptischen Kunst auf der andern Seite sehr übertrieben worden. Doch möchten wir, daß Hr. Champollion die Vergleichung der auf den einzelnen Statuen befindlichen Namen mit der Tafel von Abydos, welche bekanntlich die Beynamen der Vorfahren des Sesostris in chronologischer Folge enthält, und mit den Dynastien des Manethon in kürzeren Uebersichten und auf eine weniger er-

müdende Weise darlegte; nicht jeder begleitet mit dem Interesse des Erfinders eine sehr einfache und sich natürlich immer von neuem wiederholende Operation. Der erste Brief weist auf Colossen, Stelen und andern Monumenten des Turiner Museums die Fürsten aus der berühmten achtzehnten und aus dem Beginn der neunzehnten Dynastie nach: ihre Namen lauten nach der wahrscheinlichen Entzifferung der phonetischen Hieroglyphen: Amnostes, dessen Frau Nane Atari, Thoytmos, Amnmai, dessen Schwester Amnse, ein anderer Thoytmos, Amnof, ein dritter Thoytmos, ein anderer Amnof (der Memnon des Thebaischen Colosses), dessen Frau Taia, Horus, (ein Sperber bezeichnet ihn) dessen Tochter Tmauchnot; Rameses, Dusfrei, Manduei (Namen, die durch die Figuren der Götter Osiris und Mandu, der in einer Griechischen Inschrift Mandulis heißt, und eine zugefügte Endung bezeichnet sind), ein zweyter Rameses, ein dritter des Namens, ein vierter, in dessen Beynamen Mei-Amn vorkommt, Rameses, der fünfte, und endlich das Haupt der neuen Dynastie Rameses der sechste (Sesostris) mit seiner Frau Nane-Ari. Man kann freylich in Betreff der Lesung dieser Hieroglyphen manche Fragen an den Entzifferer thun; indessen unterliegt die Richtigkeit des Ganzen keinem Zweifel, und hat sich durch die evidentesten Proben bewährt, so daß man diese Erweiterung der Geschichte Aegyptens auf keinen Fall abweisen kann. Nur ist leider die Uebereinstimmung mit Manethon keineswegs immer so groß, als man nach den ersten Nachrichten von der Concordanz der Tafel von Abydos mit Manethon glauben durfte. Daß man indeß nicht ganz andere Dynastien vor sich hat, geht schon klar daraus hervor, daß der Amensphis, welchen die Griechen Memnon nennen, auf der Tafel gerade wie bey Manethon nach einem

Thutmosis und vor einem Horus erscheint: welches der Hauptpunct ist, an dem man festhalten muß. Höher hinauf aber stehen bey Manetho Miphra-Thutmosis, Miphra (der Moeris Herodots; es kommt bloß darauf an, ob dem Namen des Sonnengottes Ne der Artikel zugefügt, oder weggelassen wird), Amenophis, Chebron, Thutmosis, wofür die Monumente fünf ganz andere Namen haben: Amenoph, Thutmosis, Ammai, Thutmosis, Amenophsep. Herr Champollion vermuthet, daß der Name Thutmosis, der in den Monumenten so oft wiederkehrt, in den Quellen des Manethon durch Zunamen, welche die Person bestimmter bezeichneten, verdrängt worden sey; indessen fehlt es auch außerdem hier ganz an Indicationen, daß dieselben Könige gemeint sind. Eben so muß der Vf. von Horus abwärts eine Menge doppelnamiger Regenten annehmen; die beiden Könige Dufirei und Manduei, die in der Tafel von Abydos durch einen Beynamen bezeichnet sind, scheinen ihm die beiden Akencheres des Manethon. Auch führt die Tafel nur bis Ramses II. herab, und geht dann unmittelbar zum großen Ramses über; der Vf. nimmt eine Lücke von drey Namen an, die aber durchaus nicht befriedigend erklärt werden kann, und sucht sie durch Namen von den Monumenten, die denen bey Manetho ungefähr entsprechen, auszufüllen. Er nimmt dabey an, daß Armais und Ramses völlig ein Name sey, was Ref. nicht glaublich findet, da Armais auch auf Griechischen Papyren aus Aegypten als Name vorkommt. Vielleicht ist auch der Name unter № 17 b. Pl. III nicht Ramses, sondern Armses zu lesen, so daß das Bild des Ammon am Anfange ein phonetisches A wäre. So bildet sich nun Hr. Champollion die Folge: Horus; Ramses 1 (Athoris bey Manethon) Dufirei, Manduei (Akencheres 1 u. 2) Ramses 2

(Armais) Ramses 3 (Ramesse) Ramses 4 Mei Amun (so auch bey Manethon) und Ramses 5 (Amenophis) *). Champollion Figeac in einer diesem Briefe zugefügten Notice chronologique rechnet aus den Daten Manethons und einem Zeugnisse Theons, wonach der sothische Cyklus unter einem König Menophres (Amenophis) neu begann, heraus, daß Sesostris 1473 v. Chr. Geb. zur Regierung kam. — Der zweyte Brief wendet sich nun zuerst zu den Zeiten vor Amn-ostep, in welchen die Hyksos herrschten. Der Vf. behauptet wohl mit Recht, daß deren Herrschaft den Schluß der ersten Periode der Aegyptischen Civilisation bilde, indem sie mit beynah völliger Zerstörung der ältern Werke für Gottesdienst und öffentliches Leben verbunden gewesen sey; die Bruchstücke früherer Gebäude, die sich schon in sehr alten Monumenten Thebens finden, können durchaus nur durch eine vorhergehende Zerstörung, nicht durch die Länge der Zeit, in den Zustand gekommen seyn, daß man sie als Material neuer

*) Was Ramses des Sechsten oder des Großen Namen betrifft, so ist die Copie der Tafel von Abydos, deren sich Hr. Champollion bedient, die Galliaudsche, darin merkwürdig ungenau; sie wiederholt nämlich immer denselben Namen und Vornamen in gleicher Form: während die Copieen von Bankes und Wilkinson — unter einander übereinstimmend — den Beynamen zwar immer auf dieselbe Weise, aber den Namen in drey verschiedenen mit einander wechselnden Formen geben, die freylich alle Amn mai Ramses zu lesen sind; nur ist Ammon in der einen mit phonetischen Hieroglyphen, in den andern figurativ geschrieben, und steht hier entweder allein auf der obersten Linie oder mit dem Gotte Ne, dem Anfange des Namens Rams. s, auf einer Linie. Woraus die merkwürdige Thatsache, daß die Formen der Beynamen stehender, mehr sanctioniert, und daher auch der Mißdeutung minder unterworfenen Bezeichnungen der Personen waren, als selbst die eigentlichen Namen, eine neue Bestätigung erhält. —

Gebäude benutzen konnte. Daher werden nun auch die Monumente in wenigen Fällen über die achtzehnte Dynastie, die Befreyerin Aegyptens von dem fremden Joche, hinausführen; welches aber gerade ein Sporn seyn muß, die dem Anschein nach ältesten Trümmer recht sorgfältig nach Pharaonen-Namen zu durchforschen. Zu diesen gehört offenbar ein Bauwerk im Hofe des Sanctuariums im Pallast zu Carnak, von welchem Huyot, der es gleich für einen Rest eines ältern Gebäudes ansah, einen Namen und Beynamen copiert hat. Beyde kommen aber eben so auch auf einem Coloss des Turiner Museum vor, von dem S. Quintino kürzlich eine Abbildung herausgegeben hat, die gerade auch vor uns liegt. Der Name lautet Ptah-men Manduei, der von Phthas eingefetzte Mandouei. Daß dieß aber nicht der Manduei der achtzehnten Dynastie ist, beweist die gänzliche Verschiedenheit des Beinamens; Hr. Champollion hält ihn daher für den uralten Symandyas Diodors, der neunzehn Generationen vor Möris gelebt haben soll, wonach ihn Champollion Figeac auf 2272 v. Chr. setzt. Ob von diesem uralten Könige auch das Grabmal herrühren könne, das Hecatæos von Abdera noch vollständig sah (s. diese Anz. 1824 S. 1670), ist eine Frage, die wir hier nicht erörtern finden. Merkwürdig aber ist es, daß in dem siebenmal am Turiner Coloss vorkommenden Namen Manduei immer das Zeichen des Gottes Mandu absichtlich ausgelöscht ist, und eben so in dem Namen eines andern Manduei auf dem Obelisk der porta del popolo zu Rom; wonach es scheinen muß, daß nicht der Pharao, sondern gerade der Gott, wenn auch ein Sohn des Ammon selbst, von nachfolgenden Geschlechtern proscribirt oder besser anathematisirt worden sey. Herr Champollion Figeac ist geneigt, den Manduei-Dy-

mandyas an die Spitze der sechszehnten Dynastie zu stellen, die mit Timaus und Concharis endet, zu deren Zeit die Hyksos einfielen. Aber auch während der Herrschaft dieser Fremdlinge gab es immer noch — nur unterdrückte und zinspflichtige — Pharaonen in der Thebais; sie bilden die siebenzehnte Dynastie nach Manethon, nach dem Hr. Champ. Figeac ihre Regierung auf 260 Jahre bestimmt; nach der Voraussetzung, daß die Tafel von Abydos mit Manethons Regentenreihen völlig übereinstimme, werden die sechs ersten cartouches von der Ecke bis Amnostep auf sie gerechnet. Den Namen des letzten Fürsten dieser siebenzehnten Dynastie, durch den die Vertreibung der Hyksos begann, liest Hr. Champ. auf einem Bruchstück eines hieratischen Manuscripts, wo er mit dem Beynamen desselben in der Tafel von Abydos verbunden vorkommt, Rahmos; Manethon bey Josephus nennt ihn Miphra Thuthmosis und dagegen seinen Sohn (Thutmosis bey Euseb, Amnostep nach Champ.) Amosis. Aus derselben Quelle, den im Turiner Museum in großer Anzahl vorhandenen, nur meist sehr zerstückelten, hieratischen Manuscripten, entwickelt der Vf. noch mehrere Bestimmungen über die Könige der achtzehnten Dynastie, welche mit den aus den Hieroglyphen gezogenen Daten übereinstimmen; es ist nur zu wünschen, daß Hr. Champ., obgleich er seine Ansicht von der hieratischen Schrift schon im Précis deutlich ausgesprochen, auch bald sein vergleichendes tableau der hieroglyphischen und hieratischen Zeichen, wovon er dem Institut schon 1821 einen Grundriß vorgelegt hat, vollständig bekannt machen möge. Ein Register in dieser Schriftart macht eine Folge von mehreren Fürsten der neunzehnten Dynastie, die fast alle Ramses heißen, namhaft, welche Hr. Champ. so mit Manethos Listen vergleicht: Ramses VI., der Große (Se-

thos Rameses bey Man.), Rameses VII. (Rampses), Amenoftep II. (Ammenephtes), Rameses VIII (Rameses), Rameses IX. Amen-me (Ammenemes), Rameses X. (Thuoris). Dieser zehnte Rameses scheint der König zu seyn, auf den die Aegyptischen Priester im Zeitalter der Umdeutung den Griechischen Proteus (Ketes bey Diodor) bezogen. Aber gerade in dieser Zeit in welcher Herodots und Diodors Nachrichten gedrängter zu werden anfangen, wird die Geschichte Aegyptens nach den Denkmälern dunkler, weil die Monumente seltener sind, und es dafür an einem leitenden Faden, wie der Tafel von Abydos, fehlt, und damit weil Manethons am meisten authentische Angaben mit jenen Nachrichten wenig stimmen wollen. Zu einiger Vereinigung und Ausöhnung der streitenden Nachrichten führt indeß die von Hrn. Champ. aufgestellte Behauptung, daß die Könige Cheops (Chembes bey Diodor), Chephren und Mykerinos, die berühmten oder berühmten Pyramidenbauer, die man in das zwölfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu setzen gewohnt ist, dieselben seyen wie Suphis I., Suphis II. und Mencheres, die nach Manetho der uralten Memphitischen Dynastie angehören: eine sehr wahrscheinliche Combination, die das in den Ideen über die Politik II, 2 S. 198 ff. über das Alter der Pyramiden Gesagte merkwürdig bestätigt. Der Verfasser stellt sieben hieroglyphische Königsnamen zusammen, die er der zwanzigsten Dynastie zuschreibt; doch gestehen wir, daß die Argumente — der Styl der Monumente an dem sie sich befinden — und daß die Namen in keiner der übrigen Dynastien Manethons (die zwanzigste fehlt nämlich in den Excerpten aus diesem Schriftsteller) vorkommen, uns noch zu schwankend und wenig entscheidend scheinen. Das Haupt der ein und zwanzigsten Dynastie, der Taniten, glaubt Hr. Champ. auf ei-

ner zu Abydos gefundenen Stele entdeckt zu haben, auf der ein Pharaon Mandustep seinem Vater Kasen, der nicht als König bezeichnet wird, Opfer darbringt; den ersten Tanitischen Fürsten nennt aber Manethon Semendes. Der Stammvater der darauf folgenden Bubastischen Dynastie, Sesonchis, ist schon durch den Précis mit seinem Aegyptischen Namen Scheschonk bekannt geworden; Hr. Champ. findet diesen auch auf einer Löwentöpfigen Statue des Turiner Museums; seinen Sohn Sforchon auf einem Scarabäus, und einen Enkel und Urenkel Scheschonk und Sforchon als Ammons-priester auf einem Papyrus bey Denon; endlich auf einer Stele des Turiner Museums Sforchons Nachfolger Takelothé, Takelothis bey Manethon. Aus der auch diesem Briefe beygegebenen Notice chronologique des ältern Champollion, welche den Zweck verfolgt, die aus den Monumenten gewonnenen Data chronologisch zu ordnen, haben wir das hauptsächlichste schon beyläufig erwähnt. Ein dritter Brief wird nach dem Plane des Vf. in dieser Vergleichung der Geschichte mit den Monumenten noch weiter gegen die Persische und Griechische Zeit herabsteigen.

F l o r e n z.

Chez Guillaume Piatti: Lettre à M. le Duc de Blacas d'Aulps sur le nouveau système hieroglyphique de M. M. Spohn et Seyffarth, par J. F. Champollion le Jeune 1826. S. 23. — Eine kurze Critik des in den Rudimentis hieroglyphicis von Hn. Seyffarth dargelegten Systems, die ihnen zum größten Theil dieselben Gründe entgegensezt, welche auch diese Anzeigen 1825 St. 123 und 1826 S. 84 dargelegt haben — den Mangel an Uebereinstimmung zwischen der Erklärung eines demoti-

schen Manuscripts und der nachher gefundenen Griechischen Uebersetzung, den Widerspruch des Zeugnisses des Klemens, die regellose Willkür bey der Verwandlung der Buchstaben in die bildlichen Zeichen u. dgl. mehr. In der That, Ref. kann ebenfalls eine Schriftart nicht für möglich halten, bey der der Schreiber unter hunderten von Zeichen die Wahl hatte, und der Lesende eben so ohne sichern Weg und Steg hin und her irren mußte. Ehe Herr Seyffarth auf diesem Wege weiter fortfährt, ist zu wünschen und wohl auch als eine Pflicht von ihm zu fordern, daß er Spohns Forschungen vollständiger als bisher mittheile, damit man insbesondere die Methode derselben kennen lerne, und wenn es gelingt, den Anfang des Irrthums in derselben aufzufinden, man auch auf der andern Seite von den gewiß scharfsinnigen und gründlichen Combinationen dieses Gelehrten, die der Tod leider zur ungelegensten Zeit unterbrochen hat, Vortheil ziehen könne.

P a r i s.

Chez J. — S. Merlin, Libraire: *Lettre sur la découverte des Hieroglyphes acrologiques, adressée à M. le Chevalier de Gouliano, membre de l'Académie Russe.* Par M. J. Klaproth. 1827. S. 43. — Obgleich das Reich der phonetischen Hieroglyphen, welches bey dem ersten Anfang der neuen Untersuchungen über die Aegyptische Schriftart sich bloß auf fremde Namen zu beschränken schien, sich nach und nach immer weiter — über einheimische Königsnamen, Götterbenennungen, endlich auch andere zahlreiche Wörter und Wortgattungen — ausgedehnt hat: so ließ man doch immer noch, von den Zeugen des Alterthums geleitet, eine große Classe Hieroglyphen als symbolische, kyriologische, ideologische, oder wie man sie sonst nennen will, d. h.

als unmittelbare Bezeichnungen nicht des Lautes sondern der Sache selbst stehen. Daß aber auch diese fast sämtlich nichts als eine Art von phonetischen Hieroglyphen seyen, daß sie nicht durch eine Ideenverbindung, sondern dadurch aufzulösen seyen, daß man ein Wort suche, welches mit demselben Buchstaben anfängt, wie die Benennung der hingezeichneten Sache, dieß ist der Inhalt der von Hn. Klaproth in dieser Schrift verkündeten und dargelegten Entdeckung des Hn. v. Goulianoff. Die Durchführung dieser Ansicht geschieht dadurch, daß die Hieroglyphen-Deutungen des Horapollo vorgenommen, und das Eintreffen des angegebenen Principis an ihnen nachgewiesen wird. Der Ibis bedeutet nach Horapollo Herz, warum? weil der Ibis koptisch *hip*, das Herz hat heißt; ein Knoten oder eine Schlinge — Liebe, weil *mour* eine Schlinge, *mei* Liebe bedeute; die Gule Tod, weil *mouladj* der Name für jene, *mou* für jene sey, &c. Und in der That werden eine große Menge der Erklärungen des Horapollo, meist, wie es scheint, mit ziemlicher Leichtigkeit, auf diese Weise motiviert, wobey freylich nur die Menge etwas beweisen kann, indem natürlich bey der Wahl der Namen für das Bild immer eine große Freyheit statt findet. Dann bedient sich der Verf. auch der bekannten Stelle des Klemens, *πρώτων στοιχείων*, für seine Ansicht, und auch dieß nicht ohne einen Schein der Wahrheit: ja in einem Postscript findet er auch die durch Hn. v. Hammer bekanntgewordenen Hieroglyphen-Erklärungen des Araber Ebn Bahschinyeh mit Horapollon und der neuen Doctrin in völliger Uebereinstimmung. Indessen muß Hr. Klaproth doch gleich selbst gestehen, daß eine Deutung der Hieroglyphen nach diesem Princip im höchsten Grade willkürlich seyn müsse, indem es darnach eigentlich nur so viel verschiedene Wortbe-

zeichnungen gibt wie Anfangsbuchstaben — wenn man nicht noch einen besondern Schlüssel daneben hatte: und es scheint also gerathen, bey der fernern Hieroglyphen-Erklärung doch immer nur solche Deutungen zu brauchen, die durch Vergleichung Griechischer Texte, oder anderweitige sichere Inductionen, gewonnen sind. Hr. Champ. d. j. aber hat den neuen Versuch einer Hieroglyphen-Erklärung strenger beurtheilt, als wir eben gethan, und in dem Bulletin universel des Sciences des Baron von Jéruffac Sect. 7. April 1827 dem Vf. alle Kenntniß des Koptischen, auf welcher allein seine sämtlichen Deutungen beruhen, abgesprochen. Eine Antwort darauf ist die ebenda erschienene

Seconde lettre sur les Hieroglyphes, adressée à M. de S****, par M. J. Klaproth. 1827. S. 46.

worin der Verf. theils sich über die Bedeutung, die er mehreren Koptischen Worten gegeben hat, zu rechtfertigen sucht, theils jene Vorwürfe zurückgibt, und manche Nachlässigkeit und Unwissenheitsfünde Champollions gelegentlich mit Bitterkeit rügt, deren sich freylich — besonders wo es auf Kenntniß des Griechischen ankommt — gar manche in den Schriften des ausgezeichneten Forschers finden, ohne jedoch, so viel wir bemerkt haben, die wesentlichsten Resultate der phonetischen Hieroglyphen-Erklärung zu berühren. Hr. Klaproth verspricht in einem dritten Briefe eine ausführliche Kritik des Champollionschen Systems zu liefern; so sehr wir sie wünschen, möchten wir doch daß er erst den Verdruß über diesen Streit in sich überwunden haben, und an das Champollionsche Werk mehr mit dem Wunsche gehen möchte, die edlen Körner der Wahrheit, als die leere Spreu zu viel sagender Worte herauszufinden.

K. D. M.

T u r i n.

Ex typographia Regia: Papyri Graeci Regii Taurinensis Musei Aegyptii editi atque illustrati ab Amedeo Peyron, R. Scient. Acad. Taur. Socio. Pars prima excerpta ex Volumine XXXI Actorum R. Academ., quibus titulus: Memorie della Reale Accademia di Torino. 1826. S. 180 in 4. mit einer Tafel Steindruck. Der Hauptinhalt dieses Bandes, das Protocoll von einem Processe, den ein Officier des Königs Ptolemäos Evergetes des II. im J. 117 v. Chr. mit dem Mumienbekleider Drus, Arsiesis Sohne, und Andern seiner Familie geführt hat, ist von einem solchen Interesse für die innere Geschichte Aegyptens, daß Ref., obgleich er schon 1825 St. 110. von dieser Urkunde eine kurze vorläufige Nachricht gegeben hat, doch nun nach Herausgabe derselben nicht anstehen darf, etwas ausführlicher von ihrem Inhalte zu berichten. Er denkt es den Lesern dieser Blätter am meisten recht zu machen, wenn er ihnen in historischer Folge entwickelt, was man aus dem Protocoll meist in umgekehrter Ordnung erfährt. — In Aegypten nannte man die kastenartige Kunst, welche die mit superstitiöser Scheu geübte Leichenöffnung besorgte, Paraschisten; die, welcher die Einbalsamierung oder eigentliche Mumification der Leichen oblag, Taricheuten (Einsalzer); diejenige aber, welche die Mumien mit Byßusstreifen umwand, gehörig ausschmückte, und auch in den Catacomben besetzte, Cholchuten. Diese letztern Leute hatten überdieß das wichtige Amt, an heiligen Tagen die avenue und das Heiligthum des Amun, so wie das der Sate, mit feinem Sande zu bestreuen, und bey dem jährlichen feyerlichen Transporte des Amun-Schiffes aus der Stadt Theben nach der am westlichen oder Libyschen Ufer gelegenen Vorstadt Memnonia (dieß

ist die berühmte Wanderung des Amun nach Libyen) der Procession (*καμασία* voranzuziehen und dabey gewisse bestimmte heilige Dienste zu leisten. Nun hatte sich eine Familie und Genossenschaft dieser Leute in Theben, oder Groß-Diospolis, unter Ptolemäos Philometor, dem Vorgänger des erwähnten zweyten Cezarettes, durch mehrere Ankäufe nach und nach mehrere Theile eines Hauses erworben, welche zusammen auf 13½ Aegyptische Ellen angegeben werden, indem man wahrscheinlich dabey nur die Breite nicht die Tiefe zu messen pflegte; auch hatten sie davon dem Bantier, der die Verkaufsteuer gepachtet, laut den noch jetzt vorhandenen Quittungen, das gebührende Zehntel oder Zwanzigstel richtig bezahlt. Hier wohnten nun also zur Zeit des Processes sieben Leute, unter denen Horos Arsesis Sohn der ansehnlichste war, freylich etwas gedränge, aber doch so, daß sie allenfalls existieren konnten, indem sie ihre Geschäfte meist in andern Localen, besonders in der Memnionischen Vorstadt, besorgten, wie man aus Stellen des Protocolls abnehmen kann. Gegen diese Aegyptischen Zunftgenossen aber tritt jetzt ein Griechischer Kriegsmann — dergleichen damals Aegypten in großer Menge aufnehmen mußte (vgl. z. B. Theokrit 15, 6) — auf, dem die guten Mumiensorgner und die Aegypter überhaupt, wie dem Cohorten-Präfecten Juvenal, als ein *imbelle et inutile vulgus* erscheinen mußten. Dieser Mann, mit Namen Hermias, Ptolemäos Sohn, behauptet, das Haus gehöre ihm von den Vorfahren her; nur habe sein Vater bey dem Aufstand der Diospolititen unter Epiphanes, seitdem wohl zu merken schon acht und achtzig Jahre verlossen waren, es mit andern Griechischen Kriegern verlassen, und sich nach den höhern Gegenden der Thebais gezogen, wo Hermias selbst noch im Dmbitischen

Nomos, der die südliche Gränze Aegyptens bildete, in Diensten stand. Statt nun aber direct gegen die Cholchytischen Besitzer des Hauses zu klagen, in welchem Fall diese entweder ihre Verkäufer selbst wegen betriegerischen Verkaufs angeklagt, und den Proceß des Hermias für ihn durchsetzend, ihn des Streits mit sich ganz überhoben hätten (nicht anders als so kann Ref. die Worte fassen: προεπισκηψάμενοι τοῖς πεπρακόσιν αὐτοῖς αὐτοὶ καὶ τὴν πρὸς τὸν Ἑρμίαν κρίσιν ἐκδικάσαντες ἐκοτήσωσιν αὐτὸν τῆς πρὸς αὐτοῦ ἀντιδικίας), oder aber die Verkäufer und ihre Gewährleister gendthigt hätten ihr Eigenthum durch eine Rede vor Gericht zu schützen (παράδόντες τοῖς βεβαιωταῖς τὸν περὶ τῆς βεβαιώσεως λόγον οὐστήσωσιν), statt auf solche Weise redlich und gerade zu Werke zu gehen; wählt Hermias Ptolemäos Sohn einen ganz andern Weg. Er hält sich unmittelbar an eine einzelne Person unter den Verkäufern, Lobais, die doch nur mit sechs andern und auch nur einen Theil jenes Hauses verkauft hatte, so daß auf sie kaum mehr als eine Elle von dem Ganzen kam; und nachdem er ohne Zweifel die Sache mit ihr vorher abgekartet hatte, was die Griechen συμπαίγμυον ποιεῖσθαι, unter der Decke spielen, nennen, wirft er, im Jahr Ptolemäos, des zweyten Euergeten, 45, in die von den Chrematisten, gewissen wandernden Richtern, zu Diospolis ausgestellte Kapsel einen Zettel, worin er eine gerichtliche Zusammenkunft mit der Lobais verlangt. In dieser Zusammenkunft aber erklärt Lobais, weder sie noch ihrer Vorfahren Einer habe an dem streitigen Grundstück Antheil gehabt: ihrentwegen möge Hermias thun was er wolle (sie gibt ihm συγχώρησιν).

(Der Beschluß im nächsten Stück).

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

156. Stück.

Den 29. September 1827.

T u r i n.

Beschluß der Anzeige: Papyri Graeci Regii Taurinensis Musei Aegyptii editi atque illustrati ab Amedeo Peyron R. Scient. Acad. Taur. Socio. etc. etc.

Nun vermeint Hermias, besonders da er die Cholchyten, wenn er hin und wieder nach Diospolis kommt, immer nicht antreffen kann (die Leute haben nämlich in den Memnonien zu thun), das größte Recht zu haben, sich des Hauses ohne Weiteres zu bemächtigen. Auch fußt der Grieche dabey noch auf einen wichtigen Satz des jus sacrum der Aegyptier. Es war ein altes Gesetz im Lande Aegypten, daß die Menschen, welche mit den Leichen zu thun hatten, den Wohnsitzen der Götter fern bleiben sollten; darum war die ganze Nekropole von Theben auf der andern Seite von Theben, dem Ammontempel gegenüber, angelegt; auch noch in den Macedonischen Zeiten wurde, besonders auf dringendes Verlangen der Ammonspriester, streng auf diese Sonderung gehalten, und ein Aegyptischer Leibarzt Tatas hatte erst vor kurzem einen königlichen Befehl erwirkt, daß die

A [7]

Leichenbeforger nach den Memnonien transportirt werden sollten. Und doch, sagt Hermias, wohnen diese unreinen Menschen nicht bloß in meinem Hause, welches doch an dem Zugang zu den Heiligthümern der Hera und Demeter, d. h. der Sate und Isis, liegt, sondern haben auch ihre Leichen darin aufgestapelt, welche sammt ihren Beforgern jenen Gottheiten ein Gräuel sind. Hermias beachtete nämlich dabey nicht oder wollte nicht beachten, daß jene Verordnung nicht die Cholchyten, welche die schon zubereiteten unverweslichen Leichname fein sauber einwickelten, sondern die Paraschisten und besonders die Tarichäuten betraf, welche in den Eingeweiden der der Verwesung erst zu entreisenden Leichen wühlten; waren ja doch die Cholchyten durch ihr Amt selbst auf Functionen um den Amun und die Sate angewiesen. Und dann sagen die Cholchyten mit Recht: gesetzt auch das Gesetz gälte für uns, so könnten wir unser Haus immer noch verkaufen oder verschenken wem wir wollten, und Hermias hätte deswegen nicht mehr Recht, sich dessen zu bemächtigen. Mit den angegebenen Scheingründen aber hatte sich Hermias, Ptolemäus Sohn, schon früher an einen Strategen Demetrios gewandt, und wendet sich jetzt nun in einem Briefe an Hermias den Strategen und Nomarchen, d. h. den Generalgouverneur, des Thebaischen Nomos, der mit militärischer Macht, welche die Hauptsache war, indem das ganze Ptolemäische Aegypten einen Kriegerstaat bildete, auch eine bedeutende Civilgewalt verband, damit dieser dem Präfecten des Bezirks von Theben (τῷ ἐπιστάτῃ τοῦ περὶ Θήβας) die Untersuchung auftragen, und die Cholchyten dann auch noch für die Befleckung des heiligen Orts in Strafe nehmen möchte. Der Präfect oder Epistates des genannten Bezirks, der auch einen Titel von der Leibwache des Königs

führt, Herakleides mit Namen, versammelt nun ein Gericht um sich, welches fast ganz Griechisch und militärisch ist, und nur eine geringe Beymischung von Eingebornen hat, aber doch unparteyischer richtet als man darnach erwarten könnte. Hier wird zuerst der Brief an den Strategen — die Veranlassung der ganzen Verhandlung — abgelesen; dann folgt in dem Protocoll ein Auszug aus den Argumenten des Philokles, der Sachwalter des Klägers ist. Philokles beruft sich darauf, daß schon in einem ähnlichen Falle ein Ammonspriester Armais dem Hermias ein altes Erbgut, was er auf dieselbe Weise durch Kauf erworben hatte, nach dem Urtheilspruche der erwähnten Ehrematisten habe herausgeben müssen; darauf, daß nach einem königlichen Edict (*πρόσταγμα*) alle nicht in öffentlichen Registern eingezeichneten Vertragsurkunden, wie die vorliegenden Kaufcontracte, ungültig seyen; auch darauf, daß diesen Contracten die gesetzliche Sponsion (so etwas bedeutet der Aegyptisch-Hellenische Ausdruck *Στυρίωσις*) mangle und auf noch Einiges der Art. Aber auch die Aegyptier haben einen Griechischen Advocaten Deinon gefunden, der ihre Sache mit Geschick vertheidigt. Er legt die einzelnen Verkaufsurkunden vor, und beruft sich zugleich auf den Gesetzabschnitt *περὶ τῶν φιλονδρώπων προσταγμάτων*, (über menschenfreundliche Anordnungen), welche den Besitzer gegen unerwiesene Ansprüche auch dann in seinem Besitze schützten, wenn er keine Documente seines Rechts beybringen kann. Er behauptet, daß Hermias Vater vor 88 Jahren noch nicht habe in Diospolis wohnen können, und daß sein Recht auch in so langer Zeit verjährt sey. Er bemerkt, daß Hermias zum Beweise seines Rechts auf das Haus weder eine Angabe im Steuercataster (*διαγραφή*) noch sonst eine Urkunde beybringen könne. Er zeigt das

Erschlichene in der Verhandlung mit der Lobais, die um so betriegerischer erscheine, da ja Hermias selbst in dem Handel mit Armais zuerst diesen angegriffen habe, welche dann für ihn die Sache gegen seinen Verkäufer geführt hätte. Er macht bemerklich, daß Hermias eben durch diese Verhandlung mit der Lobais auch schon den Verkauf des Hauses an die Cholchyten als gültig anerkannt habe, und darum den Einwand wegen Mangels der öffentlichen Einzeichnung gar nicht machen dürfe. Er stellt dagegen die Behauptung auf, daß auch Hermias, wenn er den gewöhnlichen Weg Rechts vor den Landesrichtern (ἐπιλαοκριτῶν) hätte gehen wollen, den er nämlich absichtlich ganz bey Seite gelassen hatte, sich erst wegen seiner Abstammung von den angegebenen Vorfahren hätte legitimieren müssen und weit mehr Umstände gehabt haben würde, als bey diesem außerordentlichen Verfahren; endlich habe der König alle Verschuldungen (αἰτίας πάσας) bis zum 19 Thoyt des vorigen Jahres für straflos erklärt, daher die Urkunden wegen Mangels jener Einzeichnung nicht angegriffen werden könnten. Wir übergehen einige andere Punkte, und bemerken nur noch, daß die Anwendbarkeit des Urtheils in der Sache des Ammonpriesters auf diesen Fall von Deinon ganz geläugnet, hierauf auch der Unterschied der reinen Cholchyten von den Laricheuten auf die Weise, die schon oben beyläufig erwähnt wurde, auseinandergesetzt, und darnach am Schlusse behauptet wird, daß Hermias den Strategen ganz ohne Grund in diese Sache hereinziehe, und an unrechter Stelle den Delator spiele, bloß weil es ihm an bessern Gründen fehle. Man sieht daraus, daß Hermias durch die Einmischung der Geseze über die Wohnungen der Mumienbereiter einen Civilproceß in eine Criminalsache zu verwandeln, und die Sache vor das Forum des Strategen zu

bringen gesucht hatte, wobey er ohne Zweifel zugleich die Absicht hatte, dem Aegyptischen Landesgericht auszuweichen und Richter von seiner eigenen Nation zu erhalten. Hierauf folgt nun das Urtheil des Herakleides und seiner Beysäßer, in deren Namen auch das ganze Protocoll aufgenommen ist, daher von ihnen immer in der ersten Person gesprochen wird; es resumiert in zahlreichen Participialsätzen die Hauptentscheidungsgründe, 'da Hermias keine Urkunde für seinen früheren Besitz noch eine Gerichtshandlung, aus der erhellen könne, daß das in Anspruch genommene Haus sein oder seiner Vorfahren gewesen, angeführt hat, sondern immer nur Behauptungen und Reden dafür beybringt, da dagegen Dros mit den Seinigen gezeigt hat, daß ihre Vorfahren das Haus von Alekis, Lobais und den andern bezeichneten neun Personen nach Aegyptischen Contracten gekauft haben, wovon sie auch dem Steuerpächter die zukommende Abgabe erlegt haben &c.' und schließt alsdann mit dem Urtheilspruche: so haben wir, den beygebrachten Urkunden und den königlichen Edicten über den Besitz Folge leistend, geurtheilt, daß Hermias nicht mit Gewalt eindringen, Dros und die Seinigen aber in dem Besitz bleiben sollen wie vordem. — Unsere Leser können schon aus dieser Darstellung abnehmen, wie tief dieses Protocoll aus dem Thebaischen Topfe (Urkunden in Töpfen zu bewahren, war alte Sitte des Morgenlands, wie der Herausg. aus Jerem. 32, 14 zeigt) uns in die Verhältnisse des Aegyptischen Lebens hineinführt; auch hat der gelehrte Herausg. Sorge getragen, in seinem nur etwas zu weitläufigen und nicht correct genug abgefaßten Commentare die im Text enthaltenen Belehrungen weiter auszuführen, so daß manche Erörterungen desselben als Ergänzungen des trefflichen Werks von Letronne über Aegypten unter

den Griechen angesehen werden können. So die über die Strategen, Epistrategen, Epistaten u. Mit dem Aegyptischen Epistrategen, der über die Strategen gesetzt ist, kann man den Korinthischen Epidemiurgen in Potidäa vergleichen, der hier nach den einheimischen Demiurgen vorstand. Der Name der Cholchyten wird eben so, wie von Young, abgeleitet; daß Young in dem Papyrus der Grayschen Sammlung mit Unrecht: Cholchyten τῶν δούλων Ἰσίδος, für τῶν Διοσπόλεως, gelesen habe, bedurfte keines ausführlichen Beweises; es lag Jedem nah und ist auch in diesen Anz. 1825 S. 1094 bemerkt worden. Die Ueberfahrt des Ammon nach den Memnonien wird mit Unrecht von der nach Libyen unterschieden; Diodors Worte von dieser deuten auf nichts Anders als auf jene; es war nur ein Uebersehen, kein Hinauffahren. Die Chrematisten werden, besonders nach Aristeas, genügend erläutert; sie haben ihren εἰσαγωγεὺς, der die Proceße instruiert, nicht etwa, wie Hr. Peyron will, die Richter in die einzelnen Städte einführt; es heißt im Text: οἱ εἰσαγωγεῖς (nicht οὗς) χρηματισταῖς εἰσῆγεν (nämlich δίκας) Διονύσιος. Dieser Eisagogeus hatte im Ganzen wahrscheinlich dieselben Geschäfte, wie die Attischen Magistrate, insofern sie εἰσαγωγεῖς waren; überhaupt erkennt man in vielen Punkten der in diesem Protocol enthaltenen Auseinandersetzungen das Attische Recht in einer spätern Ausbildung wieder; und es ist interessant wahrzunehmen, wie das Griechische Recht hier auf so fremdartige Verhältnisse angewandt wird, und sich ihnen doch anzuschmiegen weiß. Indessen existierte daneben, wie man aus der Stelle von den Volksrichtern abnimmt, immer noch ein einheimisches Provinzialrecht, dessen Verhältniß zu dem Griechischen bis jetzt noch schwer zu bestimmen seyn möchte. Wir übergehen mehrere andere Auseinandersetzungen

gen, aus denen Manches zu lernen ist, so wie manchen Zweifel über die Richtigkeit der Erklärung einzelner Stellen, (auch sind einige Stellen der Uebersetzung schon oben gelegentlich berichtigt worden), und bemerken nur noch, daß ein zweyter, aber nicht so wohl erhaltener, Papyrus, der einen Brief des Hermias aus dem Nomos Umbites an den Präfecten des Bezirks von Theben Heraklides enthält, worin er über die Cholchytten Beschwerde führt, auch noch in diesem Bande mitgetheilt ist; dagegen die übrigen eilf in Turin vorhandenen Papyre für fernere Mittheilung aufgehoben sind. Die beygegebene Steindrucktafel gibt ein Facsimile einiger Zeilen des ersten, und des ganzen zweyten Papyrus.

E b e n d a s e l b s t.

Dalla stamperia Reale. Lezioni intorno a diversi argomenti d'Archeologia scritte negli anni 1824 e 1825 dal Cav. Giulio di S. Quintino Conservatore del museo d' antichità egiziane di S. M. il Re di Sardegna. S. 203 in 4. mit 8 Tafeln Steindruck. — Der Vf. dieser Vorlesungen ist durch den Ankauf der großen Drovettischen Sammlung für das Turiner Museum mit dem Aegyptischen Alterthum in Berührung gekommen; das höhere Interesse, welches diese Alterthümer durch die Entzifferung der phonetischen Hieroglyphen erhalten haben, vielleicht auch die persönliche Bekanntschaft Hn. Champ. d. j., haben ihn zu einem entschiedenen Anhänger dieses, in seinen Hauptsätzen gewiß richtigen, Systems gemacht, und so geht auch der größte Theil dieser Archäologischen Vorlesungen darauf, die Kunde des Aegyptischen Volks in der angegebenen Richtung auszudehnen. Nur die beiden ersten Abhandlungen beschäftigen sich mit den heimischen Alterthümern Italiens. Die erste mit den ältesten statuarischen Marmorarten,

beran sich die Sculptur in Italien bedient hat. Die Veranlassung zu dieser gab die Untersuchung eines alten Bades an der Seeküste des Lucchesischen Gebiets, welches vor oder unter August gebaut zu seyn scheint, und in dem die Sudatio und das Caldarium mit dem schönsten weißen Marmor incrustirt sind, der zwar durch seine Weiße dem Cararischen ähnlich ist, aber sich durch das gröbere, glänzende und salzartige Korn und die blätterförmige Crystallisation sehr bedeutend von ihm unterscheidet. Nun findet sich dieser selbige Marmor in den Bergen der Maremma von Pisa, wo noch jetzt sehr bedeutende Spuren alter Marmorbrüche vorhanden sind; zugleich gibt es nach dem Wf. eine Menge sowohl Etruskischer Arbeiten (z. B. im Campo-santo von Pisa) als Römischer Kunstwerke, die den Antiquaren zum Theil bisher aus Parischem Marmor gefertigt schienen, aber aus derselben Pisanischen Marmorart bestehen: woraus der Wf. den Schluß zieht, daß, ehe noch die Cararischen oder Lunensischen Marmorbrüche eröffnet waren, die Pisanischen eine reiche Ausbeute trefflichen statuarischen Marmors gewährten. Doch ist es auch, wie Ref. besser anderswo darthun kann, eine unbegründete Meinung, daß Luna erst seit Augustus Zeit Marmor geliefert habe; die Pisanischen Brüche erwähnt Strabon V, p. 223. Die zweyte Abhandlung beschäftigt sich mit den Resten der alten Stadt *Libarna* im innern Ligurien im Thale der *Scrivia* an der *Via Postumia*, die von Genua nach *Dertona* führte, zwischen *Serravalle* und *Arquata*, und thut aus den nicht unbedeutenden Trümmern alter Gebäude und aus den dabey gefundenen Inschriften dar, daß *Libarna* ein ansehnlicher Ort, eine Römische Colonie, war, ein mit Quadern gepflastertes Forum, ein Theater, ein Amphitheater, und einen Aquäduct hatte, daselbst ein Collegium Flaminum Augustalium, und das ansehnlichste Geschlecht das der *Atilier* war. Dar-

nach wird auch Mannert IX, 1 S. 291 zu berichtigen seyn, der Libarna im Widerspruch mit der tab. Peutling. und dem Itin. Antonini südlicher setzt, als sich diese Trümmer finden. Wir kommen nun zu den Aegyptischen Untersuchungen. Eine der ersten Hierden des Turiner Museum ist eine von Drovetti von der äußern Wand eines Tempels in Theben weggenommene Statue, welche einen an einen Pfeiler angelehnten Mann mit sehr hoher Mütze (Pschent), einem breiten mit Hieroglyphen besetzten Stabe an der linken Seite des Körpers und einem Schurze um den Leib, der auf die bey Pharaonen gewöhnliche Weise verziert ist, darstellt, und sammt Basis und Kopfsfuß 10 Fuß 3 Zoll mißt. Es ist die Statue, an der siebenmal der Name Ptahmen Manduei, auch Manduei me - Ptah me - Amn, vorkommt, wobey das Zeichen des Gottes Mandu beynah immer verlöscht ist. Auch Hr. S. Quintino ist, wie Champ., der Meinung, daß es der alte Osymandyas, 27 Menschenalter vor Sesostris, sey. Auf keinen Fall ist es der Manduei der Tafel von Abydos, der sonst auch auf einer Stele oder Relieftafel des Turiner Museum vorkommt, die wir hier abgebildet finden. Ferner enthält der Band eine Beschreibung derjenigen Römischen Kaiser Münzen von Alexandria im Turiner Museum, welche bisher nicht herausgegeben worden sind. Das Museum hat unmittelbar aus Aegypten im Ganzen 1364 solcher Münzen erhalten, 283 davon sind — wenn man alle Abweichungen der Größe, der Namen und Jahreszahlen u. dgl. in Anschlag bringt — unedirt; wenigstens hat sie Mionnet nicht. Diese sind hier beschrieben und zwey davon abgebildet, von denen die eine, vom 17. Jahr Hadrians, den Mondgott (Ooh, Pool) in seiner mumienförmig eingewickelten Gestalt mit Dreschflegel, Krummstab und Nilmesser, auch dem Mondkreise und dem Kopfsfuß, wodurch er sich von Ptah unterscheidet, zeigt. Die andere, vom zwölften Jahre der Mam-

māa, stellt einen Aegyptischen Priester mit dem Geier, dem heiligen Vogel der Keith, dar. Sehr lehrreich ist die folgende Abhandlung über eine *Inscriptio bilinguis* einer Aegyptischen Mumie. Ein Piemonteser, Lebolo, entdeckte auf der Libyschen Seite des alten Thebens bey Gurnah ein Grabmonument mit zwölf oder dreyzehn hölzernen Mumienkästen, welche aber mehr die Form Griechischer Sarkophage als die eigentlich Aegyptische haben. Sechs oder sieben davon trugen außer den Hieroglyphen Griechische Inschriften; diese sind in sehr verschiedene Hände gekommen. Einen besitzt Anastasy, die Inschrift hat Grey copiert, die Hieroglyphics der Aegyptischen Gesellschaft theilen sie mit; sie beginnt *Ταρῆ Τροῦτος Ἡρακλείου Σωτήρος*. Einen zweyten hat Caillaud nach Paris gebracht; die Griechische Inschrift daran, die einen Petemenon Sohn des Soter nennt, ist vorzüglich von Letronne, *Observations sur l'objet des repres. Zodiacales*, behandelt worden; sie hat, mit einem astronomischen Bilde im Kasten zusammengestellt, das unwiderlegliche Resultat gegeben, daß der Lentyritische Thierkreis und die ähnlichen Monumente nichts als Horoscope oder Themata genethliaca sind (s. diese Anz. 1825 St. 80. 81). Ein dritter scheint mit Minutoli's Schätzen untergegangen zu seyn: dessen Inschrift nannte eine *Σύνχωνος ἡ καὶ Σάπανλις πρεσβυτέρα Νικωτος*; diese hat besonders Raoul-Rochette im *Journal des Savans* April 1824 behandelt. Ein vierter mit einer sehr gut erhaltenen Griechischen Inschrift ist nach Turin gekommen. Aber auch von den übrigen Sarkophagen hat man Copien der Griechischen Inschriften. Ihre Zusammenstellung lehrt, daß ein gewisser Cornelius Pollius (sic) eine Aegyptierin Philut heirathete, ihr Sohn war Soter (Herakleios Soter), unter Trajan ἄρχων Ὀρβῶν, ihre Kinder sind die genannten Petemenon und Ephut. Ohne Zweifel gehören auch die andern Mumien zur Familie. Die Turiner nun

hat zur Aufschrift: Ταφή Πεπεμενώφιος υιοῦ Παβώτος. Ἐγεννήθη γ' L. Ἀδριανοῦ τοῦ κυρίου Χοιᾶκ κδ' (20. Dec. 118 n. Chr.): ἐτελεύτα ζ' L. ἐπαγομένων δ' (27. Aug. 123), ὅστε ἐβίωσεν ἔτη δ' μῆνας η' ἡμέρας ι'. Εὐψύχει. In den hieroglyphischen Inschriften aber liest man, nach der Young-Champollionschen Methode, mit Leichtigkeit hinter einer Figur des Todtengottes Osiris das Wort Petamnophtei (wobey wir nur erwähnen, daß in der Abbildung das im Text erwähnte t, der Halbkreis, fehlt); nach Aegyptischer Weise wird hernach nicht der Vater, sondern die Mutter des Gestorbenen, namhaft gemacht; weiterhin erkennt man dieselbe Angabe der Lebensdauer wie in der Griechischen Schrift. Eben so merkwürdig ist es, daß auch in den hieratischen Manuscripten, die man bey der Mumie gefunden hat, der Name des Todten mit Zeichen, die den hieroglyphischen sehr genau entsprechen, geschrieben gefunden wird. Was die Mumie betrifft, so ist sie für einen fünfjährigen Knaben recht schwer, an 70 Pfund, wovon der Grund in dem großen Aufwand bituminöser und salziger Stoffe liegt; um das Haupt hat er eine Krone von Goldpapier, wie auch die übrigen Mumien des Grabs; die Figur des Knaben ist auf dem innern Boden des Kastens gemahlt; sie soll einem byzantinischen Bilde ähnlich sehen. Zu wichtigen Resultaten führt der folgende kleine Aufsatz, ein Brief an Vermiglioli, über den Gebrauch, wozu die sogen. Aegyptischen Scarabäen bestimmt waren. Der Vf. unterscheidet zuerst zwischen den großen Scarabäen, die man bey Mumien findet, deren Figur offenbar symbolisch und die Hauptsache ist, und die keine Inschrift oder nur eine auf den Todten bezügliche haben (solcher hat das Museum gegen achtzig), und den weit zahlreicheren kleinen Scarabäen, von denen neun Zehntel aus Terra Cotta sind, die immer mit eingegrabenen Figuren und Hieroglyphen versehen, und in der Regel so durchstochen sind, daß sie an

Kaden gereicht werden können. Von dieser Classe besißt das Turiner Museum allein 1700. Wozu diene nun diese bey weitem zahlreichste Classe Aegyptischer Kunstwerke? Zur Lösung dieser Frage bemerkt der Vf.: daß sich in Aegypten zwar Persische, Griechische und Römische Münzen genug, aber durchaus gar keine Pharaonischen finden, und wahrscheinlich Aryandes, Satrap Aegyptens unter Kambyses und Dareios, das erste Geld in diesem Lande schlug (Herod. IV, 166); daß aber dessenungeachtet das so sehr civilisirte Volk der Aegypter, wenn es sich auch für den Großhandel silberner und goldner Barren bediente, doch auch eine Schemünze für den kleinen Verkehr im Innern haben mußte; und nun unter allen Dingen, die man in Aegypten gefunden, nur eben die Scarabäen dazu tauglich sind, indem die Härte des Materials, die große Anzahl, die Wohlfeilheit des Stoffes, aus dem die meisten bestehen, gerade mit einem solchen Zwecke am besten übereinstimmen. Dazu kommt, daß sehr viele unter diesen Scarabäen Königsnamen tragen, die von der achtzehnten Dynastie bis zur letzten herabreichen, und manche unter diesen Königsnamen sehr häufig wiederkehren, wie man z. B. in Turin allein 172 mit dem Namen des einen Thutmosis hat; ferner, daß an hundert Scarabäen der Turiner Sammlung mit Puncten bezeichnet sind, die auf eine bestimmte symmetrische Weise gestellt sind, und von eins bis zwanzig gehen, von welchen doch sehr wahrscheinlich ist daß sie den Werth anzeigen; endlich daß die meisten dieser Scarabäen an den vortretenden Theilen ungefähr eben so abgerieben sind wie alte Münzen. Niemand kann leicht das Ansprechende dieser Ansicht verkennen; und zeigen sich auf der andern Seite auch Schwierigkeiten, so wird man diese doch wohl entfernen können. Die Käferform darf nicht befremden; setzten die Aegypter doch jedes Geráth zum Gebrauch des Lebens durch eine symbolische Form mit dem Dienst der Götter in Verbindung. Freylich

konnte man sich leicht selbst solche Münzen machen, so viel man wollte, aber wahrscheinlich betrug auch der Werth derselben gerade nur so viel als der Preis des Materials und der Arbeit. Endlich kann Def. diese Ansicht durch ein sehr wichtiges Zeugniß bestätigen, welches sich in dem unter Platons Werken erhaltenen Dialog *Eryxias* S. 400 St. befindet: *ἐν τῇ Αἰθιοπία λίθοις ἐγγεγλυμένοις (νομισμασι) χρῶνται.* Bey der großen Uebereinstimmung nämlich der Aethiopischen Sitten des Staats von Meroe mit den Aegyptischen darf man voraussetzen, daß hier sich nur länger erhalten hat, was in Aegypten vor der Einführung des Fremden eben so allgemein üblich war: und was kann man sich da unter den *λίθοις ἐγγεγλυμένοις* mit größerem Recht denken als eben diese Scarabäen? Noch enthält der vorliegende Band einen Brief an Gio. Batt. Zannoni über das Zahlensystem der alten Aegyptier. Unter den hieratisch geschriebenen Manuscripten sind nämlich zwey Hauptklassen zu unterscheiden, die gerollten, daher wohl erhaltenen, Papyrus bey den Mumien, die auf Religion Bezug haben, und andere gefaltete, meist jämmerlich fragmentierte, historischen Inhalts. Von dieser letztern Art sind in Turin zahllose mehr oder minder kleine Bruchstücke, auf denen man an zweyhundert Königsnamen (vgl. Herod. II, 100) liest, mit sehr speciellen Angaben der Länge ihrer Regierung. Der Italiänische Gelehrte berührt nun diese in eine unabsehbare Ferne hinaufreichenden, mit der mosaïschen Chronologie streitenden, Genealogien nicht ohne eine uns ziemlich unbekannte Frucht; indeß hat er sie doch diesen Untersuchungen über die Aegyptischen Ziffern zum Grunde gelegt. Die hieratischen Zeichen bilden sich deutlich aus den schon bekannten hieroglyphischen, nur daß besondere Zeichen von 5 bis 9 und eben so für 20 — 90 hinzukommen; aus ihnen geht wieder Manches in die demotischen Ziffern über, wo aber auch für 2 — 4 einfache Zei-

chen da sind, die unsern 2. 3. 4 nicht unähnlich sehen, und dagegen 5 durch 23, 6 durch 33 ic. geschrieben wird. Die hieroglyphische Schrift, welche jeden Einer durch I, jeden Zehner durch ein abgerundetes II bezeichnet, ist offenbar die einfachste und primitivste, und so wenig hier, wie sonst, eine Verschönerung der hieratischen und demotischen Zeichen.

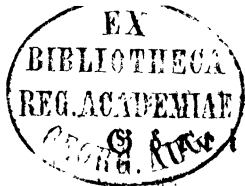
P a r i s.

Treutel u. Würz: Essai sur l'origine unique et hiéroglyphique des Chiffres et des Lettres de tous les peuples, ouvrage accompagné de planches soignées et tres étendues, précédé d'un coup d'oeil rapide sur l'histoire du Monde, entre l'époque de la Creation et l'Ere de Nabonassar, et de quelques Idées sur la formation de la première de toutes les écritures, qui exista avant le Deluge et qui fut hieroglyphique; par M. de Paravey. XXXVI u. 136 S. in 8. mit 7 großen Steindrucktafeln. — Dieses Buch, das schon durch den Titel einigermaßen charakterisirt wird, hat viel Aehnlichkeit mit dem neulich in diesen Blättern (St. 105) angezeigten Werke von Lacour, dessen darin auch mit großem Lobe gedacht wird, aber überbietet es eben so sehr an seltner Gelehrsamkeit wie an kühnen Combinationen. Hr. Paravey, Membre du corps royal du génie des ponts et chaussées, also Keiner von der gelehrten Junft, die diese Studien ex officio treibt, aber ein Mann von großer Wißbegierde und Phantasie, glaubte eine große Aehnlichkeit der babylonischen Keilschrift mit den Chinesischen Schriftzügen zu bemerken; er entschloß sich um diese Bemerkung zu verfolgen, die trefflichen Vorlesungen Abel Remusat's im College de France über Chinesische und Tatarische Sprache und Literatur mehrere Jahre hindurch zu hören, und indeß diese Untersuchungen fortzusetzen. Dabey machte er die Entdeckung — die er der Académie des Sciences vorlegte und De-

lambre anerkannt zu haben scheint, daß in zahlreichen Constellationen der Chinesischen oder Japanischen Sphäre dieselben Figuren wie auf dem Plannispharium von Denbera vorkommen — worin freylich für den nichts wunderbares ist, der sich überzeugt hat, daß der Chaldäische, von den Griechen angenommene Zodiacus in Alexandrinischen und späteren Zeiten, so wie nach Aegypten, so auch über den ganzen Orient verbreitet und zu einem Gemeingut der civilisirten Welt gemacht worden ist. Was nun aber damals Hr. Paravey für die Sternbilder, das sucht er jetzt in Bezug auf die Figuren der Ziffern und Buchstaben auszuführen, daß nämlich, um seine Worte zu brauchen: *les lettres de tous les peuples et nos chiffres arabes actuels, supposés d'origine persane ou indienne, sont aussi bien que les chiffres romains, aussi bien que les minuscules numerales dont les Grecs se servoient dans leur arithmétique sexagésimale, aussi bien enfin que les chiffres de tous les autres peuples (le plus souvent dérivés de leur lettres) la transcription même soit des chiffres, soit des caractères hiéroglyphiques et cycliques, encore actuellement employés sans cesse, comme ils le furent dès la plus haute antiquité dans l'écriture savante et dans l'écriture cursive des Japonais et des Chinois.* Nicht die Aegypter, sagt der Vf., nicht die Indier, nicht eigentlich auch die Chinesen, sind die Väter unsrer Cultur, sondern ein großes hochgebildetes Volk, welches vor der Sündfluth (in deren Zeitbestimmung, so wie überhaupt, der Vf. sich aufs genaueste an die biblischen Nachrichten hält, und auch sonst häufig zu erkennen gibt, daß er zur antirevolutionären Faction unter den Gelehrten Frankreichs gehöre) im Centrum Asiens wohnte, und alle die wesentlichsten Erfindungen für geistiges und leibliches Leben machte, die hernach die verschiedenen Völker angenommen, und oft freylich sehr umgestaltet, die Chinesen aber

unter allen Weltfürmen und Umwälzungen des Orients und Occidents allein treu und in ursprünglicher Form bewahrt haben. Là seulement se conserve le Dépôt des anciens Livres; là nous avons voulu trouvé l'Histoire de l'Homme, des Constellations et des Lettres, on jugera si nous nous sommes égaré. Eine Hauptgrundlage der Buchstaben- und Zahlenschrift ist ihm der in De-guignes Dictionnaire Chinois angegebene Cyklus der zehn Tage oder Jy und der zwölf Stunden oder Chin, sonst auch genannt die zehn Kans oder Stämme, u. die zwölf Tchy oder Aeste. Die erste Stunde nach Mitternacht, welche mit der Figur eines Kindes bezeichnet wird, ist die Quelle des Buchstaben A u. der Ziffer 1, diese erste Stunde, genannt Tse Tsa, a facilement donné le As Russe ou A; l'As, Unité de mesure des Romains: elle signifie Lettré, Docteur, comme Aleph en Hebreu; et Fils, Pousse, Germe; repondant alors à la feuille de l'Aégyptien. Sieht man die Buchstaben, die daraus entstehen sollen, an: so findet man freylich gleich sehr viele ganz falsche Formen; was hier z. B. für Phöniciſch, altgriechisch u. Etruskiſch ausgegeben wird, entspricht durchaus nicht den echten Monumenten dieser Sprachen; aber läßt man die Formen auch einmal für wirklich alt u. authentisch gelten, so springt doch auch für den, der keine besondere Gabe, Aehnlichkeiten zu finden, dazu bringt, ihre Uebereinstimmung sehr wenig in die Augen. So kommt es, daß wir diesen Untersuchungen kaum auf den ersten Schritten folgen können; vielleicht gelingt es andern besser etwas daraus zu lernen. Uns kam es hier nur darauf an, unsern Lesern einen Begriff von dieser neuen Erscheinung zu geben, die indeß zum Theil auch auf unserm Boden nicht als etwas ganz Fremdes auftritt; wenigstens sind die Versuche, die Personen aller Sagen Geschichten zu identifizieren, wodurch hier Honng-ty Adam, Fo-by ein anderer Name für Abel wird u. auch in Deutschland angeſtellt worden, mit einer nicht weniger festen Ueberzeugung ihrer Urheber, unfehlbar das Wahre getroffen zu haben.

K. D. W.



1561

Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften



157. Stück.

Den 1. October 1827.

Göttingen.

Libri Wakedia de Mesopotamiae expugnatae historia pars e codice bibliothecae Göttingensis arabico edita et annotatione illustrata. Qua descriptione professoris philosophiae publicae extraordinarii in academia Georgia Augusta munus rite adiuturus ad orationem publicam audiendam invitatus Georgius Henricus Augustus Ewald. Sumptibus Dieterichianis. 1827. XXVI S. mit 24 S. arab. L. in 4.

Je dunkler die Geschichte der ersten Ausbreitung des Islam über die Hälfte der damaligen Welt ist, desto nöthwendiger wird es, das lange versäumte und in unsern großen universalthistorischen Werken fast ganz vermischte Geschäft der Kritik der über jene Periode überlieferten Nachrichten zu üben und soviel möglich die ältesten und freuesten Historiker mehr durch den Druck bekannt zu machen und zu prüfen. Denn obgleich sich als allgemeines Resultat der Kritik

dieses voraussehen läßt, daß die Araber über die Geschichte der Eroberungen in den ersten Decennien des Islam nur unzusammenhängende und besonders chronologisch unbestimmte sagenähnliche Nachrichten haben, und daß es auch nicht wohl anders seyn kann, da die übergroße Menge jener in nahen und fernen fremden Ländern unglaublich schnell vollbrachten Thaten und Eroberungen lange nur in einzelnen lyrischen Gedichten und in Erzählungen fortlebte, bis sie fast zweyhundert Jahr später durch Historiker fixirt wurde: so ist die Kritik dennoch im Einzelnen unerlässlich, um die frühern Nachrichten von den spätern vielfach verschönernten und entstellten zu unterscheiden und besonders durch dieß Mittel die Widersprüche der Historiker zu lösen. Wakeledi's, des Zeitgenossen Raschid's, Name glänzte bisher in den Annalen der frühern Geschichte des Islam; seine Erzählung der Eroberung Syriens, durch Dakley im Auszuge, aber leider als einzige Quelle dieser Geschichte, ins Englische übersezt, ging als glaubhaft fast in alle spätere historische Werke über. Aber die Kritik zeigt, daß ein späterer Verfasser jenes Werk und alle ähnliche der Art schrieb und daß seine Nachrichten, da er mehr einen paränetischen als rein historischen Zweck vor Augen hatte, nur mit Vorsicht und im Einklang mit den frühern Werken für die Geschichte benutzt werden können.

Mit der Kritik der historischen Werke Wakeledi's ist Hr. Prof. Hamaker in Leyden jezt beschäftigt und wir dürfen von seinem Fleiß und von den Hülfsmitteln der Leydener Bibliothek große Ausbeute für die Beleuchtung der frühern arabischen Geschichte erwarten. Demselben Wakeledi werden mehrere Werke über die Eroberungen (Fotuch) einzelner Länder im Anfange des

Islam zugeschrieben, alle sehr ähnlich in Geist, Darstellung, Zweck und Sprache. Hamaker kannte nur zwey solcher Hottuch, die außer dem längst bekannten Werke über Syrien demselben Wakedi beygelegt werden müssen: die Eroberung von Aegypten, welche im J. 1825 durch Hamaker mit Erläuterungen, aber ohne Uebersetzung herausgegeben ist, und die von Persien. Nachdem Ref. das Werk über Aegypten in diesen Anzeigen St. 65 des gegenwärtigen Jahrg. recensiert hatte, fand sich ein Codex auf unserer Universitätsbibliothek mit dem Titel: *Wakedii historia Syriae et Aegypti.* Bey näherer Untersuchung fand sich aber, daß er auch am Ende, obgleich ohne trennende Ueberschrift, einen bedeutenden Theil der bis jetzt ganz unbekanntem und in europäischen Bibliotheken, wie es scheint, nicht weiter gefundenen Geschichte der Eroberung Mesopotamiens enthält, und Ref. beschloß das Wichtige daraus mit Erläuterungen abdrucken zu lassen. Denn wenn auch dieses Werk gleich den ähnlichen nicht einen unmittelbaren historischen Nutzen hat, da es erst geprüft und mit den wenigen sonst vorhandenen Nachrichten verglichen werden muß, so bekommt es doch aus vielen Rücksichten eine nicht geringe Wichtigkeit. So kann die Geographie des historisch wichtigen Mesopotamien aus ihm wenigstens extensiv mehr bereichert werden, als durch alle bis jetzt gedruckten geographischen Werke über jenes Land, und ein großer Theil der Erläuterungen mußte der Geographie gewidmet werden; die sehr ausführliche historische Darstellung stimmt, obgleich stark geschmückt und bisweilen unglaubhaft, doch in wichtigen Puncten mit der anderer alter Historiker überein und dient zur Erläuterung dieser; über den Verfasser selbst findet sich in unserm

Goder ein neuer Aufschluß, durch den es gewiß wird, daß man ihn nicht für einen Verfälscher unter dem Namen des alten Wakedi, sondern für einen jüngern Wakedi zu halten hat. Dieses und ähnliches wird in der Vorrede und den Anmerkungen erläutert. Die Texteskritik verlangte mehrere Emendationen des nachlässig geschriebenen Goder, welche neue Codices, wenn sie gefunden werden sollten, vielleicht bestätigen. Da der Verf. nach des Ref. Meinung schon eine mit der spätern und vulgären Sprache gemischte Schreibart hatte, so konnte sich Ref. nicht entschließen, nach Hamakers Beyspiel, die gewiß nicht vom Copisten herrührende, durchgängige Abweichung von der feinern arabischen Grammatik im Texte selbst zu verbessern. — Die Antrittsrede, welche diese Einladungsschrift veranlaßte, handelte über den Nutzen des Studiums der Sanskrita-Sprache und deren Verhältnis zu den verwandten Sprachen Asiens und Europa's.

Ewald.

W ü r z b u r g.

Cleri Wirceburgencis Universitati specialis suae sub S. Chilianii auspiciis initae fraternae consociationis secularia festa Idibus Quintilis celebranti hoc programme adplaudit Franciscus Oberthür, ecclesiae cathedralis, quae Wirceburgi est, Canonicus capitularis senior, ejusdem fraternae consociationis membrum. 1827. 86 Seiten in 8.

Der Eintritt des hundertjährigen Stiftungstages jener Verbrüderung des gesammten Würzburgischen Clerus, die unter dem Namen der

Kilianischen Brüderschaft noch fortwährend besteht, gab dem Herrn Domcapitular eine erwünschte Gelegenheit, diesen Glückwunsch an ihn zu richten; denn ließ wohl der ehrwürdige Greiß in dem Laufe seines langen Lebens eine Gelegenheit unbenutzt, wobey er etwas gemeinnütziges, etwas menschenfreundliches, oder etwas für Menschen erfreuliches thun konnte? Er selbst ist ohne Zweifel eines der ältesten Mitglieder der Brüderschaft und hat daher die Aussicht, des Segens ihrer Gemeinschaft, worauf sie vorzüglich nach dem Muster ähnlicher Associationen in der katholischen Kirche gestiftet ist, früher als andere theilhaftig zu werden, wie wohl gewiß die Brüderschaft selbst wünschen wird, ihre Verpflichtung gegen ihn so spät als möglich erfüllen zu dürfen: doch glauben wir, daß ihn noch ein anderer Grund eben so stark bestimmte, sich bey dieser Veranlassung öffentlich auszusprechen. Er konnte keine schicklichere finden, um den Ruhm und die Ehre der ihm so theuern Würzburgischen Kirche und ihrer so vorzüglichen klerikalischen Bildungs-Institute, ihres Seminars und ihrer Academie auf die würdigste Art zu verherrlichen, als durch die Feyer des Andenkens so vieler trefflichen Männer, die in älterer und neuerer Zeit zu ihrem Klerus gehörten, aus ihren Instituten hervorgingen, und durch vorzügliche Verdienste um die Religion, um die Wissenschaften und um den Staat sich auszeichneten, welche nicht nur in ihrem besonderen Kreise, sondern in ganz Deutschland anerkannt wurden. Dieß füllt daher auch den größten Theil der Schrift aus, denn schwerlich hat eine deutsche Kirche solcher Männer so viele als die Würzburgische aufzuführen: die Wärme aber, womit Herr D. ihr

Angeboten und besonders das Angebot einiger ihm näheren Zeitgenossen, eines Keller, Endres, Barthels und Schmidt gefeyert hat, gibt der Schrift auch für das größere Publikum einen eigenen Reiz.

K o p e n h a g e n.

Der Stern der Weisen; Untersuchungen über das Geburtsjahr Christi; von D. Friedrich Münter. 1827. 117 S. in 8. mit einer Kupfertafel.

Bereits im J. 1821 hatte der berühmte Verfasser in einem Programm die Idee ausgeführt, daß der Stern der Weisen nicht ein einzelner Stern, sondern eine Constellation gewesen sey; nämlich die Zusammenkunft der obern Planeten Jupiter und Saturn im Zeichen der Fische; wofür schon ein jüdischer Lehrer Abarbanel in seinem Commentar zum Daniel sie erklärt habe; da nach den Berechnungen schon von Kepler und andern Astronomen eine solche Zusammenkunft, wie sie im Jahr 1609 und wiederum im Jahr 1821 einen prachtvollen Anblick darbietend erfolgte, auch um die Zeit der Geburt Christi eingetreten sey. Diese Erklärung wird von dem Hn. Bischof nun mit der gewohnten Gelehrsamkeit weiter ausgeführt. Es wird daher zuerst die Erzählung der Evangelisten critisch erörtert, um zu zeigen was sie wirklich enthalte und nicht enthalte. Es werden darauf die Zeugnisse anderer Schriftsteller wie des Celsus u. a. beygebracht; und selbst aus den Talmud, was die Rabbinen darüber gesagt. Hierauf wird die Frage untersucht: in wie fern das Jahr 747 a. u. c. welches man bisher als das wirkliche Jahr der Geburt Christi, (wenn man gleich in unserer gewöhnlichen Chronologie das Jahr 753 angibt) anzusehen

pflegt, es gewesen sey? Der Vf. schlägt nun den historischen Weg ein, um folgende Sätze darzuthun: 1) Christus ist vor dem Tode Herodes d. G. geboren; dessen Todesjahr ist das Jahr 750 a. u. c. 2) Christus ist gegen zwey Jahre vor dem Tode Herodes geboren. 3) Christus ward geboren während des vom August befohlenen Censüs. Der Anfang dieses Censüs fällt in das Jahr 746, etwas über drey Jahr vor dem Tode Herodes; er mußte aber mehrere Jahre dauern. Aus der Erörterung dieser Sätze zieht alsdann der Vf. folgende Resultate: 1) Herodes d. G. starb wenige Tage vor Ostern 750 a. u. c. 2) Christus muß, der Geschichte vom Bèthlehemitischen Kindermorde zufolge, wenigstens gegen zwey Jahre vor dem Tode Herodes geboren seyn. 3) Die Ankunft der Magier fällt 748 und zwar vor Anfang Septembers; sie sahen den Stern vor Ausgange Mays 747. 4) Die Geburt Christi fällt in die letzte Hälfte des Jahrs 747. Die Folge davon ist, daß unsere gewöhnliche Zeitrechnung, die mit 753 a. u. c. anfängt, um sechs Jahr zu kurz ist, und wir statt 1827 eigentlich 1833 schreiben müßten; eine Neuerung welche jedoch nur große Verwirrung anrichten würde, und die wohl Niemand in die Geschichte einzuführen sich wird einfallen lassen. Wir mußten uns begnügen, die Resultate dieser gelehrten Schrift anzugeben, in welcher die Leser auch außerdem mehrere interessante Erörterungen, welche damit in Verbindung stehen, finden werden.

Hn.

B r e s l a u.

Neues Jahrbuch der Landwirthschaft, in zwanglosen Heften herausgegeben vom Cammerrath Plathner und Prof. D. Weber. 1827.

Wenn wir gleich nach dem Plan dieser Blätter Zeitschriften dieser Art nicht Stückweise, sondern nur ein für allemal anzeigen können, so benutzen wir doch gern die Gelegenheit, da mit dem uns zugesandten ersten Hefte des fünften Bandes die Herausgeber selber den Verlag übernommen haben, die Freunde der Landwirthschaft auf dieß Jahrbuch aufmerksam zu machen. Es besteht theils in Abhandlungen, theils in Anzeigen landwirthschaftlicher Schriften. Das vorliegende Heft wird fast ganz von einem Aufsatze des Hn. Prof. Weber: zur Geschichte der Gewinnung der feinen und edlen Wolle, des Wollhandels und der Wollprelle, ausgefüllt. Der berühmte Verfasser gibt darin (wie es auch die Aufschrift sagt) zwar keine Geschichte, aber einzelne Materialien zu der Geschichte des so hoch wichtigen Gegenstandes, die aber natürlich keines Auszuges fähig sind. Ein zweyter Aufsatz: Ueber Verbesserung weniger tragbaren Wiesen, durch Ueberfahren mit Erdboden, durch Abheben und Niederlegen der Rasendecke, durch Verjüngen, und eine gleichzeitige Graseinsaat, und endlich durch Herausbringen des bessern Untergrundes zur Oberfläche (nebst einer Zeichnung) zeigt schon durch seine Ueberschrift den Inhalt hinreichend an, ist jedoch noch nicht beendigt. Endlich ein dritter Aufsatz, aus den hinterlassenen öconomischen Papieren des Grafen von Schönburg-Roschburg handelt theils von dem Tieferpflügen nach Englischen Grundsätzen, theils von dem Rübsamenbau nach Erfahrungen und Beobachtungen.

Hn.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

158. Stück.

Den 4. October 1827.

G ö t t i n g e n.

In der Sitzung der Königlichen Societät der Wissenschaften am 25. August theilte Hr. Hofr. Stromeyer die chemische Analyse einer neuen Abänderung des Magnesits mit, welche von ihm mit dem Namen Magnesit-spath belegt wird. Dieselbe kommt theils in vollkommen rein auskrystallisierten Rhomboëdern, theils in rhomboëdrisch-körnig zusammengehäuften Massen vor, und besteht außer einigen Procenten kohlensaurem Eisenoxydul und kohlensaurem Manganoryd nur aus kohlensaurer Talkerde ohne die geringste Beymischung von kohlensaurem Kalk.

Bekanntlich hat man bisher den Magnesit bloß amorphisch angetroffen, und nur in den Bitterspathen ist die kohlensaure Talkerde in Verbindung mit kohlensaurem Kalk krystallinisch gefunden worden. In krystallogischer Beziehung, zumal hinsichtlich der Untersuchungen über Isomorphose der Körper, ist daher die Auffindung einer vollkommen krystallisierten kohlen-sauren Talk-

erde ohne allen Kalkgehalt von nicht geringem Interesse. Uebrigens ist den Mineralogen dieses Fossil schon länger bekannt gewesen, aber von denselben bisher für Bitterspath gehalten worden. Nur Hrn. Prof. Mohs ist dessen wesentliche Verschiedenheit vom Bitterspath nicht entgangen, und dasselbe ist auch bereits von ihm in seiner Mineralogie als eine eigene Mineralspecies des Kalkhaloids unter der Benennung Brachytypes Kalkhaloid aufgeführt worden, weil seinen Untersuchungen zufolge sich dasselbe nicht nur durch eine etwas größere Härte und ein etwas größeres specifisches Gewicht, sondern auch durch ein mehr zugespitzteres Rhomboëder von dem eigentlichen Bitterspath, oder seinem macrotypen Kalkhaloid, unterscheidet. Eine so wesentliche Verschiedenheit in der Structur und den physischen Eigenschaften ließ daher Hrn. Prof. Mohs auch nicht ohne Grund vermuthen, daß sich dieses Fossil ebenfalls in seiner Mischung vom Bitterspath unterscheide, und wahrscheinlich den kohlensauren Kalk und die kohlensäure Talkerde in einem andern Verhältnisse mit einander verbunden enthalte, als dem, worin dieselben im Bitterspath vorkommen. Um hierüber indessen volle Gewißheit zu erlangen, übersandte derselbe dem Hrn. Hofr. Stromeyer sehr reine und charakteristische Bruchstücke von dem brachytypen Kalkhaloid aus Salzburg, um dieses Fossil einer genauem chemischen Untersuchung zu unterwerfen. Durch diese ist nun nicht allein die Vermuthung des berühmten Wiener Mineralogen, daß sich dieses Fossil auch in seiner Mischung vom Bitterspath unterscheide, vollkommen bestätigt worden, sondern es hat sich auch aus denselben ergeben, daß dessen Mischung von der des Bitterspaths gänzlich verschieden ist, und insbe-

sondere dadurch von demselben abweicht, daß es gar keinen kohlenfauren Kalk enthält. Demnach kann dasselbe auch fernerhin nicht mehr zum Kalkhaloid gezählt werden, und möchte daher wohl am passendsten seine Stelle im System als späthiger Magnesit oder Magnesitspath beym Magnesit erhalten. Dieses in der That höchst unerwartete Resultat veranlaßte hierauf den Hrn. Hofr. Str. auch eine Untersuchung der unter dem Namen Bitterspath, Dolomit, Niemit, Braunspath, Bitterkalk, Gurhofian u. bekannten Fossilien vorzunehmen, deren Mittheilung er sich aber für eine andere Sitzung der Königlichen Societät vorbehält. Indessen verschaffte ihm diese Untersuchung doch Gelegenheit das Mohs'sche Fossil noch von drey andern Orten zu erhalten, und dadurch das Resultat der ersten Analyse vollkommen bestätigen zu können.

Die vier von ihm zerlegten Varietäten des Magnesitpaths fanden sich folgendermaßen zusammengesetzt:

I. Magnesitspath in weingelb gefärbten Rhomboëdern krystallisiert vom rothen Kopf im Salzburgerischen Zillertale, und von Hrn. Prof. Mohs als brachytypes Kalkhaloid erhalten, bestand aus:

Kalkerde	41,06
Eisenoxydul	8,57
Manganoxyd	0,43
Kohlenensäure	48,94
	<hr/>
	99,00

Ober, als kohlenfaure Verbindung berechnet, und die Kohlenensäure nach der Capacität der Basen bestimmt, wobey auf 100 Kalkerde 106,5 Kohlenensäure, auf 100 Eisenoxydul 61,2 Kohlenensäure und auf 100 Manganoxyd 60,4 Kohlenensäure angenommen worden sind, aus:

1572 Göttingische gel. Anzeigen

Kohlensaurer Talkerde . . .	84,79
Kohlensaurem Eisenorydul . .	13,82
Kohlensaurem Manganoryd . .	0,69
	<hr/>
	99,30

II. Magnesitspath in blaß gelblich braun gefärbten Rhomboëdern in Chlotitschiefer eingewachsen aus dem Fassathal in Tyrol, hielt:

Talkerde	40,19
Eisenorydul	10,53
Manganoryd	0,49
Kohlensäure	48,48
	<hr/>
	99,69

Ober:

Kohlensaure Talkerde	82,89
Kohlensaures Eisenorydul . .	16,97
Kohlensaures Manganoryd . .	0,78
	<hr/>
	100,64

III. Magnesitspath in erbsengelb gefärbten rhomboëdrisch-körnigen Massen mit Bitterspath und blättrigem Talk von St. Gotthard in der Schweiz gab:

Talkerde	42,40
Eisenorydul	6,47
Manganoryd	0,62
Kohlensäure	49,67
	<hr/>
	99,16

Ober:

Kohlensaure Talkerde	87,56
Kohlensaures Eisenorydul . .	10,52
Kohlensaures Manganoryd . .	0,99
	<hr/>
	99,07

IV. Magnesitspath in schwarz gefärbten rhomboëdrisch-körnigen Massen von Hall in Tyrol, enthielt:

Zalferde	43,44
Eisenoxydul	4,98
Manganoxyd	1,52
Kohlensäure	49,93
Kohle	<u>0,11</u>

Oder :

Kohlensaure Zalferde	89,70
Kohlensaures Eisenoxydul	8,02
Kohlensaures Manganoxyd	2,44
Kohle	<u>0,11</u>
	100,27

Die in diesem Magnesitspath enthaltene Kohle ist wie beym Anthraconit Ursache der schwarzen Farbe desselben, und man könnte daher denselben auch als eine besondere Varietät des Magnesitspaths, vielleicht unter der Benennung von Anthrako-Magnesitspath, betrachten. Die Kohle kommt übrigens in demselben ebenfalls nur mechanisch eingemengt vor.

Da alle vier untersuchten Magnesitspathe neben der kohlensauren Zalferde auch zugleich kohlensaures Eisenoxydul und kohlensaures Manganoxyd enthalten, so läßt es sich zwar vor der Hand nicht mit völliger Bestimmtheit entscheiden, ob diese kohlensauren Salze auch wesentlich zur Mischung dieses Fossils gehören und mit der kohlensauren Zalferde als Doppelsalz vereinigt darin vorkommen, oder ob sie sich darin vielmehr nur zufällig und bloß in der kohlensauren Zalferde aufgelöst befinden. Die geringe Menge derselben im Vergleich zu der kohlensauren Zalferde, und noch mehr ihr veränderlicher Gehalt machen es indessen um vieles wahrscheinlicher, daß sie nur als zufällige Bestandtheile in diesem Fossile enthalten sind, und deshalb hat der Hofr. Str. auch kein Bedenken getragen, dasselbe zum Magnesit zu zählen.

Den Beschluß dieser Abhandlung machten noch einige Bemerkungen über die bey dieser Analyse befolgte Methode und ein dabey eingeschlagenes neues Verfahren zur Scheidung des Mangans von der Talkerde, welches auch mit gleich günstigem Erfolge zur Trennung dieses Metalloryds vom Kalk benützt werden kann.

Die bisher von den Chemikern zur Scheidung des Mangans von der Talkerde und dem Kalk in Anwendung gebrachten Methoden sind zum Theil sehr umständlich, zum Theil gewähren sie auch keine vollständige Abscheidung dieses Dryds von den genannten Basen.

Durch die Fällung aller drey Basen in der Wärme durch basische fixe kohlensaure Alkalien, Glühung des Niederschlags und Behandlung desselben mit diluierter Salpetersäure bewirkt man nur selten eine einigermaßen genügende Trennung des Mangans. Besser gelingt dagegen dieselbe, wenn man den durch die fixen kohlensauren Alkalien erhaltenen Niederschlag gleich in Salpetersäure auflöst, die Auflösung zur Trockenheit verdunstet, und die trockne Salzmasse vorsichtig glüht, bis alles salpetersaure Mangan zersezt worden ist, wo dann das gebildete Manganhyperorydul durch Wasser leicht getrennt werden kann. Diese Methode erfordert indessen große Behutsamkeit, und öftere Prüfungen, damit durch nicht zu starkes Glühen auch etwas von dem salpetersauren Kalk- oder Talkerdesalze zersezt wird, oder sich bey zu gelindem Glühen ein Theil des salpetersauren Mangans der Umänderung in Manganhyperorydul entzieht, welches besonders da leicht der Fall ist, wo größere Mengen von Kalk und Talkerde mit kleinen Mengen von Mangan vorkommen. Die Fällung des Mangans durch schwefelwasserstoffsaure Salze, welche von Hrn. Berzelius öf-

ters benutzt worden ist, führt gleichfalls zu keiner vollständigen Scheidung dieses Metalloryds, selbst wenn die Auflösungen möglichst neutral sind. Auch hat nachgehends die Fortschaffung des überflüssig angewandten schwefelwasserstoffsauren Salzes große Unbequemlichkeiten, und außerdem muß das dadurch gefällte Mangan von Neuem wieder aufgelöst und durch kohlensaure Alkalien niedergeschlagen werden, wenn man die Menge desselben mit Genauigkeit bestimmen will.

Diese Umstände machten es dem Hofr. Str. schon lange wünschenswerth einen leichtern und sicherern Weg zur Abscheidung des Mangans zu erhalten. Diesen schmeichelt er sich jetzt durch folgendes bey dieser Analyse angewandte Verfahren wirklich erlangt zu haben. Aus der salzsauren, durch Salpetersäure zuvörderst gehörig oxydierten, Auflösung des Fossils wurde zuerst das Eisen in der Kälte und bey angemessener Verdünnung durch neutrale fixe kohlensaure Alkalien niedergeschlagen; eine Methode welche zur Fällung des Eisens, und Abscheidung desselben vom Mangan, Kalk und Thonerde allen übrigen an Genauigkeit vorzuziehen ist, so bald sie mit der gehörigen Umsicht ausgeführt wird. Nachdem das Eisen auf diese Weise fortgeschafft worden war, wurde durch die rückständige, zuvor wieder angesäuerte und etwas in die Enge gebrachte Auflösung ein Strom Chlorine hindurchgeleitet, bis dieselbe in Verhältniß ihres Mangangehalts hinreichend damit gesättigt war, worauf dieselbe nun aufs neue wieder mit neutralen kohlensauren Alkalien bis zum leichten Ueberschuß versetzt wurde. Hierdurch wird das Mangan auf das vollständigste im Zustande des Hyperoryduls ausgeschieden. Da das Mangan indessen nicht momentan niederfällt, sondern allmählich, so thut man gut das kohlensaure Alkali,

zumal da wo viel Mangan vorkommt, und auch zugleich Kalk vorhanden ist, ebenfalls nur nach und nach hinzuzufügen, bis die Flüssigkeit sich völlig entfärbt und kein Mangan sich weiter ausscheidet, weil man sonst leicht Gefahr läuft, daß bey einer Uebersättigung mit kohlensaurem Alkali durch längeres Stehen der Flüssigkeit an der Luft etwas Kalk, und auch wohl Talkerde mit niedergeschlagen wird. Bey einem sehr geringen Mangan Gehalt bedarf es keiner Hindurchleitung eines Stroms Chloringas, sondern man reicht auch schon mit Chlorinwasser aus.

Nach Entfernung des Mangans ist die Talkerde durch phosphorsaures Natron und ägendes Ammoniak gefäkt worden. Dabey ist aber die Vorsicht gebraucht, die Auflösung zuvörderst wieder mit Salzsäure zu übersättigen und zu kochen, um alle Kohlenensäure fortzujagen, und dann derselben erst nach dem Erkalten zuerst phosphorsaures Natron und nachgehends ägendes Ammoniak hinzuzufügen. Ohne diese Cautel gewährt diese Methode keine Sicherheit. Den gehörig ausgefästeten und hierauf geglühten Niederschlag berechnet der Hofr. Str. zufolge eigener darüber angestellten Versuche auf 100 zu 37 Talkerde. Derselbe bedarf nur bis zum anfangenden Rothglühen erhitzt zu werden. Das von dem verstorbenen Murray zu Edinburg empfohlene starke und anhaltende Glühen desselben ist ganz überflüssig. Bey der Anwendung des kohlensauren Ammoniaks, so wie auch bey einem Rückhalt von kohlensaurem Alkali, wird viel phosphorsaure Talkerde in den Auflösungen zurückgehalten, woher auch wohl die Abweichungen in den Angaben des Talkerdegehalts dieses Salzes liegen mögen.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

159. Stück.

Den 6. October 1827.

Dorpat und Hamburg.

Bey Sticinsky und Perthes: Das älteste Recht der Russen, in seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt von Joh. Phil. Gust. Ewers, Ritter u. s. w. Staatsrath, ordentl. Prof. an der K. Univers. Dorpat, Mitglied mehrerer gel. Gesellsch. 1826. XVI und 348 S. in 8.

Die Aufgabe des vorliegenden, mit seltener Gründlichkeit, und ungemein geistreich ausgearbeiteten Werks, ist, den stufenweisen Fortschritt des Rechts aus dem sogenannten patriarchalischen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft in der Geschichte Rußlands nachzuweisen, und zu gleicher Zeit einen Beytrag zu der noch so mangelhaften Entwicklung des Rechts überhaupt zu liefern. Grundlage der angestellten Untersuchungen ist Nestor's Chronik, vorzugsweise dazu geeignet, um jene Aufgabe zu lösen, da sie den Stempel der Glaubwürdigkeit an sich trägt, und in so früher Zeit nach der Gründung des Staats abgefaßt ist, wie wir sie von keinem andern Lande haben, und da dieselbe ein einheimisches

Gesetz aufbewahrt hat, welches die Spuren des höchsten Alterthums an sich trägt, wahrscheinlich das erste geschriebene Gesetz nach Gründung des Staats ist, und ein Denkmal, welchem kein anderes Land ein ähnliches zur Seite stellen kann — nämlich Jaroslav's Pravda (z. Anfang des 11ten Jahrhunderts). 'Jene Chronik, bemerkt der Herr Verf., gibt uns zwar nur geringen Stoff, aber doch genug, um die stufenweise Entwicklung des Rechts in seinen Hauptzügen verfolgen zu können; dieses Gesetz, sofern es wirklich ein erstes Gesetz ist, zeigt uns an einem klar vor Augen liegenden Beispiele, wie zuerst aus der bloßen Sitte und dem Herkommen ein Gesetz ward, wie die ersten Rechtsideen in unserm Sinne des Worts sich bildeten, was die frühesten Staatsbürger unter der Sphäre des Rechts umfaßten; und was sie von derselben ausschlossen.' In Bezug auf die in dieser Chronik enthaltenen Thatfachen, und mittelst vergleichender Berücksichtigung der Geschichte anderer, auf derselben Culturstufe stehenden Völker, wird uns nun eine äußerst anziehende geschichtlich entwickelnde Darstellung der ältesten Rechtsverhältnisse der Russen, in allen ihren Beziehungen, seit Rurik's Regierung bis auf Jaroslav gegeben, welche ganz gelesen werden muß, und aus welcher Ref. nur einzelne Momente ausheben kann, da ein gedrängter Auszug aus derselben, selbst wenn er, ohne den Ideengang des Hrn. Verf. zu zerreißen, möglich wäre, die engen Grenzen dieser Blätter weit überschreiten würde. Das erste Buch umfaßt die heidnische Zeit, nämlich die Regierungen Rurik's, Dleg's, Igor's, Swjatoslav's, Jaropolk's, und Wladimir's, bis 988, oder bis zur Einführung des Christenthums; das zweyte, die christliche Zeit, nämlich die Regierungen Wladimir's seit 988, Swjatopolk's,

und Jaroslaw's. Abgesehen von den Einrichtungen über die Thronfolge, über die Reichsverwaltung, über Erhebung der öffentlichen Abgaben, werden unter Swjatoslaw's Regierung die Blutrache überhaupt, unter Jaropolk's Regierung die Blutrache gegen Brüder und unter Wladimir's Regierung — alles noch während der heidnischen Zeit, — Bestimmungen über die Abwendung derselben, erwähnt; unter Swjatoslaw's Regierung, und zwar während der Reichsverwaltung der Olga, heißt es, daß diese im Jahre 964 'das Fürstliche abschaffte, und verordnete, von dem Bräutigam einen schwarzen Marder zu nehmen, sowohl dem Fürsten, als dem Bojar von seinem Unterthanen, welches der Herr Verf. von dem bekannten *jure primae noctis* oder *praelibationis* erklärt, von welchem also auch hier, und bey einem so entfernten Volke, ein sehr frühes Datum nachgewiesen wird. Unter Wladimir's Regierung zur heidnischen Zeit war die Vielweiberey sehr gewöhnlich. Merkwürdig sind auch die Rechtsbestimmungen über Todtschlag, Verwundung und Mißhandlungen, so wie über den Diebstahl, und den Proceß, welche sich in den Friedensschlüssen Oleg's und Igor's mit den Griechen, befinden, und auf das älteste Russische Recht hindeuten. In der christlichen Zeit, unter Wladimir, kömmt zuerst die obrigkeitliche Bestrafung des Mords, und die Veränderung des Wehrgelds, unter Swjatoslaw, die Blutrache auch gegen Stiefbrüder, und die Nothwehr gegen Nachträuber vor. — Nach der Ermordung von Boris und Glib wurde Swjatopolk von Jaroslaw, Fürsten von Nowgorod, mit Krieg überzogen, der mit wechselseitigem Glücke geführt, endlich durch einen entscheidenden Sieg des letztern über den erstern, endete. Swjatopolk kam auf der Flucht um

(1019), und Jaroslav blieb ruhiger Besitzer seines Throns. Er belohnte seine Krieger, vor allen die Novgoroder, und ließ 'ein Gesetz niederschreiben' wie die Chronik besagt. So entstand die Pravda Jaroslav's, die älteste Rechtsurkunde der Russen, zunächst für Novgorod bestimmt, aber bald für ganz Rußland gültige Kraft habend. Sie besteht aus 17 Artikeln, und wird von dem Herrn Verf. S. 264 fg. Russisch und Deutsch mitgetheilt, und durch sehr lehrreiche Erläuterungen commentiert. Das in ihr enthaltene Recht besteht eigentlich nur aus fünf Sätzen: 1) Beschränkung der Blutrache auf nahe Verwandtschaftsgrade, also mittelbare Bestätigung derselben in diesen, und Festsetzung eines Geldersatzes im Falle sie nicht wirklich vollzogen wird; 2) Bestätigung, oder vielmehr stillschweigende Anerkennung der Privattrache bey körperlichen Verletzungen, und Bestimmungen eines Geldersatzes statt derselben; 3) Bestätigung der eigenmächtigen Wegnahme seines Eigenthums, wo jemand es fand, und Festsetzung eines Ersatzes außerdem für die Verletzung; 4) im Fall des Streits über dieses Eigenthum, Zurückgehen auf frühere Besitzer, so daß der letztere, der auf keinen weiter zurückweisen kann, den Ersatz leisten muß; endlich 5) Entscheidung aller verwickelten Sachen durch ähnliches Zurückgehen auf die frühern Besitzer in Gegenwart von zwölf Männern aus der Gemeine, mit Festsetzung des gleichen Ersatzes von Seiten dessen, der dem Andern das Seinige vorenthalten hatte. Sehr geistreich wird über den Inhalt dieses Gesetzes in Bezug auf die Wegnahme des Eigenthums bemerkt, daß das ganze Recht über das Mein und Dein auf dem einfachen Satze beruhte: du sollst nicht etwas dem Andern Gehöriges nehmen; Verbrechen gegen das Eigenthum und bloße Ei-

vilforderungen wurden gar nicht unterschieden; alle Streitigkeiten über das Eigenthum wurden lediglich auf die einfache Frage zurückgeführt: hat der, an welchen ich mein Eigenthum verloren, es genommen oder nicht. Denn nur durch das Nehmen kann es widerrechtlich in seinen Besitz gekommen seyn: gleichviel ob er, oder ein Anderer, von welchem er dasselbe erhielt, es genommen habe. Mein bleibt Mein; also ich bekomme immer mein Eigenthum zurück, d. h. ursprünglich; ich nehme es vor aller Augen ebenso, wie man im Naturzustande das Seinige geradezu zurückzunehmen gewohnt ist. Und der, welcher es wirklich genommen hatte, muß mir überdies für die Verletzung einen Ersatz zahlen. — Aber dieser ist einer und derselbe für alle Arten des Nehmens. Alle sogenannten Civilforderungen wegen Mein und Dein, im Gegensatz derer, wo nach unsern Begriffen eine Verletzung des Criminalrechts damit verknüpft ist, gründen sich ursprünglich auf die Beschuldigung, daß der Andere uns unser Eigenthum genommen habe. Ist das wahr, so ist er zum Ersatz für diese Verletzung verpflichtet, und daher ziehen alle Forderungen wegen Eigenthum, wenn sie als rechtmäßig erfunden werden, ursprünglich einen Ersatz nach sich, den der als unrechtmäßiger Besitzer erkannte Gegner leisten muß. — Aus dieser kurzen Uebersicht ist klar, wie Criminalrecht und Civilrecht ursprünglich innig verkettet sind. Jedes ganze Recht geht vom Begriffe der Verletzung aus, woran sich die Idee von der Rechtllichkeit des Zurücknehmens einer uns genommenen Sache schließt. Ursprünglich ist Alles — Verletzung, und nur von Verletzungen ist die Rede. Bey Verletzungen der Person bleibt die Privatrache, wie im Naturzustande; man sucht sie nur durch allmälige Beschränkungen und durch den Reiz

des Gewinnes (Wergeld) seltener zu machen. Bey Verletzungen wegen Eigenthums hebt man die Privatrache zuerst auf; hier kann man es am frühesten, weil der Schmerz und folglich der Trieb zur Rache weniger heftig ist. Statt derselben setzt man einen Erfaz in Hab und Gut. Ebenso ist der ursprüngliche Proceß ganz dem Verfahren im Naturzustande angemessen. — Nur, wenn die Sache verwickelt war, dann trat der Ausschuß der Gemeine ein, zwölf Männer, die gewissermaßen die Gemeine selbst darstellten. — Hier haben wir die Grundlage aller Jury, ein sehr altes, wahrscheinlich allen Völkern ursprünglich gemeinschaftliches Institut. Die zwölf Männer sprachen über die Thatsache, d. h. sie sprachen das Ergebniß der Nachweisung aus, und dadurch sprachen sie ursprünglich auch das Recht selbst aus, denn das Recht war noch keine besondere Wissenschaft geworden; es ging von selbst aus dem Erfolge der Untersuchungen hervor. Das alte Gesetz enthielt nichts vom Familien- nichts vom Erbrechte. Beides zusammen war anfänglich Familiensache, und keine Gesetzgebung hatte sich darein zu mischen; der Hausvater und das Familienhaupt entschieden unumschränkt in allen Familiensachen. — Als Beylagen sind endlich noch mitgetheilt: I. Die Erweiterung der Pravda Jaroslaw's durch seine Söhne, während der Jahre 1059 bis 1068, in deutscher Uebersetzung; und II. eine Pravda aus einer Handschrift des 13. Jahrh., deren Verfasser durchaus unbekannt ist; auch diese nur in deutscher Uebersetzung; die freylich schon viel umfassender ist, und einen höhern Zustand der Cultur voraussetzen läßt.

H a n n o v e r.

Bey Hahn: Q. Curtii Rufi de rebus gestis Alexandri Magni libri superstites ad

optimarum editionum fidem scholarum in usum curavit G. H. Lünemann. 1827. VIII. ung 248 S. (9 Ggr.)

Justini historiae Philippicae eben so von demselben. VI und 226 S. (8 Ggr.).

Diese beiden Schriftsteller verdienen vor vielen andern eine zweckmäßige Schulausgabe mit richtigem Texte und genauem fehlerfreyem Drucke, wie ihnen hier zu Theil geworden ist. Sie bilden den 7ten und 8ten Band von des Herausgebers mit großem Beyfalle aufgenommenen Sammlung nova bibliotheca Romana classica, welche sich außer den eben erwähnten Eigenschaften auch durch ein gutes und zweckmäßiges Aeußere, wofür die Verlagshandlung gesorgt hat, und durch äußerst wohlfeilen Preis auszeichnet. Die früheren Bände enthielten: 1. den Sallust (4 Ggr.) 2. den Sueton (10 Ggr.); 3. den Tacitus mit vielen Berichtigungen und kritischen Bemerkungen des Herausg. in 2 Bden. (jeder zu 10 Ggr.) 5. den Quintilian (eben so); und diese außerordentliche Wohlfeilheit des Preises, verbunden mit dem inneren Werthe der Ausgaben läßt erwarten, daß dieselbe in sehr vieler Hände kommen und sehr viel dazu beytragen werden, die unberichtigten und ungenauen älteren Abdrücke immer mehr zu verdrängen, mit welchen sich noch immer zu ihrem größesten Schaden manche Anfänger behelfen. — Bey dem Curtius hat der Herausg. die Ausgabe von Schmieder zum Grunde gelegt, aber auch die Ausgaben von Freinsheim, Cunz und Koken benützt und den Schmiederschen Text an manchen Stellen geändert. Die neue Ausgabe von Zumpt, welche 1826 erschien, kam ihm sehr zu Statten, weil sie außer andern Varianten insbesondere die Lesarten des Leidens. und Vossian. und 9 Florentinischer Handschriften darbot, und er hat sie sorgfältig benützt. Doch stimmen wir

mit dem Urtheile des Herausg. ganz überein, wenn er S. VII bemerkt, daß der Berliner Herausg. in seiner Vorliebe für den neuen Variantenvorrath zu weit gegangen ist, und häufig die alte von ihm verworfene Lesart wieder hergestellt werden muß. Der Herausg. hat die von Zumpt eingeführten Lesarten einer sorgfältigen Prüfung unterworfen, und die Stellen, wo er sie angenommen, in der angehängten *varietas lectionis* S. 238 — 248 angezeigt. Hier hat er auch noch andere Verbesserungen beygebracht, und ein Paar Mal die Interpunction trefflich berichtigt. An einigen Stellen sind die Gründe seines critischen Verfahrens angegeben und grammatische und exegetische Bemerkungen beygefügt. In der Aufnahme der neuen Lesarten hat der Hrsg. eine vorsichtige Zurückhaltung beobachtet, die wir nur billigen können, und ist an den meisten Stellen der alten Lesart (in der Schmiederschen Ausg.) treu geblieben. In der Mitte sind an einigen Stellen Freinsheim's Supplemente eingeschaltet um den Zusammenhang herzustellen.

Der Text der zweyten Ausgabe von A. Gronovius (Lugd. Bat. 1760) ist bey dem Justini zum Grunde gelegt, wie in der Zweybrücker Ausgabe, wogegen Wegel den weniger richtigen Text der Gräveschen Ausgabe meistens befolgt hatte. An mehreren Stellen, die in einer angehängten *varietas lectionis* angegeben werden, ist der Hrsg. in der Interpunction und in den Lesarten von der Gronovschen Ausgabe abgewichen, meistens nach Gräve, den Bizon-tinern und Wegel, und nicht ohne gute Gründe, die er auch, wo es nöthig war, mit möglichster Kürze angegeben hat. Die Genauigkeit des Druckes, der durch die größte Sorgfalt und wiederholte Correctionen erreicht ist, ist auch in diesen letzten Bänden ausgezeichnet, und gereicht diesen Ausgaben zu keiner geringen Empfehlung.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

160. Stück.

Den 6. October 1827.

L o n d o n.

Astronomical observations made at Göttingen from 1756 to 1761 by Tobias Mayer. In two parts, Published by order of the commissioners of latitude. 1826. Die erste Abtheilung 92 S., die zweite 62 S. in Folio.

Nach siebenzig Jahren ist den Beobachtungen des großen Göttinger Astronomen Tobias Mayer noch die Auszeichnung zu Theil geworden, auf Kosten einer ausländischen Behörde, welche die großen ihr zu Gebote stehenden Mittel gern zum Vortheil der Astronomie anwendet, gedruckt zu werden. Die Handschrift der Beobachtungen von den Jahren 1757 = 1761 war schon vor langer Zeit in den Besitz des Herrn von Zach gekommen, und von diesem der englischen Commission für die Meeresslänge mitgetheilt: die Handschrift der Beobachtungen des ersten Jahres befand sich noch in dem Archiv der hiesigen Königl. Societät und wurde zu dem beabsichtigten Abdrucke hergeliehen.

Der bey weitem größte Theil der Beobachtungen ist an dem Birdschen Mauerquadranten ge-

macht. Mayer hatte sein Hauptaugenmerk auf die Fertigstellung des Verzeichnisses der Zodiacalsterne gerichtet, und die Beobachtungen dieser Sterne sind daher auch der Hauptinhalt des Tagebuchs. Sie fangen mit dem 8. Februar 1756 an; zuerst bis zum 23. May finden sich bloß die Durchgangszeiten, und zwar schon auf den mittlern Faden reducirt; vom 23. May an hingegen erscheinen die Beobachtungen vollständig im Originale. Die Beobachtungen des Jahrs 1756 füllen die ganze erste Abtheilung aus; der Jahrgang 1757 nimmt in der zweyten Abtheilung 35 Seiten ein; dann 6 Seiten bis in die Mitte des Jahrs 1758. Hiermit hören eigentlich Mayers Beobachtungen am Mauerquadranten fast ganz auf; am 5. April 1759 übergab er sein Verzeichniß der Zodiacalsterne der königlichen Societät. Aus den ersten Tagen des May 1759 Beobachtungen des Halleyschen Kometen an einem parallatisch aufgestellten Fernrohr. Aus dem Junius und Julius 1760 Beobachtungen am Mauerquadranten von Mayers würdigem Schüler Niebuhr; endlich vom 6. Junius 1761 die Beobachtung des Durchganges der Venus durch die Sonne. Neben den Beobachtungen der Zodiacalsterne finden wir, in den ersten Jahren, noch sehr viele Beobachtungen der Sonne, mehrere von der Venus und dem Monde, und einige wenige vom Mars, Jupiter und Saturn, auch verschiedene Sternbedeckungen.

Man sieht aus diesem Inhalt, daß eine neue von Grund aus gemachte Bearbeitung dieser Beobachtungen keine so umfassende Ausbeute liefern könnte, wie die gleichzeitigen Beobachtungen von Bradley durch Bessels vortreffliche Bearbeitung gegeben haben. Mayer hatte sich ein beschränktes Hauptziel vorgesetzt, die An-

fertigung eines Hobiaalfsternenverzeichnisses, und dieses hat er selbst auf seine Beobachtungen gegründet. Auch darf nicht übersehen werden, daß die Dürftigkeit von Mayers Hülfsmitteln, für die Reduction der Beobachtungen als absoluter, große Hindernisse in den Weg legt, und daß uns jetzt die Kenntniß von einigen Nebenhülfsmitteln die er noch benutzte, abgeht. Mayer hatte kein Mittagsfenrohr; die Reduction der am Mauerquadranten beobachteten geraden Aufsteigungen setzt die Kenntniß der unregelmäßigen Abweichungen des Instruments vom Meridian voraus, wozu Mayer auch correspondierende Sonnenhöhen an einem kleinen beweglichen Quadranten benutzte; allein nur von zwey Tagen finden wir diese aufbewahrt. Ähnliche Schwierigkeiten finden sich bey den Zenithdistanzen. Mayer hatte keinen Zenithsector. Eine zuverlässige Kenntniß des Collimationsfehlers konnte daher nur durch Umhängen erlangt werden, und diese Umhängen ist nur Einmal geschehen. Alle vor den Umhängen beobachteten Zenithdistanzen verlieren noch durch die von Mayer selbst gemachte Bemerkung an Zuverlässigkeit, daß der Centralzapfen lose sitzend befunden wurde. Es ließen sich noch mehrere andere Bemerkungen beyfügen, wozu aber hier nicht der Ort ist.

Dagegen werden noch oft einzelne Fälle eintreten können, wo es den Astronomen sehr willkommen seyn wird, die Originalbeobachtungen benutzen zu können, wenn auch nur als Differentialbeobachtungen. Bekanntlich hat schon einmal die Handschrift den großen Nutzen geleistet, eine frühe Beobachtung des Uranus zu liefern, den Mayer am 25. Sept. 1756 unbewußterweise als Fixstern beobachtete.

In der Einleitung sind noch zwey Aufsätze der

Opera inedita wieder abgedruckt, nämlich Mayers Vorlesung *Observationes astronomicae quadrante murali habitae*, und Lichtenbergs Bemerkungen über das von Mayer gebrauchte Thermometer; und am Schluß findet sich ein vom Hrn. Prof. Bessel eingeliefertes Druckfehlerverzeichnis zu Bradley's Beobachtungen.

C a r l s r u h.

In C. Fr. Müllers Hofbuchhandlung: Reiter-Bibliothek. Dritter Theil. 1827. 555 Seiten. 8. (G. G. g. Anz. 1826 St. 132).

Der Hr. Gr. von Bismark fährt in diesem dritten Theile seiner Reiterbibliothek fort, aus den Schriftstellern die über die Cavallerie geschrieben haben, dasjenige, was ihm am wissenschaftlichsten zu seyn scheint, auszuheben, und mit Anmerkungen zu begleiten. Bey der I. Abhandlung, überschrieben: Reiter-Literatur beschränkt er sich jedoch nur auf diejenigen Schriftsteller, welche das Gebiet der Reiterrey mit neuen Ideen bereichert haben. Ueber die tactischen Autoren führt er nur Warnery, de la Vacine, Brezé und Graf Melfort an. Von den Schriften derjenigen, die nicht selbst in der Reiterrey dienten, oder die nur zusammentrugen, was bereits vorhanden war, behauptet Gr. v. B., wie uns scheint, etwas gewagt, daß sie keinen Werth hätten. Neue Ideen sind immer schätzenswerth, erfordern aber eine sorgfältige Prüfung, die viele Vorkenntnisse und Erfahrung voraussetzt. Unter dem vielen Neuen, was täglich vorgeschlagen wird, eignet sich wenig ins Leben zu treten. Man sollte freylich glauben, daß nur der Mann vom Fache, am besten über seine Wissenschaft schreiben konnte, als z. B. wie Gr. v. B. will,

nur der eigentliche Cavallerist; das ist zu sagen, nur ein solcher, der immer in dieser Waffe gebient hat, über die Cavallerie; unstreitig ist diesem das Detail derselben am genauesten bekannt. Allein die Erfahrung lehrt, daß in allen einzelnen Zweigen des Kriegswesens ein wahrer Handwerksgeist mehr oder weniger herrscht, der das Geistige zum Mechanischen herabwürdiget, an Vorurtheilen klebt und sich im Detail verliert. Den Blick nur auf einen Punct richtend übersieht dieser nur zu leicht das Verhältniß zum Ganzen. So sind z. B. beynähe alle wichtige Veränderungen in der Artillerie und im Ingenieur-Fache nicht ursprünglich von Artillerie- und Ingenieur-Officieren ausgegangen, und man hat sogar in vielen Diensten längst den Grundsatz angenommen: es sey zweckmäßig, die Chefs dieser Corps nicht aus ihnen selbst zu wählen. Der Gr. v. B. tabelt Scharnhorst in seinem Handbuche für Officiere gesagt zu haben: 'ich sehe bey der Tactik der Cavallerie voraus, daß man die der Infanterie gelesen habe, wie denn überhaupt ohne richtige Begriffe von der letztern niemand richtige von der der Cavallerie erlangen könne.' Scharnhorst ging von dem Grundsätze aus: daß das Studium der Tactik alle Zweige der Armee umfassen müsse, weil die Leitung eines Gefechts die Führung aller Waffenarten in sich begriffe; er erkannte für die Bewegungen der einzelnen Truppenarten nur die nämlichen Grundsätze an, und da er mit Recht die Infanterie als die entscheidende Waffe ansah, so wollte er, daß der Officier jeder Waffe zuvor, ehe er die Tactik seiner besondern Waffe studiere, sich mit den Grundsätzen der Infanterie-Tactik genau bekannt gemacht habe. Nach seiner Ansicht sollte der Officier (wie es in Oestreich

und auch in England, jedoch nur mit der Cavallerie und Infanterie der Fall ist) aus einer Waffe in die andere avancieren können. Als Scharnhorst seine Grundsätze aufstellte, war das System die Waffen zusammenzusetzen, mehr an der Tagesordnung, als in den letzten Feldzügen der gegen die Revolution geführten Kriege. Das System der Armee-Divisionen, daß die Französischen Feldherren in den ersten Feldzügen des Revolutionskrieges befolgten, so wie das darauf folgende der Armee-Corps, führte zu einer Vertheilung der Cavallerie bey den Infanterie-Divisionen und Brigaden. Nach diesen Grundsätzen war z. B. die Preussische Armee in der Schlacht bey Auerstedt formirt, und man bemerkte schon damals, sie sey zu vertheilt gewesen, um etwas Entscheidendes zu leisten. Späterhin wandte Buonaparte das System große Massen von Cavallerie, die, ohne einer Armee-Division, oder einem Armee-Corps zugetheilt zu seyn, unabhängig für sich agieren, einigemal mit Vortheil an, und fand Nachahmer. Verstehen wir nun den Gr. v. B. richtig, so will er die Waffen mehr als bisher geschehen ist, wieder trennen, und dem zufolge jeder Waffe ihre eigene Tactik vorschreiben. Einverstanden mit dem Verf. sind wir darin, daß ein Officier der von Jugend auf in seiner Waffe gebildet worden, nur diese vor Augen hat, nur diese kennt, eine größere Vorliebe und Anhänglichkeit für selbige habe, und wahrscheinlich in selbiger mehr leisten wird, als derjenige, der die Tactik aller Waffen nicht ausstudiert, sondern aus einer in die andere übertritt, denn hier ist große Gefahr vorhanden, daß er mit keiner recht vertraut seyn würde. Nur, wenn von dem Commando gemischter Waffen die

Rede ist, bedarf es guter Rathgeber, so wie es Blücher erging. Friedrich II. konnte seinem Seidlitz kein Corps oder gar Armee anvertrauen, und Lückner hat immer ihn mit Infanterie zu verschonen, höchstens ließ er sich einige Grenadier-Bataillone gefallen. Wie verschieden auch die Ansichten über diese Gegenstände seyn mögen: der Gr. von B. erwirbt sich ein Verdienst um die Cavallerie, ihrer Selbständigkeit mit so vielem Eifer das Wort zu reden. Diese Waffe hat bey der zu genauen Verschmelzung mit der Infanterie am meisten gelitten; und vielleicht erblicken wir hier eine der Hauptquellen ihres allgemein anerkannten Verfalls in der neuern Zeit. Man hat bey dem zu weit getriebenen Centralisiren im Civil in unsern Zeiten bedeutende Nachtheile gefunden, auch im Kriegswesen haben sich deren gezeigt. — Bey Erwähnung Scharnhorsts, erlauben wir uns die Behauptung des Verf.: dieser habe in der Hannoverschen Cavallerie zuerst seine militärische Bildung erhalten, zu berichtigen. Scharnhorst erhielt seine Bildung in dem Artillerie-Corps des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg, das zwar nur aus 300 Mann bestand, aber zu den gebildetsten und geübtesten der damaligen Artillerie gehörte; er diente in diesem Corps sechs Jahre, und zwar die letzten Jahre als Adjutant des berühmten Grafen, der sich selbst mit seinem Unterrichte beschäftigte, und ihm seine Denkwürdigkeiten dictierte. — Der Gr. v. B. stellt an einem andern Orte die Bemerkung auf: daß selten ein ausgezeichnete Feldherr aus dem Generalstab und dem Genie-Corps hervorgegangen sey; wir setzen hinzu: auch nicht aus der Artillerie. Was die beiden ersten Zweige anbetrifft, so erklärt sich dieses leicht: zu ei-

nem guten Feldhern gehört vor allen Dingen die schwere Kunst commandieren zu können; der Generalstab und das Genie-Corps commandieren nicht selbst, handeln immer nur als Gehülfen eines Höheren. Daher läßt sich mit Recht vieles gegen die im Frieden stehenden sogenannten großen Generalstabe einwenden. Wenigstens sollte vermieden werden, daß Officiere eine lange Reihe von Jahren in selbigen blieben. Das Genie-Corps ist seiner Natur nach zu doctrinell und die Artillerie wird in allen Armeen noch als ein abgesondertes, halb handwerkliches Corps betrachtet: man schließt die Artillerie-Officiere von dem Commando gemischter Waffen aus, nimmt die in höhern Graden stehenden nicht mit ins Feld, weil man sie nicht anzustellen weiß. Die Cavallerie- und Infanterie-Officiere haben einmal das Commando der Truppen an sich gerissen, und seltsam genug, sogar das Commando in den festen Plätzen vertraut man nur diesen an, obwohl sie selten die dazu nöthigen Kenntnisse besitzen.

Es liegt in dem ganzen Militärwesen so viel Widersprechendes, das sich nur aus der Geschichte der Entstehung und des Fortgangs der stehenden Heere erklären läßt. Wichtiger als alle tactischen und technischen Schriften, deren die Militär-Literatur eine große Zahl aufzuweisen hat, würde für den Unterricht selbst eine aus authentischen Quellen bearbeitete kritische Kriegsgeschichte seyn, allein der Mangel solcher Quellen wird der Erscheinung eines Werks dieser Art vielleicht nicht zu besiegende Schwierigkeiten in den Weg legen. Verordnungen auf das Militär Bezug habend, liegen von mehreren Ländern wenigstens seit einem Jahrhunderte vor; allein die von den

Feldherren im Laufe der Kriege erlassenen Orders, die gerade das zeitige Bedürfnis anzeigen, sind selten aufbewahrt, und das Schlimmste ist die ungemein große Dürftigkeit der geschriebenen und gedruckten Berichte von den vorgefallenen Gefechten und Schlachten. Diese sind sich alle gleich Brüdern und Schwestern ähnlich; sie enthalten wenig von dem, was der Forscher sucht. Nichts könnte belehrender seyn, als eine getreue historische Darstellung der Ursachen, warum diese oder jene Einrichtung eingeführt, verändert, oder wohl gar wieder aufgegeben ward; wie man nach und nach zu demjenigen gelangte, was jetzt vor Augen liegt: man würde vielleicht mit einem Blick sich überzeugen, daß dasjenige, worüber man sich jetzt mit Heftigkeit streitet, schon früher versucht ward; daß, was der Theorie nach vortreflich zu seyn scheint, sich in der Ausführung anders zeigt. Bey dem Militärwesen dreht sich, so wie in den übrigen Zweigen des menschlichen Wissens, alles im ewigen Circellause herum. Wir glauben durch Einführung des Landwehrsystems eine neue Organisation der Kriegsmacht erfunden zu haben; die Kriegsgeschichte von Savoyen lehrt, daß diese dort längst versucht und wieder aufgegeben ist. So hegt eine jede Generation von sich selbst die Meinung das Non plus ultra erreicht zu haben. Gustav Adolph, Wallenstein und Lillý, Condé, Turenne und Montecuculi, Carl XII., Marlborough und Prinz Eugen, Moriz von Sachsen und Friedrich II., endlich Napoleon und Wellington — große Namen, große Perioden in der Kriegsgeschichte! Und doch glauben wir, nachdem kaum zehn Jahre des Friedens verfloßen sind, schon wichtige Verbesserungen im Kriegswesen entdeckt

zu haben. Sollten wir uns nicht täuschen? Der Hr. von B. legt einen großen Werth auf das Agiren der Cavallerie mit großen Intervallen zwischen den Schwadronen, und der in selbigen aufgestellten berittenen Schützen. Die Sache ist alt. In der Hannöverschen Kriegsgeschichte erzigt sich folgende Thatsache. In der Schlacht die der Erbprinz von Hessen am 14ten Novem- ber 1703, gegen den Französischen Marschall Tallard verlor, befand sich der Hannöversche Brigadier von Schulenburg mit den beiden Hannöverschen Dragoner-Regimentern von Penz und von Schulenburg auf dem rechten Flügel. Er sah gegen sich über ein ihm weit überlegenes feindliches Cavallerie-Corps. Aus Besorgniß überflügelt zu werden, ließ er die Regimente Schwadronweise mit Intervallen sich formieren. Das dritte Glied von jedem Regimente ließ er in zwey Detachements, gleichfalls zu zwey Mann hoch, formieren; wovon er das eine einem Lieutenant, und das andere einem Wachtmeister zu commandieren gab. Diese aus dem dritten Gliede formierten Abtheilungen stellte er etwas rückwärts auf beiden Flügeln seiner Linie, und während er nun die feindliche Cavallerie in der Fronte angriff, ließ er durch jene Abtheilungen die Flanken der feindlichen Cavallerie angreifen. Die Cavallerie hatte damals den Gebrauch ehe sie zum Choc kam, ihre Pistolen abzufeuern. Schulenburg befahl, gleich den Angriff mit dem Degen zu machen. Er warf die feindliche Cavallerie und eroberte 19 Standarten. Schulenburgs neue Cavallerie-Tactik — ein Werk des augenblicklichen Bedürfnisses, sich gegen Ueberflügelung zu sichern — fand Nachahmer, die Hannöversche Cavallerie behielt in der Folge die Intervallen

zwischen den Schwadronen bey dem Angriffe bey, und gebrauchte auch, je nachdem die herrschenden Verhältnisse dieses zu erfordern schienen, das 3te Glied als einzelne Abtheilung; endlich verschwand letzteres, man reagierte zwey Mann hoch und hatte Flanqueurs zur Deckung der Intervallen, die später mit Kolben-Pistolen bewaffnet wurden. Friedrich II. war, wie Gr. v. B. bemerkt, durch Quisegur's Maximen verleitet, sehr gegen den Angriff mit Intervallen, und hatte nach dem siebenjährigen Kriege darüber einen lebhaften Wortwechsel mit dem Hannoverischen Oberst Otten, der das Glück gehabt hatte, mit seinem Infanterie-Regimente einen Choc der Französischen Cavallerie abzuschlagen. — Der Gr. v. B. hebt auch in dieser seiner Schrift, wie in seinen vorhergehenden Werken, den wichtigen Satz hervor, daß man nur von einer alten Reiterrey große Dienste erwarten könne; er citiert die 10,000 Gardes d'honneur, die Napoleon 1813 organisierte und Pompejus junge Römische Ritter. Wir erlauben uns noch ein Beyspiel hinzuzusetzen. Bey der Formierung der Königl. Deutschen Legion für den Englischen Dienst in 1803, wurden die alten Cavalleristen der aufgelösten Hannoverischen Cavallerie zum größten Theile in zwey schwere Dragoner-Regimenter vereinigt. Diese beiden Regimenter waren die einzigen Cavallerie-Regimenter in der Englischen Armee unter dem Herzoge von Wellington, denen es gelungen ist, die Französische Infanterie zu durchbrechen, sie warfen in der Schlacht bey Salamanca drey Französische Quarrées über den Haufen, während die größtentheils erst bey dem Ausbruche des Krieges formierten, oder doch zum Theil aus Recruten bestehenden Englischen Ca-

vallerie-Regimenter dieses in den fünf Feldzügen in der Spanischen Halbinsel oft vergeblich versuchten. Die Nothwendigkeit im Frieden eine bestehende Cavallerie zu unterhalten, ist gerade der Stein des Anstoßes für die Financiers der großen Kosten wegen. — Das Resultat der Untersuchungen des Gr. von B. ist: die Reiterey zeichnet sich durch eigene Technik und Tactik, durch eine besondere Art, beide zur Ausübung zu bringen, aus. Vor-Allen ist unerläßlich, die Reiterey in demjenigen nicht zu beschränken, was allein ihr das Uebergewicht geben kann. Es ist dieß ihre Unabhängigkeit. Die übrigen Aufsätze in diesem dritten Theile der Reiterbibliothek, sind von minderer Erheblichkeit. Die II. Abhandlung enthält eine systematisch geordnete Uebersicht älterer und neuerer Literatur im Gesamtgebiete der Pferdekunde und Behandlung, als Wissenschaft und Kunst betrachtet. Diese Abhandlung ist ein trockner Catalog. III. Graf von Bellegarde, General-Lieutenant und General-Inspecteur der Reiterey in Sächsischen Diensten, von dem General-Lieutenant von Gersdorf. Diese Biographie bietet in militärischer Hinsicht wenig Interessantes dar, da dieser General nur Gelegenheit gehabt hat, seine Talente auf dem Exercierplatz zu zeigen. Er starb im Jahr 1792. Wenn es nicht allgemein bekannt wäre, wie sehr Eifersucht, Intrigue und Cabalen, gleich wie bey den Schauspielern, bey stehenden Heeren, vorzüglich wenn ein Officier außer der Anciennität avanciert ist, herrschen, so würden sich aus dieser Biographie viele Beweise ergeben. In dem IV. Aufsätze über die Hannöversche Reiterey gibt der Gr. v. B. einige Notizen über die Einrichtung und den gegenwärtigen Zustand der

Hannoverschen Armee, so wie über die von einem Theile derselben im verwichenen Herbst zwischen Hannover und Hameln angestellten Uebungen. Der Gr. v. B. erklärt die Hannoversche Cavallerie eine der vorzüglichsten zu seyn. Der Schöpfer dieser Cavallerie ist der berühmte Georg, erster Herzog von Calenberg, der als Feldherr verdient neben, wenn nicht über seine Zeitgenossen, Wallenstein, Tilly und die Schwedischen Helden des dreißigjährigen Krieges gestellt zu werden. An der Spitze seiner drey starken Cavallerie-Regimenter that Georg Wunder der Tapferkeit, vorzüglich in der Schlacht bey Münden am 20. Junius 1633, in welcher das Kaiserliche Heer unter Groesfeld und Merode vernichtet ward. Diese nämliche Cavallerie zeichnete sich noch nach dem Tode ihres Herzogs in der Schlacht bey Wolfenbüttel am 19ten Jan. 1641 auf eine glänzende Art aus. Im J. 1661 entschied die Hannoversche Cavallerie, wie auch der Gr. v. B. anführt, die Schlacht bey St. Gothard. Der Kaiser ließ dem sie commandirenden Obrist von Raackhaupt sein Portrait mit einer goldenen Kette durch den comtandierenden General Montecuculi im Hauptquartier, im Beyseyn der ganzen Generalität umhängen, schenkte ihm 500 Ducaten, seinem Major Linderich 250 Ducaten, dem ganzen Regimente aber eine zwey monatliche Gage. Alle Fürsten des Hannoverschen Hauses haben eine große Vorliebe für die Cavallerie gezeigt, dieß ist ein günstiger Umstand für diese Waffe gewesen; daß aber auf ihre Erhaltung und Ausbildung so viele Sorgfalt verwendet war, lag vorzüglich in politischen Verhältnissen. Seit Hannover mit England in die noch bestehende nähere Verbindung

kam, und die Hannoverſchen Truppen bey Continental-Kriegen mit den Engliſchen zuſammen dienten, mußte Hannover immer den größten Theil der Cavallerie zu der im Felde agierenden Armee ſtellen, weil die Engliſche Armee im Frieden immer ſehr reduciert wird, und eine Cavallerie nicht ſo ſchnell errichtet werden kann. In Hannover fand ſich das Material zu einer guten Cavallerie: Leute, von Jugend auf gewohnt mit Pferden umzugehen, und Neigung für den Cavallerie-Dienſt habend; gute und zum Cavallerie-Dienſt tüchtige Pferde. — Was für das Ausland aber intereſſant ſeyn muß, iſt im Hannoverſchen das Problem, bey der auf dem Lande zerſtreuten Bequartierung des Cavalleriſten, und einer zehnmonatlichen Beurlaubung deſſelben mit ſeinem Pferde, doch eine ausgeſuchte Cavallerie zu haben, durch eine Erfahrung von mehreren Jahrhunderten, genügend aufgelöſet zu ſehen. — Der Hr. von B. irret ſich übrigens, wenn er S. 444 bemerkt: die Beybehaltung von acht Cavallerie-Regimentern ſey geſchehen, die Treue und geleifteten Dienſte derſelben zu belohnen. Man iſt in Hannover immer von dem Grundſatze ausgegangen, daß bey der Wahrſcheinlichkeit einer ſehr ſtarken Vermehrung der Cavallerie bey einem ausbrechenden Kriage es zweckmäßiger ſey, die, welche man auf dem Friedensfuße unterhält, in mehrere ſchwächere, als in einige ſtarke Regimentern zu vertheilen. Einem ſchon beſtehenden Regimente können ohne Gefahr eine bedeutende Anzahl Recruten und ungeübte Pferde zugetheilt werden; dieſe ſchließen ſich bald an das ſchon Vorhandene, wenn dieſes nur gut iſt, an. Dagegen lehren alle Erfahrungen, daß ein ganz neu errichtetes Cavallerie-

Regiment Jahre bedarf, ehe es mit Sicherheit vor den Feind gebracht werden kann. Eine Schwierigkeit starke Regimenter im Frieden zu haben, liegt in den ausgedehnten Quartierständen derselben; obwohl der Friedens-Etat der Hannoverischen Cavallerie-Regimenter nur 400 Pferde ist, so liegen die Mannschaften doch in einer sehr großen Entfernung vom Stabe; die Hannoverische Cavallerie vor dem Jahre 1803 war, bey geringerer Stärke als die gegenwärtige, in 11 Regimenter eingetheilt. — Am Schlusse dieser Abhandlung liefert der Verfasser einige Beyspiele tapferer Thaten aus der Geschichte der Reiterey der Englisch-Deutschen Legion — V. Einige Bemerkungen über das System der reitenden Artillerie. — VI. Gutachtliche Aeußerung des K. W. Medicinal-Raths, Oberthierarzts Hordt zu Stuttgart, in Betreff der, von Norden aus sich verbreiteten seuchenartigen Krankheit. — VII. Das Sennengestüt am Teutoburger Walde, von dem Major von Düring.

M a r b u r g.

Wenn gleich die frohe Theilnahme unserer Academie bey der dritten Säcularfeyer der Universität M a r b u r g derselben auf anderem Wege bereits bezeugt worden ist, und wir die Beschreibung der dabey statt gefundenen Feyer anderen Blättern überlassen müssen, so soll doch das P r o g r a m m nicht unerwähnt bleiben, durch welches der Herr Professor W a g n e r als Professor der Beredsamkeit zu derselben einlud. Es enthält dasselbe zugleich einen Beytrag zu den Annalen der Universität,

nach der Reihe der Prorectoren, welche seit 1777, also seit den letzten funfzig Jahren, dieses Amt bekleidet haben. So manche berühmt gewordene Namen unter denselben, sind zugleich eine stille, aber würdige Rückerinnerung an die vielfachen Verdienste, welche sich die Universität um die Wissenschaften erworben hat; die jeder Freund derselben auch mit seinen besten Wünschen für die Zukunft begleiten wird.

Unter den bey dieser Gelegenheit erschienenen Glückwünschungsschriften erwähnen wir Eine, welche von einem vormaligen Zögling und Lehrer an derselben, Herrn G. R. C r e u z e r in Heidelberg eingesandt ward: *Friderici Sylburgi Epistolae quinque ad Paulum Melissum. Nunc primum edidit Frid. Kreuzer.* 32 Seiten in 8. 1827. Sylburg gehörte durch seine Geburt sowohl, als auch durch spätere Verhältnisse Hessen an; Melissus, wie er sich nach der Mutter nannte, eigentlich Schedius, war nach manchen abenteuerlichen Schicksalen 1586 Bibliothekar in Heidelberg geworden. Die fünf Briefe, aus Frankfurt geschrieben, enthalten literarische Anliegen, meist in Beziehung auf die Heidelberger Bibliothek. Aber der Herr G. R. hat sie zugleich mit einer Vorerinnerung und Anmerkungen begleitet, welche mehrere Punkte in dem literarischen Leben dieser Männer aufklären; und dadurch sich nicht nur den Dank der Universität sondern auch der Literaturfreunde überhaupt erworben.

Hn.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

161. Stück.

Den 8. October 1827.

L o n d o n.

Bey Murray: Rough notes taken during some rapid journeys across the Pampas and among the Andes, by Captain F. B. Head. Second edition. 1826. 309 S. in 8.

Captain Head ward im Jahr 1824 von einer der zahlreichen Gesellschaften, welche sich in England gebildet hatten um die Bergwerke der neuen Welt zu bearbeiten, nach Buenos Ayres und Chile geschickt um mehrere Minen zu untersuchen und die Arbeiten zu leiten. Er reiste von Buenos Ayres queer durch die Pampas nach Mendoza, von da zurück nach Buenos Ayres, dann wieder durch die Pampas nach Mendoza, von da über die Anden nach Sant Yago de Chile, von wo aus er mehrere Gold- und Silberminen besuchte, nach Sant Yago zurückkehrte, wiederum die Anden überstieg und die Pampas zum viertenmal durchfliegend nach Buenos Ayres zurückkehrte, von wo er sich nach Europa einschiffte. Die auf dieser großentheils zu Pferde, fast im-

F [7]

mer im Galopp zurückgelegten Reise, gemachten und an Ort und Stelle niedergeschriebenen Bemerkungen, theilt der wackere Captain mit der größten Anspruchslosigkeit mit. Man sieht es ihnen hier und da wirklich an, daß sie im Galopp geschrieben worden, indem sie nur aus einzelnen abgerissenen Sätzen oder Worten bestehen, andere Stellen sind weiter ausgeführt. Die Schreibart des Capitains ist nicht elegant und nicht classisch, aber lebendig, originell und wir möchten sagen, mahlerisch. Wenn er bey seinem Durchfluge nicht alles, vielleicht nicht einmal viel sehen konnte, so hat er doch das Verdienst nur das zu erzählen was er sah, und dieß dem Leser mit der größten Lebendigkeit vor die Augen zu stellen. Aber auch von dem Reisenden selbst gibt dieß kleine Buch ein sehr lebendiges und gewiß sehr günstiges Bild. Mit einem klaren Blick und Verstand, vereinigt er die lebenswürdigste Unbefangenheit, die unverwüßlichste Heiterkeit und gute Laune und eine echte Humanität, die leider bey wenigen Reisenden, besonders bey wenigen englischen Reisenden zu finden ist. Der frische Lebensmuth mit dem er über die unabsehbaren Steppen der Pampas von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang jubelnd dahin galoppiert, auf einem Stierschädel sitzend sich mit Rindfleisch und Wasser erquickt, in seinem Mantel gehüllt am Boden einschläft, einen Pferdeschädel zum Kissen, bis ihn am andern Morgen der Ruf des Hahnes der sich auf seinen Kopf gesetzt hat; weckt und er sich von neuem zu Pferde setzt, um wieder 150 — 200 Meilen zu galoppieren — muß den grämlichsten verweichlichsten Leser erfrischend und stärkend anwehen, und während er das Werkchen zu den interessantesten und unterrichtendsten seiner Art

rechnet, wird er gestehen, daß der Verfasser der beste Reisegefährte unter der Sonne seyn muß.

Man würde jedoch sehr irren, wenn man das Werk als eine bloße Unterhaltungsllectüre ansehen wollte. Es enthält zwar weder über Buenos Ayres noch über Sant Yago etwas neues, dagegen aber ist Captain Head der erste der uns von den Pampas und den Gauchos, diesen neuen Centauren, ein lebendiges Bild gibt. Wie wichtig aber unter dem rechten Gesichtspunct diese halb nackten, halb wilden Reiter seyn müssen, fällt in die Augen wenn man bedenkt, daß aus den bestehenden Materialien die einstige Größe von Amerika sich entwickeln muß, wenn man versucht, sich ein Bild von dem Gang und dem Character der künftigen Civilisation dieser Menschen zu machen. Auch über die Minen jener Gegenden und über die Ursachen des Mislingens der auf ihren Anbau gegründeten Speculationen finden wir hier neue und vollkommen genügende Aufschlüsse.

Folgendes Bild gibt uns Capt. Head von den Pampas: 'diese Ebene ist ungefähr 900 Meilen breit von Buenos Ayres bis an den Fuß der Anden; man bemerkt in ihr mehrere Regionen, welche sich durch ihr Clima und ihre Erzeugnisse von einander unterscheiden. Die ersten hundert Meilen von Buenos Ayres aus sind die Pampas mit Klee und Disteln bedeckt, die zweyte Region bringt langes Gras hervor, und die dritte am Fuße der Cordilleras hin ist mit Gruppen von niedrigen Bäumen und Gesträuch bedeckt. Diese zwey letzten Regionen behalten das ganze Jahr hindurch fast dasselbe Ansehen. Die Bäume und Sträucher sind immer grün, das lange Gras erhält nur in der Regenzeit eine bräunliche Farbe. Die erste Region dagegen bie-

tet je nach den verschiedenen Jahreszeiten die verschiedensten Anblicke dar. Im Winter stehen die Blätter der Disteln im üppigsten Grün und ganze Strecken gleichen einem ungeheuern Rübenfelde. Der Klee steht sehr schön und grün und die zahlreichen Herden des wilden Rindviehs auf dieser herrlichen Weide nehmen sich sehr mahlerisch aus. Im Frühjahr verwelkt der Klee und die Distelblätter legen sich zu Boden. In weniger als einem Monat aber entsteht eine überraschende Veränderung; die ganze Region wird zu einem üppigen Wald von ungeheuern Distelköpfen in voller Blüthe, von acht bis zwölf Fuß Höhe. Der Pfad ist zu beiden Seiten gesperrt, der Blick völlig gehemmt, kein lebendes Wesen ist zu sehen und die Disteln sind so stark und stehen so dicht, daß abgesehen von den Stacheln sie eine undurchdringliche Wand bilden. Der plötzliche Wachsthum dieser Pflanzen ist wahrhaft wunderbar, und es läßt sich wirklich die Möglichkeit denken, daß ein fremdes Heer, des Landes unkundig, sich von diesen Disteln eingeschlossen finden könnte, ehe es Zeit hätte diese Region zu verlassen. Eben so plötzlich aber verlieren diese Disteln ihre Frische und Grüne, ihre Köpfe senken sich, die Blätter dorren, die Stengel werden schwarz und sterben ab, und rasseln im Winde gegen einander bis ein heftiger Pampero (Westwind) sie zu Boden reißt, wo sie schnell zerfetzt werden und verschwinden. — Die grasige Region der Pampas ist auf 5 — 600 Meilen ohne Strauch oder Baum. Die waldige Region ist eben so merkwürdig. Die Bäume stehen nicht dicht beisammen, sondern so, daß man nach allen Richtungen zwischen ihnen hingaloppieren kann. Die jungen Bäume grünen frisch empor, andere ste-

hen in ihrer ganzen Kraft, und lange sieht man sich vergebens nach einem Merkmal des Verfalls und des Alters in dieser Vegetation um, indem die ältesten Bäume schon während sie allmählig absterben und zerseht werden, hinter einem Schirm von jungen Schößlingen versteckt sind. Die Flüsse durchströmen diese ungeheure Ebene in ruhigem Laufe und das Ganze stellt sich in einer solchen ursprünglichen Ordnung und Fülle dar, daß wenn Städte und Millionen von Einwohnern plötzlich darauf vertheilt werden könnten, die Leute nichts zu thun haben würden, als ihr Vieh auf die Weide zu treiben und ohne weitere Vorbereitungen so viel Land zu pflügen als sie bedürften. — Der Winter ist in den Pampas so kalt als ungefähr der November in England. Im Sommer ist die Hitze sehr drückend. — In der Wald- und Grasregion ist die Luft sehr trocken und es fällt nur wenig Thau. In der Distelregion ist sie feucht. — Die Pampas werden von einzelnen zerstreuten Hirten in elenden Hütten bewohnt. Diese Gauchos bringen ihr ganzes Leben, den kurzen Schlaf abgerechnet, zu Pferde zu. Schon im vierten Jahre hilft der junge Gaucho das wilde Rindvieh in den Corral treiben, und wilde Pferde einfangen. Die Sporen und der Lazo bilden fast das einzige Geräth, das einzige Werkzeug dieser Leute. Wenn das Kind eben aufrecht stehen kann wirft es die lederne Schlinge (lazo) schon nach Hunden und Katzen, und der Knabe weiß schon dem wilden Stier im vollen Jagen die Schlinge um jeden beliebigen Theil des Körpers zu werfen und ihn damit nieder zu reißen. In den Hütten ist kein anderer Hausrath als einige Ochschädel, die als Sitze und Bettkissen dienen. Doch wir

verweisen wegen der Einzelheiten dieser sonderbaren Menschen und ihrer Lebensart auf das Werk selbst. Capitain Head scheint den kühnen Reitern und Jägern sehr gewogen zu seyn und die einzelnen Züge seines Zusammenlebens mit ihnen sind höchst ergötzlich. 'Viele von ihnen stammen von dem besten Blute in Spanien ab; ihr Umgang hat etwas sehr anständiges (they possess very good manners) und ist sehr edle Gefühle. Ihr Leben ist mild, aber anziehend — sie bewohnen meistens die Hütten in denen sie geboren, und worin ihre Väter gelebt haben.'

Der gefährlichste Feind des Menschen in diesen Steppen ist eine Art von Dachs: biscacho, der weit hin den Boden untergräbt, so daß die größte Erfahrung des Reiters dazu gehört um nicht mit dem Pferd einzubrechen und zu stürzen. 'Abends sitzen die biscachos vor ihren Löchern und sehen alle aus als wenn sie moralisirt. Sie sind die ernsthaftesten Thiere die mir je vorgekommen, und sogar die jungen haben graue Köpfe und Schnurbärte und sehen sehr nachdenklich und ehrbar aus. Den Tag über werden ihre Löcher immer von zwey kleinen Eulen bewacht, die beständig auf ihrem Posten sind. Wenn man an ihnen vorbeigaloppiert, sehen sie immer den Fremden an und dann wieder einander, und bewegen dann ihre alterthümlichen Köpfe auf eine ganz komische Art, bis man ihnen zu nahe kommt, dann trägt die Furcht den Sieg über ihr würdevolles Wesen davon und sie rennen in das Biscacholoch hinein.' — Aus den sehr interessanten Nachrichten die Capitain Head über die Minen in Chile und in der Gegend von Mendoza gibt, geht hervor, daß der vortheilhaftern Bearbei-

tung derselben nach irgend einer andern Methode als die alte spanische unübersteigliche Hindernisse im Wege stehen und daß alle jene englischen Speculationen ohne die geringste Sach- und Localkenntniß unternommen worden. Die Minen liegen mitten in ungeheuren, fahlen Gebirgen, ohne Wasser und ohne Holz auf hunderte von Meilen weit, ohne andere Pfade als solche die höchstens für Maulthiere gangbar sind. An die Anwendung von Dampfmaschinen ist also gar nicht zu denken, aber auch wenn diese mit unermeßlichen Kosten möglich gemacht wäre, würden sie nur bey denjenigen Minen von Nutzen seyn, die mit Wasser angefüllt sind, was bey den wenigsten der Fall ist. Keine dieser Minen ist aber reich genug um auch nur entfernt solche ungeheure Auslagen möglich zu machen. Mit Recht wirft man den Spaniern vor, daß sie tausende und wieder tausende von Indiern in den Bergwerken aufopferten, aber Captain Head zeigt unwiderleglich, daß nur auf diese Art die Bergwerke mit Vortheil bearbeitet werden konnten, d. h. indem man das Leben der Arbeiter für nichts rechnete und die Arbeit fast umsonst hatte. — Die Fortsetzung dieses Systems ist jetzt glückliche Weise unmöglich, aber eben deshalb kann Europa auch auf einen ferneren Zuschuß von edeln Metallen aus diesen, und aus den meisten amerikanischen Minen nicht mehr rechnen.

B r a u n s c h w e i g.

Paraenesen für studierende Jünglinge auf deutschen Gymnasien und Universitäten; gesammelt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Fr. Traug. Friedemann. 1827. 247 S. 8.

Die Schrift eines practischen Schulmannes, den die Erfahrung gelehrt hat, was für Jünglinge nöthig und nützlich sey, die sich den Studien widmen. Der Zweck ist ihnen etwas in die Hände zu geben, das als Stoff zum Nachdenken, und um mit sich selbst einig zu werden, dienen kann. Dem Verf. schienen dazu Auszüge aus passenden Schriften, die sonst leicht sich verlieren, oder auch nicht in die Hände der Jugend kommen, am zweckdienlichsten zu seyn; jedoch so daß er sie auch mit eignen Anmerkungen, aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen begleitete. Die hier benutzten Schriften sind die beiden allgemein bekannnten von Thiersch, über classische Bildung und Methode der classischen Studien; und Gellerts Aufsatz von den Fehlern der Studierenden bey Erlernung der Wissenschaften, die es wohl verdienten einmal wieder in das Gedächtniß zurück gerufen zu werden. Die beiden vorhergehenden, besonders der erste, haben aber in den Anmerkungen des Verf. eine reiche Ausstattung erhalten; indem einige der wichtigsten practischen Fragen bey dem humanistischen Unterricht in Anregung gebracht werden; hauptsächlich nämlich die über Erlernung des Lateins und des Griechischen; so wie bey dem zweyten über Interpretationsmethode und Privatleiß. Auch andere von Thiersch berührte Punkte werden hier weiter erörtert, die gerade dem Bedürfniß des Tages angemessen sind. Es reicht für uns hin, auf eine Schrift aufmerksam gemacht zu haben, in der gewiß Lehrer sowohl als Schüler Stoff zur Ueberlegung und Belehrung für sich finden werden.

Sn.

G e r t i n g i f c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

162. 163. Stück.

Den 11. October 1827.

L o n d o n.

Printed for J. Hatchard and son. 1823.
A letter on the present state and future prospects of Agriculture. Addressed to the agriculturists of the county of Salop. By W. W. Whitmore Esq. M. P. The second edition, with some additions. 111 S. in 8.

Edinburgh, W. Blackwood, and London T. Cadell, Strand. 1826. A letter to the electors of Bridgnorth, upon the corn laws. By W. W. Whitmore, Esq. M. P. Second edition. 84 S. in 8.

Die Frage: ob eine freye Korn-Einfuhr rathsam sey, die im vorigen Jahrhunderte die Französischen Gelehrten so sehr beschäftigte, und dem Abbe Gagliani zu seiner bekannten wihigen Schrift Veranlassung gab, ohne zu einem entscheidenden Resultate zu führen, hat durch die Englische Korn-Bill neues Leben gewonnen. Beynahe kein Gegenstand, als etwa die catholische Frage, oder der Sklavenhandel, ist im Parlamente so oft und so weitläufig verhandelt worden, als dieser; Pam:

G [7]

phlets und sogar weitläufige Werke sind darüber ans Tageslicht getreten, und immer bleibt manches Für und Wider zu sagen. Das deutsche Publicum hat aus pecuniärem Interesse den lebhaftesten Antheil genommen, und unsere Zeitungsschreiber und Journalisten haben nicht ermangelt von diesem Gegenstande der Parlamentsverhandlungen ausführliche Nachrichten und Auszüge zu liefern. Hr. Whitmore, der Vf. der angezeigten zwey Pamphlets, obgleich selbst ein bedeutender Grundbesitzer, gehört zu den heftigsten Gegnern der Kornbill im Parlamente. Der Zweck bey Herausgabe derselben war, seine im Parlamente geäußerten Meinungen näher auseinander zu setzen und zu vertheidigen. Das erste Schreiben an die Ackerbautreibenden der Grafschaft Salop gerichtet, beschreibt den Zustand derselben in Betreff der Einnahme und Ausgabe im J. 1822, untersucht die Ursachen des so auffallenden Sinkens des Erntern, und schlägt Mittel zur Abhelfung des Unheils vor. Bis zum Jahre 1774 wurde Getreide von Großbritannien ausgeführt. Seitdem war, veranlaßt durch die Americanischen und Französische Kriege und durch die Zunahme der Bevölkerung in dem Britischen Reiche fortdauernd Einfuhr. Von 1793 bis 1814 nahm die Korn-Einfuhr bis zu der von Bonaparte verfügten Continental-Sperre sehr zu, dagegen ward dem Ackerbau in Großbritannien selbst eine viel größere Ausdehnung. Die hohen Kornpreise veranlaßten die Engländer bedeutende Capitalien auf den Ackerbau zu wenden; vieles Land ward urbar gemacht, sogar solches von so schlechter Beschaffenheit, daß nur die hohen Kornpreise für den Kosten-Aufwand Entschädigungen gewähren konnten. Schon im J. 1806 war den Irländern verstattet worden, ihr Getreide, ohne Abgaben zu entrichten, in Großbritannien einzuführen, eine Maaßregel,

die wenn gleich gerecht, für die Verbesserung und Vermehrung des Ackerbaus in England von nachtheiligen Folgen war. Die Landarmee in der Spanischen Insel und die Flotte erforderte große Verproviantierungen; der Verdienst, den der Krieg verbunden mit dem beynahe ausschließenden Besitze des Seehandels gewährte, wirkte auf die Bevölkerung; diese betrug in Großbritannien im J. 1801, 10,942,646; 1811, 12,596,803 und 1821, 14,379,670 Seelen. So lange der Krieg dauerte konnte der Pächter in Großbritannien eine hohe Pacht und gutes Tagelohn zahlen, auch ein bedeutendes Capital in den Ackerbau stecken. Kaum war der Friede und mit ihm der Kornhandel mit dem Auslande hergestellt, als sogleich die Kornpreise so sehr fielen, daß schon im Jahre 1815 die berühmte Kornbill, nach welcher der ausländische Weizen nur zugelassen wurde, wenn der Quarter zu 80 S., und das übrige Korn in Proportion gestiegen sey, ihr Daseyn erhielt. Diese Maasregel hat nicht den erwünschten Erfolg gehabt. Herr Whitmore beschreibt den Zustand der Ackerbautreibenden im Jahre 1822 in den schwärzesten Farben: Er sieht überall a gloom, a want of confidence, a fearful foreboding of the future, and an alarming degree of poverty, arising from destructions of Capital. Nach seiner Berechnung war 1822 der Marktpreis aller Producte des Ackerbaues auf 40 bis 50 Procente gefallen und die Netto-Einnahme von Grundstücken um die Hälfte. (In Deutschland ist das Verhältniß für die Grundbesitzer und Pächter noch nachtheiliger). Diese Verhältnisse hatten auf die Farmers, die Pächter, Dienstboten und Tagelöhner den nachtheiligsten Einfluß, und mußten auch bald die Grundeigenthümer treffen. Durch die hohen Kornpreise, die während einer so langen Reihe von Jahren Statt fanden, war der

Ackerbau in Großbritannien auf eine unnatürliche Höhe getrieben. Man war in Großbritannien zu dem Punkte gelangt, daß man mit Hülfe Irlands, gänzliche Mißjahre ausgenommen, der Einfuhr des fremden Kornes gar nicht mehr bedurfte; sogar Ueberschuß hatte, aber dieses war mit einem größern Aufwande von Capitalvermögen geschehen, als zur Disposition des Ackerbautreibenden stand; es war vermittelst angeliehener hochzuverzinsender Capitalien ausgeführt, die, als die Kornpreise sanken, den Ruin des Ackerbautreibenden nothwendig herbeiführen mußten. Hr. Whitmore ist der Meinung, daß in den Reichen Großbritannien und Irland eine im Vergleich der übrigen Nahrungszweige, zu hohe Production der Erzeugnisse des Ackerbaus (Overproduction) die Quelle des gegenwärtigen Elends der Ackerbautreibenden sey. Diesen etwas paradox klingenden Satz zu beweisen, untersucht er die gewöhnlich angegebenen vier Ursachen der gegenwärtig drückenden Lage der Ackerbautreibenden, nämlich: 1) Taxation. Hr. Whitmore glaubt aus dem Beispiele von Nordamerika und einigen andern Staaten, wo noch höhere Abgaben auf dem Ackerbaue ruhen, als in Großbritannien den Beweis zu entlehnen, daß hohe Taxen auf den Producenten nicht die nachtheiligen Folgen haben, als man gewöhnlich voraussetzt, weil dieser den höhern Betrag der Taxen auf das Product schlägt, und der Consument d. h. der Käufer, ihn bezahlen muß. Mehr als die Gouvernements-Taxen belassen die Communal-Abgaben, als: Armen- und Kirchen-Taxen, Zehnten, Straßenbau u. den Ackerbau. Wir bemerken hier, daß die Grundsteuer in England sehr mäßig ist. Pitt, so sehr er wegen des kostspieligen Krieges eines großen Ertrags der Steuern bedürftig war, wollte nie in die mehrmals in Antrag gebrachte Erhöhung der Grundsteuer willigen. Auf

dem Festlande haben sich viele Staaten von der Richtigkeit seiner Ansichten nicht überzeugen wollen, und den Grund und Boden mit so hohen Abgaben belastet, die auf die Quelle des Nationalvermögens, den Ackerbau, in Verlauf weniger Jahre die nachtheiligsten Folgen äußern werden.

2) Alteration in the value of the currency. Hr. W. räumt ein, daß das Sinken des Papiergeldes und die schnelle Wiederherstellung des metallischen Werths, auf abgeschlossene Contracts, und dem zufolge auf den relativen Betrag und Werth des Eigenthums nachtheilig gewirkt habe. Der Raum gestattet uns nicht, dem Wf. in seiner Untersuchung dieses dunkeln Gegenstandes zu folgen. Im Allgemeinen scheint er der Meinung zu seyn, daß die Depreciation des Papiergeldes einen Verlust von 20 Procent erzeugt habe, ohne jedoch ein bestimmtes Resultat aufstellen zu können. Den Durchschnittspreis des Weizens von 1812 bis 1820 berechnet er z. B. auf 85 S. 10 D.; zieht er davon 20 Procente auf die Depreciation des Geldes ab, so bleiben 68 S. 8 D. Wir werden auf diese Berechnung noch einmal zurückkommen.

3) Verminderung der Consumtion; diese leugnet der Wf. so wie auch 4) daß die Zulassung von fremdem Getreide auf die Englischen Märkte nachtheilig gewirkt habe, so sehr dieses letztere auch die Ansicht der Ackerbautreibenden in England sey. — Die nachtheiligen Folgen der gegenwärtigen Kornbill sind: die Producte des Ackerbaus müssen bey reichen Ernten in eben der Maaße im Preise fallen, als sie bey Mifernten in die Höhe gehen. Durch diese Fluctuation entsteht, daß kein Englischer Negotiant mit Englischem Getreide irgend eine Speculation unternehmen kann. Auch hat die Kornbill eine höchst nachtheilige Wirkung auf den Ausfuhrhandel Großbritanniens nach dem Auslande, und aus den nämlichen Gründen auf die Englischen

Manufacturen und Fabriken. Dessen ungeachtet hält Hr. W. für billig und nothwendig, daß der Staat etwas zur Beschützung des inländischen Ackerbaus thun müsse, weil Grundsteuer und drückende Localtaxen auf selbigem ruhen. Dieser Schutz soll aber nur darin bestehen, daß auf das einzuführende ausländische Korn ein Eingangszoll von 10 bis aufs höchste 12 S. per Quarter auf Weizen, und nach diesem Verhältniß auf das übrige Getreide gelegt werde. Die Einwendungen gegen diesen Vorschlag sind: 1) das aus unfruchtbarem Boden aufgebrochene Land in Großbritannien, würde bey den daraus entstehenden niedrigen Kornpreisen nicht weiter cultiviert werden können. Mr. W. ist der Meinung, daß dieses bey der Fluctuation der Preise, bey dem gegenwärtigen System doch geschehen müsse. Durch seine vorgeschlagene Maasregel würde der Ackerbau in Großbritannien aus den erkünstelten wieder in seine von der Natur vorgezeichneten Grenzen treten. 2) Das ausländische Korn würde die Englischen Märkte überschwemmen. Es ist erwiesen, daß eine starke Korneinfuhr nur dann Statt finden kann, wenn die Kornpreise in England sehr hoch stehen. Von 1773 bis 1815 war in England nur der geringe Einfuhrzoll von 6 Pence per Quarter, und doch war keine Beschwerde über zu starke Einfuhr. Angenommen der Zoll wäre 10 Procent, der Englische Ackerbautreibende würde mit Inbegriff der Transportkosten, die der ausländische Verkäufer hat, sein Product 18 bis 20 S. wohlfeiler geben können, als dieser. Der W. ist der Meinung, daß diese Erleichterung alles ist, worauf der practische Ackerbautreibende vernünftigerweise rechnen kann. Wollte man ihn noch mehr begünstigen, so würde man ihm, so wie jetzt der Fall ist, ein für die übrigen Klassen im Englischen Volke schädliches Monopol ertheilen. Im Gefolge seines Vorschlags nimmt

er an, daß der ausländische Kornhändler sein Korn nicht unter 60 S. per Quarter in England los schlagen könnte, und folglich dadurch im Allgemeinen ein feststehender Preis des Getreides entstehen würde. Es ist möglich, daß wenn hinter einander zwey bis drey reiche Ernten auf dem festen Lande Statt finden, eine starke Einfuhr des fremden Kornes eintritt, die die Englischen Märkte überfüllt. Nach allen Erfahrungen treten solche Ernten, die auf allen Ausfuhrpuncten gleich ergiebig sich ausweisen, hinter einander nicht ein. 3) Man hat ferner eingewandt, bey Zulassung des fremden Kornes könnte, im Gefolge des dadurch entstehenden niedrigen Preises, der Ackerbautreibende in England die auf dem Grund und Boden ruhenden Abgaben nicht leisten. Dieses ist durch die bereits gemachte Erfahrung widerlegt. Das Aufhören der Fluctuation des Preises des Kornes ist hinreichender Erfah. 4) Man wirft ein: England mache sich durch Zulassung fremden Getreides bey Mißernten zu sehr vom Auslande abhängig; feindselige Stimmung könnte davon zum Nachtheile Englands Gebrauch machen. — Dieß ist der schwächste Einwurf von allen; gerade die Kornbill hat feindselige Gefinnungen auf dem Continente erzeugt. Sobald der Ausländer mit Vortheil Kornspeculationen unternehmen kann, wird er solche nicht unterlassen.

In der zweyten Ausgabe dieses Pamphlets hat der Vf. in einem Proscript einige ihm gemachte Einwendungen zu widerlegen gesucht. Es ist zuvörderst eingewandt, daß durch seinen Vorschlag ein bleibender Preis von 60 S. p. Quarter nicht erreicht werden könnte, und wenn dieß wirklich eintreten sollte, der Ackerbau darunter leiden würde. Der Vf. räumt ein, daß bey dem Preis von 60 S. vieles ganz schlechte Land nicht bebauet, und selbst auf den besten Boden nicht das näm-

liche hohe Capital als gegenwärtig verwandt werden könnte. Er gibt ferner zu, daß die Kornpreise von 1773 bis 1812 immer im Steigen gewesen sind, er setzt dieses aber auf Rechnung außergewöhnlicher Fälle, als den Krieg, die Depreciation des Geldes, und zwey bis drey Perioden von Mißernten. Der Durchschnittspreis des Weizens von 1802 bis 1820 ist 85 S. 10 D. Nun rechnet er auf die Depreciation des Geldes 20 Procent, und schließt daher, daß der eigentliche Durchschnittspreis nur 68 S. 8 D. gewesen sey. In der nämlichen Periode von 1802 bis 1820 habe die auswärtige Korneinfuhr nur 764,933 Quarters jährlich betragen. Diese Ansicht scheint uns richtig; wir finden aber die Gründe des Mr. W. nicht ganz überzeugend. 1) Da wo er behauptet, daß die große Consumption, die während des Krieges durch die Landarmee und Flotte Statt fand, dadurch einen Ersatz erhalten habe, daß der größte Theil der Soldaten und Matrosen nach Großbritannien zurückgekommen sey, und dort im Frieden die nämliche Quantität Korn verzehre. Es ist wahr, der Mann will sich satt essen; eine große Verschiedenheit ist aber, wenn z. B. 100,000 Menschen sich, in ihren häuslichen Verhältnissen bleibend, satt essen, als wenn sie im Kriege auf einen oder mehrere Punkte vereinigt, auf Kosten des Staats, viel kostbare Lebensmittel auf dem Wege der angehäuften Magazine erhalten. Wir möchten behaupten, daß diese 100,000 Menschen im letzten Fall vorzüglich in Betreff des Preises so viel consumieren als in häuslichen Verhältnissen eine Million. Dann scheint uns 2) die Wertheilung des Vf. daß der Preis von 60 S. p. Quarter (als der den Ausländern die Einfuhr verstaten soll) wegen der Einfuhr aus Irland zu niedrig sey, als daß der Englische Ackerbautreibende dadurch nicht bedeutenden Verlust erleiden sollte, nicht

hinreichend ausgemacht zu seyn. Irland exportierte im J. 1820 1,431,029 Quarter's nach Großbritannien. Der Verf. nimmt nämlich an, daß nur der damals in Großbritannien herrschende hohe Kornpreis die Irländer in den Stand setzte, eine solche Quantität Getreide zu producieren, und sie dieses bey einem Preis von 60 S. nicht vermöchten. Die Richtigkeit dieser Angabe möchte aber bezweifelt werden. In Irland ist noch vieles uncultiviertes Land, und das Tagelohn ist dort bekanntlich sehr gering. Man kann annehmen, daß der Irländer die Cultur seines Landes bennah mit eben den Kosten bestreiten kann, als der Norddeutsche. Der Irländer hat kleinere Transportkosten als der Norddeutsche und ist zollfrey. Es scheint uns demnach daß die Irländer ihr Getreide unter 60 S. p. Q. auf die Englischen Märkte bringen können. Während daher der Vorschlag des Vf. den Englischen Akerbautreibenden gegen einen nachtheiligen Einfluß des Korn's vom Festlande zu schützen scheint, so gewährt er diesen Schutz nicht in eben der Maasse gegen die Einfuhr von Irland, vorausgesetzt, daß diese Insel so viel Getreide producieren kann, um die 1,000,000 Quarter, die Großbritannien jährlich im Durchschnitt bedarf, zu liefern. Endlich bemerken wir, daß im Fall in Großbritannien einige Jahre hinter einander Mißwachs erfolgte, während auf dem Festlande das Gegentheil Statt fände, die Gefahr eintreten könnte, die Englischen Märkte mit ausländischem Korn gleichsam überschwemmt zu sehen. — Wir werden bey der folgenden Anzeige des zweyten Pamphlets des Hn. W. sehen, daß er auf diese Einwendungen Rücksicht genommen hat.

Hr. W. wiederholt in seinem zweyten Pamphlet: a letter to the electors of Bridgnorth viele von den Gründen die er in seinem ersten, gegen die Kornbill aufgestellt hat. Diese Bill, heißt es

unter andern, established a monopoly, but failed in producing that essential ingredient of all monopolies, a limitation of quantity of the article monopolized. Soll, sagt er ein Monopol nicht schädlich seyn, so muß der Preis den der mit selbigem begünstigte erhält, nicht höher seyn, als er außerdem seyn würde; es muß nicht mehr producirt werden, als consumirt werden kann. Ist dieses so schützt kein Monopol daß der Preis nicht sinkt; oft kann dieses ein geringer Ueberschuß des Producierten bewirken. So wie die Holländischen Kaufleute einst in Ostindien Gewürze zerstörten, und die Fischhändler in London den Ueberschuß von gewissen Fischen, als z. B. Mackerells, die in zu großer Menge gefangen werden, ungenutzt ins Meer werfen, um den hohen Preis der Waare aufrecht zu halten, so müssen die Ackerbautreibenden bey gesegneten Ernten Kornvorräthe vorsätzlich verderben, wenn sie den Preis, der die ausländische Korneinfuhr ausschließt, beybehalten wollen. — Es liegt in der Natur des Kornhandels, daß eine Fluctuation der Preise von Zeit zu Zeit Statt findet; aber sehr verschieden ist es, wenn diese aus natürlichen Ursachen entsteht, denn alsdann führt sie ihre Compensation mit sich, als wenn sie das Werk von auf Irrthümer gegründeten Verordnungen ist. Es ist ein großer Unterschied für den Ackerbautreibenden, wenn sein Product auf einmal von 80 auf 40, als von 60 auf 50 sinkt. — Es ist schon durch secundäre Ursachen eine Veränderung mit dem Gesetze von 1815, das die Kornbill ins Leben rief, vorgegangen. Der Einzufuhrpreis ist zwar noch 80 S.; aber die hinzugekommenen Abgaben und die Depreciation des Geldes veranlassen, daß die 80 S. 1815, 1826 nicht 70 S. betragen. Hr. W. behauptet, daß nur die Landeigenthümer und die Geistlichkeit von dieser Kornbill Nutzen ziehen, während alle übrigen darun-

ter leiden. Er sucht aber zu beweisen, daß der Vortheil der erstern so groß nicht ist, wie sie wähnen. Sie ziehen bey hohen Preisen hohe Pacht, müssen aber alle ihre Bedürfnisse desto theurer bezahlen; sinken die Preise, so müssen sie Remissionen geben, verlieren durch Banquerotte der Pächter, sehen ihre Güter ausgefogen und deterioriert. Wenn die geringern Klassen aus Verarmung die Abgaben nicht mehr zahlen können, so fallen diese desto schwerer auf die reichern. So zahlen z. B. 6 bis 7 Millionen Irländer nur 3 bis 4 Millionen, während die reichern 14 Millionen Einwohner in Großbritannien 50 Mill. Abgaben. Je wohlfeiler die Kornpreise sind, um so mehr Taren kann ein Volk zahlen. — Sollte dieser Satz des Vf. nicht einigen Widersprüchen unterliegen? Der Tagelöhner auf dem Lande, und der Handwerker in den Städten von Norddeutschland wünschen vielmehr, daß der Himbe Rocken nie unter 1 Thaler gelten möge, denn bey wohlfeilern Kornpreisen schränkt sich der Landbebauer ein, und die Gewerbe nebst dem Handel stocken sogleich. Ein jedes Monopol, heißt es ferner, vermindert den Nationalreichthum, weil es den Speculationen den Weg verschließt. Indem Großbritannien dem ausländischen Korn den Eintritt verschließt, bewirkt es im Auslande wohlfeile Kornpreise. Der Ausländer kann die Englischen Fabrikwaaren nicht mehr bezahlen; er legt sich selbst auf Fabriken und behilft sich mit eigenen Erzeugnissen; er bauet selbst Schiffe, bemannet sie mit Eingebornen und verproviantiert sie mit eigenen Erzeugnissen. (Der Vf. legt hier den Bewohnern des Europäischen Festlandes ein klügeres Verfahren bey, als sich in der Wirklichkeit zeigt. Der Genuß gewisser Colonialwaaren, als Kaffee, Zucker, Thee ic. ist zu sehr Bedürfniß geworden, natürliche Indolenz und Mangel an Speculationsgeist läßt sie nicht auf Repräsentationen bedacht seyn). Während der Englische Fabrikant, Handwerker und

Bewohner der Städte in seinem Verdienste einen so großen Verlust erleidet, muß er sein Brod durch einen erkünstelten Preis, wenigen Reichen zu gefallen, über Vermögen bezahlen. Wir sehen jetzt mit Bestimmtheit, daß der 1815 beabsichtigte Preis von 80 S. nicht aufrecht erhalten werden kann; aber eben so sehr hat auch die Erfahrung der drey Jahre 1823, 1824 u. 1825 uns gezeigt, daß der Ackerbau gar wohl bestehen kann, wenn, wie in diesen Jahren der Fall war, der Durchschnittspreis 60 S. und selbst darunter ist. Korn ist auch nicht das einzige Product des Ackerbaus. Pferde, Vieh und Schafzucht, Milch, Käse, Bier, Cyder &c. leiden nicht, oder doch unerheblich durch Einfuhr vom Auslande. Durch eine kaum zu erklärende Anomalie legt man auf die Einfuhr des Weizen, dessen der gemeine Mann zu seiner Nahrung nicht entbehren kann, eine so hohe Steuer, die an Verbot grenzt, während der Eingangszoll auf die feine Wolle so geringe ist, daß der Ausländer dadurch gleichsam aufgefordert wird, sich statt auf Kornbau auf Schafzucht zu legen, um seine Tuchfabriken zum Nachtheil der Englischen zu vervollkommen und zu vergrößern. Auch ausländische Gerste ist keinem hohen Zoll unterworfen. Will England seine Korngesetze beybehalten, so muß es um consequent zu verfahren, wie Hr. Webb-Hall vorgeschlagen hat, allen auswärtigen rohen Producten die Einfuhr versagen. Auch der Vf. untersucht nun die wahrscheinlichen Folgen für den Ackerbau, wenn der ausländische Weizen einen geringen Einfuhrzoll leisten müsse. Von 1800 bis 1815 war kein gesetzliches Hinderniß ausländisches Korn einzuführen; nur aus den Häfen die die Franzosen auf dem Continente besetzt hatten, wollten diese solches nicht verstaten. In dieser Periode wurden im Durchschnitt jährlich 598,000 Quarter Weizen eingeführt nebst 81,346 Quarter Gerste, und 320,000 D. Hafer. Der Kornpreis

war im Durchschnitt genommen hoch. Der Englische Ackerbautreibende hat sich über diese Einfuhr des fremden Kornes nicht beschwert. Die Consumtion in Großbritannien und Irland beträgt jährlich ungefähr 13,000,000 Quarters. Gesezt nun es würden jährlich 600,000 aus dem Auslande eingeführt, so kann diese geringe Quantität auf den Marktpreis keinen wesentlichen Einfluß haben. Der Wf. ist der Meinung, daß eine größere Quantität ausländischen Weizen in Großbritannien nicht eingeführt werden kann, wenn der Einfuhrungspreis nicht über 50 S. beträgt, und bezieht sich auf den bekannten Parlamentsrapport des Hn. Jacob über den Zustand des Ackerbaus in Polen, von woher die stärkste Einfuhr Statt findet. Die Einfuhr von Preußen nach London kostet den Kornhändler in Preußen, ohne eine Abgabe in England zu zahlen, der Quarter 43 S.; den in Krakau 45 und den in Warschau 48 S. Bey dieser Berechnung ist für den Vortheil des Kornhändlers nichts in Anschlag gebracht. Schlägt man nun den Profit den dieser nothwendig haben will, nur auf 4 oder 5 S. p. Quart. an, und rechnet 10 Procent Eingangszoll, so muß der D. Weizen schon auf 62 bis 63 S. in Großbritannien stehen, wenn von der Wechsel aus Kornspeculationen mit einiger Aussicht des Gewinnstes unternommen werden können. — Der geringe Stand der Kornpreise auf dem Continente, die daraus entstehende Fluctuation derselben und die Noth der dortigen Ackerbautreibenden, ist das Werk der Englischen Kornbill. Wenn die Ausländer in der eiteln Hoffnung die Korneinfuhr in England werde wieder frey gegeben werden, noch immer ihren Ackerbau auf den alten Fuß treiben, und sich insbesondere fort-dauernd so stark auf den Weizenbau legen, so ist es die Täuschung, die nur zu gern entsteht, wenn ein Handelsweg lange Zeit mit Vortheil befolgt worden ist, die diese irrige Maaßregel veranlaßt. Niemand auf dem Continente hat sich bis jetzt überzeugen kön-

nen, daß die Engländer unweise genug seyn sollten, länger in einem Exclusionssysteme des ausländischen Korn's fortzufahren, das ihnen selbst so große Nachtheile bringt. Der Vf. ist der Meinung, daß, wenn die Ausländer erst anfangen, sich statt auf Ausfuhrartikel, als Weizen, auf die Erzielung solcher Producte zu legen, die sie selbst consumieren, oder ihnen die Colonialwaaren ersetzen, als der Anbau von Toback, Sichorien, Kunkelrüben u. c., und damit Einfuhrverbote der Colonialwaaren verbinden, sie die Ausfuhr des Getreides nach Großbritannien allmählich zu entbehren lernen werden. Ihr Ackerbau würde dann durch eigene Consumtion sich erhalten, insbesondere wenn nach einiger Zeit die Continentalvölker sich erst an niedrige Kornpreise gewöhnt hätten. Wir setzen diesem noch hinzu, daß nach dem Geburts- und Sterbelisten, die Bevölkerung in allen Ländern Europas jährlich ungemein zunimmt. Würde man auf dem Continente, statt 600,000 Q. Weizen, die ungefähr jährlich ausgeführt sind, eben so viel Hocken bauen, so würde die zugekommene Vermehrung der Volksmenge wahrscheinlich diese consumieren. Endlich verdient bemerkt zu werden, daß die Jahre der Ruhe und des Friedens nothwendig den Luxus in ihrem Gefolge haben. Ein Volk ist mehr Weißbrot und Fleisch, je nachdem sein Wohlstand zunimmt. Nordamerika und selbst Irland führen gegenwärtig nach des Vf. Behauptung weniger Korn aus als früher, weil sie mehr consumieren. Nordamerica hat von 1800 bis 1821 jährlich nur 87,376 Q. nach England eingeführt, und Irland von 1817 bis 1826 1,363,673 Q. Getreide, worunter nur 318,817 Weizen. Nach diesen Bemerkungen, stellt Hr. W. folgendes System für die Zulassung des fremden Getreides auf: Die Abgabe soll seyn, wenn der Preis ist 45 S. 25 S.

von 45 bis 50 —	20 —
von 50 bis 55 —	15 —
von 55 bis 65 —	5 —

und wenn der Preis zu 70 S. kommt, so soll es, ohne irgend eine Abgabe, auf den Englischen Märkten zugelassen werden. Der Vf. äußert am Schlusse die Meinung, daß die Engländer nach und nach zu einem ganz freyen Kornhandel mit dem Auslande übergehen sollten. Er nimmt an, daß der Ackerbau in Großbritannien keine größere Fortschritte machen, die Population dagegen immer zunehmen, und die Engländer daher der fremden Zufuhr immer mehr benöthigt seyn würden. Gegen die behauptete sehr stark fortschreitende Vermehrung der Volksmenge in Großbritannien müssen wir einige Bedenken äußern. Ein jedes Land kann, wie alle Erfahrungen lehren, nur eine im Verhältniß mit seinen Nahrungsquellen stehende Volksmenge ernähren. Großbritannien u. Irland scheinen längst diesen Standpunct erreicht zu haben, einen Beweis geben die häufigen Auswanderungen, wozu die Colonien so günstige Gelegenheiten an die Hand bieten. Bey den Verhältnissen der Grundbesitzer und Ackerbautreibenden in Großbritannien lassen sich von den wohlgemeinten und, unserer Ansicht nach, auf Wahrheit gegründeten Bemerkungen und Vorschlägen des Hr. W. keine bedeutenden Erfolge erwarten. Der durch den langen Krieg entstandene hohe Kornpreis, hat die hohen Pachtpreise erzeugt. Diejenigen, die solche beziehen, die hohe Geistlichkeit und Aristocraten, haben im Oberhause die Majorität. Es läßt sich voraussehen, daß, so lange diese noch Pächter finden, die ihnen eine hohe Pacht zahlen, sie sich allen gesetzlichen Verfügungen widersetzen werden, die ihnen die fernere Ziehung dieser hohen Pacht gefährdet. Was Hr. W. nicht bemerkt hat, ist, daß die Pachtpreise mit Abschluß des Friedens von 1815 auf einmal bis zur Hälfte sanken, und erst nachdem die Kornbill in Kraft trat, wieder sich dem alten Standpuncte näherten. Ob England durch die Klagen und Beschwerden der Städter, und insbesondere der Manufakturisten und Handwerker, nicht am Ende gezwun-

gen wird, in seinen, gegen die Korneinfuhr gerichteten harten gesetzlichen Bestimmungen, bedeutende Modificationen eintreten zu lassen, ist eine andere Frage. Wir erlauben uns einen Augenblick bey den Folgen zu verweilen. Gesetzt der Preis des Quarter Weizen käme bis auf 50 S. — ungefähr der Preis nach welchem, im Gefolge von Hn. W. Behauptung, freye Korneinfuhr Statt finden könnte — herab; dann würde nicht nur die Pacht auf mehr als $\frac{1}{3}$ der jetzigen herunter gesetzt werden müssen, sondern das Tagelohn, und das Arbeitslohn des Handwerkers und Fabricanten — die sich immer nach dem Kornpreise richten — müßte eine gleiche Verminderung erleiden. Man denke sich die Revolution die in der Lebensweise aller Familien in England vorgehen würde, wenn eine solche Verminderung der Einnahme plötzlich eintreten sollte. Erkt diese allmählich ein, so wird sie weniger fühlbar seyn. Und in diesem Sinne scheint Hr. W., der sich für einen freyen Kornhandel erklärt, seinen Vorschlag für die Herabsetzung des Eingangszolls, nach Maasgabe der Kornpreise, entworfen zu haben. In Deutschland hat diese Revolution der Einnahme, die den Englischen Grundbesitzern noch bevorsteht, schon mehr oder weniger Statt gefunden. Auch in Deutschland hatten die durch den Krieg veranlaßten hohen Kornpreise einen hohen Werth der Ländereyen und hohe Pachtpreise erzeugt. Mit niedrigen Preisen, hat der sich eingedrückte Luxus weichen müssen. Grundbesitzer und Pächter haben sich in ihren häuslichen Verhältnissen großen Einschränkungen unterworfen, und unsere Städte fühlen sehr, daß es dem Landmanne an Geld gebricht. In England wird es schwerer sich einzuschränken, dort hat der Luxus in allen Klassen zu tiefe Wurzel geschlagen, und der Ackerbau ist, wie in Norddeutschland, nicht die einzige, oder doch die Hauptnahrungsquelle. Was den deutschen Landeigenthümer und Bebauer vorzüglich drückt, ist, daß die Grundabgaben auf hohe Preise berechnet sind. Müßte sich doch Niemand darüber täuschen, daß die hohen Kornpreise eine Folge des so lange Zeit dauernden und beynahe allgemeinen Krieges gewesen sind, um nicht — temporäre durch Missernten entstandene Fälle ausgenommen — auf die Wiedererscheinung dieser ihm so willkommenen hohen Preise eine irrige und ihm schädliche Berechnung zu gründen!

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

164. Stück.

D e n 13. O c t o b e r 1 8 2 7.

P a r i s.

Bey Delaunay: Nouveaux principes d'économie politique, ou de la richesse dans ses rapports avec la population, par J. C. L. Simonde de Sismondi. Sec. Edit. T. I. XXIV u. 544 S. T. II. 506 S. in 8.

Die erste Ausgabe dieses Werks, welche 1819 erschien, ist im 170. St. dieser Blätter des Jahrs 1820 (von anderer Hand) angezeigt. Der Vf. folgt, wie schon damals bemerkt worden, in der Theorie der Entstehung und Vermehrung des Reichthums dem berühmten Werke des Adam Smith, dessen Inhalt von J. B. Say, mit der den vorzüglichsten französischen Schriftstellern eigenthümlichen Bestimmtheit, Klarheit und Leichtigkeit, in besserer Form als vom Urheber selbst vorgezogen, und auch in Deutschland durch manche theoretische Werke bekannt geworden ist. Durch diese sind Smiths Grundsätze mehrentheils unverändert in die herrschende Lehre eingeführt. Herr Hofr. Sartorius hat dagegen in seinen

§ [7]

Schriften von Smiths Lehren nur das aufgenommen, was davon wirklich, und zu der Erklärung der Verhältnisse in der Welt, und zur Beurtheilung der von den Regenten zu ergreifenden Maaßregeln dienlich ist: die aus einseitigen Beobachtungen gebildeten Grundsätze aber ausgeschlossen. Dieser deutsche Schriftsteller warnt vielmehr vor der gefährlichen Anwendung einer so dreist für allgemein gültig ausgegebenen Theorie.

In derselben herrscht durchaus eine Vermischung des Werths der Waaren, der durch die Kosten der Erzeugung bestimmt wird, und des Verkaufspreises, der von der Nachfrage abhängt. Hieraus entstehen Irrthümer, die sich bis in den neuesten Streit über remunerating prices im Ackerbau erstrecken. Doch hatte schon Sir James Steuart in seiner Inquiry into the principles of political oecconomy dargethan, daß die Nachfrage und daraus entstehende Concurrenz, das einzige Princip des Verkehrs unter den Menschen ausmachen, und die Wirksamkeit dieses Rades, wodurch die ganze menschliche Gesellschaft in steter Bewegung erhalten wird, mit bewunderungswürdigem Scharfsinne und Consequenz entwickelt. In diesem Werke, welches 1763, mithin dreyzehn Jahre vor Smiths Wealth of nations gedruckt worden, sind alle Principien des Verkehrs, des Werths der Waaren, des Geldes als allgemeinen Zeichens dieses Werthes, der Circulation und der künstlichen Hülfsmittel derselben, so vollständig entwickelt, daß zu den von Steuart aufgestellten Grundsätzen über die Fragen die er berührt hat, nichts erhebliches hat hinzugefügt werden können. Auch die reichhaltigen Schriften unseres Büsch enthalten nur eine aus eigener Ansicht und Kenntniß geschöpfte An-

wendung derselben. Smith selbst hätte durch Steuarts Werk von der einseitigen Verfolgung seines Weges abgehalten werden müssen, wenn er es gekannt hätte. Dieses kann aber der Fall nicht gewesen seyn: da er in der Vorrede zur vierten Auflage des seinigen anzeigt, er verdanke Herrn Hope die erste verständliche Erklärung der Amsterdamer Bank, deren Einrichtung doch schon von Steuart besser und vollkommen befriedigend erläutert war.

Die Vertheilung der Arbeit überläßt Smith allein der freyen Anwendung aller Kräfte des Menschen. Er stellt sogar den Grundsatz auf, daß die uneingeschränkte Freyheit in der Anwendung der Kräfte und des Vermögens die größte Vermehrung des Reichthums und verhältnißmäßige Vertheilung desselben herbeiführen werde; daß sie allein dieses zu bewirken vermöge, und daher zu dem allgemeinsten Grundsatz der Nationalökonomie erhoben werden müsse. Diese Lehre war den Gesinnungen eines die individuelle Freyheit über alles liebenden, nächst ihr aber das Eigenthum sehr hochschätzenden Volks so angemessen, daß sie in England großen und allgemeinen Beyfall finden mußte, obwohl sie dem gesetzlichen Zustande des Volks zuwider lief. Neuerlich sind die Maaßregeln der Regierung in mehr Uebereinstimmung mit jener Theorie gesetzt. Dieses ist aber keinesweges, wie von Manchem gemeint werden mag, geschehen, weil ihre Wahrheit endlich einleuchtend geworden wäre, und sie über Vorurtheil und Gewohnheit den Sieg davon getragen hätte; sondern weil der durch künstliche Mittel erzeugte, oder wenigstens unterstützte Erwerb und Reichthum der britischen Nation eine solche Höhe erreicht hatte, daß dieß nunmehr eine Befreyung von dem Zwange, der dazu behülflich

gewesen war, verlangte, und ein weniger feindseliges Benehmen gegen die Industrie fremder Mitwerber verstattete. Die Minister welche dieses einsahen, und den neuen Verhältnissen angemessene Maaßregeln angaben, haben sich zwar gelegentlich auch auf Adam Smith berufen: denn im Streite wird alles benutzt, was einen günstigen Eindruck auf eine oder andere Parthey machen kann. Das Alles entscheidet aber nicht im Parlamente. Wenn daselbst Autoritäten gelten, so sind es am wenigsten schriftstellerische.

Da wo Smiths Analyse des Reichthums in den oben gedachten practischen Grundsatz übergeht, tritt Hr. Sismondi ein. Jener verlangt, die vollkommenste Freyheit aller individuellen Kräfte. Diese steht aber in geradem Widerspruche mit allen bürgerlichen Einrichtungen. Sie wird allenthalben durch Gesetze über das Eigenthum beschränkt. Diese regulieren auf mannigfaltige Art den Besitz und die Veräußerungen des Bodens. Aber auch da, wo eine vollkommne Freyheit über denselben zu disponieren besteht, wirkt diese Freyheit nur dahin, das Vermögen bey zunehmendem Reichthum der Nation, immer mehr in einzelnen Händen zu concentrirten. Das nämliche geschieht in Ansehung des Capitalvermögens: und die freye Concurrnz der Industrie der arbeitenden Classen mit der Macht des bereits erworbenen Reichthums, vermag nur unter besonders günstigen Umständen, einiges Gleichgewicht herzustellen. Kommt zu der Anhäufung der Mittel auf einer Seite, auf der andern eine zu weit getriebene Theilung der Arbeit hinzu, wodurch zwar die Masse der Erzeugnisse vermehrt wird, und welche deswegen nach Smiths Ansicht unbedingt empfehlenswerth seyn soll, so werden die Menschen allmählich zu Maschinen ge-

macht, und gerathen zuletzt sogar mit wirklichen Maschinen in eine Concurrnz, der sie unterliegen. Sie producieren immer mehr und mehr, gerathen aber auch in immer größere Abhängigkeit von denen, die ihre Arbeit bezahlen und benutzen. Sie selbst werden im Genusse immer mehr beschränkt und zuletzt davon ganz ausgeschlossen.

Dr. Sismondi zeigt dieses zuerst in Ansehung der Cultur des Bodens. Es hängt von gesetzlichen und herkömmlichen Verhältnissen ab, in wiefern die große Zahl derer, welche das Land bauen, wohlhabend werden, oder bis in das tiefste Elend herabsinken sollen. In dieser Beziehung stellt er die verschiedenen Arten der Bewirthschaftung dar. Freye Eigenthümer, welche ihr Land selbst bauen: Cultur durch Sclaven; durch dienstpflichtige Leute; durch Theilnehmer zur Hälfte (métayers); Pächter; Emphyteuten, und alle mannigfaltigen Modificationen dieser Systeme. Der Verf. zeigt die Wirkungen derselben auf den Wohlstand der verschiedenen Classen. Auf gleiche Art entwickelt er die Verhältnisse der Industrie, welche bald als Nebengeschäft ackerbauender Haushaltungen, bald als Gewerbe unabhängiger einzelner Arbeiter, oder als Bestimmung berechtigter Innungen, endlich als Geschäft großer Unternehmer, betrieben wird. Er zeigt, wie hier ebenfalls die Theilung der Arbeit und die Anhäufung der Capitalien die Masse des Reichthums vermehrt, aber den Genuß desselben wenigen Individuen ausschließlich zuwendet; die große Zahl derer aber, die von diesen abhängen, in solches Elend stürzt, daß zuletzt durch ihre Verzweiflung eine gänzliche Auflösung der bürgerlichen Ordnung herbeigeführt werden kann. Seitdem der Verf. in der

ersten Auflage seines Werks diese seine Ansichten und darauf gebaueten Grundsätze vorgetragen hatte, ist in der Nation, in welcher alles mehr als irgendwo ins Große getrieben wird, eine Crisis eingetreten, welche alle Classen des Volks nach einander ergriffen, schreckliche Leiden derselben herbeygeführt, und die Besorgnisse noch größerer erregt hat. Diese Catastrophen haben zuerst den während der Continentsperre auf den höchsten Grad künstlicher Vervollkommnung gebrachten Landbau betroffen; darauf die auf eine eben so erstaunenswürdige Höhe getriebenen Manufacturen; und endlich auch den Handel, der durch eine grenzenlose Ausdehnung des Credits und seiner künstlichen Hülfsmittel dahin gelangt war, den ganzen Erdkreis zu umfassen. Die ganze Nation ist durch eine allgemeine Erschütterung an den Rand des Verderbens geführt. Ganz Europa hat diese überraschenden Ereignisse mit Schrecken angesehen, und ihre Rückwirkung gefühlt. Die Erklärung derselben findet man in den Erläuterungen und Bemerkungen welche Hr. Sismondi dieser neuen Auflage hinzugefügt hat, und zu denen er den Stoff während eines neunmonatlichen zu diesem Zwecke ganz eigens bestimmten Aufenthaltes in England sammelte.

Der Ackerbau ist daselbst auf den höchsten Grad künstlicher Vollkommenheit gebracht. Aber wem kommt dieses zu Gute? Bey der unbegrenzten Anhäufung des Grundbesitzes theilen sich Eigenthümer, Capitalisten welche Vorschüsse leisten, Pächter welche Kenntnisse und Industrie verwenden, und bloße Tagelöhner welche die Arbeit verrichten, in den Ertrag. Aus dieser Bewirthschaftung durch Menschen die sämmtlich ihr Gelde bezahlt werden und bezahlen, ist ein allge-

meines Bestreben der Eigenthümer und Unternehmer entstanden, um den reinen Ertrag der zu Gelde gemacht werden kann, und die Einnahme durch Erhöhung des Geldpreises zu vermehren. Alle künstliche Mittel werden angewandt, Kosten, das heißt, Hände zu sparen, und die Menschen welche arbeiten, aber keine Art von Theilnahme am Ertrage des Bodens haben, werden verdrängt, so viel solches nur immer möglich ist. Hr. S. führt ein Beyspiel an. Die Marchioness von Stafford, Eigenthümerin des größten Theils der Grafschaft Sutherland, hat, um diese ungeheure Befizung auf eine wohlfeilere Art zu bewirthschaften und den Ertrag zu vermehren, die ganze Masse der Bewohner derselben, die als Tagelöhner lebten, an die Ufer des Meers versetzt, wo sie forthin von der Fischerey leben sollen. In einer kleinen Schrift, die sie rathsam gefunden, zu ihrer Rechtfertigung bekannt zu machen, rühmt sie sich, diese Leute besser behandelt zu haben, als ihre Nachbarn unter ähnlichen Umständen gethan. Schon vor mehr als funfzig Jahren schilderte Goldsmith in seinem berühmten Gedichte the deserted village ein ähnliches Verfahren. Seitdem hat es immer mehr Ueberhand genommen. Die Folge ist, daß auch auf dem Lande eine große Classe von Proletariern entsteht, dergleichen man sonst nur in großen Fabrikstädten fand, die aber auch eben so elend sind als diese. Der Verf. bemerkt nebenher, daß eben aus dieser Behandlung des Ackerbaues, als einer großen auf Geldertrag angelegten Unternehmung, die Verschiedenheit des Verhältnisses der ackerbauenden Classe zu der ganzen Volksmenge in England und in Frankreich begreiflich wird. In England beträgt sie nur die Hälfte, in Frankreich zwey Drittheile. Den-

noch wird auch in England die ganze Volksmenge mit den Erzeugnissen des Bodens ernährt, da die Einfuhr des fremden Kornes verboten ist.

Im Manufacturwesen, wo der Antheil und der Einfluß der Capitalien noch überwiegender ist, sind auch die Folgen des Systems, welches die Arbeiter zu bloßen bezahlten Tagelöhnern macht, und sie dadurch in die vollkommenste Abhängigkeit von den Unternehmern setzt, noch größer, und sie fallen noch mehr in die Augen. Wie lebt der große Haufe derer, welche den Reichthum der Fabrikherren herbeyschaffen und ihn vermehren! Zu welchem Grade von Anstrengung werden diese Menschen, die persönliche Freyheit haben, aber nichts besitzen, durch die Umstände und durch diejenigen, welche diese zu benutzen wissen, genöthigt! Wie werden die Kinder schon fast von der Wiege an angestrengt! Wie weit geht die Beschränkung ihres Lebensgenusses! Das Gemälde dieses Zustandes, welches auch demjenigen der es nicht selbst gesehen hat, aus den Verhandlungen im Parlamente hinlänglich bekannt ist, erregt Schauern, und die Besorgniß, daß die ganze bürgerliche Verfassung der Engländer, ungeachtet ihrer bewunderungswürdigen innern Stärke, wodurch sie so eben eine fürchterliche Catastrophe überwunden hat, einer ähnlichen nicht widerstehen würde.

Alles dieses ist, nach der im vorliegenden Werke entwickelten Ansicht, die Folge der sich selbst überlassenen Anwendung menschlicher Kräfte, und der unbedingten Vermehrung und freyen Benutzung des Capitalvermögens.

Nach den Grundsätzen des Werks. sollte vielmehr die Gesetzgebung denen zu Hülfe kommen, die sich nicht selbst gegen die Uebermacht wehren

können, und sie gegen den Mißbrauch ihrer Freyheit schützen, zu dem sie verleitet werden, und wodurch sie zuerst sich selbst ins Elend stürzen, zuletzt aber den ganzen Staat mit hineinziehen.

Herr S. bezeichnet sehr richtig die Quelle alles dieses Ungemachs. Sie liegt in dem Mißverhältnisse zwischen dem Interesse des Eigenthums und der bloß persönlichen Kräfte. Wenn derjenige der den Acker bauet, gar keinen Antheil am Eigenthum, ja sogar kein Interesse an der fortdauernden Unterhaltung und Verbesserung der Cultur hat; wenn der Manufacturist von allem Antheile an dem Erfolge der Unternehmung für die er arbeitet, ausgeschlossen ist, so entsteht eine solche Theilung der Interessen, welche die bitterste Feindschaft erzeugt. Solche Mißverhältnisse sind in Frankreich eine mitwirkende Ursache der Revolution gewesen. In Ansehung des Ackerbaues sind sie gehoben: und von dieser Seite wenigstens ist daselbst eine neue Revolution nicht zu fürchten, und die vorgespiegelten Besorgnisse derselben scheinen wohl nur zum Vorwande von Bemühungen zu ganz andern Zwecken zu dienen. Will aber England einer ähnlichen Bewegung vorbeugen, so müssen in Zeiten Maaßregeln ergriffen werden, welche die verschiedenen Classen des Volks, die in andern Rücksichten in so schönem Einverständnisse sind, auch von dieser Seite mit einander versöhnen. Herr S. wünscht zu diesem Zwecke, die Substitutionen des großen Grundbesitzes aufgehoben zu sehen, damit dasselbe doch wenigstens in die Hände derer kommen könne, welche die Vorschüsse zur Cultur hergeben. Eine unwiderrufliche und erbliche Verleihung zerstückelter großer Besitzungen an diejenigen die sie bauen, vorzügliche aber eine erbliche Verpachtung für die

Hälfte des rohen Ertrags, welche in mehreren Ländern üblich ist, würde noch mehr wirken, und wird nachdrücklichst vom Verf. empfohlen. Rec. ergreift diese Gelegenheit, um auf die Darstellung dieses Verhältnisses und seiner heilsamen Folgen, die sich in einem in mehreren Rücksichten höchst lehrreichen und trefflichen Buche findet, *Lettres écrites d'Italie en 1812 et 1813 à M. Charles Picotet, par Lullin de Chateaufvieux*, (2. Edit. Paris et Geneve 1820) aufmerksam zu machen.

Auch in Ansehung der Manufacturen fährt Herr S. fort, wäre eine Aenderung rathsam. Er will zwar nicht die alten Innungen und Zünfte hergestellt wissen, wünscht aber Einrichtungen, wodurch die Arbeiter einen dauernden Antheil an der industriellen Unternehmung erhielten, der sie dienen. Er erwähnt, wie zu erwarten war, auch der Armentaren, dieses traurigen und verderblichen Heilmittels des durch Concentration des Reichthums herbeigeführten Elends. Der große Haufe muß doch allemal leben, wenn er auch noch so schlecht lebt. Kann er dieß nicht durch seinen Erwerb, so muß man ihn unterhalten. Er empfängt ein Supplement des Lohns, als Almosen. Diese in England zu einem unerträglichen Drucke erhöhte Last ruhet gegenwärtig auf allen Eigenthümern. Der Verfasser zeigt daß es billig seyn würde, dieselbe ausschließlich den Classen aufzulegen, welche die unglücklichen Verhältnisse herbeiführen, und Vortheil davon ziehen. Alsdann ließe sich hoffen, daß sie selbst die Hand dazu bieten würden, das Uebel in der Wurzel anzugreifen, wenn ihnen durch jene Anordnung fühlbar würde, daß sie das auf einer Seite gewonnene, doch auf einer andern wieder verlieren. Herr Sismondi ist

indessen in allen seinen Vorschlägen so zurückhaltend, als es der hohen Verehrung gegen die Denkart des englischen Volks, und gegen die Regierung desselben gemäß ist, welche seit einigen Jahren so große Beweise der tiefsten Einsicht und echten Weisheit gegeben hat. Der Verfasser vertrauet dem Geiste der englischen Nation, sie werde alle noch so gefährliche Krisen überstehen, und aus demselben geläuterter hervorgehen. Rec. stimmt diesem bey, fügt aber noch die Bemerkung hinzu: daß ein so wünschenswerther Ausgang der heftigsten Bewegungen im Volke, lediglich dem Umstande zuzuschreiben seyn würde, daß die Stimme desselben, auf die mannigfaltigste Art, auf gesetzlichen Wegen laut werden kann. Durch die allgemeine und unbeschränkte Freyheit öffentlicher Berathschlagungen, werden Regierung, Parlament und das Volk selbst, von der wahren Lage der Sachen unterrichtet. Nur die Regierung ist in gefährlichen Zeiten verloren, welche die Wahrheit nicht erfährt, weil sie ihre Würde durch ungeforderte Belehrungen verlehrt glaubt, und dieselben verschmäht, die öffentliche Meinung aber zu beherrschen glaubt, wenn sie dieselbe unterdrückt. Auch in der Nation gewinnen die bessern Einsichten und Gefinnungen unfehlbar früher oder später das Uebergewicht über Unverstand und Selbstsucht, wenn jeder sich berufen fühlt, das Seinige dazu beyzutragen.

Um den ganzen Werth des hier angezeigten Werks zu schätzen, ist es nothwendig auf den Weg zurückzusehen, den die im achtzehnten Jahrhunderte neu geschaffene Wissenschaft der National-Deconomie genommen hat. Nachdem man angefangen, das unendlich verwickelte Gewebe der menschlichen Industrie und des Verkehrs un-

ter den Menschen in seine Bestandtheile aufzulösen, und die Principien aufzusuchen, auf denen die Verhältnisse unter seinen Elementen beruhen, ist jedes derselben an die Reihe gekommen, zur Grundlage einer Theorie zu dienen, die alle einseitig und daher mangelhaft ausfallen mußten.

Weil die Resultate gemeinsamer Arbeiten, mit der Vermehrung der Menschen in verdoppeltem Verhältnisse wachsen, so sollte die Bevölkerung den Zweck der Regierung ausmachen. Wie die immer zunehmende Zahl ihren Unterhalt erwürbe, möchte sich schon von selbst finden. Man bedachte nicht, daß sie auch andere Hülfsmittel bedürfen, die nicht mit den Menschen zugleich von selbst entstehen.

Weil die Anhäufung des Geldes, sobald Metalle einmal als allgemeines Zeichen des Werthes und Tauschmittel eingeführt sind, einen Anschein von Reichthum erzeugte, so ward die Masse der circulierenden Münze für einen Maasstab des Wohlstandes gehalten, und die Vermehrung derselben für den directen Zweck ausgegeben, den die Regierungen sich vorsezen sollten.

Weil die Cultur des Bodens die unentbehrlichen Materialien der Bedürfnisse des Menschen schafft, so sollte der reine Ertrag des Landes das einzige reelle Besizthum ausmachen, und die Arbeit nur für ein accidentelles Accessorium gelten, das durch jene Realitäten nicht bloß gemessen, sondern auch repräsentiert würde. Hierauf zeigte Smith, daß die Arbeit vielmehr das allgemeinste und nothwendigste im ganzen irdischen Leben ausmache; und daß der Ertrag derselben, und mithin der Anwuchs des Reichthums von der Theilung der Arbeit abhängen. Andere haben hinzugefügt, daß nur die Arbeit vermehrt

werden müsse, und daß sich allemal Verzehrer finden würden, die durch ihre eigene Arbeit wieder eine Vergütung des ersten Aufwandes herbeschaffen und anbieten, so daß Arbeit und Lohn in stetem Kreislaufe einander aufwiegen und immer zunehmen müssen. Daneben sollte nach Smiths Grundsätzen durch die allgemeine Freiheit in der Anwendung der Capitalien ein vollkommenes Gleichgewicht unter allen Zweigen der Gewerthätigkeit und des Handels bewirkt, und dasselbe nach jeder zufälligen Störung bald hergestellt werden, weil jeder seine Kräfte und sein Geld immer auf die Art anwenden würde, die in dem Augenblicke den meisten Vortheil verspräche. Dieses System ist neuerlich von einem Schriftsteller, der viel Aufsehen erregt und Anhänger erworben hat, auf das höchste getrieben. David Ricardo (dessen Schrift on the principles of political economy and taxation von einem andern Rec. in diesen Blättern des Jahrs 1820 S. 681 und 1265 beurtheilt worden), selbst bedeutender Grundbesitzer und Parlamentsglied, daneben Bruder eines angesehenen Bankiers, sah wie auf der Börse zu London, dem Mittelpuncte aller kaufmännischen Einsichten und Thätigkeit, die Aufmerksamkeit auf alle Arten Geld anzulegen und zu erwerben, und die Vervollkommnung der Kunst jeden Vortheil zu berechnen, so weit getrieben wird, daß der Speculationsgeist großer Capitalisten sich jedes erreichbaren Gegenstandes bemächtigt, und eine Ausgleichung des Ertrags aller einzelnen Geschäfte bewirkt. Dieses kann wohl da, wo alle Kenntnisse und Mittel sich in einem engen Raume zusammendrängen, Statt finden: aber auch nur da. Ricardo überträgt die Grundsätze dieser Geschäftsführung von der Börse, wo alle

Nachrichten sich in wenigen Minuten verbreiten, und ein in das Ohr des Nachbarn gesprochenes Wort in weite Ferne wirkt, auf das ganze Verkehr der Menschen, worin zu dem was dort in kurzer Zeit vollbracht wird, Jahre gehören, während welcher die oftmals veränderten Umstände alle Berechnungen, wenn sie auch angestellt würden, vereiteln müßten.

Alle diese Schriftsteller bleiben bey der Erzeugung und Vermehrung des Reichthums stehen. Schon der Titel von Smiths Buche deutet diese Richtung an. Ricardo aber ist so von der unseligen Ansicht eingenommen, daß er geradezu erklärt, es komme nur auf die Vermehrung des reinen Ertrags an: es sey der Nation gleichgültig, ob er durch eine Million Menschen mehr oder weniger erzeugt werde, es komme ihr nur auf den Belauf des Ueberschusses an. Dieser kommt aber nur den höchsten Classen zu gute, und da ein großer Theil der hohen Aristocratta in England die von jenem Schriftsteller aufgestellten Grundsätze practisch befolgt, so ist es nicht zu verwundern; wenn sie anfängt, von der Verehrung und Anhänglichkeit womit die geringern Classen ihr bisher zugethan gewesen, und die ein großer Theil von ihr noch jetzt verdient und genießt, zu verlieren, und dagegen Mißtrauen und Abneigung zu erregen. Es wird hierdurch begreiflich, daß neuerlich die Gesinnungen in England sich häufig auf die demokratische Seite neigen. Diejenigen welche dieses verschulden, sind für moralische Beweggründe nicht sehr empfänglich. Man könnte sie aber auch schon durch die Frage in nicht geringe Verlegenheit setzen: ob denn die künstlichen Mittel ihren Reichthum zu vermehren, auch ge-

gen feindliche Angriffe schützen? ob Säemaschinen und Dampfkessel auch fechten?

Gegen dieses goldene Kalb der neuen Zeit, die unbegrenzte Vermehrung und freye Verwendung des Reichthums erhebt sich Herr Sismondi. Wozu am Ende, fragt er, aller Reichthum? Nicht im Erwerbe und Besitze besteht der letzte Zweck alles Bestrebens der Menschen, sondern im Genusse. Es kommt daher vor allem auf die verhältnismäßige Vertheilung desselben an. Diese kann aber nicht nach bloßen Zahlen beurtheilt werden. Der Verf. bringt durchgehends darauf, daß die Elemente der menschlichen Thätigkeit, welche berechnet werden können, nicht Alles sind; daß die Gewohnheiten und Neigungen der Menschen auch etwas bedeuten, und sogar die Hauptsache ausmachen, daß daher die politische Deconomie keinesweges, so wie die neueste englische Schule es meint, eine der Berechnung unterworfenen mechanische, sondern größtentheils moralische Wissenschaft ist.

Aus diesem Gesichtspuncte erscheint der Gegenstand von neuen Seiten, dabey nicht allein die wissenschaftliche Behandlung gewinnt. Der Vortrag des Verfs. hat in hohem Grade den Vorzug einer lichtvollen Anordnung und eine Lebhaftigkeit, welche der eigenthümliche Reiz erhöht, den das lebendige Anschauen der Sachen selbst gibt. Durch den Ausdruck der Gefinnungen die im ganzen Werke herrschen, erhält dasselbe aber einen höhern Character, und nach der Ueberzeugung des Rec. ist neuerlich in keinem so viel geleistet worden, die wichtigsten Angelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft in ein helles Licht zu stellen, und die herrschenden Grundsätze zu berichtigen.

Einzelne Bemerkungen über die Welt und über die Vorstellungen beliebter Schriftsteller, davon das Buch voll ist; können hier nicht aus-
gezeichnet werden.

H a n n o v e r.

Bey Hahn: David Georg Strube's, weil. Königl. Großbrit. u. Churf. Braunsch. Lüneb. Vicecanzlers rechtliche Bedenken. Systematisch geordnet, ergänzt, berichtigt und mit Anmerkungen begleitet von Ernst Spangenberg Dr. d. R. u. D. U. Rathe zu Celle. Zweyter Band. 1827. XX u. 515 S. in gr. 4.

Der Plan, nach welchem diese neue Ausgabe besorgt worden ist, und der Zweck, welchen der Herausg. beabsichtigte, ist schon oben S. 462 fig. angezeuht; hier möge es genügen, den Inhalt des vorliegenden zweyten Bandes anzudeuten. Er umfaßt die letzte Hälfte des Privatrechts, nämlich das Erbrecht und Obligationenrecht, und die erste Hälfte des öffentlichen Rechts, nämlich das Staatsrecht, und das Regierungsrecht, letzteres aber nur zur Hälfte; indem von den einzelnen Regierungsrechten, nur das Kirchenrecht, Cameral- und Finanzrecht, Policeyrecht und Militärrecht abgehandelt werden konnte. Der dritte und letzte Band wird die zweyte Hälfte des öffentlichen Rechts, insbesondere des Regierungsrechts enthalten, nämlich das Criminalrecht und das Proceßrecht. Auch werden demselben die nöthigen Register, das Sachregister und eine vergleichende Zusammenstellung der in dieser neuen Ausgabe enthaltenen Anordnung, mit der der frühern Ausgaben, um die aus den letztern entnommenen Citate auch in der erstern ohne Mühe auffinden zu können, beygegeben werden.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

165. Stück.

Den 15. October 1827.

G ö t t i n g e n.

Zusätze und Umarbeitungen aus der vierten Ausgabe der Ideen über die Politik und den Handel der vornehmsten Völker des Alterthums, von A. H. L. Heeren; in zwey Theilen, für die Besitzer der frühern Ausgaben besonders abgedruckt. Erster Theil, Asiatische Völker, 400 S. Zweyter Theil, Africanische Völker, 616 S. 1827.

Wir haben es bisher versäumt diesen, schon zu Ostern fertig gewordenen, Abdruck anzuzeigen. Die Verlagshandlung erfüllt dadurch das bey Erscheinung der neuesten Ausgabe gegebene Versprechen; und die Besitzer der frühern Ausgaben werden dadurch in den Stand gesetzt sich das Werk in derjenigen Gestalt zu verschaffen, welche ihm zu geben erst die Entdeckungen der zehn letzten Jahre dem Verfasser möglich machten, und wornach er natürlich jetzt beurtheilt zu werden wünschen muß. Die angegebenen Seitenzahlen werden schon lehren, wie zahlreich und bedeutend diese Zusätze und Umarbeitungen

S [7]

sind, die nicht bloß einzelne Stellen, sondern auch ganze Abschnitte umfassen.

Hn.

B e r l i n.

Bey Theod. Christ. Enslin 1827. *Petri Alfonsi disciplina clericalis*. Zum ersten Mal herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Ein Beytrag zur Geschichte der romantischen Litteratur. 172 S. in 4.

Moses, ein spanischer Jude aus Huesca in Aragonien empfing 1106, in einem Alter von 44 Jahren, die Taufe und den christlichen Namen Petrus, mit dem Beynamen Alfonsi, weil der König Alfons, dessen Arzt er war, Pathenstelle bey ihm vertrat. Er schrieb hierauf dialogi contra Judaeos, welche bekannt und mehrmals, auch in der bibl. max. patr. abgedruckt sind. Ein zweytes Werk, *disciplina clericalis* genannt, enthält etwas ganz anderes, als der Titel vermuthen läßt, nämlich eine Sammlung von Sprüchen, Fabeln und kleinen Erzählungen. Obgleich im Mittelalter viel gelesen, ins Französische übersezt (Chastoiement du père au fils), in den Gestis Romanor. dem Steinhöwelschen Aesop und anderwärts benützt, gerieth es doch hernach in Vergessenheit und wird hier zum ersten Mal abgedruckt. Gewiß eine dankenswerthe Gabe, denn ob wir gleich dem Inhalt nach wenig neues erfahren, da diese Apologe in andere mehr oder minder bekannte Sammlungen übergegangen sind, so ist es doch nicht bloß angenehm, sondern kann in einzelnen Fällen wichtig seyn, zu wissen woher sie genommen sind, und dieß um so mehr, als wir zugleich die Quelle

erfahren, aus welcher Petrus schöpfte. Er übersezte nach seinem Geständniß aus dem Arabischen und man erkennt auch leicht, wie der Herausg. bemerkt, den orientalischen Ursprung an der Einleitung. Ein Vater ertheilt seinem Sohn vor dem Eintritt in die Welt Ermahnungen und gute Lehren und slicht, um sie desto eindringlicher zu machen, Beyspiele und Fabeln ein. Ohne gerade ausgezeichnet zu seyn, ist die Darstellung doch schlicht und angemessen. Orientalisten mögen nun untersuchen, aus welchen noch ältern Quellen der Arabische Verfasser seinen Stoff holte; nur sehr unbefriedigend ist, was selbst Sybvestre de Sacy darüber zu sagen weiß.

Hr. Prof. Schmidt hat eine von ihm selbst in Breslau entdeckte Handschrift zu Grund gelegt, von einer zu Paris in der königl. Bibliothek befindlichen durch Vermittelung der Preuß. Regierung Abschrift, aus einer andern in der Bibliothek St. Germain durch die Güte des Hn. Hase Vergleichen schwieriger Stellen erhalten. Er hat die ganze Ausgabe mit dem löblichen Fleiß, den man an ihm gewohnt ist, behandelt, mit einer sorgfältigen und ausführlichen Einleitung über den Petrus Alf. und reichlichen Anmerkungen (S. 89 — 169) ausgestattet, die eine Menge willkommener Nachweisungen und Aufklärungen enthalten, so wie sie von großer Belesenheit und unermüdblicher Aufmerksamkeit zeugen. Wir hegen nur den Wunsch, daß der Verf. die Masse durch Hervorhebung des Wichtigern und Scheidung von dem Geringfügigern mehr belebt hätte. Nicht bloß wäre dadurch an Raum gewonnen, sondern, was wir noch höher anschlagen, eine schnellere Uebersicht würde den Gebrauch des Buchs auch sehr erleichtert haben. Doch am besten machen wir unsern Wunsch an einem Beyspiel deutlich.

Das fünfte Capitel enthält §. 4 die artige Fabel von dem Maulthier, das vom Fuchs über Vater und Mutter befragt, keine gerade Antwort gibt, sondern nur sagt: mein Oheim ist das edle Roß. Statt die Untersuchung gleich auf den Punct zu richten, welcher der wichtigste ist, nämlich wo wir die Fabel früher finden und wo nach Petrus zuerst wieder, führt uns der Herausg. zu Abraham a St. Clara, dessen Bearbeitung, so artig sie sonst seyn mag (was uns eigentlich hier gar nichts angeht), doch wie fast alle spätere wenig Aufschluß geben kann; dann wird der Kenner und die altfranzösische Uebersetzung im Chastoiement citiert und nun erst behauptet, Aesop sey die erste Quelle; hierauf folgt eine Stelle aus Lafontaine und den Schluß macht Hans Sachs. Rec. hätte an die Spitze die Frage gestellt, ob Aesop wirklich als Quelle gelten könne? er erzählt bloß, daß der Maulesel als er fett geworden, sich an seine Mutter, das Pferd, erinnert habe, als er aber laufen sollen, an seinen Vater den Esel. Die Fabel hat Verwandtschaft, könnte aber auch ganz unabhängig von der unsrigen bestehen, die offenbar eine andere, eigenthümliche Wendung hat; die Abstammung bleibt also nur Vermuthung. Der indische Bidpai gewährt nichts ähnliches, wenigstens hat ihn Rec. vergeblich nachgesehen. Seht waren die verwandte Werke des Mittelalters zu beachten, den Freidank hat Hr. Prof. Schmidt vernachlässigt, sonst hätte er gewiß folgende Stelle darin gefunden: Wer den mül wil vrägen von sinen höchsten mägen, Sô nennet er ê den ohein Dann vatter oder friunde dehein 2585 — 88. Woher hat er die Fabel? Aus dem Aesop gewiß nicht, denn mit ihm stimmt er nicht, sondern mit dem Petrus Alfonsi. Also aus diesem? es wäre möglich, denn

Freidank ist über ein Jahrhundert jünger, aber er ist selbst in Palästina gewesen, er könnte die Fabel dort gehört haben. Die wörtliche Mittheilung einer hierher gehörigen Stelle aus dem Renner läßt sich, da das Buch selten ist, rechtfertigen, nicht aber eines schlechten Zusages, den Lafontaine der Fabel gegeben, weil wir ihn gar nicht zu wissen brauchen und jedermann, der darnach Lust trägt, ihn nachschlagen kann. Auch Hans Sachs ist so selten nicht, um eine halbe Seite zu füllen, zumal reichte die Bemerkung hin, daß er nichts neues enthalte und eine andere Fabel damit verbinde. Spätere, deren Quelle man mit Sicherheit angeben kann, sind unwichtig. So hätten wir in wenig Zeilen den Ertrag zusammengefaßt, den sich der Leser aus beynabe zwey Seiten heraussuchen muß. — Aber Freidank hat noch einen Spruch mit der *disciplina clericalis* gemein. Es heißt darin II, 7: *Fili, ne sit galus fortior te, qui decem uxores suas justificat, tu autem solam non potes castigare*, wozu Hr. Prof. Schmidt ohne Noth und Gewinn eine Stelle aus dem Froschmeufeler abdrucken läßt. Bey dem deutschen Dichter heißt es 2812, *Sô stolzen muot nieman getruoc Ern hete an einem wibe gnuoc: So wilz der hane bezzer hân Dem sint zwelf hennen under-tân. Daz er der zwelfer meister ist Daz gât vür Salomones list. Geradezu aus der discipl. cler. entlehnt ist diese Stelle schwerlich, das zeigt die abweichende Aufnahme und Wendung, aber durch welche Vermittelung hat sie Freidank empfangen? Dieser Punct wäre einer Aufklärung werth.*

Wir heben noch Cap. 24 heraus. Erst die aus Aesop und Avian herzuleitende Fabel von dem Bauer, der seinen Ochsen, weil sie nicht recht am

Pflug ziehen wollen, zuruft, die Wölfe sollten sie fressen, einem Wolf aber, der das gehört hat und darauf Ansprüche gründet, nicht Wort halten will. Der Fuchs, zum Richter erwählt, spricht heimlich zum Bauer: gib mir und meiner Frau zwey Hennen, so sollst du deine Ochsen behalten; zum Wolf aber: der Bauer verspricht dir einen Käse, groß wie ein Schild, wenn du auf die Ochsen verzichst. Er läßt den Wolf hin und herlaufen, bis die Nacht eingebrochen ist, da führt er ihn zu einem tiefen Brunnen, zeigt ihm den Mond auf dem Spiegel des Wassers und ruft, das ist der Käse, steige hinab und sättige dich. Der Wolf aber heißt ihn zuerst hinabsteigen. Es hängen zwey Eimer an dem Brunnen, der Fuchs gehorcht und läßt sich in dem einen hinab. Nun folgt die bekannte Entwicklung: der Fuchs klagt, der Käse sey zu schwer, der Wolf setzt sich hierauf in den andern Eimer und hebt durch seine Schwere den Fuchs in die Höhe, der entspringt. Diese Fabel zeigt Zusammenhang mit der großen Sage von Reinhard Fuchs, welchen auch der Herausg. angemerkt hat, der nur statt des deutschen Gedichtes des Glichener, die ältere und vollständigere Quelle den altfranzösischen Roman du Renard zu Rathe hätte ziehen sollen, wo I, 240 ff. nach der Ausgabe von Méon, welche S. 19 in der Anmerkung citirt wird, das hierher gehörige vorkommt. Der Zufall führt hier den Wolf zu dem Brunnen, in welchem Reinhard steckt und er glaubt ihn unten in Gesellschaft der Wölfin zu erblicken. Der Fuchs aber macht ihm weiß, er sey gestorben und befinde sich da unten im Paradies und reizt ihn durch Schilderungen von den Herrlichkeiten desselben so sehr, daß er auch Verlangen nach dem glückseligen Aufenthalt fühlt, in dem leeren Eimer hinabfährt und den Fuchs in dem andern Eimer in

die Höhe hebt. Obgleich auch diese Erzählung über hundert Jahre jünger ist, als die disc. cler. denn Zeugnisse vom J. 1233 reden von dem allgemein beliebten Roman du Renard, so lautet sie darin doch besser und vollständiger und es liegt an dem Tage, daß sie nicht dorthier geborgt ist. Merkwürdig bleibt die Thatsache, daß im Anfang des 12. Jahrh. Spuren jener Sage sich im Arabischen finden.

S c h l e s w i g.

Gedruckt und verlegt im königl. Taubstummen-Institut. 1827: Nordische Mythologie. Aus der Edda und Dehlenschlägers mythischen Dichtungen dargestellt von Johann Ludwig Heiberg. Mit Kupfern. VI u. 332 S. in 8.

Den literarischen Handlangern, welche Artikel in die zahlreichen Encyclopädien, Conversationsblätter und Realwörterbücher unserer Zeit zu liefern haben, den Decorationsmalern, bey welchen Arabesken aus der nordischen Mythologie bestellt werden, angehenden Poeten, welche einiger Anspielungen auf Thor, Odin, Baldur zc. bedürfen, allen diesen empfehlen wir so angelegentlich, als wir an ihren Bemühungen Theil nehmen, oben genanntes Buch. Sie werden darin leicht nachschlagen können und was sie suchen mit Sicherheit und dem Lächeln des Kenners vorgetragen finden. Die Vergangenheit ist hier, wie sie nach einer geistreichen Note S. 16 wohl muß, bereits zur Gegenwart geworden und wie wird sich der alte, olympische Jupiter, den wir auf dem Titelfupfer als Odhin erblicken, freuen, einen so raschen Sprung vorwärts gethan zu haben! nur noch etwa zweitausend Jahre und nicht einmal so viel, (denn wir hören von Gelehrten, daß Odhin mit Beginn der christlichen Zeitrechnung soll eingewandert seyn) so steht er mitten unter uns, wie Apollo schon

ganz in der Nähe ist und unserm Vf. bereits die Feder geschnitten hat. Für einen ernsten, wissenschaftlichen Zweck dagegen ist dieses Buch völlig unbrauchbar, es müßten denn Philosophen in der Einleitung mehr finden, als der Rec. der sie vorzüglich auf S. 8 u. 9 aufmerksam macht und auf 'den kühnen Sprung, den wir in unserer Sehnsucht, in unserer Ungeduld wagen, um die allgemeine Freude, die wir nicht erleben werden, durch Anticipation zu genießen;' denn dieser Sprung ist nichts anderes als die Kunst. Schade nur, daß bey dem kurzen Leben, daß unser Vf. mit Recht bejammert, keine Hoffnung da ist, die Früchte jener Anticipation per subsequens matrimonium legitimirt zu sehen. — Der Verf. sagt auf dem Titel und im Eingang er habe aus der Edda u. Dehlenschläger geschöpft, aber wir haben nirgend's eine Spur von Studium der Quellen oder Kenntniß der nordischen Sprache gefungen (Dehlenschläger fällt nicht einmal 'Walhalla' zur Last), gar wohl aber das Gegentheil. Wie dürfte sich auch jemand, der so klug ist, zu behaupten, es gebe nichts einfärnigeres und langweiligeres, von aller Poesie mehr entblößtes, als die nordischen Sagen, darauf einlassen. Die Mythologie aus einem modernen Dichter darstellen heißt etwa so viel als Alexanders Geschichte aus Lebruns Gemälden entnehmen. So sehr wir den Dichter achten, so glauben wir doch nicht, daß er wohl thut, alte Mythen, an deren Erklärung Scharfsinn und Gelehrsamkeit arbeiten sollen, mit frischen Farben und nach seiner Manier zu übermalen; es mögen leidliche, selbst artige Einzelheiten zum Vorschein kommen, das ganze bleibt ein mißlungenes Unternehmen und unleidliches Zwitterding, und er thut besser seine Kraft an Gegenständen zu üben, welche fähig sind, seine und des Lesers Seele ganz zu erfüllen.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

166. Stück.

Den 18. October 1827.

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1827: *Themis*. Zeitschrift für practische Rechtswissenschaft. Herausgegeben im Verein mit mehreren Rechtsgelehrten von Dr. Christian Friederich Elvers. Ersten Bandes Erstes Heft. VI u. 208 Seiten in 8.

Mit vorliegendem Hefte beginnt eine neue juristische Zeitschrift, welche den Zweck hat, auf wissenschaftlichem Wege den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesetzgebung und Rechtspflege Deutschlands möglichst zu Hülfe zu kommen, zugleich aber auch der Deutschen Rechtswissenschaft selbst immer mehr die Frische und Anschaulichkeit zu verschaffen, welche nur durch die Richtung derselben auf das Leben und die Vorgänge und Zustände der Gegenwart erlangt werden können. — Es enthält dieses erste Heft in Beziehung auf Deutsche Gesetzgebung, Rechtspflege und Rechtswissenschaft, folgende Aufsätze: 1) Bemerkungen über die neueste Deutsche Gesetzgebung in Bezug

R [7]

auf religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen. Vom Geheimen Rath Mittermaier in Heidelberg. 2) Zur Erörterung der Streitfrage: ob der katholische Pfarrer wegen nicht erfolgenden Versprechens der katholischen Erziehung aller Kinder die Einsegnung einer gemischten Ehe rechtmäßig verweigern könne? Einige Bemerkungen, veranlaßt durch den Gegenstand des vorhergehenden Aufsatzes. Vom Herausgeber. 3) Eine unter einer Firma betriebene Handlung ist als das Rechtssubject hinsichtlich aller aus Handlungsgeschäften entstehenden Rechte und Verbindlichkeiten anzusehen. Vom Obergerichtsrath Hassenpflug in Kassel. 4) Ueber die theoretisch-practische Begründung der gemeinrechtlichen Lehre vom Nothwege. Vom Herausgeber. 5) Ist es nothwendig, daß zu dem im Concurse angelegten Liquidationstermine die bekannten Gläubiger besonders vorgeladen werden? Vom Obergerichtsrath Hassenpflug. 6) Uebersicht der wichtigsten Entscheidungsgründe der von Ostern bis Michaelis 1826 in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten abgegebenen Erkenntnisse und Gutachten der Göttinger Juristenfacultät. Vom Herausgeber. (Mit Genehmigung des Hn. Ordinarius). 7) Beyträge zur Kenntniß der Rechtsverfassung einzelner Länder und Gegenden Deutschlands, vorzugsweise aus neu erschienenen Schriften entlehnt. a) Die Provinzial- und statuarischen Rechte der Preussischen Monarchie (nach von Kampff). b) Uebersicht der Rechtsverfassung der Herzogthümer Schleswig und Holstein (nach Falk). 8) Miscellaneen aus dem Gebiete der practischen Rechtswissenschaft. a) Ueber die Pseudo-Claurensche Proceßsache. b) Ueber den Beschluß der Generalversammlung der Deutschen Buchhändler vom 13. May 1827, unsittliche Verlags-Artikel

betreffend. c) Weitere Belege der katholischen Ansichten von der Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen. d) Grundsatz der Königl. Hannoverschen Regierung über authentische Interpretation. — Als Anhang zu diesem Hefte ist die von der vorigen vormundschaftlichen Regierung des Herzogthums Braunschweig am 26. März 1823 erlassene Verordnung, die Einrichtung des Justizwesens betreffend, abgedruckt. Auch ist diesem Hefte die im vorigen Jahre erlassene Aufforderung zu Mittheilungen für practische Rechtswissenschaft, als den Plan dieser Zeitschrift näher bestimmend, beygefügt. Uebrigens hat der Herausgeber seine Ansichten über Praxis und practische Rechtswissenschaft in folgender Schrift zum Theil ausführlicher zu entwickeln versucht:

E b e n d a s e l b s t:

In Commission bey Vandenhoeck u. Ruprecht. 1827. Theoretisch-practische Erörterungen aus der Lehre von der testamentarischen Erbfähigkeit, insbesondere juristischer Personen. Veranlaßt durch zwey Gutachten der Kieler und Leipziger Juristenfacultäten gegen die Rechtsbeständigkeit der Stiftung und Erbeseinsetzung des Städel'schen Kunstinstitutes in Frankfurt a. M. Von Dr. Chr. Fr. Evers, Prof. d. R. und Beysitzer des Spruchcollegiums in Göttingen. X u. 267 Seiten in 8.

Zu den merkwürdigsten bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten neuerer Zeit gehört in vielfacher Beziehung der Rechtsstreit, welcher seit dem Jahre 1816 zwischen den Intestaterben des verstorbenen reichen Frankfurter Kaufmannes Städel, und den Administratoren des von diesem gestifteten und zum Universal-Erben eingesezten Städel'schen Kunst-Institutes in Frankfurt geführt wird.

Es handelt sich um die Frage: ob ein Institut ohne vorhergehende öffentliche Bestätigung in einem Testamente gültig gestiftet und zum Erben eingesetzt werden könne? Diese Frage ist seither in possessorio und petitorio nicht nur von den Frankfurter Gerichten, sondern auch von den Juristenfacultäten zu Landshut, Jena und Bonn zu Gunsten des Instituts beantwortet worden. Auch haben verschiedene andere Juristenfacultäten; und zwar selbst auf Befragen der Intestat-Erben, zu Gunsten des Instituts respondiert. Auf der andern Seite erschienen vom Anwalde der Intestat-Erben, dem Dr. Jassoy in Frankfurt, in den Druck gegeben, drey Gutachten der Leipziger, Kieler und Göttinger Juristenfacultäten, gegen die jedoch der S. R. Zachariä das Institut in den Heidelberger Jahrbüchern zu vertheidigen sucht; Neuerdings verbreitete sich auch, zum Theil selbst durch öffentliche Blätter, das Gerücht, daß die Juristenfacultät zu Halle, an die die Acten zum Spruche in letzter Instanz versandt seyn sollten, gegen das Institut erkannt habe. Allein dieses Gerücht hat sich als unbegründet erwiesen, und die Hallische Facultät hat eben dieses Gerüchtes wegen die Acten ohne Spruch an das Ober-Appellations-Gericht in Lübeck zurückgesandt; wodurch freylich die Entscheidung dieser Sache noch weiter hinausgestellt worden ist. Auch hat Namens der Leipziger Facultät der Profanzler Wencß in einem eigenen Programm bekannt gemacht, daß diese Facultät auf Befragen der Intestat-Erben nicht für, sondern gegen sie respondiert, und das Testament als solches, jedoch aus andern Gründen, als rechtsbeständig anerkannt habe. Aus dem in diesem Programm vollständig mitgetheilten Gutachten ersieht man, daß der Dr. Jassoy nur die Zweifelsgründe hat drucken und mit der Fa:

cultäts: Unterschrift versehen lassen, ohne daß irgend eine Notiz von der wahren Ansicht der Leipziger Facultät Kunde gibt. Auch die Kieler Facultät hat sich über ein ähnliches Verfahren zu beschweren; denn statt der zu Gunsten des Institutes ausgefallenen Erörterung der dem Testamente angehängten Codicillarclausel findet sich in dem vom Dr. Saffoy dem Publicum übergebenen Gutachten ebenfalls nur ein etc. etc. — So steht denn allein das im Namen der Göttinger Juristenfacultät erteilte Gutachten dem Institute absolut entgegen, da dieses das Stäbelsche Testament weder als solches, noch auch dem Anscheine nach als Codicill gelten lassen will. Da Unterzeichneter sich mit dieser Ansicht nicht befreunden konnte, so unternahm er, jedoch nicht als Consulent der Stäbelschen Administration, sondern als freyer, unabhängiger Rechtsgelehrter, auch nicht auf unmittelbare oder mittelbare Veranlassung der hiesigen Facultät, sondern aus eigenem Antriebe, vorliegende Erörterungen, die jedoch im Einzelnen nur die beiden auf dem Titel genannten Gutachten, nicht das hiesige berücksichtigen. Es enthält die vorliegende Schrift zunächst freye wissenschaftliche Forschungen, deren Ergebnisse aber theils durch die kritische Prüfung der beiden oben genannten Gutachten, in so weit sie damals bekannt waren, gesichert, theils durch die Anwendung auf den Stäbelschen Rechtsstreit, in so weit dieser in gedruckten Actenstücken vorlag, größere Anschaulichkeit und wo möglich auch größere praktische Berücksichtigung erhalten sollten. Auch hat Unterzeichneter in der Vorrede das reinmenschliche und juristische Interesse nicht verhehlt, das er an dem endlichen Ausgange dieser Rechtsfache nimmt, jedoch zugleich dem Publicum die Versicherung einer unbefangenen und unparteyisch begonnenen und fortgeführten Untersu-

chung gegeben. Was nun den Inhalt der vorliegenden Erörterungen betrifft, so handelt die erste, die nebst der folgenden die fernern Untersuchungen vorbereiten und sicher stellen soll, von Billigkeit und strengem Rechte, Gesetzgebung und Praxis im Allgemeinen, die zweite, von der in Testamentssachen nach Römischen und canonischem Rechte, so wie nach der Praxis pflichtmäßig zu berücksichtigenden Billigkeit; die dritte, von den allgemeinen Principien, auf denen die Römische Lehre von der Fähigkeit, im Testamente zum Erben eingesetzt zu werden, beruht; die vierte, von der verschiedenen Weise, wie Städte und andere Gemeinheiten zu Erben eingesetzt werden können; die fünfte, von der behaupteten Nichtigkeit der Erbesetzung juristischer Personen im Fall der noch nicht, oder nicht gehörig erfolgten Bestätigung des Staates. Eine anfangs beabsichtigte Erörterung der Codicillarclausel blieb weg, weil Unterzeichner, nachdem er darzuthun gesucht hatte, daß aus den verschiedensten Gründen das Stäbelsche Testament als solches aufrecht erhalten werden könnte, eine weitere Untersuchung über diesen Punct für eine spätere Gelegenheit aufschieben zu können glaubte. — Anhangsweise ist das Stäbelsche Testament nebst einigen andern früher gedruckten Actenstücken mitgetheilt. — Schließlich verbessert Unterzeichner einen Ausdruck in der Vorrede dahin, daß das Schreiben des academischen Freundes, dessen er dort gedenkt, nur redete: 'von der zweifelhaften Lage, in welche der Stäbelsche Rechtsstreit durch jene drey Gutachten versetzt zu seyn scheint, als man nach fünf günstigen Urtheilen in possessorio und petitorio früher für möglich gehalten hätte.'

Chr. Fr. Ebers.

L e i p z i g.

Gothofredi Hermannii Opuscula. Vol. I. IV u. 370 S. Vol. II. 370 S. 1827. in 8.

Gewiß nicht bloß seinen zahlreichen Zuhörern, sondern auch den Freunden der classischen Literatur überhaupt, hat der Hr. Prof. Hermann durch die Sammlung seiner kleinen Lateinischen Schriften ein angenehmes Geschenk gemacht. Es sind meist academische Gelegenheitschriften, die außerhalb der Stadt wo sie erscheinen einzeln nicht leicht zu haben sind; und sehr gering möchte wohl die Zahl derer seyn, die sich rühmen könnten eine vollständige Sammlung derselben zu besitzen. Ihr Inhalt ist so mannigfaltig, daß kein Freund des Alterthums dabey in Gefahr kommt, leer auszugehen; und auch diejenigen welche mit den Ansichten des Verfs. nicht immer übereinstimmen, werden doch Stoff zur Untersuchung und Belehrung finden. Wenn gleich Auszüge und Beurtheilungen von Aufsätzen, welche schon seit Jahren im Publicum sind, nicht erwartet werden können, so glauben wir doch den Lesern einen angenehmen Dienst zu erzeigen, wenn wir die Titel derselben angeben, nicht nur weil man dadurch weiß, was in der Sammlung zu suchen ist, sondern auch weil bey manchen dieser Aufsätze sich schon an den Titel interessante Erinnerungen knüpfen. Der erste Theil enthält 17 Aufsätze: 1. De fundamento juris puniendi. 2. De poëseos generibus. 3. De dramate comicosatyrico. 4. De fragmento Clytemnestrae Sophoclis in duobus codd. reperto. 5. Commentatio de verbis, quibus Graeci incessum equorum indicant, ad Xenoph. de re Equestri cap. VII. 6. 7. De differentia prosae et poeticae orationis disputatio. 8. Observationes de Graecae linguae dialectis. 9. Dissertatio de ellipsi et pleonasmo in Graeca lingua. 10. De

dialecto Pindari observationes. 11. De praeceptis quibusdam Atticistarum dissertatio. 12. De cantico in Romanorum fabulis Scenicis dissertatio. 13. Dissertatio de pronomine *αὐτός*. 14. Carmen saeculare Academiae Lipsiensis. 15. Carmen in honores semisaeculares comitis G. G. ab Hopfgarten. 16. Alexandro, Russorum Imperatori, liberata Europa reduci. 17. In reditu Regis Friderici Augusti.

Der zweyte Band enthält 18 Aufsätze. 1. De argumentis pro antiquitate Orphei Argonauticorum maxime a Koenigsmanno allatis dissertatio. 2. 3. De legibus quibusdam subtilioribus sermonis Homericum. 4. De Aeschyli Glaucis dissertatio. 5. De versibus spuriiis apud Aeschylum dissertatio. 6. De Aeschyli Persis dissertatio. 7. De metrorum quorundam mensura rhythmica dissertatio. 8. 9. De choro Eumenidum Aeschyli. 10. De mythologia Graecorum antiquissima. 11. De historiae Graecae primordiis dissertatio. 12. Censura novae editionis Thesauri Stephani. 13. *Ἐσμός μελίσης*. 14. Epistola ad Fr. Lindemannum. 15. De R. Bentlejo ejusque editione Terentii dissertatio. 16. De Musis fluvialibus Epicharmi et Eumeli. 17. De compositione tetralogiarum tragicarum. 18. De Aeschyli Danaidibus. Weitere Untersuchungen über den Aeschylus behält laut der Vorrede der Vf. seiner Ausgabe des Dichters vor. Die Aufsätze folgen sich meist der Zeitfolge nach. Ungern vermüßten wir die genauere Angabe darüber bey einigen. Die classische Sprache in der sie geschrieben sind, erhöht den Genuß um so viel mehr, je feltener man jetzt diesen Vorzug zu rühmen hat. Jedem Bande ist ein Index beygefügt.

Sn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

167. Stück.

Den 20. October 1827.

H a m b u r g.

Bey Fr. Perthes, 1825: Sammlung landwirthschaftlicher Schriften, vom Freyherrn von Boght. Erster Theil. 364 Seiten in 8.

Die großen Verdienste, die sich der Verf. um die deutsche Landwirthschaft erworben, so wie seine Schöpfung zu Flotbeck sind zu bekannt, als daß eine Sammlung seiner Schriften nicht eine sehr willkommne Erscheinung seyn sollte. Die Schriften des Herrn von Boght, stehen mit seiner öconomischen Wirksamkeit zu sehr im Zusammenhange als daß eine kurze historische Uebersicht der merkwürdigsten Daten der letztern, als überflüssig angesehen werden könnte. Der Verf. bildete vor etwa 40 Jahren aus angekauften Bauerhöfen, das Gut Flotbeck in der Nähe von Altona an den Ufern der Elbe, und ließ es auf gewöhnliche Art bewirthschaften. In den Jahren 1792 bis 1794 studierte er auf einer Reise durch England und Schottland die Englische Landwirthschaft. Bey seiner Rückkehr im

Jahr 1795 brachte er die besten damals in Großbritannien bekannten Ackergeräthe (die der Verf. auch noch jetzt die besten zu seyn, erklärt), Englische Ackerleute und Baumschulen-Gärtnere mit nach Flotbeck, um seine Leute im Gebrauche der Ackergeräthe, der Säemaschinen, der Dreschmühle, in Verfertigung der Diemen und verdeckten Abzugsgräben, dem fabrikmäßigen Anpflanzen von Bäumen und Stauden u. s. f. zu unterrichten. Bis zum Jahre 1803 war er durch seine rühmlichst bekannte Theilnahme an den Armenanstalten in Hamburg, Wien und Berlin zu sehr beschäftigt, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Deconomie richten zu können. Seit 1804 von allen Geschäften befreuet, wandte er seine Zeit gänzlich auf die practische Agricultur an. Irrten wir nicht, so ist er der erste Deconom in Deutschland der gesucht hat, die Grundsätze der Englischen Landwirthschaft in Anwendung zu bringen. Unverheirathet, und im Besitze eines unabhängigen bedeutenden Vermögens, sparte der Freyherr von Boght keine Kosten, wenn es darauf ankam, irgend einen Grundsatz zu prüfen, oder durch Versuche zu neuen Resultaten zu gelangen. Dem Verf. dieser Anzeige ist nicht unbekannt, daß derselbe einen großen Theil seines Vermögens sich selbst und seine Landsleute practisch zu unterrichten, aufgeopfert hat, und daßjenige was er wirklich geleistet hat, in Deutschland zu bekannt, um hier näher auseinander gesetzt zu werden. Denn nicht leicht hat ein wißbegieriger Reisender Hamburg besucht, ohne nicht auch Flotbeck in Augenschein zu nehmen. — Kriegerische Ereignisse zwangen den Freyherrn von Boght Flotbeck von 1807 bis 1811 zu verlassen. Diese lange Entfernung, der Krieg und der Aufenthalt fremder Truppen, wirkten auf

feinen dortigen Ackerbau höchst nachtheilig. Seit 1814 mußte er beynahe alles neu schaffen. In dessen hatten sich durch seinen langen Aufenthalt in Frankreich, in der Schweiz und in Italien, seine theoretischen und practischen Kenntnisse vermehrt; wenn er vielleicht früher sich zu sehr an das, was er in England gesehen hatte, hielt, so richtete er von nun an seine Aufmerksamkeit auf die Vegetation, und suchte von der Natur selbst zu lernen, wie und in wie fern man der Entwicklung ihrer Kräfte zu Hülfe kommen und den Ertrag der Pflanzen möglichst vermehren könnte. Allein bey jedem Versuche ward er durch die Schwierigkeit aufgehalten, den Grad der Ertragsfähigkeit, den ein Feld besaß, ehe der fragliche Versuch gemacht wurde, mit irgend einiger Genauigkeit angeben zu können. Da fiel ihm von Wulffens kleine Schrift: über die Statik des Landbaues in die Hände. Die Idee Wulffens, die Kraft des Bodens (die Herr von Boght Erdvermögen), von dem Reichthum des Bodens (den letzterer Düngvermögen nennt) zu trennen, und beide als zwey Factoren anzusehen, deren Product die Ertragsfähigkeit ist, eignete sich der Verf. an. Er suchte von nun an das Erdvermögen eines Feldes durch chemische und physicalische Untersuchungen, durch Beobachtung der wildwachsenden Unkräuter und ihres Gedeihens, durch das äußere Ansehen der cultivierten Pflanzen selbst, durch Aufmerksamkeit auf das, was bisher durch Bearbeitung und Erdmischung zur Verbesserung des Bodens geschehen war, und auf das was die climatische Einwirkung dafür gethan hatte, zu bestimmen. Das Düngvermögen suchte er durch die vorhergegangene Geschichte des Feldes, durch Aufmerksamkeit auf die Art der demselben gewordenen

Bedingung, deren Wirkung auf die Vegetation und die Ernten auszumitteln. Darauf versuchte der Verf. sein auf diese Umstände begründetes Urtheil in Graden der Ertragsfähigkeit zu bestimmen, und diese in Zahlen auszudrücken. Das erste Verhältniß, welches er zwischen Erdvermögen und Düngvermögen annahm, drückte ein Urtheil aus, das die Erfahrung mehr oder minder rechtfertigte, und durch letztere berichtigt wird. Diese Basis war hypothetisch, aber in der Folge drückte die practisch bewirkte Veränderung der Verhältnisse eine wirkliche Thatsache aus, die in dem Maße zur Gewißheit ward, in welchem das, was als Bedingniß der Erfahrung angesehen werden konnte, genau beachtet und gewürdigt worden war. Der Verf. erreichte noch einen zweyten Vortheil: indem er auf dieselben Felder bey demselben Erdvermögen, verschiedene Düngmittel anwandte, lernte er die Wirkung derselben, abgesehen vom Erdvermögen kennen, und indem er von verschiedenen Bestellungsarten Gebrauch machte, zeigte sich ihm die Wirkung derselben, abgesehen vom Düngvermögen. Die vielen kleinen Koppeln welche er jährlich mit derselben Frucht bestellte, und die in demselben Jahre denselben climatischen Einwirkungen ausgesetzt waren, verschafften ihm einen Durchschnitt des in dem Jahre, für ein bestimmtes Gewicht Frucht nöthigen Grades der Ertragsfähigkeit. Das dadurch bekannte Verhältniß der Jahresfruchtbarkeit mehrerer folgenden Jahre, erweiterte die Sphäre seiner Vergleichen, und nachdem der Verfasser sechs Jahre seine Untersuchungen fortgesetzt hatte, ließ er in die Schl. Holst. Landw. Hefte im Jahre 1820 einen Aufsatz einrücken, in welchem er die Frage: in wie fern der Kapsaatbau

mit dem Mergeln verbunden für die Grasböden 1ster und 2ter Klasse zu erschöpfend werden könnte, nach statischen Grundsätzen beantwortete. Dieser Aufsatz ist in dieser Sammlung nicht befindlich, er veranlaßte einen lebhaften Briefwechsel des Vf. mit den bedeutendsten Agronomen verschiedener Länder, und bemerkt derselbe bey dieser Veranlassung, daß die ausübende Agricultur in England und Schottland, mehr aber noch in Brabant und Flandern zu einer solchen Vollkommenheit gediehen sey, daß sie schwerlich noch etwas durch die Theorie gewinnen könne.

Der erste Aufsatz in diesem Bande ist überschrieben: meine Ansicht der Statik des Landbaues im Jahr 1817; mit angehängten, in spätern Jahren hinzugekommenen Anmerkungen, nebst Vorwort, Inhaltsverzeichnis und Nachschrift. — Der Raum verstattet uns nicht, unsern Lesern eine vollständige Uebersicht dieses interessantesten Aufsatzes zu geben, den der Verf. selbst ein unvollkommenes Nachwerk nennt. Wir sind indessen der Meinung, daß dieß Mangelhafte mehr in der Unvollkommenheit der Statik des Landbaues, als in der der Arbeit des Verf. selbst zu suchen sey. — Der Freyherr von Boght drückt sich hierüber folgendermaßen aus: 'die Anwendung der Statik hat mir bedeutende und selbst einträgliche Resultate geliefert; das Ganze bedarf noch mehrere Jahre fortgesetzte Versuche, ehe etwas nur irgend befriedigendes, die Statik als Wissenschaft begründendes, bekannt gemacht werden kann. Auch kann dieses nicht das Werk eines alten, bald die Welt verlassenden Mannes seyn. Sollten aber deswegen die ersten Versuche dazu unbekannt bleiben, die vielleicht andern die Mittel zu weitem Fortschritten er-

leichtern könnten? Der Verf. dieser Anzeige ist weit entfernt, die großen Verdienste die sich der Freyherr von Boght durch die Bekanntmachung der von ihm im Felde der Statik gemachten Erfahrungen erworben hat, nicht anzuerkennen; er kann indessen sich der Aeußerung seiner Besorgniß nicht entziehen, daß die Statik selbst sich nie zu einer Wissenschaft erheben werde, die allgemein ins Leben tritt. Entgegengesetzt der Ansicht des Freyherrn von Boght, muß er der Meinung seyn, daß um die Statik der Landwirthschaft anzuwenden, chemische und physikalische Untersuchungen der Felder vorangehen müssen, denn ohne diese kann das Erdvermögen nicht richtig ausgemittelt werden. Der Besitz von chemischen und physikalischen Kenntnissen wird den Deconomen zwar in den Stand setzen, Versuche die sich auf diese beiden Wissenschaften gründen, anzustellen; bey Bodenarten die schnell hinter einander abwechseln und ausgedehnten Flächen wird er dessen ungeachtet das wirkliche Erdvermögen seiner Landesbesitzungen nicht ausmitteln können. Bekanntlich hat die von Thaer angegebene Theorie die Tragfähigkeit des Vermögens durch chemische Untersuchungen zu bestimmen, auf bedeutende Flächen keine Anwendung finden können. Kenntnisse der Physik, Chemie und Botanik zu besitzen, ist eine Forderung die mit Recht wohl nur an eine höchst geringe Zahl der Deconomen gemacht werden darf. Es wird nicht leicht einen denkenden Deconomen geben, der nicht beachtet, wie viel Dünger dieß oder jenes seiner Felder nothwendig haben muß, wenn es die erwartete Ernte leisten soll, und seine Saatfolge dem gemäß bestimmt; aber diese auf Erfahrung allein sich gründende Kenntniß seines Bodens ist weit entfernt von der Statik

der Landwirthschaft nach den Ansichten des Verfassers. — Wir müssen noch bemerken, daß bey allen den Wirthschaftssystemen, nach welchen die Aecker in zusammenhängende große Schläge oder Felder eingetheilt sind, auch aus der Ursache die Statik nicht wohl angewandt werden kann, weil der Verfasser als nothwendige Bedingung voraussetzt, daß um die Ertragsfähigkeit auszumitteln der Ertrag mehrerer mit derselben Frucht, in demselben Jahre bestellten Felder, die alle denselben climatischen Einwirkungen ausgesetzt gewesen sind, mit einander verglichen werden solle, um die Jahrsfruchtbarkeit zu bestimmen. Er schlägt zwar vor, daß eine Anzahl von Nachbarn, die alle sich eine gleiche Kenntniß des Bodens verschafft haben, sich zu diesem Zweck vereinigen sollen. Wenn zu einer solchen Vereinigung der gute Wille und die Einsicht aller auch in Anspruch genommen werden könnte: so ist doch die Localität und herrschende Felder-Eintheilung in den meisten Gegenden dagegen. Um endlich uns noch ein Bedenken zu erlauben, so ist die Abwechslung des climatischen Einflusses, die, nach unsern Erfahrungen, nur zu oft die ganze Theorie über den Haufen wirft, der Hervollkommnung der Statik zu sehr im Wege. Wie unrichtig würden aus dieser Ursache z. B. die aus den letzten sieben Jahren gezogenen Resultate ausfallen. Der Freyherr von Voght sagt selbst in einem folgenden Aufsatze daß die Witterung in den Jahren 1821 und 1822 alle seine Versuche zu Schanden gemacht habe. Doch alle diese Bedenken über den Werth der Statik müssen weichen, wenn wir die Resultate, die der Verfasser nach Seite 84 u. f. f. mit Bestimmtheit erhalten zu haben behauptet, in Erwä-

zung ziehen. Er sagt nämlich: 'ich habe die bestimmteste Gewißheit erlangt über den Grad der Ertragsfähigkeit auf jedem meiner Felder; über das dazu nöthige Verhältniß des Erd- und Düngvermögens; über den Grad bis zu welchem die Bedüngung und Bearbeitung für jede der zu bauenden Frucht nützlich, unnützlich oder schädlich wird; über die Zeit wann und die Art, wie dieser Dünger aufgebracht werden, welcher Art er seyn, wann und wie endlich diese Bearbeitung Statt haben müsse; über die meinen Feldern geeignetste Varietät der Saat, Dicke und Dünne des Säens, endlich, über das flache oder tiefe Eindringen der Saat selbst; über den Zustand des Erd- und Düngvermögens, in welchem die Ernte das Feld gelassen, und wie die Witterung darauf gewirkt hat.' Schon die Erreichung auch nur einiger dieser Vortheile, muß jeden Deconomen auffordern, auf der ihm von dem Freyherrn von Voght vorgezeichneten Bahn, so weit es seine Einsichten, Mittel und die Localverhältnisse seines Grundbesitzes, verstaten, fortzuwandern, unbekümmert, ob sein Bestreben das Erd- und Düngvermögen zu erforschen, auch wirklich eine Wissenschaft genannt zu werden verdiene, und unbeschadet der, ihm vielleicht unbekanntem wissenschaftlichen Formen, in welche die Schriftsteller die sogenannte Statik eingeklätt haben. — Wir glauben unsern Lesern folgende Resultate der Versuche des Verfassers mittheilen zu müssen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö r t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

168. Stück.

Den 20. October 1827.

H a m b u r g.

Beschluß der Anzeige: Sammlung landwirth-
schaftlicher Schriften, vom Freyherrn v. Boght.
Erster Theil. 364 Seiten in 8.

Ueber die Erschöpfung des Reich-
thums.

Für 1 Himten Weizen	$\frac{1}{2}$ °
— 1 — Hafer	$\frac{1}{4}$
— 1 — Kartoffeln	$\frac{1}{20}$
— 1 Bund grünen Klee	$\frac{1}{4}$
— 1 Himten Kapsaat	$\frac{1}{8}$

Ueber die Erschöpfung der Kraft. Der
Verf. ist mit Wülffen einverstanden, daß ein
Winter-Cereal dem Boden Einen Grad Kraft
raube; dagegen Braachfrüchte, wohl gebauet,
die Kraft des Ackers vermehren. Ohne Dünger-
Ersatz, oder ohne Braache kann dasselbe Win-
ter-Cereal auf demselben Felde gebauet werden,
ohne die Ernte auf das dritte Korn herunter zu

bringen. Ueber die Ersetzung des durch die Erschöpfung erlittenen Verlustes (und zwar 1) in Hinsicht auf Reichtum, a) durch Düngung, aus einer Mischung animalischer und vegetabilischer Substanzen bestehend. Dieser Compost besteht $\frac{1}{3}$ aus Stalldünger, $\frac{2}{3}$ aus Haus- und Gassendünger, $\frac{1}{3}$ aus Plaggen. Der Gassendünger ist größtentheils Asche, animalischer und vegetabilischer Abfall und etwas weniges Gassenegels. Dieser Compost liegt sechs Monate; er liefert nach der Fermentation etwa $\frac{2}{3}$ der eingefahren Fuder. Der Verf. hält ein Fuder Compost von 35 Centner in der Wirkung gleich einem Fuder Hofmist von 20 Centner. 2) die zweyte Art des Ersatzes ist durch die Benutzung der Dreesch und Braache. Drey Dreesch-Jahre geben den Reichtum einer Roggen-Ernte wieder. Einer Braachweide wird $\frac{1}{3}$ des Werthes einer Dreeschweide beigelegt. In Hinsicht auf die Kraft des Bodens. 1) Durch Bearbeitung. Der Verf. glaubt, daß dadurch wohl $1\frac{1}{2}^{\circ}$ bis 2° gewonnen werden können. Hier wird die Beschaffenheit des Bodens entschieden. Der Verf. bemerkt, daß er auf todten, durren Sand, wo kein Dünger helfen wollte, sechsmal im Jahr Kapsaat, Rüben, Buchweizen und Spörgel säete, und jedesmal wenn sie eben aufgelaufen war, sehr flach untergrub; mit jedesmal wurden die hervorkommenden Blättchen etwas größer; im Herbst säete er Rüben, im folgenden Frühjahr Spörgel, der zum Roggen untergepflügt ward. Das Feld brachte das vierte Korn Roggen. 2) Durch die Cultur solcher Gewächse (Braachfrüchte), die die Entwicklung befördern. 3) Durch die Mischung mit andern Erdarten: Weg-Erde, Moder, Sand und Lehm-boden, (wozu eine große Quantität Dünger er-

förderlich) Thon und Kalkmergel. Ueber die Wirkung des letztern, hat der Verfasser keine Versuche anstellen können.

Die zwey folgenden Abhandlungen in diesem Theile: II. Versuch zu einem Berichte über die Ernten in Flotbeck im Jahre 1820, mit besonderer Rücksicht auf die Fruchtbarkeit der Felder und die Fruchtbarkeit des Jahrs nebst des daher entstehenden Verhältnisses zum Ertrag, und über die Aussichten für das Jahr 1821, so wie III. über die Kultur des Sommerkapsaats in Flotbeck 1821, können als ein Commentar zu der ersten Abhandlung angesehen werden. Der Verf. war 1821 genöthigt, sein Winterkapsaat einzupflügen, und zur Sommerkapsaat seine Zuflucht zu nehmen, er war hierin glücklicher als die meisten Oeconomen, die sich in der nämlichen Lage befanden. Er trug Sorge echten Sommerkapsaat zu erhalten (dies ist, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, sehr schwierig; er erhielt den Saamen von James Booth und Söhne, aus der Flotbecker Baumschule); er wartete eine feuchte Witterung ab, und fing seine Saat schon im Anfange May an. Am 15. May war die Saat größtentheils aufgelaufen, und litt nicht von der eintretenden Kälte. (Bekanntlich säet man gemeiniglich das Sommerkapsaat, zwischen dem 1. und 20. Junius). — Durch den IV. Aufsatz: Flotbeck und dessen dießjährige Bestellung, mit Hinsicht auf die durch dieselbe beabsichtigten Erfahrungen; ein Wegweiser für die landwirthschaftlichen Besucher desselben, im Jahre 1821 hat der Verf. den zahlreichen Besuchern seines Guts, denen es um öconomische Belehrung zu

thun ist, ein angenehmes Geschenk gemacht. Wir glauben für diejenigen unserer Leser, die mit der Lage und den daraus entstehenden besonderen Verhältnissen von Flotbeck unbekannt sind, und vielleicht die irrige Meinung fassen möchten, daß die dortige Deconomie für sie eine Musterwirthschaft abgeben könnte, bemerken zu müssen, daß die Nähe der Elbe und zweyer großen Städte, Hamburg und Altona, dem Freyherrn v. Boght die Möglichkeit an die Hand gegeben hat, sein Gut auf eine Art zu bewirthschaften, die wohl nur in sehr einzelnen Fällen nachgeahmt werden kann. Von den 1100 Fuder Dünger, die jährlich in Flotbeck nothwendig sind, erzeugt das Gut nur 250 selbst. Die Kartoffeln, die andere Deconomen für den Unterhalt ihres Viehs nothwendig brauchen, verkauft der Berf. in den Städten als Speise-Kartoffeln zu theuren Preisen, und auf einem Boden, der sich nicht zum Kapsaatbau eignet, bauet er jährlich diese Frucht mit großem Vortheile. Freylich ist die Benützung des Düngers aus den Städten (die Basis der Flotbecker Wirthschaft) mit großen Kosten verbunden; (in Hamburg kostet das Fuder Dünger 16 fl. in Altona 20 fl.) dessenungeachtet hat es der Berf. rathsamer gefunden, statt sein grünes Futter zur Stallfütterung zu verwenden, (als in welchem Falle Flotbeck hinreichenden Dünger liefern würde) solches zu verkaufen, und Stadtdünger anzukaufen. Der Berf. glaubt in der Folge durch untergepflügte grüne Saat auf Sandland den, wenn auch selbst erzeugten, immer theuren animalischen Dünger substituieren, und dadurch die Erhaltung der bestehenden Fruchtbarkeit des Ackers wohlfeiler zu machen. Die gegenwärtige Rotation in Flotbeck ist: 1. Stark gedüngtes Mengfutter, 2. Kapsaat, 3. Kartof-

felt, 4. Weizen, 5. Klee und 6. Weizen. Der Verf. rechnet zur Düngung für Kartoffeln per Morgen 6 bis 8 Fuder, und für Rapfaat 12 bis 14 Fuder, das Fuder zu 4500 bis 5000 Pf. Dieser Dünger bestand aus: $\frac{2}{3}$ Hamburger Haus- und Gassendünger, $\frac{1}{3}$ Stalldünger und $\frac{1}{3}$ aus dazwischen gelegten Plaggen. Da bemerkt ward, daß der Gassendünger dem Geschmack der feinen Kartoffelnarten schade, so wurde dieser für den Kartoffeldünger nicht mehr benutzt. Die Wirkung des untergepflügten mehr noch des unterrayolten Klees, war außerordentlich. Der Verf. rechnet, daß der handhohe Klee mindest auf 4 Fuder Dünger, sey es für Kartoffeln, oder für Weizen, anzuschlagen sey. Auf untergepflügtes frisches Kartoffelkraut, rechnet der Verf. 2 Fuder Dünger, gesteht aber, daß das schnelle Unterpflügen desselben Schwierigkeiten habe, die er jedoch bey ferneren Versuchen zu überwinden hofft. (In einem spätern Aufsätze, sagt der Verf.: 'grünes, 2 bis 4 Fuß hoch stehendes Kartoffelkraut, bey der Kartoffel-Entfernung von 10 und 22 Zoll im grünen Zustande unterrayolt, bewirkt eine Ertragsvermehrung von 5 bis 7 Sack Kartoffeln per 100 □ Ruthen.' Und in einer Note setzt er hinzu: dieses kann nur bey der Frühkartoffel und bey der so blätterreichen Englischen Kartoffel angewandt werden; bey allen andern Arten ist das Kraut vertrocknet, wenn die Knolle gehörig reif ist.) Wir übergehen die Versuche der Düngung mit Knochen, Häringen u. s. f. und heben nur noch aus, was der Verf. über den Gebrauch der Ochsen, als Zugthiere, sagt. Außer 3 Pferden, die das ganze Jahr gebraucht werden, Dünger aus den Städten zu holen, und Producte dahin zu bringen, wird

die eigentliche Landarbeit mit 7 Pferden und 9 Ochsen verrichtet. Die Ochsen arbeiten 10 Stunden täglich wie die Pferde, verrichten im Ziehen und Pflügen reichlich $\frac{2}{3}$ Theile der Pferdearbeit und kosten beträchtlich weniger als die Hälfte. Wo Wechsel-Ochsen gebraucht werden, wo die Koppeln entfernt liegen, auf leichtem Boden, bey Mangel an grünem Futter müssen die Pferde einen entschiedenen Vorzug haben. Aber in Flotbeck, wo die Ochsen dieselben Arbeitsstunden mit den Pferden halten, wo die Felder in der Nähe des Hofes liegen, auf dem lehmigen Lande, wo man 8, oft 14 Tage später im Herbst, und eben so viel früher im Frühjahr mit Ochsen als mit Pferden arbeiten kann, bey dem Ueberflusse an grünem Futter und an kleinen zum Verkaufe untauglichen Kartoffeln, ist es äußerst vortheilhaft, Ochsen zu gebrauchen. — Den Gewinn, den der Freyherr von Voght durch seine verbesserte Cultur auf seinem Gute gemacht hat, berechnet er folgendermaßen: vor 36 Jahren, ehe er die Wirthschaft übernahm, wurde in Flotbeck gebauet:

- 1) Roggen, das 7te, jetzt das 12te bis 17te Korn
- 2) Hafer, das 8te, — — 10te bis 14te —
- 3) Weizen wird gebauet das 10te bis 13te —
- 4) Rapsaat per 100 [] R. 5 bis 8 Tonnen;

die beiden letzten wurden früher gar nicht gebauet. — Die Zahl der Ackerpferde hat er von 12 auf 7 vermindert, dagegen 3 Ochsen mehr. Statt der vormaligen 13 bis 1700 Fuder Dünger braucht er jetzt nur 1000 bis 1100, und hofft von den ferneren Fortschritten der grünen Bedüngung, mit 8 bis 900 Fuder auszukommen. Das Tagelohn hat er sehr vermindert, im Jahr 1815 war z. B. das Gätelohn 609 Mark

7 Schill., im Jahr 1822 nur 137 Mark 5 Sch. (hauptsächlich in Folge des Kayolens). Die Güte des Getreides hat sich um 5 bis 10 Thaler die Last, so wie das Gewicht des Weizens um 25 Pfund die Tonne verbessert. — Unter den Ackergeräthen deren sich der Verf. bebient, bemerken wir zuvörderst die Dreschmaschine. Sie bedarf 6 Pferde, 4 Männer, 1 Jungen und 5 Frauen: damit werden in etwa 9 Stunden 60 bis 80 Stiege Winterkorn, ungefähr 60 bis 90 Himten gedroschen, durch die Staubmühle getrieben, gefiebt, durch die zweyte Staubmühle getrieben, zu Boden gebracht, das Stroh gebunden und aufgestaucht. Alles dieses geschieht gleichzeitig. Es kommt darauf an, wie hoch man das Tagelohn und die Pferdearbeit (die nicht angreifend ist) berechnet, um zu wissen, ob dieses oder das Dreschen mit dem Flegel wohlfeiler ist. Bey dem Vf. ist das Maschinendreschen theurer, da er aber viel Saatkorn über den Marktpreis verkauft, so hat ihm die Maschine oft 20 bis 30 Thaler für die Last Vortheil gebracht. Hätte er einen Mühlbach bey dem Hofe, so würde die Maschine viel vortheilhafter seyn, er könnte dann leicht eine Hechselmaschine und jede Maschine anderer Art damit in Verbindung setzen. Die Nachtheile der Flotbecker Dreschmaschine sind: daß sie das Stroh etwas platt drückt, und dieses daher nicht zu Dachschoofe gebraucht werden kann; sie drischt übrigens so rein, wie die Hausdrescher. Der Schmidt Wilde in Flotbeck würde eine solche Maschine, die in London 200 Pf. St. kostet, für 1000 Thaler liefern. — Dann der Schottische Dünger- und Ernte-Karren. Die ersteren laden 32 Cub. Fuß Dünger. Ein Pferd zieht mit Bequemlichkeit 2000 Pf., auf hartem

und ebenem Wege 2500 Pf. Die Schnelligkeit des Abladens macht, daß, wenn die Entfernung nicht über 10 Minuten Gehens ist, sie $\frac{1}{2}$ Theil über eine gleiche Bespannung mit Wagen gewinnen. Die Erntekarren laden 8 bis 9 Stiege Winterkorn, wenn die gewöhnlichen Ackerwagen 12 bis 13 Stiege laden. Außer diesen Maschinen beschreibt der Verf. noch: die Pflüge, Hacken, Eggen und Walzen, den Erdbohrer und das Mollbrett, nebst der Cookschen Drillmaschine, deren er sich bedient.

Fünfte Abhandlung: Auszüge aus Briefen landwirthschaftlichen Inhalts: Erster Brief. Ueber die Einwirkung der Lebenskraft der Pflanzen auf ihr Gedeihen und auf die Verbesserung des Bodens durch ihre Vegetation. — Der Dünger ist wirkungslos, ehe die Lebenskraft der Pflanzen ihn zersezt und anzieht. Nicht Dünger und Erden sind es die da wirken, die Lebenskraft ist es, die auf sie wirkt. Die Pflanze ernährt sich im Verhältniß ihres Blattrcichthums bis zur Fructification durch die, jeden einzelnen Theil ihrer Stengel und Blätter belebende Kraft, nicht nur allein gänzlich aus der Atmosphäre, sondern ernährt auch die Wurzeln. Es ist die Atmosphäre, die durch die Blätter dem Boden eine bisher noch nicht untersuchte Art von Feuchtigkeit gibt. Die porösen Seiten der Blätter saugen den verflüchtigten Humus ein, und schützen den Boden gegen ausdörrende Sonnenstrahlen. Daher entsteht, daß eine vor der Blüthe geschnittene Saat den Boden nährt und nicht ärmer macht, sondern ihn auch während der ganzen Vegetation bereichert. Je dichter diese Saat gestanden hat, je feuchter und mürber wird der

Böden durch das Umpflügen. Auf diese Gewisheit gegründet läßt der Frenherr von Boght keinen Acker auch nicht eine Woche ohne Besäung. Alle Felber sind von der Ernte an (nach Frühkartoffeln und Rapsaat vom August-Monat — nach Cerealien vom September an) mit einer dichten grünen Decke überzogen, und erhalten dazu schon die Bedüngung, die sie ehedem erst im Herbst, oder im folgenden Frühjahr erhalten haben würden. Die Atmosphäre gibt ihm dadurch den Werth von 400 Fudern Dünger, und dem Erbvermögen etwas, was eine mehrmalige Pflugart ihm unter den günstigsten Umständen nicht würde geben können. — Zweyter Brief. Ueber die Art wie der Landmann die jetzige Periode niedriger Kornpreise zu seinem Besten benutzen könne; nebst Inhaltsanzeige und Nachtrag. Es wird unsern Lesern angenehm seyn, die Ansichten des Verf. über diesen so viel besprochenen Gegenstand zu erfahren. Als Ursachen des Ueberflusses an Producten des Ackerbaus gibt er an: die lange Dauer hoher Preise, größere Extension und Intensität des Ackerbaus; sechs fruchtbare Jahre; das Aufhören des Kriegs und der Continentsperre hat die Crisis hervorgebracht; die Zertheilung der Grundstücke; die Vermehrung des Betriebscapitals während der hohen Preise; allgemeine Regsamkeit und die noch mehrere Jahre fortdauernden Folgen der gemachten Verbesserungen. Die Ursachen der geringen Nachfrage sind: daß der Kartoffelbau so allgemein geworden ist; (der Verf. rechnet, daß die Erweiterung und Verbesserung des Baues der Kartoffeln in den nördlichen Hälften Europas $\frac{1}{3}$ der Con-

sumtion des Getreides ausmachen, und dieß um so viel vermindere); daß bey dem Getreide die niedrigen Preise die Consumtion nicht vermehren; der Andrang einer großen Quantität Korn auf den kleinen Märkten; der danieder liegende Kornhandel und die Wirkung der Meinung. — Als irrig angegebene Ursachen erklärt der Verf., im Widerspruche mit vielen Schriftstellern über diesen Gegenstand: den Mangel an baarem Gelde; die Verminderung der edlen Metalle; den Mangel an Capital; die Local-Ursachen die man in England hat finden wollen; (die sehr vermehrte Cultur vieler bis dahin in England, Schottland und Irland für den Ackerbau nicht benutzten Landesstrecken muß doch billig in Betracht gezogen werden?) die Ausfuhr des baaren Geldes; den zu hohen Tagelohn; die Wirkung des Luxus, die der eingezogenen öffentlichen Papiere, und die allgemeine Tendenz zur Wohlfeilheit. (Wir sehen den größten Theil dieser hier mit Recht als irrig angegebenen Ursachen, nicht als Ursachen, sondern als Folgen an). Nach diesen Voraussetzungen läßt sich leicht erklären, daß der Verf. nachstehende von mehreren Schriftstellern vorgeschlagene Mittel als unhaltbar darstellt, nämlich: directe Einwirkung des Staats; Restriction der Einfuhr, (aber auch dann, wenn alle benachbarte Staaten die Korn-Einfuhr beschränken?) Aufhebung der Contracte; Verminderung der Gehalte; Anlegung von Magazinen; Annahme der Auflagen in Naturalien und unbedingte Verminderung der Auflagen. (Wie ist dieß auszuführen, ohne Ersparungen auf Gehalte und Verminderung der zu entbehrenden Stellen?) Nun fragt der Verfasser: was kann die Regierung

thun? Unveränderlichkeit der Auflagen. Wir sehen hinzu: in vielen Staaten Verminderung der unverhältnißmäßigen zu hohen Grundsteuern; der Verfasser sagt sehr richtig an einer andern Stelle: 'die hohen Preise sind es, welche die Regierungen dazu verleiten, dem Boden in den Catastern einen zu hohen Werth beizulegen; sie waren es, welche die Land-Commissarien in den Herzogthümern vermochten, die steuerbare Tonne Landes auf einen Werth zu setzen, welcher das Doppelte der jetzigen Verkaufspreise ist.' Die im Jahr 1817 herrschenden hohen Kornpreise haben auf die neue Grundsteuer im Hannöverschen gleichfalls höchst nachtheilig gewirkt; Sicherstellung des Eigenthums; Schutz gegen fremde Eingriffe; freye Benutzung des Ackers; freye Einfuhr und Ausfuhr, besonders aber Zollfreiheit, für die Exportation landwirthschaftlicher Producte; Sicherstellung des Kornhandels; Vermehrung der Märkte; Anlegung von Wegen und Canälen auf Kosten des Schatzes; (dies Mittel wird vortreflich seyn, wo freye Kornausfuhr ist; bey einer fortdauernden Kornsperrre kann es, wie schon die Erfahrungen in mehreren Gegenden, vorzüglich in Betreff der verbesserten Wasserstraßen lehren, auf die Nahrungs- und Erwerbsquellen nachtheilig wirken); Auflagen und Domainenpacht in Verhältniß mit den Kornpreisen setzen. — Der Freyherr von Boght verbreitet sich im Verfolge über die Dauer der jetzigen Periode. Entfernte Erhöhung der Preise durch zunehmende Bevölkerung. (Nach unserer Ansicht ist dieses das Einzige, wovon sich in der Folge eine Verbesserung mit Gewißheit erwarten läßt. Der Verf. glaubt, daß in 30 Jahren 40 Millionen Menschen mehr in Europa zu ernähren seyn

werden.) Die Ausführung der jetzigen Englischen Grundsätze wird die Preise gleichmäßiger machen. (Wir bezweifeln dieses im Gefolge der schon darüber gemachten Erfahrungen.) Sie werden in den nächsten zwanzig Jahren für Weizen weit unter 164 — vielleicht 100 Thalern seyn. Des entstehenden Englischen Kornhandels wegen wird das Getreide, wenn auch wohlfeil, doch verkäuflich seyn. (Nach demjenigen was die Parlaments-Verhandlungen, seit der Verf. dieses schrieb, und besonders im J. 1827, lehren, müssen wir besorgen, daß der Freyherr von Boght in seinen Erwartungen einer baldigen freyen Korn-Einfuhr in England, oder selbst auch nur einer bedeutenden Milderung der bestehenden Korn-Bill zu sanguinisch ist.) Die Preise können, sagt der Verf. auf kurze Zeit steigen, wenn nämlich nasse Jahre kommen; (sie waren per Last in nassen Jahren 175 Rthlr., in trockenen 92 Rthlr.) Die Steigerung kann für alles Getreide bedeutend, aber nie von langer Dauer seyn. Der Freyherr von Boght erklärt, nach unserer Ansicht zu unbedingt, und nicht ganz in Uebereinstimmung mit seinen Vordersätzen, die Noth des Landmanns als eine Folge der hohen Preise, welche die Mißgriffe der Englischen Regierung veranlaßt haben, und nachdem er einige gute Folgen die die niedrigen Preise im Verfolge der Zeit haben werden, aufgestellt hat, macht er es den Gutsherrn zur Pflicht, dem guten Pächter Remission zu geben, und die künftige Pacht mit den jährlich zu bestimmenden Preisen in Verhältniß zu stellen, er erwägt aber den eigenen Vermögenszustand der Gutsherrn nicht, die in den mehrsten Fällen schon mit der jetzigen Pacht ihre Bedürfnisse nicht

bestreiten können. Die Lage der Grundbesitzer in England ist, in Betreff des Vermögens, von dem der in Norddeutschland, himmelweit verschieden; jene sind der Regel nach reich, oder doch wohlhabend, der Deutsche Gutsbesitzer, insbesondere der nicht in Staatsdiensten stehende Adel kämpft mit den bittersten Nahrungsvorgen. In England ist der Pächter arm; in Deutschland haben viele Pächter sich in der Zeit der hohen Kornpreise bedeutendes Vermögen gesammelt, während ihre Pachtgelder nicht wie in England bedeutend erhöht wurden. — Die Frage: was der Landbebauer zu thun hat? beantwortet er: er soll 1. die Holländerey vermehren, (dieses ist nur bey wenigen Deconomen rathsam und möglich); 2. Schaafzucht von der feinsten Rasse einführen (seit 1824, da der Verf. dieses schrieb, sind im Wollhandel Erfahrungen eingetreten, die es für den Deconomen, der nicht schon Schaaf von der feinsten Rasse besitzt, sehr bedenklich machen, ein großes Capital auf diesen Zweig zu verwenden); 3. Verminderung des Bedürfnisses für Streustrah. 4. Benutzung der wohlfeilen Mittel zur Verbesserung des Bodens. 5. Sorgfalt für die Güte des Weizens. (Der verhältnißmäßig am mehresten gesunkene Preis des Weizens, die Folge der gehemmten Korn-Ausfuhr, macht es für die Deconomen in sehr vielen Fällen rathsam, die Cultur dieses Getreides auf den eigenen Bedarf einzuschränken, und dagegen andere Producte zu erzielen, die auf den Märkten einen höhern Preis haben, oder in der eigenen Wirthschaft mit größerem Vortheile angewandt werden können. Auch haben viele große Deconomien in Norddeutschland diesen Grundsatz bereits in Anwendung gebracht). Die Besizer

Kleiner: Güter sollen außerdem: 6. Wechselstatt-Koppel-Wirthschaft treiben; 7. eigene Sorgfalt und Mitarbeit nicht sparen; 8. dadurch Unterricht und Bervollkommnung der Arbeiter befördern, 9. Stallfütterung einführen und 10. Handelsgewächse bauen. — Beide, höchst interessante Briefe sind in besonderer Beziehung auf die Dänischen Herzogthümer, geschrieben und sind daher einige darin aufgestellte Grundsätze auf die Verhältnisse anderer Gegenden nicht anwendbar. — Der Verf. theilt am Schlusse einige merkwürdige Briefe aus seinem ökonomischen Briefwechsel mit: „Das wichtigste was er in seinen Schriften zur Sprache bringt, scheint uns der Nutzen, den das Unterpflügen grüner Saaten gewährt, zu seyn. Die Versuche die sowohl von ihm, als auch von andern sehr geschätzten Oekonomen, als Thaer u. s. f. ange stellt sind, verdienen besonders in seinem Werke nachgelesen zu werden.“

VI. Resultate der Versuche den Kartoffelbau betreffend, in den Jahren 1822 und 1823, nebst Inhaltsanzeige, Vorwort und Anhang. Diese Resultate sind höchst belehrend. Sie berühren mehrere Streitfragen, die über die Cultur dieses Products unter den Oekonomen herrschen.

VII. Ueber das Aus säen des weißen Englischen Winterweizens im Februar und März. Der Verfasser gibt hier Mittheilungen von dem glücklichen Erfolge, des schon im Februar und März unternommenen Aus säen dieses Weizens. Er behauptet: es gebe keine Art des Weizens die schöneres Mehl lieferte und zugleich ergiebiger sey.

168. St., den 20. October 1827. 4679

Paris.

Chez F. M. Maurice, libraire-éditeur,
Clinique de la Maladie Syphilitique, par
M. N. Devergie, docteur en médecine
et en chirurgie des facultés de Paris et
de Goettingue, chirurgien major démon-
strateur à l'hôpital militaire d'instruction
du Val-de-Grace, professeur d'anatomie
et de chirurgie. Enrichie d'observations
communiquées par messieurs Cullerier, Bard,
Gama, Desruelles et autres médecins; avec
Atlas colorié. Livraison I — III. 1826. fol.

Alles was zur näheren Kenntniß und möglichen Verhinderung der Syphilis, dieser Seuche, die im Dunkeln schleicht, beiträgt, muß mit Dank angenommen werden, und getreue Abbildungen der krankhaften Umbildungen und Zerstörungen, welche sie hervorruft, sind sicherlich als solche Beiträge anzusehen. Die gegenwärtigen können in Hinsicht der treffenden Naturnachahmung den schon erschienenen von Dagoty, Matzens und Lilesius an die Seite gesetzt werden und übertreffen sie noch an schöner Colorierung. Der Herausgeber, ein Schüler der hiesigen Universität, sagt mit Recht in der Vorrede, daß sich nicht leicht geschickte Künstler fänden qui voulussent bien se prêter à reproduire des figures hideuses, des maladies n'inspirant qu'horreur et dégoût, la rapidité d'exécution nécessaire pour les saisir, comme au passage, dans toute leur vérité. Er schätzt sich deswegen glücklich an dem Herrn Dupont aîné einen Künstler gefunden zu haben, der die große Geschicklichkeit besitzt, Krankheitsformen in Wachs nachzubilden dont le talent en quelque

sorte magique sait donner à la cire toutes les formes et toutes les nuances imaginables. Nach dessen Modellen wurden dann die Gemälde gefertigt. Ref. erinnert sich in der Sammlung des Herrn Ober-Staabs-Arzt Dr. Pockels in Braunschweig eine Reihe von Nachbildungen syphilitischer Uebel von dem dortigen Wachsbojierer Heinemann gesehen zu haben, die nichts zu wünschen übrig ließen. Der Text in Quart soll die Abbildungen erläutern. Was jedoch bis jetzt erschienen, beschäftigt sich bloß mit dem Geschichtlichen, dem Ursprung und der Verbreitung der Krankheit und enthält für uns Deutsche nichts Neues oder Eigenthümliches. Im dritten Hefte wird die Frage: ob es ein specifisches venerisches Gift gebe untersucht, und der Verfasser scheint sich dagegen zu erklären. Aber die Fälle, die er anführt, wonach einem unreinen Beyschlafe mehrerer mit derselben Person ganz verschiedene Symptome zum Vorschein kamen, ja oft welche, wenn weder auf der einen oder der andern Seite vorher Zeichen der Ansteckung vorhanden waren, erlauben noch viele andere Erklärungen. Die bereits mitgetheilten Bilder stellen vor: Geschwüre und Ausschläge an den männlichen und weiblichen Genitalien, an der Brustwarze; Zerstörungen im Gesicht und Halse, Crostose und Caries der Gesichtsknochen; Paraphimose und Priapismus. Mancher Unbesonnene, der seine Gesundheit für eine augenblickliche Lust Preis gibt, dürfte bey dem Anblick dieser scheusslichen Verunstaltungen sich entsetzen und in sich gehen.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

169. Stück.

Den 22. October 1827.

P a r i s.

Mey Donbey-Dupré: Essai sur le Pali, ou langue sacrée de la prèsqu'île au-delà du Gange, avec six planches lithographiées et la notice de manuscrits palis de la bibliothèque du roi; par E. Burnouf et Ch. Lassen, membres de la Société Asiatique de Paris. Ouvrage publié par la Société Asiatique. 1826. 222 S. in gr. 8.

Das Studium des Sanskrit führt auf dem leichtesten und nützlichsten Wege zu dem der zahlreichsten andern Sprachen, die sich in Indien, Hinterindien, dem indischen Archipelagus und Tibet aus dem Sanskrit gebildet haben. Unter diesen nimmt das Pali gewiß die erste Stelle ein. Es ist die heilige Sprache der Religion des Buddha fast in ganz Hinterindien, und die meisten und ältesten Bücher der Buddhisten sind in dieser Sprache geschrieben. Wollen wir also die wahren Lehren und den Ursprung dieser in

N [7]

Asien so weit verbreiteten Religion gründlich kennen lernen (bis jetzt suchte man, so viel auch in neuern Zeiten besonders von Engländern darüber geschrieben ist, durch bloße Hypothesen das Dunkel der Geschichte zu zerstreuen), so müssen wir die Palibücher um Rath fragen. Und welchen Gewinn kann nicht die allgemeine und besondere Sprachenkunde aus einer neuentdeckten Sprache ziehen?

Bis jetzt hatte sich kein Gelehrter unserer Zeit mit dem Pali beschäftigt außer D. Leyden (*As. res.* Vol. X), dessen Eifer und Talent gewiß die vollkommenste Kenntniß dieser Sprache den Europäern eröffnet haben würde, wenn ein zu frühzeitiger Tod ihn nicht mitten in seinen gelehrten Untersuchungen hinweggerafft hätte. Um so mehr bleibt den beiden oben genannten Verfassern das Lob, glücklich die Schwierigkeiten überwunden zu haben, welche dem ersten Verstehen einer unbekanntten Sprache und noch unbekannter Schriftzüge im Wege stehen; beide von gleicher Liebe zu dieser Art von Studien beseelt und gleich bewandert in indischer Sprache und Literatur scheinen auch zu denselben Resultaten ihrer Forschungen gekommen zu seyn und haben sich bey diesen nicht durch Hypothesensucht, sondern durch gesunde und klare Kritik leiten lassen; sie gestehen selbst, daß ihre Arbeit ein bloßer Versuch sey um zu weitem Forschungen anzuregen.

Mit Recht verwerfen die *Wff.* S. 6 die Meinung Leydens, daß das Pali oder Bali (nach der häufigen Verwechslung des b und p in dieser Sprache) seinen Namen habe von bāhlikabhāscha d. h. Sprache von Balkh; sie selbst aber gestehen den Namen nicht erklären zu können und wagen nicht einmal den Versuch. Es

Kommt hierbey vor allem darauf an, ob der Name aus dieser Sprache selbst entlehnt ist und sich in Palischriften findet, oder ob er aus den ursprünglich gänzlich verschiedenen Ursprachen Hinterindiens genommen ist. Im erstern Falle könnte man an eine Ableitung von Bal-kond (einer Stadt im Ostmahritten-Reich, wie Gol-konda, Bundel-kund u. s. w. gebildet) denken, so daß die Sprache so genannt wäre, weil sie aus dem mittlern Indien, vorzüglich aus der Gegend um Balkond stammte; so würde sich auch die Schreibart Bali als die ursprüngliche ergeben.

In den Palibüchern, welche die Missionare ehemals aus Siam nach Paris gebracht hatten, fanden die Vff. drey verschiedene Alphabete, die aber, wie sie mit Recht annehmen, aus einer Quelle fließen, dem Devanagari, obgleich sie diesem allmählich sehr unähnlich geworden sind. Besonders ausgezeichnet ist darunter die große Siamquadratschrift, die durch spätere Künstlichkeit aus den rohen Zügen der frühern Alphabete hervorgegangen seyn muß und die man am passendsten mit der arabisch-kufischen Schrift vergleichen könnte. Obgleich die Vff. nur wenige Hülfsmittel zur Entzifferung dieser Alphabete hatten, so daß auch einige Buchstaben noch nicht entdeckt sind, so haben sie doch gewiß die meisten richtig entziffert, so daß man in der Zukunft durch Hülfe der hinzugefügten Facsimile die Handschriften wird bequem lesen können. Die deutliche Verwandtschaft dieser drey Palischriften mit den übrigen aus dem Devanagari stammenden Schriften, von denen hier acht in einer Tabelle mit mehrern paläographischen Bemerkungen zusammengestellt werden, führt die Vff. tiefer in die Untersuchung der Frage, wie und wann

überhaupt der Cultus des Buddha nach Hinterindien gekommen sey? aus welcher Gegend, aus Tibet, der Halbinsel oder aus Ceylan er nach Hinterindien gebracht sey? Um diese Fragen zu lösen, geben die Vff. S. 42—72 eine Geschichte des Buddhismus in den südlichen Ländern, indem sie vorzüglich aus einem historischen Werke 'Radschavali' ihre Angaben schöpfen. Nach diesem kam Widschaja einige Zeit nach dem Tode des Buddha 543 v. Chr. aus Kalinga (südlich von Bengalen) nach Ceylan und gründete hier sein Reich so wie den Cultus des Buddha; Dzeweni: Pätissa, der neunte König dieser Dynastie, führte 322 v. Chr. Schrift und die heiligen Buddhbücher in Ceylan ein; im J. 427 n. Chr. kam bey den großen Verfolgungen der Buddhisten auf dem festen Lande von Indien die Pälisprache und mit ihr die jetzigen in ihr geschriebenen Buddhbücher nach Ceylan; und einige Zeit nachher verbreitete sich (vielleicht aus Ueberfluß an Menschen) ein Zweig der Buddhisten mit den heiligen Pälibüchern aus Ceylan nach Siam und den meisten übrigen Königreichen von Hinterindien. Zwar möchte mancher Critiker diesen im Anfange sagenhaften Geschichten und Chronologien der Singalesen nicht in dem Grade trauen, wie die Vff.; aber dieses scheint doch aus diesen Sagen der Singalesen wie aus dem in Hinterindien ganz allgemeinen Volksglauben gewiß, daß der Buddhismus aus Ceylan nach Hinterindien verpflanzt ist, und damit wird die Angabe Leyden's, daß Siamesen und Barmanen ihre Religion von Laos erhalten hätten, genugsam widerlegt. Und da eine alte Sage ist, daß die Inder das offene Meer scheueten, ist es nicht an sich schon sehr wahrscheinlich, daß die vertrie-

benen Buddhisten im vierten oder fünften Jahrhundert n. Chr. zuerst nach Ceylan flohen und von da, da Ceylan bald zu enge wurde, sich weiter nach Hinterindien, Java, Bali u. ausbreiteten?

So wenig aber auch diese historischen Fragen sich zur vollkommensten Evidenz bringen ließen, um so fester konnten die Bff. S. 73 — 138 über die Sprache der Palischriften urtheilen. Zwar hatten die fast bloß liturgischen und theosophischen Schriften, welche die Bff. benutzen konnten, nicht Mannigfaltigkeit des Inhalts genug, um alle einzelnen grammatischen Formen zu erkennen; eine vollständige Grammatik ist also erst von der Zukunft zu erwarten: aber ihre aus dem Lesen der wenigen Handschriften geschöpften Beobachtungen reichen doch hin, um daraus den allgemeinen Character und eben dadurch den Ursprung dieser Sprache zu erkennen.

Diesem Character nach ist das Pali ganz, wie es sich in Büchern findet, ohne Beymischung einer fremden Grundsprache, deren es in Hinterindien so viele gibt, aus dem Sanskrit entstanden; es unterscheidet sich von diesem nur durch das allmähliche Abstumpfen und Verschlechtern der äußern Form; wir sehen im Pali das Sanskrit fast unverändert den Wurzeln nach, während die Aussprache sich verweichlicht und verdirbt, die grammatischen Formen sich abstumpfen, verringern und vermischen, der ganze Reichthum von Flexionen in ihrer Bedeutung und ihrem Unterschiede undeutlich wird und verschwindet. Dieses Herabsinken der Sprache von ihrer Höhe, Klarheit und Schönheit läßt sich hier am deutlichsten bemerken, weil die Verschlechterung der frühern vollkommern Sprache noch auf ihrer

ersten Stufe steht und so ihrem wahren Wesen und Gründen nach viel deutlicher erkannt werden kann als wenn die Mittelstufen fehlen und wir nur die größte Entartung und Armuth noch bemerken können. Und in dieser Rücksicht das Pali mit dem Sanskrit zu vergleichen ist von der höchsten Wichtigkeit für das Sprachstudium aller Sprachen, besonders der verwandten, auch der griechischen und lateinischen. Denn da wir dieselben Erscheinungen in allen sich selbst allmählich undeutlicher werdenden und sich verschlechternden Sprachen finden, so sehen wir immer deutlicher ein, daß die Sprachen nach ewigen überall gleichen Gesetzen, nicht etwa nach Willkühr oder Zufall, sich allmählich verändern; und das richtige Auffinden dieser Gesetze der Entstehung und Fortbildung der Sprachformen ist der einzig richtige Weg zur Erklärung der Formen jeder einzelnen Sprache eines großen Sprachstammes. Wie sich das Sanskrit jenseit des Ganges geändert hat, so hat derselbe Sprachstamm in seinen weiten Räumen diesseit des Indus dieselben großen Veränderungen erfahren; ja diese Aehnlichkeit zeigt sich selbst in scheinbar unwichtigen und einzelnen Sprachtheilen. Das Pali z. B. hat den Dual nur in den zwey Wörtern, wo er am nöthigsten ist, in dvo und ubho, erhalten: eben so das Lateinische nur in den entsprechenden duo und ambo; bey dem Aramäischen zeigt sich dasselbe in Rücksicht auf den semitischen Sprachstamm. Wie das Pali die erste Person des Imperativ verloren hat (S. 122), so auch das Griechische und die übrigen Sprachen. Nur darin hat das Pali etwas Eigenes und zeigt noch eine Abart der Bildungsfähigkeit des Sanskrit,

daß es bey dem allmählichen Abstumpfen und Vermischen der Formen wieder eine starke und deutliche Form in allen Declinationen und Conjugationen aufnimmt, z. B. im instrum. pl. hi (für bhis lat. bus) auch für die erste Declination, in welcher das Sanskrit ebhis durch Ausstoßung des bh immer in ais zusammengezogen hat (vergl. animabus und animis); im abl. sg. wo sich stets atas findet wie im Sanskrit in einigen Pronomina, im Lateinischen in primitus, antiquitus und ähnlichen Adverbien. Manches hier von den Verfassern bemerkte würde deutlicher geworden seyn, wenn es auf allgemeine Gesetze zurückgeführt und das Sanskrit noch häufiger verglichen wäre; z. B. das Verdoppeln des m am Ende des Wortes vor dem Anfangsvocal des folgenden Wortes ist nicht so auffallend wie es die Verfasser S. 82 schildern, wenn man auf das Wesen der liquidae im allgemeinen und des n besonders im Sanskrit (Bopp S. 62) merkt.

Aber: woher stammt nun diese Sprache? wo hat sie diese Veränderungen erlitten? seit welcher Zeit hörte sie auf Volkssprache zu seyn und wurde, wie jetzt, nur noch als heilige Sprache der Buddhaschriften erlernt? Die Verfasser glauben S. 139 folg., daß die Sprache als heilige und todte schon nach Hinterindien, ja nach Ceylan gekommen sey; sie müßte also schon in dem festen Lande von Indien, von dem sie ohne Zweifel stammt, ausgestorben und als eine todte zu den östlichen Ländern gekommen seyn. Als Grund führen die Verfasser eigentlich nur den einzigen (denn die andern scheinen sehr schwach zu seyn) an, daß das Pali, wenn es in Hinterindien fortgesprochen wäre, nothwendig auch von den ver-

schiedenen Landessprachen Fremdartiges aufgenommen haben müßte, wie das Kawi in Java und Bali durch Vermischung des Sanskrit mit den Landessprachen entstanden ist. Aber die Reinheit des Pali läßt sich aus den wenigen theologischen Werken nicht sicher erkennen; und wie soll man sich denken, daß die entflohenen Buddhisten auf Ceylan sofort nach der Niederschreibung der Religionsbücher im fünften Jahrhundert ihre vaterländische Sprache als eine todte und heilige betrachteten? Hier schwebt noch ein Dunkel, welches auch die S. 146 gehäuften Vermuthungen der Verfasser nicht zerstreuen. Bey der Frage, aus welchem Theile Indiens das Pali stamme, entscheiden die Verfasser gegen Leyden, welcher auf den Namen magada, den das Pali auch führt, sich stützend es aus der Provinz Magadhi in Behar abzuleiten geneigt war; vielmehr hat das Pali eine große Aehnlichkeit mit dem noch verderbtern Prakrit, welches S. 157—186 aus der vortreflichen Grammatik des Inders Kararutschis gezeigt wird. So wenig diese Aehnlichkeit zu leugnen ist, so würde sich doch noch fragen, mit welchem Prakrit (denn dieß ist ja nach Zeiten und Ländern sehr verschieden) das Pali also zu vergleichen sey? Immer bleibt den Verfassern das Verdienst, auch die ersten Züge der Grammatik des Prakrit zuerst entworfen zu haben, die Herr Lassen bald in einem besondern Werke zu behandeln verspricht.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
-der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

170. Stück.

Den 25. October 1827.

P a r i s.

Recherches anatomico-pathologiques sur L'Encéphale et ses Dépendances; par F. Lallemand, Professeur de Clinique chirurgicale à la Faculté de Médecine de Montpellier etc. 1824. Tome premier. 512 Seiten ohne die Vorrede. in 8.

Schon in seiner Jugend in einem sehr großen Spitale angestellt, wo sich wichtige Thatsachen beständig darboten, fühlte der Vf. bald den Werth seiner Lage und suchte solche zu benutzen, um das große Buch der Natur zu studieren, und erlangte den Vortheil, in wenig Jahren mehr Krankheiten des Gehirns zu beobachten, als irgend einer über diese Materie vorhandener Schriftsteller. Er fand bald, daß sie weit gemeiner seyen als man glaube, und weniger gekannt, als die Krankheiten irgend eines andern Organs. Es scheine, man habe das Organ wodurch sich der Mensch so vorzüglich vor allen Wirbelthieren auszeichnet in dieser Hinsicht vergessen. Die pathologischen

D [7]

Veränderungen der Eingeweide der Brust und des Unterleibes ließen sich freylich leichter als die des Gehirns und Rückenmarkes ausmitteln, auch nach dem Tode augenscheinlicher darlegen, weil die Oeffnung der Brust- und Bauchhöhlen kein gewaltsames, erschütterndes Verfahren, kein beschwerliches Aufsägen oder Aufmeißeln erfordert. Daher sey bis jetzt auch fast nur die Geschichte der Apoplexie gehörig gekannt. Hr. Vallemant habe sich daher bemüht diese große Lücke möglichst auszufüllen. Lettre I. Ramollissement du Cerveau avec injection vasculaire, infiltration ou épanchement du sang, ou bien avec coloration particulière du tissu affecté. Unter Erweichung versteht der Verf. nicht eine Erweichung des ganzen Gehirns sondern nur eines Theiles desselben. Zur Bestätigung werden Beobachtungen angeführt aus Morgagni, Dan. de la Vauterie, dessen Inaugural-Dissertation sur l'Apoplexie Paris 1807 großes Lob erhält. Der Vf. glaubte der Erste zu seyn, welcher bemerkte, daß bey den von einer Affection des Gehirns abhängigen Zuckungen und Lähmungen, die oberen Gliedmaßen schneller und heftiger als die untern ergriffen würden. Aus Abercrombie. In allen Fällen von Erweichung, des Gehirns bemerkte er Steifigkeit in den gelähmten Gliedern, oder intermittierende krampfartige Zusammenziehungen. Der Geruch nach Mäusen welchen man bey Gehirnkrankheiten bemerke, sey ein schlimmes Symptom, weil er keinen genesen sah, bey welchem er ihn bemerkt hatte. Hn. Dr. Kochour verdanke man eines der besten Werke über die Apoplexie. Hr. Ricamier betrachte die Erweichung des Gehirns als die Wirkung eines bössartigen Nervenfiebers, und nenne sie foyer ataxique. Dem Verf. zu Folge hängt sie von einer Entzündung des Ge-

hirns ab, welche auch in andern Theilen im Zellstoffe, in der Leber und den Lungen Erweichung bewirkt. L'on peut regarder comme une loi générale, que toute inflammation aiguë détruit ou diminue la cohésion des tissus qu'elle affecte. Daher geht eine, oft unbenannte, Entzündung, der Apoplexie, einer wahren Haemorrhagie des Gehirnes, dem Nasenbluten, den Hämorrhoiden und andern Blutflüssen vorher. Mehr als zwanzig Krankengeschichten mit Leichenöffnungen dienen zu Belegen.

Lettre II. Ramollissement du Cerveau avec infiltration de pus ou suppuration commençante. Wenn in dem ersten Briefe die sich in der ersten Periode oder im état de crudité mit dem Tode endigende Erweichung des Hirns betrachtet wurde, in welcher sich nämlich Blut in der Substanz des Hirns vorfindet, so wird in diesem zweiten Briefe die Rolle untersucht, welche Eiter bey der Erweichung des Gehirns spielt, in so fern es die Stelle des Blutes einnimmt. Diese Erweichung sey also nur ein höherer Grad der nämlichen Krankheit. Daß Priapismus kein Symptom der Entzündung des kleinen Gehirns abgebe, beweist unter andern eine sehr genaue Beobachtung des Dr. Rougier gegen Galls unstatthafte Behauptung. Hn. Recamier welcher die Erweichung des Gehirns, unabhängig von aller Entzündung für eine altération sui generis, für eine dégénérescence particulière, une fièvre ataxique, nerveuse, maligne ou pernicieuse erklärt, sucht der Verf. gründlichst zu widerlegen. Heftige Entzündungen der Lungen und des Gehirnes brächten in diesen beiden Organen analoge Alterationen hervor. Doch müsse z. B. die sogenannte Hepatisation der Lungen von der Hepatisation des Gehirnes verschieden seyn, weil

sich in den Lungen viel, im Gehirne wenig, oder fast gar kein Zellstoff vorfindet. Unter sechs und vierzig Beobachtungen fand man drey und dreyßig mal die Erweichung des Gehirns in der grauen Substanz und nur achtmal in der weißen oder markigen. Die Ursachen dieser Krankheit werden gründlichst entwickelt. Moralische Affectionen seyen öfter, als eine krankte, Ursache der Krankheiten des Gehirnes. Die Respiration scheine nicht merklich durch dieselben außer kurz vor dem Tode angegriffen zu werden, daher auch die Störung der Respiration nahen Tod anzeigt. Auch auf den Kreislauf des Blutes habe die Entzündung des Gehirnes keinen merklichen Einfluß, denn falls sich dabey Fieber zeigt, so hat solches einen andern Grund. Ist gleichzeitig Entzündung in einem andern Theile, z. B. im Darmkanale oder der Harnblase vorhanden, so wird der dieselbe begleitende Schmerz durch die Hirnentzündung gemildert, wie schon Hippokrates anmerkte. Der obengedächte Geruch nach Mäusen, komme wahrscheinlich von einer Complication der Erweichung des Hirns mit Harnbeschwerden, welche ein solcher Geruch zu begleiten pflegt. Der Verf. zählt eine Menge Zufälle her, welche diese Krankheit zu verrathen scheinen, und gesteht, daß es schwer halte, sie mit Gewißheit zu erkennen. Bey der Hirnentzündung ist kein delirium, welches als Symptom ganz besonders (spécialement) die Entzündung der arachnoidea bezeichne, nicht, weil die arachnoidea der Sitz des delirium sey, sondern weil ihre Affection auf das Gehirn den Einfluß hat welchen die pleura auf die Lungen äußert. Unter den zur Heilung dieser schwer zu erkennenden Krankheit angewandten Mitteln scheinen Blutwegnahme und Eis auf den Kopf die

vorzüglichsten. Auch werden sechs Fälle, wo sie mit glücklichem Erfolge angewendet wurden umständlich erzählt. Interessant sind auch die Beschreibungen, der Veränderungen des Gehirns oder der Modificationen welche die Krankheit im Gewebe des Gehirns hervorbringt, und der Spuren welche sie zurückläßt. Im 30sten Falle wird eine solche Erweichung des Rückenmarkes, welche sich in der Gegend des siebenten Halswirbels fand beschrieben. Erst seit einigen Jahren spreche man vom ramollissement du cerveau, weil man ehedem nicht aufmerksam darauf war, wie wohl schon Morgagni sie für wichtig geachtet hatte. Lettre III. Abscès récents. Beispiele von Erweichung im Gehirne nach äußeren Verletzungen, durch Stoß, Schuß, Fall. Das Deffnen eines Abscesses im Gehirne, sah der Verf. nichts fruchten. Auch warnt er vor dem Gebrauch der nux vomica in Hirnkrankheiten, rath aber zum vorsichtigen Gebrauch des Brechweinsteins welchen Desault wohl zu unbedingt bey Kopfwunden lobte. Bey den Hirnaffectationen zeige sich ganz vorzüglich, der große Nachtheil der ehemals in Frankreich Statt gefundenen Absonderung der Medicin von der Chirurgie, welche manchem Kranken das Leben kostete, wie der Verf. davon einige auffallende Beispiele erzählt. Hr. Dupuy zu Alfort beobachtete auch an Thieren Erweichungen des Gehirns und des Rückenmarkes besonders an der Stelle, wo es wegen der Ursprünge der Nerven für die Hinterfüße wulstig erscheint, ebenfalls als Folge einer Entzündung.

Tome second. 1825, enthält Lettre quatrième auf 230 Seiten. Abscès enkystés. Ein Eitersack im Gehirne könne Folge seyn einer heftigen Entzündung, oder, welches gewöhn-

licher ist, einer dunkeln durchaus chronischen Entzündung. Sitzige Affectionen haben einen beständigeren Gang, und schärfer bestimmte Charactere als chronische. In ersteren verwischt die Hestigkeit der Krankheit, die vom Alter, dem Geschlechte, und dem Temperamente abhängigen Verschiedenheiten. Die chronischen dagegen haben das Gepräge jedes Individuums, sehr selten existieren sie allein, oft werden sie durch andere Affectionen hervorgebracht. Oft sind sie mit chronischer arachnoidites compliciert, und endigen sich am öftesten mit einer heftigen Hirnentzündung. Bisweilen werden sie durch Beinfräß der Hirnschale, besonders der Schläfebeine, oder durch fremde Körper u. s. f. hervorgebracht. Deshalb ist dieser vierte Brief weniger einförmig, als die drey vorhergehenden. Im Gehirne könne eine Entzündung lange Zeit existieren, ohne sich durch ein anderes Symptom als Schwere des Kopfes zu verrathen. *Abcès enkystés — suite d'affection de l'oreille.* Mehrere sowohl fremde, als eigene interessante Beobachtungen werden als Beyspiele, der mit Krankheiten des Gehörorgans in ursächlicher Verbindung stehenden Abscesse im Gehirne angeführt, und gründlich erörtert. Aus allen Thatsachen folge, daß in den heftigen Entzündungen des Gehirnes, wenn die Periode der Reizung vorüber ist und sich der Eiter in einen Heerd vereinigt hat, solches sich wie ein fremder Körper verhält. Eine Hülse (kyste) organisirt sich an der Oberfläche des Gehirns, die Hirnsubstanz gewöhnt sich an deren Gegenwart, und der Rest der Hemisphäre des Gehirns verrichtet wieder seine Geschäfte, mehr oder weniger, im Verhältniß der Ausdehnung der Alteration, so daß eine triegerische Genesung oder scheinbare Heilung Monate ja Jahre lang Statt

findet. Allein dieser fremde Körper ist für die umgebenden Theile ein wahrer Stachel, eine bleibende Ursache der Irritation, ein dumpfes aber fortwährendes agens, wodurch sich eigene Membranen organisieren, verdicken, und habituelle Kopfschmerzen, krampfhafte Zufälle u. s. f. veranlassen. Vollige Heilung läßt sich wohl wünschen aber nicht erwarten. Encéphalites consécutives. Ohrenentzündung, die sich nachgehends dem Gehirne mittheilt entstehe durch Hautkrankheiten, vorzüglich durch die Pocken, oft auch in bösarigen Fiebern, weil die Ursache welche sie erregt, in einer Entzündung der in der Hirnschalenhöle enthaltenen Organe besteht. Mehrere Beispiele von cariösem und nekrosiertem Felsenbein machen den Beschluß dieses vierten Bandens. Ueberall zeigt sich Hr. Lallemand als ein fleißiger, belesener, bedachtsamer Beobachter.

P a r i s.

L'art de vérifier les dates depuis l'année 1770 jusqu'à nos jours; formant la continuation ou troisième partie de l'ouvrage publié sous ce nom, par les religieux Benedictins de la congrégation de St. Maure; T. III. 526 S. T. IV. 502 S. 1826. in 8.

Von der neuen vierten Ausgabe des berühmten Werks, so wie von seiner Fortsetzung ist bereits in unsern Blättern bey der Erscheinung der frühern Theile genauere Auskunft gegeben; (G. g. X. 1820 St. 59. 1824. St. 90). Die Leser werden sich daraus erinnern, daß die Fortsetzung von der wir hier zwey Theile anzeigen, zwar nur den Zeitraum seit 1770 umfassen, aber doch zugleich Supplemente zu dem frühern großen Werke geben soll. Dieß bestätigen auch die beiden vorliegenden Theile, von denen wir also, in Beziehung auf jene frühern Anzeigen, nur den In-

halt werden anzugeben haben. Gleich der dritte Theil beginnt mit der Fortsetzung und Beendigung der Geschichte der Araber in Spanien, seit dem Jahre 1090 unserer Zeitrechnung, bis zu dem Untergange des Reichs von Granada 1492. Eine sehr verdienstliche Arbeit, da gerade dieser Theil der chronologischen Bestimmungen vorzüglich bedurfte. Das Werk von Conde ist bereits dabey benützt. Diese Chronologie des Maures d'Espagne geht bis S. 169. Hierauf folgen: Suite de la Chronologie Historique des Rois d'Espagne, beginnend mit der Regierung von Carl III. 1759, fortgeführt bis 1800. Des Rois de Portugal, beginnend mit Joseph Emanuel 1750, fortgeführt bis 1801; und des Rois de Sardaigne beginnend mit Victor Amadeus III. 1770 und fortgeführt bis 1806.

Der folgende Band ist ganz dem Spanischen America gewidmet, von dessen Entdeckung an bis auf die neueste Zeit: Chronologie Historique de l'Amérique. Er beginnt mit einer chronologischen Entdeckungsgeschichte mit Christoph Colomb; auf welche alsdann die Geschichten der einzelnen Spanischen Besitzungen in Nordamerica folgen. Der vorliegende Band enthält davon Florida, Mexico, Neu-Mexico, das Reich von Guatimala jetzt die vereinten Provinzen von Central-America; und zuletzt Californien nebst der N. W. Küste. Eine zweyte Hälfte ist also noch zurück, welche das Spanische Südamerica umfassen muß. Bey Mexico ist ein Abschnitt: Mexico vor der Eroberung der Spanier, eingeschaltet; meist nach Clavigero. Den einzelnen Staaten ist eine statistische Uebersicht vorausgeschickt, mit Benützung der besten Quellen und ihrer Angabe; und dann die chronologische Geschichte bis 1825 heruntergeführt.

Sn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

171. Stück.

Den 27. October 1827.

Berlin und Landsberg a. d. W.

Bey Theod. Christ. Friedr. Enslin: Pathologie und Therapie der Krankheiten mit materieller Grundlage. Von Karl Sundelin, Med. Dr. u. ordentl. Arzt des medicinisch-klinischen Instituts der Universität zu Berlin. B. I. XIV u. 359 S. B. II. 460 S. 1827. 8.

So sehr Rec. von der Wichtigkeit einer genaueren Berücksichtigung der materiellen Verhältnisse der Krankheiten überzeugt ist und es daher, dieser, längst und wiederholt öffentlich ausgesprochenen, Ueberzeugung gemäß, nicht anders als lobenswerth finden kann, daß der Verf. dieser Schrift jener Seite der Krankheiten seine besondere Aufmerksamkeit zu widmen sich geneigt gezeigt hat, so kann er es doch gleich beim Anfange dieser Anzeige nicht verhehlen, daß ihm das, was der Verf. über die Veranlassung zu seiner Arbeit in der Vorrede geäußert hat, in mehr als einer Hinsicht sehr auffallend gewesen ist. Nachdem derselbe nämlich die Bemerkung vorausge-

schrift hat, daß die materielle Seite des kranken Organismus, welche die ältesten und älteren Aerzte, auch viele des vorletzten und des Anfangs des vergangenen Jahrhunderts, stets beachtet hätten, die aber seit der Nervenpathologie und besonders während der Herrschaft der Erregungstheorie fast ganz übersehen worden sey, jetzt wieder ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Forschens werde, fügt er das Geständniß hinzu, daß die Schriften von Kreyszig und Puchelt, welche Männer im deutschen Vaterlande die Bahn gebrochen hätten, besonders Kreyszig's kleines Werk über die natürlichen und künstlichen Mineralwasser und nächst dem Puchelt's treffliche Würdigung der krankhaft erhöhten Benosität, ihm gleichsam die erste Anregung gegeben hätten, den kranken Organismus vorzugsweise von seiner materiellen Seite zu betrachten. Dieß Geständniß fiel dem Rec. um so mehr auf, als er den Verf. durch sein im Jahre 1825 herausgegebenes Handbuch der speciellen Heilmittellehre (ein Werk, welches derselbe besonders nach den Vorträgen des verewigten Berends entworfen zu haben versichert, und das, obgleich sich gar Manches gegen den Plan desselben im Allgemeinen, gegen die darin befolgte Eintheilung und Stellung einzelner Mittel, über die Auslassung mancher wichtigen Mittel erinnern, auch über das von der Wirkungsart einzelner Mittel Gesagte streiten läßt, doch wegen einer Menge trefflicher Bemerkungen über die Mittel und besonders der Mittheilung interessanter Beobachtungen von Berends sehr schätzbar ist) als einen Schüler des eben genannten Mannes kennen gelernt hat, der, wiewohl er sich leider in Schriften so wenig äußert, doch als echt hippokratischer Arzt, als großer Kenner und Verehrer der Alten und als

ausgezeichneter Lehrer allgemein berühmt ist. Daß er von diesem, wenn derselbe auch sich der neueren, dem durch das Studium der Alten Gebildeten oft mit Recht anstößigen, Terminologie zu bedienen, so oft von Venosität u. zu sprechen Anstand genommen hat, nicht auf die materiellen Verhältnisse der Krankheiten aufmerksam gemacht worden seyn sollte, kann Rec. sich kaum denken. Wenn er außerdem nicht schon bey einem gründlichen Studium der allgemeinen Pathologie und Therapie durch das dabey noch immer so wichtige classische Handbuch von Gaub, so wie durch die auch über die Fehler der Säfte so viel Schönes enthaltende allgemeine Therapie von Hensler und andere Werke von neueren Ärzten, die von der Einseitigkeit der Erregungstheorie, wie der Nerven- und Solidarpathologie überhaupt entfernt sind, darauf hingewiesen worden ist, wie konnte er das unbeachtet lassen, was ein anderer ihm so nahe stehender berühmter Lehrer der dortigen Universität, was Hufeland über diese Verhältnisse geäußert hat, der gerade einer der ersten gewesen ist, die an dem Brownianismus die einseitige Rücksicht auf die dynamischen Verhältnisse getadelt haben, und der schon in seinen im Jahre 1795 erschienenen Ideen über Pathogenie wie in späteren Schriften immer auf die Nothwendigkeit, auch die Fehler der Säfte wie der Materie überhaupt in Anschlag zu bringen, nicht bloß aufmerksam gemacht, sondern diese Grundsätze auch bey der Bearbeitung der wichtigsten Lehren der Pathologie und Therapie befolgt hat. Der Vf. scheint es indessen mit der Literaturgeschichte nicht so genau genommen zu haben, so wie er denn auch (S. IV) zu den Ärzten des vorletzten und des Anfanges (eigentlich der ersten Hälfte) des vergangenen Jahrhunderts, ei-

nem Sydenham, Boerhave und Stahl, auch solche, die in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts wirkten, einen Grant und Stoll gerechnet hat. So hat er auch in Bezug auf Kreyfig (dem allerdings, wie auch Rec. längst öffentlich anerkannt hat, unter den neueren Ärzten, die sich von der Einseitigkeit der Solidar- wie der Humoralpathologie frey gehalten und vielmehr eine Vereinigung derselben bezweckt haben, eine der ersten Stellen gebührt) dessen lange vor der Kleinen Schrift über Mineralwasser erschienenes Handbuch der practischen Krankheitslehre, das hier wohl besonders in Betracht kommt, nicht genannt. Uebrigens ist gewiß in Ansehung der materiellen Verhältnisse der Krankheiten noch viel zu leisten und deshalb jeder Beytrag zur weiteren Aufklärung derselben mit Dank anzunehmen. Wie der Vf. den seinigen eingerichtet, und was er für Ansichten über die materiellen Verhältnisse der Krankheiten mitgetheilt hat, wollen wir nun, so weit es der Raum dieser Blätter erlaubt, etwas näher angeben.

Wir bemerken vorerst, daß das Werk weder als ein zu Vorlesungen bestimmtes Lehrbuch anzusehen ist, noch ein ausführliches Handbuch der Pathologie und Therapie seyn soll. Der Verf. wollte nicht alle Krankheiten darin abhandeln oder diejenigen, welche er hier aufgenommen, vollständig abhandeln, sondern er beabsichtigte nur (vgl. S. 87), das Entstehen, die Kennzeichen, das innere Wesen und die Behandlung derselben, in so fern sie von ihrer materiellen Seite zu würdigen sind, anzugeben, wobey er jedoch um den Fehler der Einseitigkeit zu vermeiden, auch die dynamische Seite nicht übersehen und auch das practisch Nützliche der Nervenpathologie u. für seinen Zweck zu benutzen versucht hat.

In der Einleitung wird, nachdem einige Bemerkungen über die verschiedene Entstehung der materiellen Abnormitäten vorausgeschickt worden sind, eine Uebersicht der abzuhandelnden Gegenstände gegeben. Nach S. 11 können nicht alle materiellen Abnormitäten in diesem Werke abgehandelt werden (warum nicht?). Manche Krankheiten, in denen allerdings sinnlich wahrnehmbare Abweichungen der materiellen Substanz vorkommen, die aber ohne Zuthun der Kunst, wenigstens ohne Anwendung solcher Heilmethoden und Mittel, welche vorzugsweise zur Beseitigung materieller Abnormitäten dienen, beseitigt werden könnten, seyen hier wenigstens anzudeuten. Die Abweichungen, welche in den Berrichtungen des Verdauungs- und Assimilationsapparats vorkommen, seyen allerdings häufig genug Ursachen sehr wichtiger, auf materielle Abnormitäten gegründeter Krankheiten, selbst allgemeiner Cachexien und Dyskrasien. Aber theils seyen sie durch diätetische oder dynamische Heilmethoden zu beseitigen (wirken aber gewisse diätetische Mittel nicht auch besonders auf das materielle Verhältniß, und erfordern diese Abnormitäten nicht auch oft auf das materielle Verhältniß sich beziehende ausleerende und umändernde Arzneymittel?), theils würden sie in den meisten Fällen erst dann zu bestimmten Krankheiten, wenn die Producte der fehlerhaften Assimilation und Verdauung in die Sphären der Blutbereitung und der eigentlichen Reproduction übergangen, daher sie nicht für sich, sondern nur in Beziehung auf diese abgehandelt werden sollten. Hiernach hat er vorzugsweise zu Gegenständen seiner Abhandlung gemacht: I. die materiellen Abnormitäten, welche sich auf eine quantitative oder qualitative Anomalie der Bluterzeug-

gung und Blutbereitung gründen, und zwar a) die wahre Vollblütigkeit und Vollsaftigkeit, b) die Ueberladung des Blutes mit zur Ausscheidung bestimmten Stoffen, die sogenannte krankhaft erhöhte Venosität, c) die seröse, schleimige, oder sonst fehlerhafte Mischung und Beschaffenheit des Blutes, den Mangel an erregenden oder plastischen Bestandtheilen in demselben, und die aus den angegebenen Abnormitäten hervorgehenden oder damit in Zusammenhang stehenden Krankheiten. II. Die Abnormitäten der eigentlichen Reproduction, Vegetation und Bildung, nämlich a) die unvollkommene, verminderte und herabgesetzte Ernährung und Reproduction, b) die fehlerhafte Reproduction, die entweder bloß schlecht ist, oder wirklich falsche oder Aferbildungen produciert; III. gewisse allgemeine abnorme Zustände und Beschaffenheiten der organischen Substanz, in Beziehung auf ihre Cohärenz und Kraffts, als a) allzugroße Festigkeit und Straffheit, b) abnorme Schlaffheit und Atonie, c) allzugroße Zartheit und Lockerheit, d) Neigung zur Entmischung und Zerfetzung in den festen und flüssigen, zur Verflüssigung in den festen Theilen.

Der erste Abschnitt enthält dann wieder allgemeine Bemerkungen über die Entstehung materieller Abnormitäten, der zweyte aber allgemeine Bemerkungen über die Methoden und Mittel, welche vorzugsweise zur Beseitigung derselben dienen, der dritte endlich die Betrachtung der einzelnen wichtigeren materiellen Abnormitäten, nebst Angabe der damit in Zusammenhang stehenden Krankheiten und ihrer Behandlung.

In diesem dritten Abschnitte werden zuerst als Krankheitszustände und Krankheiten mit Uebermaaß der materiellen Sub-

stanz die Vollblütigkeit und Vollsaftigkeit abgehandelt. Mit dem letzten Worte möchte der Vf. einen Zustand der Ueberfüllung bezeichnen, welcher sich beträchtlich von der Vollblütigkeit unterscheidet, nämlich zunächst dadurch, daß nicht sowohl das eigentliche Blutgefäßsystem, als vielmehr das Capillarsystem (?), die lymphatischen Gefäße und das Zellgewebe überfüllt seyen, und sodann durch den Umstand, daß der im Uebermaaß vorhandene Stoff nicht sowohl Blut, als vielmehr gut assimilirter, zur Ernährung bestimmter aber nicht gehörig verbrauchter plastischer Stoff sey.

Dann folgen die Krankheitszustände und Krankheiten mit qualitativ abnormer Beschaffenheit des Blutes. Hier wird oben angestellt die sogenannte Krankhaft erhöhte Venosität. Nach des Vfs. Meinung haben in der neuesten Zeit Kreyzig und am allermeisten Duchelt zur näheren Kenntniß dieses Gegenstandes beigetragen. Von Kreyzig citirt der Vf. bey diesem Gegenstande nur dessen Werk über die Krankheiten des Herzens, nicht aber dessen Handbuch der practischen Krankheitslehre (was dem Vf., wie oben schon angedeutet worden, überhaupt unbekannt zu seyn scheint), worin sich eben Kreyzig näher über diesen Gegenstand geäußert hat. Hier hat dieser aber sich vielmehr gegen das, was manche Neuere seit Marcus über Venosität geäußert haben, erklärt, und gezeigt, wie wenig genau die Bestimmung derselben sey. Dasselbe hat auch Clarus (über den Krampf) S. 133 flg.) gethan, auch mit dem Ausdruck Venosität getadelt und den Schmerz angedeutet, den ein für die Reinheit der Sprache empfängliches Ohr bey den Worten Venosität und Arteriellität (Venositas, Ar-

teriellitas!) empfinde. Uebrigens soll nach dem Verf. Puchelt's Ansicht, so wichtig und scharfsinnig sie auch sey, doch nur dunkle und unbestimmte Andeutungen für die Praxis gewähren. Eine Definition, welche mehr das Ursächliche des wichtigen Krankheitszustandes enthält, scheint ihm den Anforderungen, welche der practische Arzt zu machen berechtigt ist, weit mehr zu entsprechen. Eine absolute oder relative Beschränkung und Verminderung oder Retention derjenigen Ausflüsse, Ab- und Auscheidungen, welche aus dem Venenblute Statt finden müssen, wenn nicht theils das quantitative Verhältniß desselben ein überwiegendes, theils der venöse Charakter sowohl im Blute, als im Gefäßsysteme überhaupt der vorherrschende werden soll scheint ihm am allgemeinsten und umfassendsten die Entstehungsweise der krankhaften Erhöhung der Venosität zu bezeichnen und zugleich für die Praxis die meiste Ausbeute zu gewähren. Dabey unterscheidet er aber drey Varietäten derselben, nämlich eine, wobey Ueberfüllung des Venensystems (venöse Plethora) vorhanden ist, eine andere, wobey die venöse Beschaffenheit vorherrscht, und eine dritte, wobey Ueberfüllung und abnorm gesteigerte venöse Beschaffenheit zugleich Statt findet.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö r t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

172. Stück.

Den 27. October 1827.

Berlin und Landsberg a. d. W.

Beschluß der Anzeige: Pathologie und Therapie der Krankheiten mit materieller Grundlage. Von Karl Sundelin u.

Die hier gemeinten Zustände hat man sonst unter den Benennungen der Blutanhäufung im Unterleibe (Plethora abdominalis), Stockung des Blutes, Infarcten, schwarzgallichte Verdickung des Blutes u. begriffen. Nur einseitige neuere Aerzte haben die Rücksicht auf dieselben vernachlässigt, dagegen Andere, die sich nicht durch einseitig auf dynamische Verhältnisse gegründete Ansichten hinreißen ließen, die Wichtigkeit derselben wohl anerkannt und namentlich außer Marcard auch S. G. Vogel, Hufeland, Kreysig u. A. sie einer besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt und letztere auch die von den älteren Aerzten dagegen empfohlene, durch die Erfahrung bewährte Behandlung, besonders auch mit sogenannten auflösenden Mitteln vertheidigt haben. So wenig aber durch die von manchen Neueren dafür gebrauchte unpassende

Benennung Venosität gewonnen ist, so wenig kann Rec. auch finden, daß sie sonst diese Zustände besser geschildert und eine bessere Behandlung derselben gelehrt hätten. Auch möchten in Ansehung der von ihnen angenommenen chemischen Verhältnisse des Blutes noch genauere Untersuchungen erforderlich seyn.

Hierauf geht der Vf. zu der Betrachtung der einzelnen Krankheiten, welche er von der krankhaft erhöhten Venosität ableitet, über. Zuerst kommt eine Abtheilung von den Krankheiten mit vened'ser Grundlage, welche ihrem Wesen nach mehr oder weniger als active Ausgleichungsbestrebungen zu betrachten sind. Hierunter werden die Hämorrhoidalkrankheit, das Blutbrechen und die schwarze Krankheit, das vened's-gastrische Fieber, die Sicht, die Erzeugung der Harnsteine und der Gallensteine begriffen. Die Hämorrhoiden werden in pathologischer Hinsicht sehr kurz abgehandelt; in therapeutischer Hinsicht werden gegen die Anlage zu denselben wie gegen die ausgebildete Krankheit die bekannten Mittel empfohlen. Eben so besteht bey dem Blutbrechen und der schwarzen Krankheit die Behandlung der als Grundlage angenommenen krankhaften Erhöhung der Venosität doch nur in der Anwendung der bekannten auslösenden Methode, angemessener künstlicher Ausleerungen, oder Wiederherstellung unterdrückter natürlicher ic. so daß hier wie bey anderen Krankheiten von der Annahme der Venosität oder dem neuen Namen keineswegs ein Gewinn für die Behandlung erhalten worden ist. — Von der Sicht hat der Vf. (S. 142 flg.) die Ansicht, daß der regelmäßige und active Anfall derselben ein lebendiger allgemeiner Reproductions-, Umbildungs- oder Reassimilationsact (!), ausge-

hend vom Nervensystem, besonders von der der Reproduction dienenden Sphäre, vermittelt durch das arterielle System, besonders durch die Capillarendigungen desselben sey, und daß (S. 147) die gesammte Krankheit, da sie vorzugsweise vom Nervensysteme ausgehe, und da die auf Ausgleichung abweichenden Ab- und Ausscheidungen in der Sphäre der eigentlichen Reproduction Statt finden (?), auch eine weit höher stehende dynamische Natur habe, als die früher angeführten Ausgleichungskrankheiten der krankhaft erhöhten Venosität. Allerdings ist dabey auf Blutanhäufung im Unterleibe, fehlerhafte Assimilation und Blutmischung, besondere Rücksicht zu nehmen (wie auch längst von Anderen geschehen ist) u. aber ob die Krankheit vorzugsweise vom Nervensysteme ausgehe, möchte keineswegs für ausgemacht zu halten seyn. Zwar haben sie auch Cullen u. A. schon für eine Nervenkrankheit erklärt; aber ihre Annahme ist von Anderen mit Grund für zweifelhaft erklärt worden. Wenn der Vf. dafür anführt, daß die eigentlichen Vorboten der Gicht selbst sich zuerst im Nervensysteme äußerten, daß es anfänglich Verstimmungen der Sensibilität, hypochondrische und selbst melancholische Zufälle (gleichsam eine chronische kritische Angst darstellend), sodann Schmerzen, besonders heftige Cardialgieen, Coliken, Nephralgie, Lendenweh zc. seyen, so ist diese Annahme in Bezug auf den gewöhnlichen Verlauf der regelmäßigen Gicht ganz falsch. In den mit der Natur übereinstimmenden Schilderungen der Gicht von Sydenham (dessen Beschreibung des Anfalles der Vf. doch selbst als sehr treu und ausführlich rühmt) u. A. wird dieß auch ganz anders dargestellt. Die Cardialgie kommt bekanntlich vielmehr vor bey der unregelmäßigen, atonischen Gicht (die der Vf. Dysarthritus nennt,

welche Neuerung der Benennung uns eben auch nicht glücklich zu seyn scheint). Eben so ist der Magenkrampf gleich so manchen Symptomen, die eine Erhöhung oder Verstimmung der Sensibilität anzeigen, als öfterer innerer Angst, Schwindel, Traurigkeit, Misemuth zc., gerade einer der gewöhnlichsten Vorläufer des Blutbrechens, obgleich dieß von dem Vf. zu denen auf Venosität beruhenden Krankheiten gerechnet wird; die eine niedriger stehende dynamische Natur haben sollen. Sensible Subjecte werden wohl, wenn sie von der Sicht befallen werden, mehr davon angegriffen und sie wird bey ihnen eher unregelmäßig. Aber daß sie vorzugsweise dazu Anlage hätten, wird durch die Erfahrung Wilkeswegs bestätigt. Uebrigens hat die Blutanhäufung in den Venen des Unterleibes, die Turgescenz derselben u. gewöhnlich die Wirkung auf das Nervensystem, daß die Sensibilität erhöht wird, wodurch dann oft bey der Sicht wie bey anderen auf jener Grundlage beruhenden Krankheiten, schmerzhaft, krampfhafte und andere Nervenzufälle erregt werden. — Der von Sydenham u. A. schon angegebene Zusammenhang der Steinkrankheit mit der Sicht zc. hat den Verf. veranlaßt die Ansicht aufzustellen (S. 167 flg.), daß die Steinkrankheit als ein von der Naturkraft ausgehender Ausgleichungsproceß zu betrachten sey. Er führt dafür auch an, daß, wenn ihr andere, ebenfalls als Ausgleichungsbestrebungen anzusehende Krankheiten, als Hämorrhoiden oder Sicht, vorangingen, diese selten hinreichend entwickelt oder unregelmäßig würden, daß man auch bey dem Eintreten der Bildung von Harnsteinen nicht selten eine Verbesserung des allgemeinen Befindens bemerke. Es ist nur schade, daß es sich hier nicht wie bey dem Anfälle der regelmäßigen Sicht, der mit Recht als eine *Crisis metastatica* anzusehen ist, verhält, daß

dieses sogenannte Ausgleichungsbestreben gewöhnlich so traurige Folgen hat, daß wenn bey Gichtischen, die lange mit ihrer Krankheit gekämpft haben, Steinbeschwerden hinzukommen, dieß, wie Sydenham sagte, cum magno aegrorum non tantum cruciatu, sed et virium dispendio, cum jam plus satis attritae fractaeque eae fuerint, zu geschehen pflegt.

In der folgenden Abtheilung wird gehandelt von den Krankheiten mit venöser Grundlage, denen nicht ein kritisches Naturbestreben zum Grunde liegt. Dazu werden gerechnet Nervenkrankheiten aus krankhaft erhöhter Venosität, die materielle Melancholie, die materielle Hypochondrie und Hysterie, die Epilepsie und andere convulsivische Krankheiten, die Apoplexie und Lähmungen mit venöser Grundlage und die sogenannte falsche Lungenentzündung. Die letztere soll freylich auf der Varietät der krankhaft erhöhten Venosität beruhen, welche er mit dem Namen der phlegmatischen bezeichnet habe; sie soll als eine auf die Schleimhäute der Athmungsorgane verlegte venöse Schleimsecretion zu betrachten seyn, welche die eigentliche Function dieser Organe weit mehr beeinträchtigt, als jeder andere Schleimfluß derselben, theils weil die Abscheidung in allen Puncten der Bronchialschleimfläche Statt finde, theils weil sie von einer innerlichen, in der Beschaffenheit des Blutes gegründeten Nothwendigkeit ausgehe. Daß Verschleimung dabey hervorsticht, ist auch von Anderen längst angenommen worden. Auch hat man die allgemeine Neigung zur Verschleimung längst nicht bloß von einem Fehler der schleimabsondernden Flächen, sondern auch von unvollkommener Blutbereitung, wobey der Faserstoff nicht gehörig ausgebildet wird und sich dann mit dem

Blutkuchen nicht gehörig mischt, sondern statt dessen ein Uebermaaß von Kleber Statt findet, oder überhaupt das Blut auf einer niederen Stufe der Bildung stehen bleibt, abgeleitet. Ob aber auch dieser Fehler unter der sog. Venosität zu begreifen sey, ist wohl mit Grund zu bezweifeln. Auch möchte es für eine willkürliche Annahme zu halten seyn, daß hier die Schleimabsonderung mehr über alle Punkte der Bronchialschleimfläche verbreitet sey, als bey jedem anderen Schleimflusse der Lungen.

Sodann folgt eine Abtheilung, welche überschrieben ist: Krankheitszustände und Krankheiten, beruhend auf qualitativen Abnormitäten des Blutes, denen nicht unmittelbar die krankhafte Erhöhung der Venosität zum Grunde liegt. Unter dieser eben nicht genau, zum Theil negativ bestimmten Abtheilung werden die Gelbsucht und die Bleichsucht begriffen. Der Vf. meint (S. 245. 246), daß man diese Krankheitszustände auch im Allgemeinen mit dem Worte *Kakochymie* bezeichnen könnte. Da dieß aber die fehlerhafte Beschaffenheit der Säfte überhaupt bedeutet, so kann es nicht bloß für diese Fehler derselben gebraucht werden. Andere Krankheiten, bey denen fehlerhafte Beschaffenheit des Blutes Statt findet, als die Wassersuchten, die Harnruhr, den Scorbut, hat der Vf. von dieser Abtheilung ausgeschlossen, weil bey ihnen die fehlerhafte Blutmischung ihren Ursprung aus einer anderen Sphäre, nämlich der der eigentlichen Reproduction, zu nehmen pflege (?). Die Gelbsucht möchte übrigens oft ebenso mit der sogenannten krankhaften Erhöhung der Venosität zusammenhängen, wie das sog. venöse gastrische Fieber, insbesondere das Gallenfieber, welches der Vf. auch selbst gefühlt hat (S. 246. 253 flg.). — In Be-

zug auf das Wesen der Gelbsucht sollen (S. 247) die neueren Aerzte mit wenigen Ausnahmen (als welche nur Haase und v. Wedekind angeführt werden) der Meinung seyn, daß weder die gelbe Materie noch die totale (sic) Galle im Blute entstehe, sondern stets durch Resorption aus der Leber und Gallenblase dahin gelange. Allein die Meinung, daß die Gelbsucht in vielen Fällen auch durch verhinderte Absonderung der Galle in der Leber und durch Anhäufung der gewöhnlich im Blute vorhandenen Bestandtheile der Galle, besonders des färbenden Extractivstoffes, entstehe, ist selbst in den gewöhnlichsten neueren Handbüchern der Pathologie und Therapie vorgetragen worden. Der Vf. ist übrigens auch der Meinung, daß meistens Resorption aus der Leber und Gallenblase Statt finde; nur soll man irren, wenn man voraussetzt, daß die lymphatischen Gefäße die Galle in das Blut führen. Es sollen nur die Venen jene Auffaugung besorgen. Allein wenn auch das Einsaugungsvermögen der Venen erwiesen seyn sollte, so ist man deshalb nicht berechtigt das der lymphatischen Gefäße zu leugnen. Auf die Beobachtungen von Cruikshank, Saunders, Mascagni, Portal und Sömmerring (de morb. vasor. absorb. p. 121. sq.), wo bey Gelbsüchtigen die einsaugenden Gefäße der Leber und Gallenblase mit gallichter Feuchtigkeit angefüllt gefunden wurden, hat der Vf. keine Rücksicht genommen. Auch scheint er hier seine eigene Aeußerung an einer früheren Stelle dieser Schrift (S. 29), wornach bey der Gelbsucht von den resorbierenden Gefäßen und Venen die Galle in die Blutmasse übergeführt wird, vergessen zu haben. Bey der Behandlung der Gelbsucht ist auf von Wedekind schon in seinem Heilverfahren im Kriegslazareth zu Mainz angegebene Methode die Aloe

anzuwenden, welche allerdings in gewissen Fällen wichtig ist und die auch Ref. sehr wirksam befunden hat, keine Rücksicht genommen werden.

Den Beschluß dieses Bandes machen die Wasserfuchten.

Die im zweyten Bande abgehandelten Krankheiten werden unter der allgemeinen Ueberschrift Krankheitszustände und Krankheiten mit qualitativ abnormer Bereitung und Beschaffenheit der bildsamen Stoffe und mit Anomalien des organischen Anbildungsprocesses (?) begriffen.

In der ersten Abtheilung werden als Krankheiten mit unvollkommener oder anomaler Bereitung und Ausbildung des zur organischen Anbildung (?) bestimmten Stoffes (Assimilationskrankheiten) abgehandelt die Harnruhr, die wahren Schleimkrankheiten, die Scrophelkrankheit und die Rhachitis. Das Wesen der Harnruhr sucht der Vf. (S. 14. 18 flg.) in einer Krankheit gewisser Partien des Nervensystems, in einer krankhaften Affection, Verstimmung und Aufregung der Gangliennerven oder der der Reproduction vorstehenden Nerven, vermöge welcher diese Nerven einen abnormen, chemisch-dynamischen Einfluß auf den Chylificationsapparat und Assimilationsproceß ausüben, dessen Resultat die Production einer fremdartigen, dem Chylus unähnlichen, zur organischen Vegetation durchaus untauglichen Substanz ist. Es ist bekanntlich längst bemerkt worden, daß die Ursache der Harnruhr nicht bloß in einen örtlichen Fehler der Nieren zu sehen, daß dabey besonders ein Mangel der Assimilation anzunehmen sey; auch hat man dabey auf überspannte Reizbarkeit der Nerven des chylösen Systems sowohl als der Nieren Rücksicht genommen. Es sind jedoch hierdurch noch

keinesweges alle Dunkelheiten in Ansehung der Ursache dieser Krankheit, besonders des materiellen Verhältnisses, aufgeheilt worden. Ueber *Watts* und *Formey's* Methoden, diese Krankheit zu behandeln, enthält sich der Vf. seines Urtheils. Seine Vorschläge, sie zu behandeln, begreifen alle die Mittel in sich, welche von den Aerzten früher nach den verschiedenen Ansichten, die sie von der Natur dieser Krankheit hatten, empfohlen worden sind. Er gibt die bekannten Anzeigen an, unter welchen einzelne anzuwenden seyen. Welche am häufigsten passen, ist nicht bemerkt worden, so wie denn auch der Vf. gesteht, keine eigene Erfahrungen, die die Behandlung bewährt hätten, gemacht zu haben. — Die Grundlage der Scrophelkrankheit sucht er (S. 43) in einem, der krankhaften Erhöhung der Benostität analogen, krankhaften Vorherrschen des lymphatischen Systems. Rec. kann es nicht verhehlen, daß ihm dieser von manchen Neueren gebrauchte Ausdruck von dem Vorherrschen dieses oder jenes Systems oft sehr unpassend zu seyn scheint, besonders da er auch auf Fälle bezogen wird, wo die Thätigkeit eines Systems geschwächt ist. Auch der Vf. nimmt an (S. 53. 54), daß bey den Scropheln die Thätigkeit der lymphatischen Gefäße und Drüsen geschwächt, beeinträchtigt seyn kann, und empfiehlt Mittel, die die Thätigkeit dieses Systems erregen sollen. Daher hat auch *Kreyzig* (Handb. d. pract. Krankheitslehre, Th. 2. S. 428) vielmehr Unvollkommenheit des Lebens des Lymphsystems, oder eine gegen die übrigen Systeme relativ vorwaltende allgemeine Schwäche desselben mit unvollkommener Ausarbeitung des ihm eigenen Saftes als das Wesen der scrophulösen Anlage angenommen. Daß von dem Vf. angenommene Uebermaß und die Ausartung

des Eryweißstoffes möchte noch näher darzuthun seyn und besonders die Art der scrophulösen Dyskrasie eine nähere Erklärung erfordern.

Die zweyte Abtheilung enthält Krankheiten mit Anomalien des Bildungstriebes und Anbildungsprocesses (Vegetationskrankheiten), und zwar a) mit fehlerhafter Richtung des Bildungstriebes, die Tuberkeln, den Scirrhus, die Encephaloiden und die Melanosen, b) mit specifischer Afervegetation, die acuten und chronischen Crantheme und die Syphilis. Der Raum erlaubt uns nicht Manches näher zu betrachten. Wenn der Vf. (S. 113) als nächste Ursache des Scirrhus und Carcinoms eine abnorme Anhäufung von Eryweißstoff in den befallenen Theilen, die durch Unterbrechung der lymphatischen und venösen Resorption entstehen soll, betrachtet, und dann in dem degenerierten Gebilde einen Erweichungs- oder Entmischungsproceß erwachen läßt, wodurch die bedrängenden Anhäufungen aufgelöst und, nach dem Aufbrechen des Geschwüres, in Form einer faulichten Sauche entfernt würden, und wobey zugleich der Bildungstrieb, seiner angrenzenden und regulirenden, negativen Seite, der Resorption erman- gelnd, in der Production regelloser Wucherungen, der blumentohlähnlichen Auswüchse, sich äußere, so wollen wir es auch gern Anderen überlassen, ob sie hierin wirklich eine Erklärung der Ursachen des Scirrhus und Krebses finden können. — In Ansehung der Crantheme glaubt der Vf. (S. 156), daß die zum Grunde liegende Reproductions- und Vegetationsanomalie vorzugsweise in einer gestörten und abnormen Vegetation der eryweißstoffigen Gebilde und namentlich des Nervensystems (?) bestehe. Die Blattern sollen (S. 173) weniger ausschließlich nur Kin-

der befallen als die Masern, der Scharlach, die Röttheln. Rec. hat die Masern bey einer funfzigjährigen Person beobachtet, und daß auch der Scharlach, obgleich er keinesweges, wie *Kieser* behauptet hat, besonders dem Jünglingsalter zukommt, Erwachsene nicht verschont, hat die Erfahrung längst dargethan. Der *Vf.* unterscheidet hypersthenische, asthenische, nervöse, venöse (gastrische oder faulichte) Blattern und eben solche Arten des Scharlachs und der Masern. Andere haben bekanntlich seit der *Brownischen* Periode die nervösen und faulichten Pocken *z.* asthenische genannt. Rec. ist zwar, wie er auch in seinem Handbuche der *spec. Pathologie und Therapie* geäußert hat, keinesweges der Meinung, daß ein Nervenfieber oder sogenanntes typhöses Fieber bloß als ein asthenisches anzusehen oder schließlich so zu benennen sey. Daß es aber außer den nervösen und faulichten Pocken *z.* noch besondere asthenische gebe, hält er für ganz ungegründet. Uebrigens empfiehlt der *Verf.* bey den nervösen Blattern auch eine ähnliche Behandlung wie bey den von ihm angenommenen asthenischen. Daß die gastrischen und faulichten Ausschläge auch venöse genannt werden, kann Rec. auch nicht für passend halten, da nicht jeder gastrische Zustand von der sogen. Venosität abhängt, der faulichte auch nicht daraus allein zu erklären ist. — Die Petechien, besonders die primären, als Exanthem erscheinenden, sollen (264) ein wenig über die Haut erhaben seyn und mit einer Art Abschuppung endigen. Dieß ist aber höchst selten der Fall, und *Borsieri*, einer der trefflichsten Schriftsteller über die Petechien, ist selbst geneigt zu glauben, daß in diesen höchst seltenen Fällen eher andere Exantheme, Friesel *z.* Statt gefunden hätten. (Vgl. mein Handb. d. *spec. Pathologie u. Therapie* Bd. 3. 3. Aug. S. 610. Anmerk.). Daß

die abführenden Mittel keinesweges so allgemein bey den Petechien passen, wie der Vf. (S. 268) mit mehreren annimmt, hat auch schon Borsieri bemerkt und Rec. in seinen Animadvers. de febre petech. p. 15. 16 bestätigt. — Bey der Beschreibung des ansteckenden Typhus folgt der Verf. vorzüglich der, welche von Hildenbrand davon gemacht hat, welche in Bezug auf gewisse Epidemien allerdings treffend ist, aber keinesweges auf alle paßt. Hufelands treffliche Bemerkungen über die Kriegspest, die der Verf. nicht angeführt, hätten hier besonders Beachtung verdient. Das Wesen des Typhus besteht nach des Vf. Meinung (S. 294) in einer dynamisch materiellen Alteration der Substanz der organischen (?) Nerven, welche die Naturkraft nur zum kleinern Theil durch ein Exanthem auf der Oberfläche, größten Theils aber, mit großem Kraftaufwande, durch Abscheidungen in den Schleimmembranen, vorzugsweise des Nahrungscanals, entsprechend einer secundär entstandenen krankhaften Steigerung der Venosität, auszugleichen strebt. Worin besteht aber jene Alteration? Welches sind die Beweise, daß die Affection der Schleimhaut, wo sie Statt findet, wirklich kritischer Art sey? Mit welchem Grunde kann sie für der sogen. Venosität entsprechend ausgegeben werden? — Sodann nimmt der Vf. (S. 313 flg.) einen besondern Abdominaltyphus an, bey welchem (S. 314) das Exanthem oder (S. 318) ein exanthemartiges Aftergebilde nur auf der innern Fläche des Nahrungscanals erscheinen soll. Dieß sogen. exanthemartige Aftergebilde ist als die Folge der entzündlichen Affection des Magens und der Gedärme anzusehen, welche in Nervenfiebern allerdings oft Statt findet, wenn sie auch nicht als die einzige Ursache derselben angesehen werden kann, worüber sich Rec. auf das in seiner

Kritik der medic. Lehre von Broussais Gesagte bezieht. — Eine genaue Beschreibung und Einteilung der chronischen Exantheme lag (S. 338) nicht in dem Plane des Vf. Erst bey diesen theilt er Einiges über die Grundformen derselben, die Flecken, Blätterchen, Pusteln u. mit, da doch diese Grundformen auch bey den hitzigen Exanthenen in Betracht kommen. In Ansehung der Bestimmung derselben wäre auch Manches zu bemerken, worüber sich Rec. aber der Kürze wegen auf das in seinem Handbuche der spec. Pathologie 3. Ausg. S. 511 Gesagte bezieht. Das von dem Vf. über die einzelnen Ausschläge Gesagte ist allerdings in mancher Hinsicht mangelhaft, worauf wir jedoch nicht näher eingehen wollen, da er keine genauere Schilderung derselben bezweckt hat. — Statt Pemphigus steht hier wie bey der angehängten Literatur immer Pemphigus⁽¹⁾, was jedoch wohl für einen Druckfehler zu erklären ist, da so manche Namen in diesem Werke uncorrect gedruckt sind. — Das Wesen der Syphilis soll (S. 390) gegründet seyn in einem eigenthümlichen, dem Ansteckungsstoffe innewohnenden, vegetativen, und bey dargebotenem Substrat sich fortpflanzenden Leben. Die Heilung ist einzig und allein von einem Mittel zu erwarten, welches die Wirksamkeit des, sich selbst forterzeugenden Contagiums vernichtet, indem es das, diesem Contagium innewohnende Leben vergiftet und ertödtet. Ganz abgesehen von der Frage, ob das Quecksilber außerdem, daß es durch eine specifische chemische Wirkung das venerische Gift zerstöre, nicht auch durch eine dynamische Wirkung auf das Lymphsystem, oder die Beförderung der Ab- und Aussonderungen u. sich heilsam erweise, wäre es wenigstens zu wünschen gewesen, daß uns der Vf. die Natur jenes eigenthümlichen Lebens, und die Art, wie das

Quecksilber dasselbe vergiftet, näher angegeben haben möchte! —

In der dritten Abtheilung sind enthalten Krankheiten mit vermindelter Reproduction (Reproductionskrankheiten), die von dem Wf. sogen. Profusionschwinduchten und die Darrsuchten. Der Wf. legt (S. 400 flg.) ein großes Gewicht auf die Unterscheidung des phthisischen und hektischen Fiebers. Ersteres sieht er als ein Reizfieber an, das bey der wahren Lungenschwindsucht durch den Reiz der Tuberkeln erregt werde. Letzteres soll aus der entgegengesetzten Ursache, der Verminderung der erregenden, plastischen und ernährenden Bestandtheile des Blutes zc., entstehen. Bekanntlich haben schon die Alten zwischen dem primären, aus allgemeineren Fehlern der Assimilation und Ernährung entstehenden, und dem secundären hektischen Fieber, das von Geschwüren in einzelnen Theilen abhängt, unterschieden. Das eine aber allein das hektische, das andere das phthisische zu nennen, hält Rec. weder für nöthig, noch der Etymologie nach für passend. Wenn man nur die verschiedenen Ursachen gehörig berücksichtigt (wie auch diejenigen gethan haben, welche auf diese Verschiedenheit der Benennungen keinen Werth legen), so ist dieß hinreichend. Sonst möchte ein wesentlicher Unterschied der Form nicht anzunehmen seyn. — Das Zittern der Vergolder und Quecksilberarbeiter versichert der Wf. (S. 436. 437) nach der Methode seines vereinigten Lehrers Berends mit bestem Erfolge behandelt zu haben. Diese besteht in der Anwendung des Eisens in Substanz, welches anfangs in der Gabe von zwey bis drey Granen zwey- bis dreyimal täglich angewendet, alle zwey Tage um zwey bis drey Grane vermehrt und so acht bis vierzehn Tage fortgesetzt

wird, wo es dann einige breyichte, schwarzgefärbte Stuhlgänge zu bewirken pflege, welche anzeigen, daß es auf den Gesamtorganismus gewirkt habe (?). Dann müsse es einige Tage ausgefetzt werden, um keinen schwächenden Durchfall zu erregen. Nach dieser Zeit soll man es aufs Neue geben und auf ähnliche Weise fortsetzen, bis das Zittern verschwunden sey. Zugleich soll man bittere Mittel, aromatische und Eisenbäder nebst einer kräftigen Kost zu Hülfe ziehen. Wenn der Verf. noch sagt, daß er mit diesem Verfahren (welches allerdings alles Lob verdient) in jedem Falle eine weit schnellere und sicherere Heilung bewirkt habe, als mit den sonst empfohlenen Schwefelmitteln und Schwefelbädern, so ist doch zu bemerken, daß auch andere gegen die chronische Mercurialvergiftung nicht bloß Schwefel empfohlen haben, sondern auch Eisenmittel, und daß namentlich Hufeland (Syst. d. pract. Heilk. B. 2. Abth. 2. S. 367) flüchtige Eisenmittel und eisenhaltige Mineralwasser für nützlich erklärt hat.

Endlich werden noch in der letzten Abtheilung Krankheiten mit abnormer Beschaffenheit des Angebildeten, der organischen Substanz abgehandelt, und darunter mehrere Abnormitäten, welche sonst als allgemeine Krankheitszustände oder auch Anlagen in der allgemeinen Pathologie betrachtet werden, als die abnorme Dichtigkeit und Straffheit (der vermehrte Zusammenhang), die Zartheit und Schlaffheit, außerdem die Neigung zur Verflüssigung und Zersetzung (septische Cachexie), insbesondere der Scorbut. Bey der Bestimmung der Behandlung der Neigung zur Verflüssigung und Zersetzung setzt der Verf. (S. 444) die Chinarinde sehr zurück und sagt,

daß sie nicht gut ertragen (vertragen) würde, im Scorbut eher nachtheilig als vortheilhaft wirke. Wenn aber auch die China im Scorbut nicht immer nöthig und passend, überhaupt erst später bey hervorstechender Schwäche angezeigt ist, so ist sie doch sonst in mit resolutorischem Zustande verbundenen Krankheiten, und zwar sowohl fieberhaften, dem Faulfieber, als auch chronischen, wie in der Werlhoffschen Blutfleckenkrankheit, oft ein wichtiges Mittel, was auch der Verf. in seiner Heilmittellehre selbst anerkannt hat.

Wenn wir übrigens hiernach die übertriebene Annahme der sogenannten Venosität, welche der Verf. in diesem Werke gezeigt hat, nach unserer Ueberzeugung nicht billigen, auch andere von dem Verf. aufgestellte Ansichten theils nicht für gehörig begründet, theils nicht für das noch dunkle materielle Verhältniß der Krankheiten näher anklärend halten konnten, wenn wir überdem Manches in Ansehung der genauen Schilderung der Krankheiten, der Literatur, und der Reinheit der Sprache vermissen, auch noch Manches gegen die befolgte Ordnung zu erinnern hätten, was der Mangel an Raum näher anzugeben verbietet, so müssen wir doch wiederholt das Streben des Verf. für lobenswerth erklären, und gestehen ihm auch gerne zu, daß er manches Gute mitgetheilt hat. Auch glauben wir, daß er bey seinen Talenten mehr wird leisten können, wenn er seinem Gegenstande ein anhaltenderes Studium widmen, in der Aufnahme und der Aufstellung angeblich neuer Ansichten die gehörige Vorsicht beobachten und nicht neuen Worten zu viel Werth beylegen wird.

J. W. H. Conradi.

1721

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

173. Stück.

Den 29. October 1827.

P a r i s.

Mémoire à consulter sur un Système religieux et politique, tendant à renverser la religion, la société et le trône, par Mr. le Comte de Montlosier. Septième édition, revue, corrigée, augmentée et ornée du portrait de l'auteur. 1826. 358 S. in 8.

Délation aux Cours royales relativement au Système religieux et politique, signalé dans le Mémoire à consulter, précédée de nouvelles observations sur ce Système, et sur les nouvelles Apologies, qu'on en a récemment publiées. Par Mr. le Comte de Montlosier. 1826. 338 S. in 8.

Die Anzeige dieser Schriften in unsern Blättern kann nicht die Absicht haben, unsere Leser erst mit ihrem Inhalte oder mit ihrem Geiste bekannt zu machen. Sie haben nicht nur ein Aufsehen, sondern selbst eine Bewegung in Frankreich erregt, an welcher man auch unter uns einen sehr warmen Antheil genommen hat. In

R [7]

mehreren unserer Zeitschriften sind daher bald nach ihrer Erscheinung Auszüge davon gegeben, und das erste Werk ist selbst in einer deutschen Uebersetzung unter uns verbreitet, und zwar mit einer kraftvollen Vorrede vom Hn. Dr. Paulus unter uns verbreitet worden, worin er sehr geflissentlich darauf ausging, nicht nur die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hinzuziehen, sondern ihr auch dabey die gehörige Richtung zu geben. Der Zweck unserer verspäteten Anzeige kann also auch nicht mehr auf das letzte gerichtet seyn, sondern sie ist bloß dadurch motiviert, weil wir glauben, daß eine in so hohem Grade beachtungs- und achtungswerthe Erscheinung nicht ganz unerwähnt in unsern Blättern bleiben darf. Auch kann sich Ref. nicht enthalten, bey dieser Gelegenheit wenigstens seine Freude darüber auszusprechen, daß ihm in dem Hn. Gr. von Montlosier ein wahrhaftig edler Mensch weiter bekannt, und nur desto kenntlicher geworden ist, je weniger er den Partey-Menschen verleugnet hat.

Die Ansichten des Hn. Grafen selbst kann er zwar nur bis auf einen gewissen Punct theilen. In demjenigen, was er darin seiner Nation und ihren höchsten Gerichtshöfen denunciert, scheint ihm allerdings völlig beglaubigte factische Wahrheit zu liegen. Die Congregation, die sich in Frankreich gebildet, und die mehr als bedenkliche Organisation, welche sie sich gegeben hat, ist sicherlich keine bloße Fiction des liberalen Parteygeistes. Die Versuche der Jesuiten, sich in dem Königreiche wieder festzusetzen, und das Monopol des öffentlichen Unterrichts wie der Direction der Gewissen auf das neue an sich zu ziehen, sind selbst in der Kammer der Deputierten und der Pairs, sind selbst von dem Mi-

nister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts von der Tribune herab eingestanden worden. Der Geist des Ultramontanismus, der in den höheren französischen Klerus, und besonders in die französischen Bischöfe gefahren ist, hat sich bey mehreren Gelegenheiten bis zur Unbedachtsamkeit unverholen — hat sich gerade in der dem Könige im vorigen Jahre übergebenen Declaration, worin sie sich davon loszusagen affectierten, am unzweydeutigsten ausgesprochen. Das allgemeine um sich greifen des Klerus und sein schamloses offenes Haschen nach größerer Gewalt und weiteren Vorrechten als ihm die Verfassung eingeräumt hat, ist eben so notorisch, als die mehrfachen Begünstigungen, durch die er von so vielen Seiten her dazu aufgemuntert wird. Wenn man aber alles dieß zugesteht, so kann man immer noch zweifeln, ob auch alles zusammen so furchtbar ist, als es dem Hn. Grafen erscheint. Für das ganze gesellschaftliche Leben in Frankreich mag allerdings das Treiben der Menschen die an der Spitze der Congregation stehen, und die tausend sichtbare und unsichtbare Fäden in ihrer Hand haben, wodurch sie das Spiel der Maschine leiten — es mag im höchsten Grade lästig und drückend und beengend seyn. Die Principien eines jesuitischen und eines römischen Theokratismus, die man so offen und so eifrig unter der Nation zu verbreiten sucht, könnten auch für den Staat und für seine Verfassung, ja sie könnten selbst für den Thron und für die Regierung äußerst gefährlich werden: aber an eine nahe Gefahr können wir doch nicht glauben; und gerade das Verfahren der Partey selbst, welche sie planmäßig herbeiführen zu wollen scheint, macht es uns am zweifelhaftesten, ob sie jemals eintreten wird. Es ist unmöglich, daß Frank-

reich jemals in ein Kloster, und die französische Nation in eine Mönchs-Congregation verwandelt werden könnte: je offener man es also darauf anlegt, und je plumper man dabey zu Werke geht, desto gewisser wird der Plan mißlingen; aber eben daraus darf man schließen, daß die Parthey die ihn angelegt zu haben scheint, gewiß nicht so weit auf sein Gelingen gerechnet hat. Die Jesuiten und der Klerus wollen jetzt von dem in Frankreich verlorenen Raume allmählich nur etwas wieder erobern. Sie wissen aber recht gut, daß die Parthey, die ihnen gegenüber steht, sie nur allzugern von demjenigen, den sie ihnen einräumen mußte, wieder verdrängen, oder doch ihre Stellung von ihrer Willkühr abhängig machen möchte. Sie haben sich daher jetzt selbst in eine angreifende Stellung gesetzt, und geben sich das Ansehen, als ob sie noch viel mehr zu erstreiten entschlossen wären; aber so gerne sie auch dieß weitere mitnehmen würden, wenn es für sie erlangbar wäre, so hoffen sie doch selbst nicht im Ernst, daß es dazu kommen wird. Dieß glaubt gewiß auch der Hr. Graf selbst nicht: aber auch er versprach sich gewiß von der Denunciation, die er bey den höchsten Gerichtshöfen des Reichs anbrachte, und von der feyerlichen Aufforderung zum Einschreiten, die er an diese brachte, keinen unmittelbaren und keinen andern Erfolg als gerade jenen der heraus kam. Er erwartete sicherlich nichts anders voraus, als daß sie sich für incompetent zum Einschreiten erklären würden. Aber er rechnete darauf, daß der scheinbar mißlungene Schritt, den er gewagt hatte, tiefere Einbrücke auf die Masse der Nation machen und eine stärkere Sensation bey ihr hervorbringen würde, als er selbst von dem gelungenen hätte erwarten dürfen. Er rechnete darauf, daß schon

die Vorbereitungen, die er mit solcher Publicität vor den Augen der ganzen Nation und im Angesicht seiner Gegenpartey dazu gemacht hatte, ihm den Erfolg, den er wirklich abzweckte, sichern würde. Er rechnete darauf, daß wohl selbst die Bewegungen, welche die Gegenpartey machen möchte, um seine Vorbereitungen zu stören, ihm noch dazu helfen würden — und diese Hoffnungen, besonders die letzte Hoffnung wurde gewiß nicht getäuscht, da sich die Regierung oder das Ministerium selbst zu einem — auf das mildeste gesagt — sehr voreiligen und unzeitigen offensiven Schritte gegen ihn hinreißen ließ. Die Erreichung seines Zwecks scheinen auch schon die sieben Auflagen zu verbürgen, die in einem Jahre von seinem Memoire gemacht werden mußten; aber gewiß — dieß muß man immer dazu sagen — gewiß würde es ihm nicht so weit gelungen seyn, wenn er nicht mit dem würdevollen Anstand, womit er als öffentlicher Ankläger auftrat, und mit der unwiderstehlichen Kraft, die er so manchen seiner documentierten Anklagen zu geben mußte, zugleich die feinste Tactik und die umsichtigste Klugheit des Advocaten verbunden hätte.

P a v i a.

Ex Typograph. P. Bizzoni. Annales scholae clinicae medicae Ticinensis auctore Francisco Nob. ab Hildenbrand Med. Doctore; artis ophthalmicae magistro; praxeos medicae, pathologiae ac therapeuticae specialis professore p. o. etc. Pars prima. 1826. 310 S. 8.

Die Mittheilung der Einrichtungen, Bemühungen und Resultate klinischer Anstalten ist für die Medicin immer von ausnehmendem Gewinn

gewesen, und Ref. hat in diesen Blättern öfter Gelegenheit gehabt auf diese Quelle vielfacher Belehrung aufmerksam zu machen. Zu den besten Werken dieser Art darf man auch das vorliegende zählen, worin der Vf., Sohn des berühmten Wiener Lehrers, von der klinischen Lehranstalt zu Pavia Rechenschaft gibt. Nach einer kurzen Geschichte der klinischen Anstalten überhaupt (S. 1—28) werden die Verdienste des Oestreichischen Kaiserhauses um Gründung und Erweiterung der ärztlichen Schule zu Pavia seit Maria Theresia, 1763, auseinandergesetzt, die Lehrer derselben, unter denen die Namen eines Bursarius de Kannfeld und Peter Frank hervorglänzen, geschildert, und dann die Einrichtung des Krankenhauses (welches in 300 Betten jährlich über 4000 arme, meistens an acuten Krankheiten Leidende aufnimmt) und des Hülfspersonals, so wie der Gang des Unterrichts für die Studierenden theils in den Vorlesungen, theils am Krankenbette und die allgemeinen Grundsätze der Behandlung dargelegt (S. 29—67). Das zweyte Kapitel (S. 68—128) enthält eine vortrefliche Aufzählung der in der Lage, dem Klima, der physischen Beschaffenheit von Pavia und seinen Umgebungen begründeten Bedingungen des Gesundseyns und Erkrankens. Unter den Uebeln, die hier als aus jenen Verhältnissen hervorgehend aufgeführt sind, ist das in jenem Gebiet endemische Pellagra, hier Lepra insubrica genannt, am meisten bemerkenswerth. Meisterhaft ist die Schilderung, welche der Vf. davon entwirft, so wie die Entwicklung der ursächlichen Momente, welche theils zur Entstehung mitwirkten, theils die Steigerung und Fortdauer desselben stets unterhalten. Unter die letzteren ist hauptsächlich der grenzenlos unglückliche und verwahrloste Zustand des Land-

volls zu rechnen, dem kaum der von Leibeigenen oder gar Slaven in irgend einem andern Lande gleich kommen mag. *Diviso quovis potentiores inter atque divites Reipublicae agro*, sagt der Verf. S. 112, *disparitas plebeis ab ipsis jumentis alia vix superest, nisi quod haec procedant, trahantque aratra; illi dirigant et sequantur. Possessores, redditus suos quotannis augere studentes, praediorumque conductores et villici, ut avaritiam domini expleant, sibi que simul prospiciant, ruricularum serviles labores, vel dicam potius mancipiorum, unice in propriam convertunt utilitatem, nullo prorsus ad eorum salutem, vel privata commoda respectu habito, graviora sane, quam exhausta corpora ferre possunt, munera imponendo.* Von Sonnenaufgang bis in den spätem Abend in drückender Sonnenhitze, in sumpfigen Reisfeldern, zur härtesten Arbeit von ihren Prefern gezwungen, ohne irgend eine Erholung, von halbverschimmeltem Maismehl sich nährend, in Elend und Siechthum aufwachsend trägt jenes Volk in sich und verbreitet es um sich sowohl die genannte als auch noch manche andere böseartige Krankheit. *Quum nec utero gestantes, nec puerperae a duro mancipii jugo sint exceptae, tenera proles jam in primis vitae suae momentis maternos inter planctus et suspiria inopiam pati, ac marcescere debet; ubera enim vix tantam parare queunt lactis copiam, quanta infans, ut probe nutriatur, indiget* (S. 113). Rechnet man noch hierzu die Miasmen, welche aus schmutzigen Viehställen, Seidenwurmanstalten, Morästen aufsteigen, das Ungeziefer und die vielen andern aus Localumständen entspringenden und von dem Verf. ge-

nauer bezeichneten Schädlichkeiten, so kann man leicht erachten, welsch eine Menge traurigen Stoffes zu ärztlichen Beobachtungen und klinischen Fällen hier gegeben seyn mag. Deutlicher geht dieses aus dem dritten Kapitel (S. 129 — 251) hervor, wo die des Jahres 1817 — 1818 in jedem Monat vorherrschenden epidemischen und sporadischen Krankheiten nach allen Phasen ihres Vorkommens aufgezählt und viele belehrende Bemerkungen angeknüpft werden. Ref. kann eben so wenig hier beurtheilend in das Einzelne eingehen als bey dem letzten, dem vierten Kapitel (S. 251 — 310), wo die Ergebnisse von 12 Leichenöffnungen mitgetheilt sind. Die der Medicin besonders gewidmeten Journale werden nicht verfehlen dieses Geschäft zu übernehmen und das Verdienst des Verfassers im Einzelnen hervorzuheben. Auf einer großen Tabelle (zu S. 129) wird eine (nach einem dem Verf. eigenthümlichen Systeme verfaßte) Uebersicht der behandelten und geheilten Krankheiten gegeben. Das Verhältniß der Sterblichkeit ist wie 9 : 100.

Von der Sprache und Darstellung, die in dem Buche herrscht, liefern die mitgetheilten Stellen schon eine Probe. Sie ist im Ganzen kernhaft und bezeichnend; aber sehr oft ist der Ausdruck schwerfällig, unclassisch, schwülstig; die Perioden ermangeln der Rundung und Klarheit, welche bey einem wissenschaftlichen Werke so ungemein wohl thut; dazu kommt noch eine Menge größtentheils ohne Noth für längstbekannte medicinische Dinge und Begriffe aus dem Griechischen neu gebildeter Namen, welches Alles denn die Lectüre und das Verständniß des übrigens schätzbaren Werks auch dem Kundigen zu einem mühsamen Geschäfte macht.

M . . r.

1729

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

174. 175. Stück.

Den 1. November 1827.

L o n d o n.

Bibliotheca Sussexiana. A descriptive Catalogue, accompanied by historical and biographical notices, of the Manuscripts and printed books contained in the library of his royal highness the Duke of Sussex K. G., D. C. L. etc. etc. in Kensington Palace. By Thomas Pettigrew, F. R. S., F. A. S., F. L. S. Doctor of Philosophy of the univ. of Göttingen, member of the royal college of Surgeons etc. — and Librarian of H. R. H. the Duke of Sussex. Vol. I. Part. I. 24 und CCXCIV S. P. II. 516 S. (ohne die nicht paginierten Indices.) groß Quart. Printed for Longman and Co.

Der Wissenschaftsliebe des erlauchten Prinzen, dessen Aufenthalt auf hiesiger Universität den ältern Lehrern, zu welchen Rec. gehört, noch in lebhafter angenehmer Erinnerung bleibt, verdanken wir dieses prächtige und reichhaltige Werk; und ein Exemplar, das S. Königl. Hoheit unserer Universitäts-Bibliothek zum Geschenk zu machen geruhete, setzt uns in den Stand, genauere Nachricht davon zu geben. — Wenn
S [7]

Wenn man einerseits über die Menge und den Reichthum von Handschriften und Büchern erstaunt, der in dieser Sammlung in so wenigen Jahren zusammengebracht ist, so muß man auf der andern Seite es bewundern, daß der Vf. dieses Catalogs, der nicht Literator von Profession, sondern Wundarzt Sr. Königl. Hoheit ist, das hat leisten können, was man hier geleistet sieht. Die Absicht des Vf. war, eine genaue Nachricht nicht nur von dem Inhalt der Bücher, sondern auch von ihrer besondern Beschaffenheit und Tendenz zu geben, mit biographischen Nachrichten von den Verfassern und Herausgebern, in der Art des Laurentianischen (Mediceischen) Catalogs. Er benutzte dabey die Bibliothek des Brit. Museum und Georgs III., deren Vorstehern, so wie mehreren andern Gelehrten er für den ihm bewiesenen Beystand seine Dankbarkeit bezeugt, besonders dem nun verstorbenen Dr. Sam. Parr. Die Büchersammlung Sr. K. Hoheit besteht schon aus 50000 Bänden, theils Handschriften, theils gedruckten Werken. Die theologischen betragen 12000, deren Verzeichniß der Vf. in 4 Bänden zu umfassen hofft.

Der erste Band umfaßt die theologischen Handschriften und zuerst die hebräischen. Davon sind drey Gesekrollen, eine vom Buch Esther, wobey der Vf. zuerst von den hebräischen Handschriften überhaupt, den von den Juden darüber festgesetzten Regeln und den bey ihnen berühmten Handschriften handelt. Von diesen Rollen ist der Pentateuch I. die älteste und vollkommenste in England, auf 79 braunen africanischen Häuten, 144 Fuß lang, 23 Zoll breit, mit alter Quadratschrift, ohne Kapitalbuchstaben, Puncte und Accente geschrieben, und sehr correct. Die Dinte ist noch schön schwarz. Jede Columnne fängt mit einem 7 an, fünf ausgenommen, de-

ren Anfangsbuchstaben (mit dem ersten Buchstaben der Rolle) die Wörter: ביה שמרי (Jehovah ist sein Name, Ps. 68, 5) bilden. Die Handschrift war von Sanaa in Arabien nach Amsterdam gebracht, und ist vollkommen erhalten. Auch die andern Rollen sind schön und wohl erhalten. Die des B. Esther ist 1506 geschrieben. Von den ordentlichen Handschriften S. VIII flg. enthalten zwey die sämmtlichen oder doch die meisten hebräischen Bücher, drey den Pentateuch. Unter den letztern zeichnet sich besonders №. 3. S. 14 flg. aus, ein Prachtstück, in spanischem Character sehr schön geschrieben. Zu Anfang jedes Mosaischen Buchs ist eine ganze Seite mit phantastischen Verzierungen in Farben und Gold, die das Anfangswort einschließen. Diese sind hier abgebildet. Uehnliche Verzierungen sind bey dem Anfangswort der 5 Megillot und der Haphtarot, die sich auch in dieser Handschrift befinden, angebracht, nur kleiner; bey den Klagegliedern ist es schwarz. №. 4 ist eine schöne und correcte spanische Handschrift des Pentateuch; der Verf. setzt sie ins 14. od. 15. Jahrh. №. 5 in 24. ganz neu, von einem H. Yates sehr sauber geschrieben; vielleicht die kleinste Handschrift die man kennt. Die folgenden sind rabbinische, zum Theil cabbalistische Commentare zum Pentateuch u. a. biblischen Büchern; №. 16 flg. Michlol Josi u. a. rabbinische Schriften besonders Machsor's, Gebetbücher. №. 30 Maimonides More Newochim. №. 31 das Buch Raziël. №. 35 a letter of Aristotle on prosperity ist wohl die in lateinischen Ausgaben des Aristoteles vorkommende Compilation de bona fortuna. — Der hebräischen Handschriften sind überhaupt 44, außer noch 3 Tefilin oder Phylacterien, von welchen der Verf. umständlich

handelt. Nun folgen S. 41 — 67 Griechische Handschriften, die am wenigsten zahlreiche Classe, nur aus 12 Nummern bestehend, aber doch einzelnes Merkwürdige enthaltend. N^o. 1 ein Psalter in Duodez, aus dem 15. od. 16. Jahrh. in 5 Theilen, wovon nur die zwey ersten vollständig sind. N^o. 2 das N. T. aus dem Ende des 13. Jahrh. auf Pergamen. Die Genealogie wird im Inhaltsverzeichnis des Matthäus nicht mitgezählt, 1 Joh. 5, 7 und die Apocalypse fehlen. Der Verf. gibt Pl. 6 eine Probe der Schrift, den Anfang des Matthäus, und wünscht daß der Codex verglichen werde. — Die folgenden sind Schriften von Kirchenlehrern Chrysostomus (dessen Lebensbeschreibung der Verf. S. 50 einrückt), Eusebius, Germanus, Patriarch in Constantinopel seit 715, eine Homilie de annunciatione. (Vermuthlich dieselbe die Lambecius und schon Combefis ediert haben). Mehrere dieser Handschriften sind aus der Meermannschen Sammlung. — Lateinische Handschriften S. 58 flg. Biblische: N^o. 1 — 18 alle auf Pergamen, zum Theil Prachtstücke, mit Gold- und Miniaturverzierungen, besonders N^o. 13 S. 75 flg. wo sich bey jedem bibl. Buche eine, bey den Psalmen mehrere Miniaturen finden. N^o. 14. 15 ebenfalls voll Bilder und illustrirter Anfangsbuchstaben. N^o. 16 eine prächtige Handschrift in 4 Theilen, in fol. von zwey Nonnen des Benedictiner-Klosters zu Wyc bey Duerstedt (am Niederrhein) geschenkt, denn das wird hier wohl das contulit bedeuten. N^o. 17. 18 die Bibel in elegischen Versen, woraus Proben gegeben werden. Es folgen mehrere biblische Bücher mit Glossen, mehrere Psalter, unter welchen N^o. 25, den der Verf. ins 10. Jahrh. setzt, sich auszeichnet. Das voranstehende Bild des

Heilandes und die prächtig verzierten Anfangsbuchstaben werden hier Pl. 7 — 9 abgebildet. №. 31 flg. Erklärungen biblischer Bücher. №. 59 flg. theologische Schriften der Kirchenlehrer *ic.* und №. 70, ein schönes Mscr. von Augustin de civit. Dei in 2 Bänden mit Bildern und verzierten Anfangsbuchstaben. №. 72 Augustin de gaudiis electorum *ic.* nur 3 Blätter, hält der Verf. für unediert, so auch №. 97 de specie Attidie. Der Verf. hat hier häufig kurze Lebensbeschreibungen der Verfasser eingerückt, wie von Origenes S. 107, von Augustin S. 114, von Beda 120, Athanaf. 130, Basilius 132, Ambros. 134, Gregor M. 144, Anselmus 148, Joh. Duns u. A. — №. 119 Missale, Brevariarien *ic.*, unter welchen sich №. 129 durch seine Miniaturen und Verzierungen auszeichnet. Pl. 11 gibt davon eine Probe. №. 145 flg. Ordensregeln. Jetzt folgen französische Handschriften S. 200 — 231 in 34 Numern, darunter №. 1 eine Bibel aus dem 14. Jahrh. mit Erklärungen und vielen Miniaturen. №. 11 Melanges manuscrits de M. le Cene, 10 Bände in 4. von verschiedenen Verfassern. №. 13 recueil de pieces touchant le concile de Trente. №. 15 Commentaires sur des portions du vieux et N. T. par César de Missy. Italiänische Handschriften, S. 132 — 138. №. 1 Geschichten des A. T., aus dem 15. Jahrhundert von Florenz, mit Miniaturen, wovon der Verf. einige mittheilt, mit Bemerkungen über die Kleidung und Waffen. Spanische nur zwey, beide von spätem Rabbinen, 1) von Saul Levi Mortera, Synagogenvorsteher zu Amsterdam, diese Uebersetzung ist 1702 geschrieben. 2) Ein Dialog über die Falschheit der Evangelien und die Wahrheit des mosaischen Gesetzes,

aus dem 17. Jahrh. Deutsche (S. 243), nur eines, Uebersetzung der Apocalypse, mit eingewebten Glossen und einzelnen Auslassungen, auf Pergamen, aus dem 14. Jahrh. Sie hat 14 Bilder, in Gold und Farben, deren einige sehr grotesk sind. Niederländische, 8 Numern, darunter N^o. 1, eine historische Bilderbibel, Uebersetzung der historia scholastica des Petrus Comestor, mit schönen Miniaturen in Gold und Farben, einer bey jedem historischen Buche. Die Handschrift ist in Folio auf Pergamen, aus dem 15. Jahrh., die übrigen, meist liturgisch, sind auch voll schöner Bilder zumal N^o. 4. — Englische Handschriften, 14 Numern, meist religiösen Inhalts, Gebete u. das merkwürdigste ist wohl N^o. 1 eine schöne Abschrift von Sanddy's Paraphrase des Hiob, aus welchem, da der Abdruck (London 1638) sehr selten geworden ist, ein Paar Proben gegeben werden. Frische, nur eine Handschrift, aus dem 17. Jahrh. die drey Pfeile des Todes, von Keating. Den Inhalt konnte Hr. V., mit der Sprache unbekannt, nicht angeben, dafür gibt er Lebensnachrichten von dem Verfasser. Arabische, 4 Numern, worunter N^o. 1 ein Coran in 4. von 1317. 2. derselbe mit persischer Uebersetzung unter den Zeilen, aus der Bibliothek des Tippu Saib zu Seringapatam sich auszeichnen. Der Schreiber des letztern hieß Muhammed Giafar (s. Addenda S. 294). In Persischer und Armenischer Sprache sind die 4 Evangelien vorhanden, letztere Handschrift aus dem 13. Jahrh. ist sowohl durch ihr Alter, als durch die vielen Miniaturen, wovon der Anfang des Marcus Vl. 14 als Probe copiert ist, merkwürdig. Nun folgen noch Indische Handschriften, 3 in der Palisprache, der heiligen und wissenschaftlichen Sprache In-

diens, die dem Sanscrit nahe kommt, 3 Singalesische, 6 Burmanische. — Einige Zusätze S. 291 — 294 beschließen diesen Band.

Mit dem zweyten Bande fangen die gedruckten theologischen Werke an, und dieser enthält noch bloß biblische Bücher. Zuerst Polyglotten, die hier sehr vollständig sind und S. 1 — 129 einnehmen. Der Verf. hat sie in größere und kleinere, ferner in Polyglotten einzelner Theile des A. T. und des N. T. und einzelner Bücher desselben geordnet, und beschreibt die wichtigsten sehr genau, wobey mehrere, dem Bibliographen interessante Notizen vorkommen. Gleich S. 4 bey der Complutens. Polyglotte ist eine Stelle aus der Lebensbeschreibung des Cardinal Ximenes, von Flehier, dieses Werk betreffend mitgetheilt. S. 12 ein Schreiben an S. K. Hoheit von dem Dr. Clarke, worin eine merkliche Verschiedenheit einzelner Exemplare dieser Polyglotte in den ersten Bogen und auf dem letzten Blatt des Br. an die Hebräer nachgewiesen wird. Diese Blätter sind offenbar umgedruckt und Hr. Dr. Cl. vermuthet daß, da das Werk von 1517 — 1522 liegen blieb, ehe es publiciert und verkauft werden durfte, einige Blätter verloren oder beschädigt waren, die durch einen neuen Druck ersetzt werden mußten. Hr. P. bemerkt noch, daß man 3 Exemplare dieses Werks kenne, die auf Pergamen gedruckt sind, deren eines in England im Besiß eines Hn. Hibbert ist, aus der Franciskaner-Bibliothek in Bologna herstammend. Dann folgen Nachrichten von den Gehülffen des Cardinals Ximenes, und als Anhang die Notiz von des Bischof Smalridge enquiry into the authority of the — complut. edition of the N. T. — in order to decide the dispute about 1 John V, 7. Lond. 1722

wogegen der Verf. aus Dr. Clarke's Bemerkungen über diese Stelle Auszüge beyfügt. Eben so umständlich von der Antwerper, Pariser, Londoner Polyglotte. Von der letztern sind hier viele interessante bibliographische Nachrichten mitgetheilt, von der Verschiedenheit der sogenannten loyal copies, von der Dedication an K. Carl II. von der Verschiedenheit der Exemplare in Hinsicht der Größe; (zwoßf waren auf großem Papier, deren mehrere noch vorhanden sind) von den Gehülffen Walton's. Urtheile von Gelehrten über die Vorzüge des Werks. Der Versuch einer neuen biblia polyglotta Britannica von Dr. Clarke und Jos. Pratt 1810, wovon der Plan S. 66 mitgetheilt wird, blieb ohne Erfolg, und von dem siebenten oder Supplementbände zu der Polyglotte, mit alten Versionen, woran Clarke arbeitete, konnte Hr. V. nichts näheres erfahren. Auch ihm ist kein Exemplar vorgekommen, worin das S. 48 der Proleg. aufgeklebte Blättchen, auf welchem das Summorum pontificum weggelassen und der Schluß kürzer ist, gefehlt hätte. Von dem Castellischen Polyglotten-Lexicon waren bey dem Tode des Verf. 1685 noch 500 Exemplare vorhanden, wovon 400, die eine Nichte erbt, von den Ratten verdorben wurden, 300 andere waren in London bey dem großen Brande 1666 vernichtet. Daher die Seltenheit des Werks. — Nun folgen kleinere Polyglotten und Polyglotten einzelner Theile und Bücher A. u. N. I. S. 80 — 129. Ferner hebräische Bibeln N^o. 1 — 74, wo die Bombergischen, Stephanischen ic. nicht fehlen. Die älteste Bombergische hier ist v. J. 1521. — Pentateuche 17, und Theile des A. T. 10. S. 215 flg. Griechische Bibeln und Theile des A. T. S. 229 — 87. Lateinische Bibeln S. 288 — 512, eine

sehr reiche Classe in 218 Numern. An der Spitze steht die Gutenbergsche s. l. et a. mit großen schönen gothischen Lettern, wovon Pl. III. eine (vielleicht zu regelmäßige) Probe gegeben wird. Wahrscheinlich ist dieß die älteste Ausgabe der lat. Bibel vom J. 1450 — 55, die auch der ehrwürdige Dr. Hufnagel zu Frankfurt 1803 in einer kleinen Schrift beschrieben hat. Die beygeschriebene Ueberschrift in dem Pariser Exemplar, daß ein Heinr. Cremer sie illuminiert, rubriciert und gebunden habe, 1456, beweist das Alter. Man kennt noch 18 Exemplare dieser Ausgabe (wovon 4 auf Pergam.), die der Verf. S. 293 aufführt, wovon 12 in England. Von einigen sind in der Note die Preise angeführt; das Exemplar S. R. Hoheit kostete 160 Guin., das eines Hn. Lloyd 2120 Francs, eines auf Pergamen 6260 Fr., ein anderes 504 Pfund. Um solche Preise können nur Engländer Bücher kaufen. №. 2 die Mainzer Ausg. von Just und Schäffer, 1462, die erste mit Jahrzahl. Der Verf. zeigt, daß die Unterschriften Varianten haben S. 295. Es folgen die Strasburger und unter diesen № 5 (1469) mit lateinischen Lettern, S. 300. Auch die seltene Cöllner (1470) fehlt nicht, №. 6 und die Baseler vom nämlichen oder folgenden Jahre, №. 7 — 8 ist die Römische von Sweenheim u. Pannartz, 1471. №. 23 die sehr seltene Lioner, 1479. Nr. 24 die Sensonsche Bened. 1479, wovon in England ein Exemplar um 115 Pf. gekauft ward. Der Verf. beschreibt diese Ausgaben meist ausführlich und genau, zuweilen umständlicher als nöthig scheint, z. B. bey der Sirtinischen 1590, wo auch von den committierten Revisoren und besonders von Sirtus V. Lebensnachrichten gegeben. Freylich ist diese Ausgabe, die von seinem Nachfolger unterdrückt wurde, eine

große Seltenheit. Das hier beschriebene Exemplar hat durch sein größeres Papier noch einen besondern Werth. Doch Rec. darf nicht mehr einzelnes ausheben; er bemerkt daher nur noch, daß die ganze Reihe von lateinischen Uebersetzungen, worunter Nr. 215 auch die Datheschen aufgenommen sind, 218 Numern beträgt. Die letzte Nr. 218 ist ein seltsames Werk mit dem Titel: *Biblia sacra ita exacte translata ut statim videatur quid refert unaquaeque vox textus, quod nullus antea praestitit interpres! A. D. T. sumptibus Autoris et Centum duntaxat. Ex typis R. Juigné. 8.* Es soll vor 10 Jahren gedruckt und nie in den Buchhandel gekommen seyn, daher es sehr selten ist. Der Anfang lautet: *In principiis creans Domini ad coelos et ad terram, et terra erit profundum et in ea illud, et obscuritas super faciem profundi.* — Man sieht, der Verf. wollte, ohne Hebräisch recht zu verstehen, eine buchstäblich genaue Uebersetzung geben. — Nun folgen noch lat. Uebersetzungen einzelner Theile des A. T. bis zum Schluß des Werks S. 516. — Zur Uebersicht des Inhalts ist jedem Bande ein dreifacher Index vorangesezt: 1) der beschriebenen Handschriften und Bücher, 2) der Biographien, 3) der Kupfertafeln, deren im ersten B. 14, im zweyten 5 sind. Das ähnliche Bildniß des erhabenen Prinzen, von Skelton sauber gestochen, ziert den ersten Band. L.

Königsberg.

Bey Aug. Wilh. Unzer: Das britische Zollsystem. Nach den neuesten gesetzlichen Bestimmungen in der Kürze wiedergegeben durch Dr. C. D. Friedländer, Privatdoc. an der Univers. Königsberg.

nigsberg. 1827. IV u. 58 S. Text u. 76 S. Tab. gr. 8.

Der Hr. Verf., welcher gleich Eingangs des Vorworts sehr bescheiden erklärt, daß dieses Werkchen durchaus keinen Anspruch auf Selbstständigkeit mache, vielmehr nur beabsichtige: in gedrängter Kürze und möglichster Klarheit die Bestimmungen der neuesten britischen Zollgesetzgebung (die nicht allenthalben in Deutschland, selbst nicht allen Kaufleuten in den deutschen Seehäfen der Nord- und Ostsee bekannt sind), deutsch wieder zu geben. Die vorliegende Schrift ist daher, wie der Hr. Verf. selbst gesteht, ein bloßer (jedoch sehr kernhafter) Auszug aus den officiellen Sammlungen der neuesten Zoll- oder indirecten Steuer-Gesetze, die J. D. Hume, Charl. Boyd und James Smyth, 1821 — 1825, gr. 8. herausgegeben haben.

Hr. Prof. Fr. beabsichtigt, durch die vorliegenden Bogen, einen doppelten Zweck: 1) den seine Landsleute mit dem practischen Gange des britischen Zollwesens bekannt zu machen, und 2) die Steuerpflichtigen, durch bewährte Erfahrungen und Bekanntschaft mit den englischen Zolleinrichtungen, auf den damit verbundenen, oft verwickelten Geschäftsgang aufmerksam zu machen. Dieß letztere ist für alle Klassen des Handelsstandes und der Unterthanen, die mit den britischen Zoll- und Steuerbehörden in Verbindung kommen, sehr wichtig und von großem Nutzen, indem jene, wegen der vielseitig zu beobachtenden Formalien und Vorschriften, gegen unwillkürliche, absichtslose, oft unwissentliche Uebertretungen der Gesetze, gleichsam dadurch gewarnt werden. Daraus geht nach der bestimmten Erklärung des Hn. Verf. deutlich hervor, daß trotz des, vom englischen Parlament so sehr bisher

gerühmten liberalen Handelssystems, seine Zoll-einrichtungen leider noch zu oft dem allgemein für schädlich erkannten Monopolssysteme huldigen, und daß die neuesten Bestimmungen der Königl. Preuß. Zoll- und Steuer-Gesetzgebung in einem weit liberaleren Geiste als die britischen abgefaßt sind. (Vergl. die neueste Verordn. vom 19. Novbr. 1824 in der Ges. Samml. f. d. Kön. Pr. Staat. 1824; Nr. 20. Gesetz 892. S. 181 — 204, welche bis Ende 1827 Anwendung findet.) Ueberdem ist das diesseitige Steuergeschäft, für den Preuß. und jeden andern auswärtigen Steuerpflichtigen, im Ganzen ungleich minder erschwerend, als die in England zur Sicherung der zu erhebenden Gefälle für nöthig erachteten und gesetzlich vorgeschriebenen Maaßregeln. Ohne uns jedoch um die Vor- und Nachtheile gegenseitiger Zoll- und Steuergesetze weiter zu bekümmern, wollen wir nunmehr zur Darstellung und Beurtheilung des vorliegenden Zollsystems schreiten, das in 7 Abschnitte zerfällt, welche sämmtlich durch die überall citirten neuesten, von König Georg IV. im J. 1825 bestätigten Parlaments-Acten beglaubiget werden.

I. Abschnitt handelt S. 1 — 8 von der Verwaltung. II. Abschn. Allgem. Zollordnung vom 25. Julius 1825, S. 3 — 22. Diese ist von vielen Manifest-Vorschriften und Formularen über Waaren- und Schiffsdeclarationen begleitet, die sämmtlich vom Hrn. Verf. durch mehrere, dem Texte untergelegten lehrreichen Noten vollständig erläutert werden. Welche Güter bey der Ein- und Ausfuhr Beschränkungen unterliegen, diese werden S. 14 — 22 namhaft gemacht und auf die deshalb zu ergreifenden Maaßregeln verwiesen. III. Abschnitt. Vorlehrungen gegen den Schleichhan-

del. S. 22 — 28. Diese sind so bestimmt und geschärft abgefaßt, daß es keine Möglichkeit zu seyn scheint, den Schleichhandel an irgend einer Küste der vereinigten Reiche, geschweige in einem britischen Seehafen, auszuüben. — IV. Abschn. Schiffahrtsacte. S. 28 — 30. Dieß ist die 109te Parlam. Acte des 6ten Regierungsjahres Königs Georg IV. in der die Bestimmungen zum Theil aus der seit 170 Jahren schon bekannten Cromwellschen Navigations-Acte entlehnt sind, die aber von der jetzigen Regierung, durch früher erlassene Verordnungen, ungemein erleichtert und dem liberalern Bedürfnisse sowohl der britischen als der fremden Völker angepasst worden. Der Hr. Verf. hat dieses durch lehrreiche Noten unter dem Texte anschaulich gemacht und durch die neuesten Parlaments-Acten sowohl, als durch die jüngsten Verträge mit den nordischen Staaten (außer Rußland) diplomatisch begründet. — V. Abschn. Registerschiffe. S. 30 — 34. Eine, seit ältern Zeiten in der britischen Kauffahrthey-Schiffahrt übliche Gewohnheit, die Nationalität der, auf dem in- und ausländischen Gebiete der vereinigten Königreiche erbaueten Schiffe, durch Einregistrierung derselben auf einem, in den Seehäfen verordneten Zollamte, mittelst einer, von dessen Einnehmer und Controlleur darüber ausgefertigten Acte, dadurch zu beweisen. (Dieses Verfahren kommt schon in der 22sten Parlamentsacte des 8ten Jahres der Regierung Königs Wilhelm III. 1697 und späterhin im 15ten Regierungsjahr Königs Georg II. vor, wo mittelst der 31sten Parlam. Acte, die Erfordernisse eines solchen Register-zeugnisses genau bestimmt werden, welches später manchen Veränderungen unterworfen, aber im J. 1825 durch die 110te Acte des 6ten Regie-

rungsjahrs Georg IV., einer ganz vollständigen Geseßform unterworfen worden.) Dahin gehört auch die im VI. Abschn. S. 35 — 47 vorkommende neue Packhofs-Ordnung, welche von vielen wörtlichen und tabellarischen Formularen begleitet wird. Selbige ist vor 2 Jahren in London erschienen, und ist eine, in etwas veränderte neue Ausgabe derjenigen, welche unter Georg III. mehrmals, und zuletzt noch unterm 10. April 1819 mittelst der 36sten Acte des 58sten Regierungsjahrs dieses Königs, verbessert erschien. VII. Abschn. S. 48 — 51. Die Ein- und Ausfuhr nach und von den auswärtigen britischen Besizungen betreffend. Diese darf nur nach britischen Freyhäfen geschehen; welche hier S. 48 zuvörderst namhaft gemacht werden, so wie daselbst die Handelsartikel genannt sind, sie mögen in Natur- oder Kunstproducten bestehen, die nach und von den übrigen Reichen, Staaten und Welttheilen aus- und eingeführt werden dürfen, S. 49 flg. S. 51 — 53 folgt das Passagiet-Reglement, welches auf die 116te Parl. Acte des 6ten Regier. Jahrs Georg IV. gegründet ist. (Im Wesentlichen ist dieses mit wenigen Ausnahmen und Abänderungen erneuerte Reglement für zur See reisende Privatpersonen, aus den Acts for regulating the conveyance of passengers: 43. Georg. III. C. 56; 53. Georg. III. C. 36; 56. Georg. III. C. 83 and C. 114, et 57. Georg. III. C. 10 entlehnt und vom jetzigen Könige in der angeführten Acte genauer und bestimmter ausgedrückt worden.) Dieß kann man auch zum Theil von dem hier S. 53 — 57 eingeschalteten Auszug aus der neuen englischen Bootsen-Ordnung behaupten, welche in der 125. Acte des 6. J. Georg IV. enthal-

ten ist. Zuletzt wird noch S. 57 flg. eine kurze Erklärung des gleich darauf folgenden Tarifs der neuesten Zollgefälle, der in 6. Georg IV. C. 111. vorangeschickt, welche damit anfängt, daß 'die britische Regierung ermächtigt sey, die gesetzlichen Zölle bis zum Betrage von $\frac{1}{3}$ des Zolls für die Schiffe und Güter der Länder zu erhöhen, welche England nicht auf den Fuß der begünstigten Nationen behandelte, so wie die Einfuhr derjenigen Manufacturen zu verbieten, oder den Zoll zu erhöhen, deren rohes Material das auswärtige Land nach England auszuführen verbietet.' u. s. w. — Jetzt folgt der neue Steuer-Tarif, oder S. 1 — 50 die Tabelle der Zölle und Gefälle für die Einfuhr der Waaren und Kaufmannsgüter, welche in die vereinigten Königreiche eingeführt werden, nebst dem Rückzoll, der für die Ausfuhr solcher Importen zugestanden wird. Ebenso findet sich S. 51 — 53 die Tabelle der Ausfuhrabgaben von Waaren und Kaufmannsgütern, welche aus den vereinigten Königreichen, nach der Fremde ausgeführt werden. Der ganze Tarif ist keines Nutzen stiftenden Auszugs fähig, selbst die Vergleichung einiger wenigen Artikel desselben, mit den frühern gesetzlichen Bestimmungen im Tarif, welche der jetzige König, als Prinz Regent, im Namen seines ruhmwürdigen Vaters, in der 52. Parl. Acte des 59. Regier. J. Georg III. im Sommer 1819 sanctioniert hat, würde ein undankbares Unternehmen seyn, indem durch die sehr häufig von einander abweichenden Zoll- und Steuerfälle, für den Seehandel so wenig, als für unsere Leser daraus der mindeste Vortheil entsteht. S. 54 — 60 sind die gesetzlichen Bestimmungen über die Einfuhr des fremden Getreides, des Mehls u. s. w. sowohl

auf den Grund der 26. Acte des 55. Regier. J. Georg III. (v. 23. März 1815), als der 87. Acte des 1. und 2. Reg. J. Georg IV. (v. 10. Jul. 1821); der 60. Acte des 3. Jahres der Regierung dieses Königs (v. 15. Jul. 1822); und der 64. Acte 6. Reg. J. Georg IV. (v. 22. Junius 1822) anschaulich gemacht. S. 60 a) flg. Tabelle über die Prämien für die Ausfuhr verschiedener britischen Fabrikate, die hier genannt sind; dann folgt S. 60 b) flg. die Gebühren-Taxe der englischen Consulate, zu deren pünctlichen Beachtung die 6. Georg IV. c. 87 strenge Vorschriften ertheilt. Zuletzt S. 60 c) flg. noch die Vergleichung der englischen Maasse (und Gewichte) mit den preussischen. Hier sind wir auf einige wenige Angaben gestoßen, die nicht mit den gesetzlichen Bestimmungen der beiderseitigen Länder harmonieren. Die übrigen Proportionen sind, unbedeutende Kleinigkeiten abgerechnet, im Ganzen richtig. Den Beschluß machen S. 61—76 dreizehn Schemata, nach welchen die Zollbücher, die durch die Zollbeamten, besonders durch den kontrollierenden-Aufseher, den Thürhüter und den Packhofs-Inspector über die Lagerung der Kaufmanns-Güter ic. in den Außenhäfen geführt werden müssen, einzurichten sind. Im Ganzen ist dieses vorliegende, äußerst sorgfältig abgefaßte Gesetzworschriften-Buch, auf die früheren britischen Zoll- und Steuer-Verordnungen, besonders aber auf die 52. Acte des 59. Regierungsjahrs Georg III. im Sommer 1819 gegründet. — Druck und Papier erhöhen auch im Aeußern den Werth dieses Buchs.

J. J. B. .gh. .s.

Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

176. Stück.

Den 3. November 1827.

Berlin, Posen und Bromberg.

Bei Ernst Siegfried Mittler: Geschichte der Revolution Spaniens und Portugals und besonders des daraus entstandenen Krieges. Vom Königl. Preussischen Obersten von Schepeler. 1826. Erster Band. 1807 bis October 1808. X und 555 S. in 8.

Die Revolutionen von Spanien und Portugal seit dem Jahre 1807, bilden unstreitig einen der wichtigsten und zugleich einen der interessantesten Abschnitte in der Geschichte der neuesten Zeit und haben daher auch bereits mehrfach die Federn in Bewegung gesetzt. Ref. glaubt mit den bedeutenderen über diesen Gegenstand erschienenen Werken nicht ganz unbekannt zu seyn; sie alle ließen ihm jedoch gar manches dunkel und voller Widersprüche. Vieles ward entstellt durch den Partengeist, vieles durch nationale Vorurtheile und Ansichten; letzteres hauptsächlich bey den Franzosen und noch mehr bey den Engländern, die am wenigsten den spani-

schen Character begriffen zu haben scheinen und daher auch gewöhnlich höchst ungerecht in ihren Urtheilen über die Spanier sind. Von Spaniern und Portugiesen selbst sind nur einige wenige größere Werke über die Geschichte ihrer Revolution erschienen, und diese sind obendrein größtentheils unvollendet geblieben oder umfassen nur einzelne Zeiträume, abgesehen davon, daß auch hier eine unparteyische Darstellung kaum zu erwarten war. Um so gespannter war die Erwartung mit der Ref. das vorliegende Werk zur Hand nahm, und er gesteht sehr gern, daß er alle seine Erwartungen nicht nur befriedigt, sondern noch bey weitem übertroffen gefunden und er dieß Werk unbedingt für das Hauptwerk über den behandelten Gegenstand erklären zu können glaubt. Allerdings war aber auch der Verf. durch seine Verhältnisse vor vielen andern zum Geschichtschreiber der Revolutionen der Halbinsel geschikt. Bereits im Jahre 1810 kam er als Major im Corps des Herzogs von Braunschweig Dels nach Spanien, trat dann selbst in spanische Kriegsdienste und lebte seitdem, mit Ausnahme der ersten sechs Monate des Jahres 1814, bis zum Jahre 1823 fortwährend als Militär, dann als Diplomat in Spanien. Ein großer Theil der handelnden Personen war ihm außerdem persönlich bekannt; er schöpfte nicht nur aus den officiellen Nachrichten und sonstigen allgemein zugänglichen Quellen, sondern auch aus mündlichen Mittheilungen und aus zahlreichen Flugschriften, welche außer der Halbinsel selbst nicht bekannt geworden. So vielfach trefflich ausgerüstet, ging der Verf. an die Ausarbeitung seines Werks, das ursprünglich für Spanien selbst bestimmt war (S. 19). Daß ein wahrhaft gebildeter und unterrichteter Mann

nicht als Vertheidiger des Absolutismus und des Obscurantismus auftreten werde, ist nicht anders zu erwarten und auch diese Erwartung wird hier vollkommen gerechtfertigt. Mit einer Freymüthigkeit, wie sie bey seiner Stellung und bey den leider zum Theil herrschend gewordenen Ansichten, als ein doppeltes Verdienst erscheint, bekämpft der Verf. gleich anfangs die mit so vieler Vorliebe und absichtlich von einer gewissen Partey verbreitete Idee, als habe die Geistlichkeit allein die Revolution auf der Halbinsel gemacht, sie allein die Völker für die Rechte ihrer angestammten Fürsten in die Waffen gebracht, woraus alsdann der schämliche Schluß gezogen wird, daß Vermehrung des Einflusses und der Gewalt der Geistlichkeit die sicherste Stütze des Throns sey. Es geht vielmehr recht überzeugend aus der ganzen Geschichte jener Revolution hervor — und der Vf. hat nicht unterlassen, darauf bey manchen Anlässen wiederholt aufmerksam zu machen — daß nur deshalb der Geistlichkeit während derselben so oft erwähnt worden, weil sie allerdings großen Theils die unter der Menge herrschend gewordenen Ansichten theilte, ja mit unter selbst wohl zuerst das Nationalgefühl aussprach. Wo sie aber keinen solchen Eifer zeigte, und auch davon fanden sich nicht selten Beispiele, vorzüglich unter der höheren Geistlichkeit, und namentlich unter den Mitgliedern der Inquisition, ging darum dennoch die Revolution, weil sie eben Volkswille war, ihren Gang, that es selbst da, wo die Geistlichen dieselbe zu hintertreiben versuchten und mehr als einmal Opfer ihres unvorsichtigen Strebens wurden. Daß der Fanatismus und der Obscurantismus immer schlechte Anführer und Rathgeber sind, das zeigt eben die Geschichte der spanischen Revolution

gar deutlich; da wo sie vorherrschten, ging es immer am schlechtesten. Gegen diejenigen, welche so gern die ganze spanische Nation für mönchisch fanatisch erklären, weil sich eben jetzt ein großer Theil dieser, wahrlich nicht im natürlichen Gange befindlichen Nation, allerdings so gebärdet, führt der Verf. sehr richtig an, man möge doch nicht vergessen, daß der größte Theil der königlichen Freywilligen aus der Hefe des Volkes bestehe, die noch vor wenigen Jahren gleich eifrig die Constitution feyerten, als sie jetzt die Inquisition hoch leben lassen. Dankbar wird jeder Spanier, der es wohl mit seinem Vaterlande meint, und dankbar jeder Gebildete überhaupt es anerkennen, daß der Verf. auf jede Weise und bey jedem Anlaß den Character des spanischen Volks im allgemeinen, als auch insbesondere den Character der Männer, die in seiner Revolution eine hervorstechende Rolle gespielt, in ihr wahres Licht zu setzen gesucht hat, um so mehr je verderblicher es für Spanien und seine innere Entwicklung geworden, daß man dasselbe ja auch noch in der neuesten Zeit, wie ausdrücklich bemerkt wird, wiederholt verkannt hat. Strenge Gerechtigkeit, hat der Verf. wie es dem Geschichtschreiber zusteht, aller Orten gegen Todte wie gegen Lebende geübt, wobey denn freylich manche von denen, die seit 1814 als die festesten Stützen des Thrones gepriesen worden, als feile Wetterhähne oder unfähige beschränkte Köpfe so z. B. der dormalige Präsident des Raths von Castilien Billela, der bekannte Echavarrri und der General Eguya, andere dagegen welche landesflüchtig haben werden müssen, als ehrenwerthe Männer erscheinen. Auch die Enthusiasten für Napoleon und für die glänzenden Waffenthaten der französischen Feldherrn und Armeen,

werden es ihm wohl wenig Dank wissen, daß er rücksichtslos die Wahrheit gesagt hat. Ein sehr zu beherzigendes Wort hat er darüber im Eingange seines Werkes ausgesprochen: 'man sey gerecht gegen mich wenn ich von Ungerechtigkeiten Napoleons und Grausamkeiten der französischen Armee spreche; denn die Wahrheit des Geschehenen wird nicht durch gegenwärtiges Uebel ausgelöscht!' Man ist gewohnt in der Geschichte des Revolutionskriegs in der pyrenäischen Halbinsel nur allein von den Grausamkeiten der Spanier und Portugiesen zu sprechen. Daß bey weitem in den mehrsten Fällen die Franzosen und ihre Bundesgenossen, vornehmlich die Italiäner, zuerst dergleichen übten, wird wiederholt im Verlaufe der Erzählung nachgewiesen. — Es bleibt Ref. jezt nur noch übrig Plan und Deconomie des Buchs kurzlich anzugeben. Nachdem im Eingange (S. 3—18) über die Eigenthümlichkeiten des spanischen und portugiesischen Characters manche interessante Bemerkungen gegeben worden, wird in der Einleitung (S. 19—66) von der politischen Organisation und dem Zustande Spaniens nach seinen verschiedenen Provinzen gesprochen. Der Regierung Carls IV. oder vielmehr seines Günstlings Godoy ist mit Recht ein besonderer Abschnitt gewidmet. Wie verderblich in jeder Rücksicht die Regierung dieses Günstlings, hauptsächlich auch auf die Moralität der Nation und vor allen der höheren Stände und der Beamten gewirkt, woraus sich auch gar manches in der neuesten Geschichte Spaniens erklärt, wird hier überzeugend nachgewiesen. Die Geschichte der Revolution von Spanien und Portugal selbst ist in diesem ersten Bande durch dreyßig Kapitel fortgeführt. Der enge Raum dieser Blätter gestattet nur die Ueberschriften derselben hinzusetzen; doch auch dieß

wird schon hinreichen, das Interesse zu erwecken und einen Beweis von der Vollständigkeit und Ausführlichkeit zu geben, mit welcher der Gegenstand behandelt worden. Erstes Kapitel: Spanischer Revolutionskrieg von 1808. Besetzung Portugals durch Junot, und Verhältnisse Spaniens bis zur Revolution von Aranjuez. Zweytes Kapitel: Abdankung Carls IV. Ferdinands Thronbesteigung und seine Gefangenschaft. Graf Montijo war es vornehmlich, der die Revolution von Aranjuez zum Ausbruch brachte. Ein strenges Urtheil wird über Cevallos gefällt. Ihm gebühre keineswegs das Verdienst, das er sich selbst beygemessen, gleich anfangs Napoleons Plane durchschaut und der Reise Ferdinands nach Bayonne sich widersezt zu haben; er erscheine vielmehr vom Anfange an, als einer der vollkommensten Wetterhähne, der allerdings mit großer Gewandtheit bey allen Umwälzungen oben zu bleiben gewußt habe. Drittes Kapitel: Der zweyte May. Mürat, den man jetzt wieder so oft als das Muster der Ritterlichkeit preisen hört, erscheint hier in einem ganz andern Lichte! Seine Grausamkeit und Treulosigkeit fachten vor allen den Brand an. Viertes Kapitel: Begebenheiten in Madrid bis zum Julius; Verhandlungen in Bayonne. Fünftes Kapitel: Ueber die Natur dieses Kriegs; mit einer Angabe der spanischen und französischen Streitkräfte. Die gesammte spanische Armee, mit Einschluß einiger Regimenter in America und des Corps von la Romana in Dänemark, bestand bey dem Anfange des Krieges aus etwa 100,000 Mann; die französische, mit Einschluß des Corps von Junot, bis Ende Julius 1808 aus etwa 125,000. Nach einer mitgetheilten Tabelle betrug die Gesamtzahl

der vom 19. October 1807 bis zum 10. Junius 1813 über die Pyrenäen gezogenen französischen und Bundesstruppen 673,581 Mann, nebst etwa 18000 Employés aller Art; die Zahl der nach Frankreich zurückmarschierten zusammen 253,534 Mann — der Gesamtverlust demnach 420,047 Mann. An gefangenen Spaniern, Portugiesen und Engländern wurden in demselben Zeitraume nicht mehr als 62,388 Mann über die Pyrenäen nach Frankreich geführt; der größte Theil der gemachten Gefangenen entkam gewöhnlich ehe sie die Pyrenäen erreichten. Sowohl hier als an andern Orten eifert der Verf. und gewiß mit großem Rechte gegen die einseitigen und ungerichteten Urtheile, welche die Engländer namentlich über die spanischen Truppen zu fällen gewohnt sind. Sechstes Kapitel: Aufstand von Murcia und Valencia. Die Kunde von den Vorfällen zu Madrid am zweyten May, die Zeitung vom 20. May, welche sämtliche Entsagungsacten der königlich spanischen Familie enthielt, dann der 30ste May, der Namens- tag Ferdinands brachten fast durch ganz Spanien die Insurrection zum Ausbruch. Daß dabey manche Excesse vorkamen, vorzüglich da die oberen Behörden gewöhnlich ängstlich und characterlos wenig Lust bezeigten, den entscheidenden Schritt zu thun und sich an die Spitze des Volks zu stellen, war kaum anders zu erwarten. So geschah es alsdann, daß sich nicht selten schlechte, intrigante Menschen neben den wahren Patrioten, in den bald aller Orten gebildeten Juntas an die Spitze drängten, und die daraus entstehenden Reibungen und Zögerungen und inneren Zwistigkeiten, indem keine Junta der andern gehorchen wollte, wohl aber mehrere zugleich die oberste Leitung in Anspruch nahmen, wurden ein Hauptgrund der häufigen Unfälle, welche die Spanier

vorzüglich in den ersten Zeiten erlitten. Siebentes Kapitel: Moncey's Angriff gegen Valencia. Achtes Kapitel: Plünderung Cuenca's und weitere Kriegsoperationen der Franzosen in Spanien. Die Plünderung von Cuenca durch Caulaincourt, durch Moncey selbst als eine durch nichts zu rechtfertigende Ausschweifung getadelt, erbitterte gleich anfangs die Spanier ganz vorzüglich wegen der Schändung der Kirchen, die die Franzosen sich erlaubt. Neuntes Kapitel: Aufstand von Arragon. In dem Brigadier Don Jose Rebolledo Palafox y Melzi fand hier gleich anfangs das Volk einen tüchtigen Führer. Zwar träten früh die arragonesischen Cortes zu Saragoza zusammen, allein Palafox behauptete nichts desto weniger fortwährend eine beynah dictatorische Gewalt. Zehntes Kapitel: Erste Belagerung von Saragoza. Genau und ausführlich stellt der Verf. die heldenmüthige Vertheidigung der Spanier dar. Auf 15000 Mann berechnet er den Verlust der Franzosen bey dieser ersten Belagerung, auf 10000 von jedem Alter und Geschlecht den der Spanier. Elftes Kapitel: Aufstand von Catalonien. Jenen Character von Unabhängigkeit und Unbeugbarkeit, der von jeher Catalonien auszeichnete, behauptete dasselbe auch während der Revolution; keine andere Provinz bot zugleich durch ihre natürliche Beschaffenheit für den kleinen Krieg ähnliche Vortheile dar. Nur daß es den Franzosen gleich bey ihrem ersten Einrücken in Spanien gelungen war, durch List und Gewalt sich Barcelonas zu bemächtigen; hemmte eine Zeitlang die Anstrengungen der Catalonier, indem es ihnen an einem gemeinsamen Mittelpuncte gebrach. Die Grausamkeiten der Franzosen — auch hier waren sie es, die zuerst das

Beispiel gaben — machten jedoch bald die Insurrection allgemein; zu Lerida, dann zu Arragona bildete sich eine Junta suprema für Catalonien. Zwölftes Kapitel: Aufstand in den Balearen und weitere Kriegsoperationen in Catalonien. Dreyzehntes Kapitel: Revolution in Andalusien. Daß in dieser Provinz bey dem Ausbruche der Revolution hauptsächlich manche blutige Ausschweifungen vorkamen, war vor allen das Werk des Grafen Lillo, eines verworfenen Menschen, der durch Spiel und Viederlichkeit zu Grunde gerichtet, sich durch Intriguen aller Art bald einen bedeutenden Einfluß in der neu gebildeten Junta zu verschaffen wußte, wobey ihm die Schwäche des in der Provinz commandierenden Generals Castannos trefflich zu Hülfe kam. Vierzehntes Kapitel: Aufstand in Cadix, Oberg. Andalusien und Granada. Der General Theodor Reding, der zu Malaga befehligte, war einer der wenigen höheren Befehlshaber, der gleich anfangs und ohne zu zaudern die Sache des Volkes ergriff und dadurch manche Unordnungen verhinderte. Fünfzehntes Kapitel: Fortsetzung der Geschichte der Junta von Sevilla und Anfang der Operationen Duponts. Castannos, obwohl mehr Hoffmann als Feldherr, erwarb sich dennoch unstreitig ein großes Verdienst dadurch, daß er sich von dem Nationalvorurtheil gegen die Engländer frey erhielt und auf jede Weise die engere Verbindung mit England beförderte, was unter den damaligen Umständen von entscheidender Wichtigkeit war. Sechszehntes Kapitel: Operationen Duponts in Andalusien. Siebenzehntes Kapitel: Schlacht von Baylen. Dem General Reding gebührt das Verdienst des Sieges, wiewohl Castannos den Ruhm davon

trug. Daß die Capitulation Duponts von den Spaniern verlegt worden, leugnet unser Verf. nicht, zugleich führt er jedoch aber auch an, was eine solche Verletzung wenigstens einigermaßen entschuldigen mochte, vorzüglich den Mangel an spanischen Schiffen, um das französische Corps, wie ausgemacht war, nach Frankreich zu führen und daß die englischen Admirale die Freypässe für die Ueberfahrt verweigerten. Achtzehntes Kapitel: Aufstand in Badajoz und Estremadura. Die Bewegungen in Estremadura, wiewohl ebenfalls im Anfange durch das Schwanken der oberen Autoritäten aufgehalten, theilten sich bald dem benachbarten Portugal mit und auch hier war es hauptsächlich das unmenschliche Verfahren der Franzosen, namentlich zu Beja und Evora, welches die Insurrection allgemein machte. Neunzehntes Kapitel: Aufstand in Alentejo. Zwanzigstes Kapitel: Aufstand von Ciudad Rodrigo und des Nordens von Portugal. Auch in Portugal bildete sich anfangs eine Menge von einander unabhängiger Tanten, doch ward hier bald durch die Engländer die Einheit wieder hergestellt. Ein und zwanzigstes Kapitel: Begebenheiten in Lissabon, Dispositionen Junots und Rüstungen im Norden Portugals. Zwey und zwanzigstes Kapitel: Landung der Engländer; Schlacht bey Vimeira und Capitulation Junots. Ueber die Convention von Cintra fällt der Verf. ein strenges Urtheil; daß Dalrymple und Burrard dieselbe schließen konnten, erklärt er hauptsächlich, mit den Worten des Bruders des bekannten Generals Moore, dadurch, daß die englischen Truppen damals noch nicht auf lange Landcampagnen eingeübt, sondern nur Seeexpeditionen zu un-

ternehmen gewohnt gewesen. Die Engländer betrachteten damals Portugal noch wie eine Insel mit einer Flotte, und beides verschaffte ihnen die Convention von Cintra. Nur mit Mühe wurde den Franzosen bey ihrer Einschiffung ein Theil des geraubten, öffentlichen und Privateigenthums wieder abgenommen. Drey und zwanzigstes Kapitel: Revolution in Asturien und Gallizien. Vier und zwanzigstes Kapitel: Aufstand in Alt-Castilien und Leon. Fünf und zwanzigstes Kapitel: Militärische Operationen der Generale Cuesta und Blake. Die von Anfang an herrschende Spannung zwischen Cuesta, dem Generalcapitän von Alt-Castilien und dem zum Oberbefehlshaber in Gallizien ernannten General Blake, führte hauptsächlich zu dem Verluste der Schlacht von Rio secco. Beide Generale gehörten zugleich vorzüglich zu denen, welche unser Verf. Schlachtenlieferer und Schlachtenverlierer nennt, wie denn überhaupt die Insurgenten sich dadurch gar manchen Unfall zuzogen, daß sie immer in offener Feldschlacht die Franzosen besiegen wollten. Sechs und zwanzigstes Kapitel: Joseph Napoleon zu Madrid. Sieben und zwanzigstes Kapitel: Verfolg der Begebenheiten in Valencia und Andalusien. Acht und zwanzigstes Kapitel: Einzug der Spanier in Madrid und Vorbereitungen zur Junta Central. Neun und zwanzigstes Kapitel: Zusammentreten der Junta Central. Nur der Rath einer von ihr zu ernennenden obersten executiven Behörde hatte die Central Junta, nach der Meinung der Provinzial-Junten seyn sollen, welche die oberste legislative Gewalt in ihren Provinzen keineswegs aufzugeben gesonnen waren; statt dessen aber

erklärte sich dieselbe alsbald zur höchsten souveränen Behörde für ganz Spanien und Indien. Dreyßigstes Kapitel: das spanische Corps unter la Romana in Dänemark. Die Art und Weise, wie la Romana von der in Spanien ausgebrochenen Insurrection benachrichtigt worden, wird hier auf eine von der gewöhnlichen Tradition abweichende Art, zugleich aber auch ausführlich und mit allen Nebenumständen erzählt. Mit der Entfernung des Corps von la Romana nach England endigt dieser erste Band. Nach der Ausführlichkeit und der ganzen Einrichtung desselben zu urtheilen, wird das Werk wohl eine ziemliche Reihe von Bänden enthalten. Das soll jedoch keineswegs als Tadel ausgesprochen seyn, vielmehr freut sich Ref. einen so wichtigen Abschnitt der Zeitgeschichte endlich einmahl ausführlich und umfassend behandelt zu sehen. Gerade das Detail allein mag hier manche verkehrte Vorstellung berichtigen und eine klare, richtige Ansicht gewähren und wie vieles hier zu berichtigen war und wie vieles berichtet worden, davon liefert schon dieser Band den überzeugendsten Beweis. Bis wie weit die Geschichte fortgeführt werden soll, ist nirgends angegeben; möchten es dem Vf. die Verhältnisse gestatten, auch über die neuesten Revolutionen der Halbinsel seine Belehrungen und Aufklärungen mitzutheilen! Ein Werk, wie das vorliegende, das so recht eigentlich aus dem Leben hervorgegangen ist, ist in jeder Rücksicht eine wahre Bereicherung unserer geschichtlichen Literatur.

G ö t t i n g e n.

Einige Nachrichten über die ältesten Schulen Göttingens, besonders über das 1586 gestiftete Gymnasium, dessen Verfassung, Lehrgegenstände, Gesetze und Disciplin, vom M. J. Fr. W. Kirsten, Dir. 1827. 23 S. in 8.

Die vorliegende Schrift erschien als Einladung zu der am 15. Oct. d. J. zu haltenden Censurfeyerlichkeit. Gewiß lassen sich, bey der auch nach den Arbeiten eines Kuhkopfs und weniger andern, noch immer so mangelhaften Geschichte unsers ältern gelehrten Schulwesens keine passendere Gegenstände zu solchen Einladungsschriften wählen, als die sich auf die frühern Schicksale dieser Lehranstalten beziehen. Das Interesse wird bey dem hiesigen Gymnasium noch dadurch erhöht, daß dessen frühere Celebrität und geräumiges Local in dem vormaligen Paulinerkloster, dem jetzigen Bibliotheksgebäude, nicht ohne Einfluß auf die Wahl Göttingens bey Errichtung der Universität gewesen ist. Die erste Entstehung einer hiesigen gelehrten Schule liegt im Dunkel. Die früheste Spur davon findet sich in zwey Urkunden von den Jahren 1312 und 1339, in denen ein Rector Scholarum Göttingensium, Namens Ludolph, als Zeuge aufgeführt wird. Dieß ist aber auch Alles was wir davon wissen. Im Jahre 1494 ward eine lateinische Stadtschule gestiftet. Sie stand neben der Pfarrwohnung hinter der Johanniskirche, ward aber nachher die Wohnung des Todtengräbers. Als diese im Jahre 1774 bey Gebäung der neuen Pfarrwohnung abgebrochen ward, fand man in einem hölzernen Balken eine lateinische Inschrift, welche den Zeitpunkt ihrer Errichtung angab. Die Lehrer waren ein Rector, Conrector, Cantor und zwey Locati, oder Collaboratores. Der Unterricht beschränkte sich auf die lateinische Sprache. Erst die Reformation führte hier so wie anderwärts auf das Bedürfniß einer umfassendern Lehranstalt; und so ward auf Luthers Betrieb von dem Stadtmagistrat nach Aufhebung des Paulinerklosters in diesem neben der lateinischen Schule ein hö-

heres Institut, unter dem Namen Pädagogium in den Jahren 1529 und 1530 gestiftet, und mit den nöthigen Einkünften aus dem Land und eingezogenen geistlichen Gütern versehen; wobey 1542 drey Magistri legentes als Professoren angestellt wurden. Aber die Zeiten waren zu ungünstig, und unter den Stürmen des Religionskrieges ging nach der Zertrümmerung des Schmalkaldischen Bundes das kaum gestiftete Pädagogium wieder ein. Doch beschloß der Magistrat es sobald als möglich zu erneuern und zu verbessern. Dieß kam aber erst im J. 1586 zu Stande. Die alte lateinische Schule wurde eingezogen, und mit dem Pädagogium vereinigt; die zusammen, jene die untere und dieses die obere Schule bildeten, von denen jede drey Klassen enthielt. An Heinrich Petreius aus Dransfeld, vorher Rector in Frankfurt, von wo er wegen angeschuldigter Irrlehren sich hatte weggeben müssen, fand man einen tüchtigen Vorsteher. Die Lehrer der obern Klassen hießen Professoren; die unteren Klassen bildeten eigentlich eine Bürgerschule. Das damals sehr berühmte Straßburger Gymnasium ward in Beziehung auf die Lehrgegenstände und die Lehrmethode zum Muster genommen. Sowohl darüber, als die Einrichtung der Disciplin, die dadurch erleichtert ward, daß die Lehrer ihre Wohnungen in dem vormaligen Klostergebäude hatten, breitet sich die Schrift des Hn. Directors weiter aus; und gibt dadurch einen sehr lehrreichen Beytrag für die Geschichte des damaligen gelehrten Schulwesens. Sie umfaßt indeß, wie man sieht, nur die früheste Periode; allein am Schluß erregt ihr würdiger Verfasser die Hoffnung, sie auch durch die folgenden Zeiträume durchzuführen; wodurch er sich gewiß den Dank vieler, die auf dieser Lehranstalt den Grund zu

ihrer Bildung legten, auch außer unserer Stadt, erwerben wird. Gn.

P a r i s.

Dictionnaire français-wolof et français-bambara, suivi du dictionnaire wolof-français; par M. J. Dard, bachelier ès sciences, ancien élève du musée d'histoire naturelle de Paris, ancien instituteur de l'école du Sénégal etc. Imprimé par autorisation du roi à l'imprimerie royale. 1825. XXXII u. 300 S. 8.

Franzosen und Engländer sind vor zehn oder zwölf Jahren fast zu gleicher Zeit auf den glücklichen Gedanken gekommen, die Cultivirung und Bekehrung der Neger durch Anlegung passender Elementarschulen in Afrika selbst zu befördern, und schon haben beide Völker den Anfang des guten Erfolgs dieser Bemühungen gesehen. Hr. Dard reiste im J. 1816 in dieser Absicht von Paris nach St. Louis und hatte bey dem Lehrgeschäft die beste Gelegenheit sich mit den Landessprachen Senegambiens bekannt zu machen. Bald konnte er auch Sprachlehren und Wörterbücher dieser Sprachen verfertigen und sandte sie zum Druck auf königl. Kosten nach Paris, da solche Elementarwerke über scheinbar ungebildete und nie von den Negern geschriebene Sprachen dennoch für Europäer, die sich zu Reisen im innern Afrika vorbereiten, für die Lehrer jener Elementarschulen, und, wir dürfen mit Recht hinzufügen, für die allgemeine und philosophische Sprachkunde einen mehrfachen Nutzen haben. Es ist bekannt, daß wie in Afrika überhaupt sich die größte Mannigfaltigkeit der verschiedensten Sprachen findet, welche im Vergleich mit den wenigen Grundsprachen Asiens und Europas dem Sprachforscher auffallend erscheinen muß, so vorzüglich auch in Senegambien die verschiedensten Sprachen

herrschen. Von diesen scheint die Bambara-Sprache, über welche die Vorrede und das Werk selbst kein Wort der Erläuterung hinzufügt, nach den Berichten der Reisenden im Innern Senegambiens gesprochen zu werden; die Wolof (Falof)-Sprache, die außer der mit der Religion Muhammeds in ganz Senegambien verbreiteten arabischen Sprache am weitesten herrscht, war schon früher einigen Proben nach bekannt, wie der ungenannte Hrsg. in der Vorrede nachweist. Obgleich diese Sprache noch nie Schriftsprache geworden ist, so hat sie doch eine erstaunliche Regelmäßigkeit und Klarheit der grammatischen Bildungen, deren Reichthum alles übersteigt, was wir in europäischen Sprachen bemerken; und so bestätigt diese Negersprache die Wahrheit, daß die ursprünglichen Bildungen einer Ursprache höchst klar, durchgreifend und unglaublich reich seyn können, bis sie sich allmählich abreiben, verlieren oder durch Sprachenvermischung verwirren. Von jeder Wurzel kann es 11 Variationen geben, z. B. *sopa* lieben, *sopé* mit Zartheit lieben, *sopanté* sich gegenseitig lieben, *sopou* sich selbst lieben, *soplo* lieben lassen, *sopi* lieben wollen, *sopati* noch lieben, *sopadi* wenig lieben, *sopou* nicht lieben, *sopatou* nicht mehr lieben, *sopsopa* beständig lieben. Die letzte Bildung ist durch Verdoppelung des Stammes gebildet, und bestätigt so die Bildung und Bedeutung der hebräischen Steigerungsformen, die Ref. ähnlich erklärt hat. Die Herausgabe der Wolof-Grammatik des Hrn. wäre also zu wünschen. In dem Lexicon selbst wäre zu wünschen, daß die fremden arab. Wörter unterschieden wären, z. B. *aloua* S. 147 ist **الواح** Tafeln, *aldiouma* **الجمعة** Freitag; so würde noch deutlicher seyn, daß die Sprache mit keiner europäischen oder asiatischen zusammenhängt.

H. C.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

177. Stück.

Den 5. November 1827.

G ö t t i n g e n.

Am 8. October überreichte Hr. Hofr. Gauß der Königl. Societät eine Vorlesung: *Disquisitiones generales circa superficies curvas*. Obgleich die Geometer sich viel mit allgemeinen Untersuchungen über die krummen Flächen beschäftigt haben, und ihre Resultate einen bedeutenden Theil des Gebiets der höhern Geometrie ausmachen, so ist doch dieser Gegenstand noch so weit davon entfernt, erschöpft zu seyn, daß man vielmehr behaupten kann, es sey bisher nur erst ein kleiner Theil eines höchst fruchtbaren Feldes angebauet. Der Verf. hat schon vor einigen Jahren durch die Auflösung der Aufgabe, alle Darstellungen einer gegebenen Fläche auf einer ändern zu finden, bey welchen die kleinsten Theile ähnlich bleiben, dieser Lehre eine neue Seite abzugewinnen gesucht: der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung ist, abermals andere neue Gesichtspuncte zu eröffnen, und einen Theil der neuen Wahrheiten, die dadurch zugänglich werden, zu entwickeln. Wir werden davon hier anzeigen, was ohne zu große Weitläufigkeit verständlich gemacht werden kann, müssen aber dabey im Voraus

u [7]

bemerkten, daß sowohl die neuen Begriffsbildungen, als die Theoreme, wenn die größte Allgemeinheit umfaßt werden soll, zum Theil noch einiger Beschränkungen oder nähern Bestimmungen bedürfen, welche hier übergangen werden müssen.

Bey Untersuchungen, wo eine Mannigfaltigkeit von Richtungen gerader Linien im Raume ins Spiel kommt, ist es vortheilhaft, diese Richtungen durch diejenigen Punkte auf der Oberfläche einer festen Kugel zu bezeichnen, welche die Endpunkte der mit jenen parallel gezogenen Radien sind: Mittelpunkt und Halbmesser dieser Hilfskugel sind hierbey ganz willkürlich; für letztern mag die Lineareinheit gewählt werden. Dieß Verfahren kommt im Grunde mit demjenigen überein, welches in der Astronomie in stetem Gebrauch ist, wo man alle Richtungen auf eine fingierte Himmelskugel von unendlich großem Halbmesser bezieht. Die sphärische Trigonometrie, und einige andere Lehrsätze, welchen der Vf. noch einen neuen von häufiger Anwendbarkeit beygefügt hat, dienen dann zur Auflösung der Aufgaben, welche die Vergleichung der verschiedenen vorkommenden Richtungen darbieten kann.

Wenn man die Richtung der an jedem Punct einer krummen Fläche auf diese errichteten Normale durch den nach dem angedeuteten Verfahren entsprechenden Punct der Kugeloberfläche bezeichnet, also jedem Punct der krummen Fläche in dieser Beziehung einen Punct der Oberfläche der Hilfskugel entsprechen läßt, so wird, allgemein zu reden, jeder Linie auf der krummen Fläche eine Linie auf der Oberfläche der Hilfskugel, und jedem Flächenstück von jener ein Flächenstück von dieser entsprechen. Je geringer die Abweichung jenes Stückes von der Ebene ist, desto kleiner wird der entsprechende Theil der Kugeloberfläche seyn, und es ist mithin ein sehr natürlicher Gedanke zum Maasstabe

der Totalkrümmung, welche einem Stück der krummen Fläche beyzulegen ist, den Inhalt des entsprechenden Stückes der Kugelfläche zu gebrauchen. Der Vf. nennt daher diesen Inhalt die ganze Krümmung des entsprechenden Stückes der krummen Fläche. Außer der Größe kommt aber zugleich noch die Lage der Theile in Betracht, die, ganz abgesehen von dem Größenverhältniß, in den beiden Stücken entweder eine ähnliche, oder eine verkehrte seyn kann: diese beiden Fälle werden durch das der Totalkrümmung vorzusetzende positive oder negative Zeichen unterschieden werden können. Diese Unterscheidung hat jedoch nur insofern eine bestimmte Bedeutung, als die Figuren auf bestimmten Seiten der beiden Flächen gedacht werden: der Vf. nimmt sie bey der Kugelfläche auf der äußern und bey der krummen Fläche auf derjenigen Seite, wo man sich die Normale errichtet denkt, und es folgt dann, daß das positive Zeichen bey converconveren oder concav:concaven Flächen (die nicht wesentlich verschieden sind), und das negative bey concav:converen Statt hat. Wenn das in Rede stehende Stück der krummen Fläche in dieser Beziehung aus Theilen ungleicher Art besteht, so werden noch nähere Bestimmungen nothwendig, die hier übergangen werden müssen.

Die Vergleichung des Inhalts zweyer einander correspondirender Stücke der krummen Fläche und der Oberfläche der Hülfskugel führt nun (auf dieselbe Art wie z. B. aus der Vergleichung von Volumen und Masse der Begriff von Dichtigkeit hervorgeht) zu einem neuen Begriffe. Der Vf. nennt nämlich Krümmungsmaß in einem Punct der krummen Fläche den Werth des Bruches, dessen Nenner der Inhalt eines unendlich kleinen Stückes der krummen Fläche in diesem Punct, und der Zähler der Inhalt des entsprechenden Stückes der Fläche der Hülfskugel, oder

die ganze Krümmung jenes Elements ist. Man sieht, daß, in dem Sinn des Vf., ganze Krümmung und Krümmungsmaaß bey krummen Flächen dem analog ist, was bey krummen Linien resp. Amplitudo und schlechthin Krümmung genannt wird; er fand Bedenken, die letztern mehr durch Gewohnheit als wegen Ungemessenheit recipierten Ausdrücke auf die krummen Flächen zu übertragen. Uebrigens liegt weniger an den Benennungen selbst, als daran, daß ihre Einführung durch prägnante Sätze gerechtfertigt wird.

Die Auflösung der Aufgabe, das Krümmungsmaaß in jedem Punct einer krummen Fläche zu finden, erscheint in verschiedener Gestalt, nach Maassgabe der Art, wie die Natur der krummen Fläche gegeben ist. Die einfachste Art ist, indem die Puncte im Raum allgemein durch drey rechtwinklichte Coordinaten x, y, z unterschieden werden, eine Coordinate als Function der beiden andern darzustellen: dabey erhält man den einfachsten Ausdruck für das Krümmungsmaaß. Zugleich ergibt sich aber ein merkwürdiger Zusammenhang zwischen diesem Krümmungsmaaß und den Krümmungen derjenigen Curven, die durch den Schnitt der krummen Fläche mit Ebenen senkrecht auf dieselbe, hervorgehen. Bekanntlich hat Euler zuerst gezeigt, daß zwey dieser schneidenden Ebenen, die einander gleichfalls unter einem rechten Winkel schneiden, die Eigenschaft haben, daß in der einen der größte, in der andern der kleinste Krümmungshalbmesser Statt findet, oder richtiger, daß in ihnen die beiden äußersten Krümmungen vorkommen. Hier ergibt sich nun aus dem erwähnten Ausdruck für das Krümmungsmaaß daß dieses einem Bruche gleich wird, dessen Zähler die Einheit, der Nenner das Product der beiden äußersten Krümmungshalbmesser wird. — Weniger einfach wird der Ausdruck für das Krümmungsmaaß, wenn die Natur der krum-

men Fläche durch eine Gleichung zwischen x, y, z , bestimmt ist, und noch zusammengesetzter wird jener, wenn die Natur der krummen Fläche dadurch gegeben ist, daß x, y, z in der Gestalt von Functionen zweyer neuen veränderlichen Größen p, q dargestellt sind. Im letzten Fall enthält der Ausdruck fünfzehn Elemente, nämlich die partiellen Differentialquotienten der ersten und zweyten Ordnung von x, y, z nach p und q : allein er ist weniger wichtig an sich, als weil er den Uebergang zu einem andern bahnt, der zu den merkwürdigsten Sätzen in dieser Lehre gerechnet werden muß. Bey jener Art, die Natur der krummen Fläche darzustellen, hat der allgemeine Ausdruck für irgend ein Linearelement auf derselben, oder für $\sqrt{(dx^2 + dy^2 + dz^2)}$, die Form

$$\sqrt{(E dx^2 + 2F dx \cdot dy + G dy^2)}$$

wo E, F, G wiederum Functionen von p und q werden; der erwähnte neue Ausdruck für das Krümmungsmaaß enthält nun bloß diese Größen, und ihre partiellen Differentialquotienten der ersten und zweyten Ordnung. Man sieht also, daß zur Bestimmung des Krümmungsmaaßes bloß die Kenntniß des allgemeinen Ausdrucks eines Linearelements erforderlich ist, ohne daß es der Ausdrücke für die Coordinaten x, y, z selbst bedarf. Eine unmittelbare Folge davon ist der merkwürdige Lehrsatz: Wenn eine krumme Fläche, oder ein Stück derselben auf eine andere Fläche abgewickelt werden kann, so bleibt nach der Abwicklung das Krümmungsmaaß in jedem Punct ungeändert. Als specieller Fall folgt hieraus ferner: In einer krummen Fläche, die in eine Ebene abgewickelt werden kann, ist das Krümmungsmaaß überall = 0. Man leitet daraus sofort die charakteristische Gleichung der in eine Ebene abwicklungsfähigen Flächen ab; nämlich, in so fern z als Function von x und y betrachtet wird,

$$\frac{d dz}{d x^2} \cdot \frac{d dz}{d y^2} - \left(\frac{d dz}{d x \cdot d y} \right)^2 = 0$$

eine Gleichung die zwar längst bekannt, aber nach des Vf. Urtheil bisher nicht mit der erforderlichen Strenge bewiesen war.

Diese Sätze führen dahin, die Theorie der krummen Flächen aus einem neuen Gesichtspuncte zu betrachten, wo sich der Untersuchung ein weites noch ganz unangebauetes Feld öffnet. Wenn man die Flächen nicht als Grenzen von Körpern, sondern als Körper, deren eine Dimension verschwindet, und zugleich als biegsam, aber nicht als dehnbar betrachtet, so begreift man, daß zweyerley wesentlich verschiedene Relationen zu unterscheiden sind, theils nämlich solche, die eine bestimmte Form der Fläche im Raume voraussetzen, theils solche, welche von den verschiedenen Formen, die die Fläche annehmen kann, unabhängig sind. Die letztern sind es, wovon hier die Rede ist: nach dem, was vorhin bemerkt ist, gehört dazu das Krümmungsmaaß; man sieht aber leicht, daß eben dahin die Betrachtung der auf der Fläche construirten Figuren, ihrer Winkel, ihres Flächeninhalts und ihrer Totalkrümmung, die Verbindung der Puncte durch kürzeste Linien u. dgl. gehört. Alle solche Untersuchungen müssen davon ausgehen, daß die Natur der krummen Fläche an sich durch den Ausdruck eines unbestimmten Linearelements in der Form $\sqrt{E dp^2 + 2F dp \cdot dq + G dq^2}$ gegeben ist. Der Vf. hat gegenwärtiger Abhandlung einen Theil seiner seit mehrern Jahren auf diesem Felde angestellten Untersuchungen einverleibt, indem er sich auf solche einschränkte, die von dem ersten Eintritt nicht zu entfernt liegen und zum Theil als allgemeine Hülfsmittel zu vielfachen weitem Untersuchungen dienen können. Bey unsrer Anzeige müssen wir uns noch mehr beschränken, und uns begnügen, nur einiges als Probe anzuführen. Als solche mögen folgende Lehrsätze dienen.

Wenn auf einer krummen Fläche von Einem Anfangspuncte ein System unendlich vieler kürzester Linien von gleicher Länge ausläuft, so schneidet die durch ihre Endpuncte gehende Linie jede derselben unter rechten Winkeln. Wenn an jedem Puncte einer beliebigen Linie auf einer krummen Fläche kürzeste Linien von gleicher Länge senkrecht gegen jene Linie gezogen sind, so sind diese alle auch senkrecht gegen diejenige Linie, welche ihre andern Endpuncte verbindet. Diese beiden Behrsätze, wovon der zweyte als eine Generalisierung des ersten betrachtet werden kann, werden sowohl analytisch, als durch einfache geometrische Betrachtungen bewiesen. Der Ueberschuß der Summe der Winkel eines aus kürzesten Linien gebildeten Dreyecks über zwey Rechte ist der Totalkrümmung des Dreyecks gleich. Es wird hiebey angenommen, daß für die Winkel derjenige, dem ein dem Halbmesser gleicher Bogen entspricht, ($57^{\circ} 17' 45''$), und für die ganze Krümmung, als Stück der Fläche der Hülfskugel, der Inhalt eines Quadrats, dessen Seite der Halbmesser der Hülfskugel ist, als Einheit zum Grunde liegt. Offenbar kann man dieß wichtige Theorem auch so ausdrücken: der Ueberschuß der Winkel eines aus kürzesten Linien gebildeten Dreyecks über zwey Rechte verhält sich zu acht Rechten, wie das Stück der Oberfläche der Hülfskugel, welches jenem als ganze Krümmung entspricht, zu der ganzen Oberfläche der Hülfskugel. Allgemein wird der Ueberschuß der Winkel eines Polygons von n Seiten, wenn diese kürzeste Linien sind, über $2n - 4$ Rechte, der ganzen Krümmung des Polygons gleich seyn.

Die allgemeinen in der Abhandlung entwickelten Untersuchungen werden am Schluß derselben noch auf die Theorie der durch kürzeste Linien gebildeten Dreyecke angewandt, wovon wir hier nur ein paar Haupttheoreme anführen. Sind a, b, c die Seiten eines solchen Dreyecks (die als Größen der ersten

Ordnung betrachtet werden); A, B, C die gegenüberstehenden Winkel; α, β, γ die Krümmungsmaasse in den Winkelpuncten; σ der Flächeninhalt des Dreyecks, so ist, bis auf Größen der vierten Ordnung, $\frac{1}{2}(\alpha + \beta + \gamma)\sigma$ der Ueberschuß der Summe $A + B + C$ über zwey Rechte. Ferner sind, mit derselben Genauigkeit, die Winkel eines ebenen geradlinigen Dreyecks, dessen Seiten a, b, c sind, der Ordnung nach

$$A = \frac{1}{2}(\alpha + \beta + \gamma)\sigma$$

$$B = \frac{1}{2}(\alpha + 2\beta + \gamma)\sigma$$

$$C = \frac{1}{2}(\alpha + \beta + 2\gamma)\sigma$$

Man sieht sogleich, daß das letztere Theorem eine Generalisierung des bekannten von Legendre zuerst aufgestellten ist, nach welchem man, bis auf Größen der vierten Ordnung, die Winkel des geradlinigen Dreyecks erhält, wenn man die Winkel des sphärischen eben, um den dritten Theil des sphärischen Excesses vermindert. Auf einer nichtsphärischen Fläche muß man also den Winkeln ungleiche Reductionen beysügen, und die Ungleichheit ist allgemein zu reden eine Größe der dritten Ordnung; wenn jedoch die ganze Fläche nur wenig von der Kugelgestalt abweicht, so involviert jene noch außerdem einen Factor von der Ordnung der Abweichung von der Kugelgestalt. Es ist unstreitig für die höhere Geodäsie wichtig, daß man im Stande ist, die Ungleichheiten jener Reductionen zu berechnen, und dadurch die volle Ueberzeugung zu erhalten, daß sie für alle meßbaren Dreyecke auf der Oberfläche der Erde als ganz unmerklich zu betrachten sind. So finden sich z. B. in dem größten Dreyecke der von dem Verf. ausgeführten Triangulierung, dessen größte Seite fast 16 geographische Meilen lang ist, und in welchem der Ueberschuß der Summe der drey Winkel über zwey Rechte fast 15 Secunden beträgt, die drey Reductionen der Winkel auf die Winkel eines geradlinigen Dreyecks $4''95113$, $4''95104$, $4''95131$. Uebrigens hat der Verf. auch die in den obigen Ausdrücken fehlenden Glieder der vierten Ordnung entwickelt; die für die Kugelgestalt eine sehr einfache Form erhalten; bei meßbaren Dreyecken auf der Oberfläche der Erde sind sie aber ganz unmerklich, und in dem angeführten Beispiele würden sie die erste Reduction nur um zwey Einheiten der fünften Decimale vermindern und die dritte eben so viel vergrößern haben.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

178. 179. Stück.

Den 8. November 1827.

U t r e c h t.

Bey Altheer: *Initia philosophiae Platonicae*, auctore Phil. Guil. van Heusde. Pars prior. 1827. 201 Seiten in 8.

Wenn sich nicht leugnen läßt, daß in jeder originalen Philosophie bis jetzt die ganze Denk- und Sinnesart ihres Urhebers eben so unverkennbar, als die ihm eignen Resultate seiner Forschungen, sich ausgesprochen haben, so gilt diese Bemerkung vorzüglich von der platonischen Philosophie. Was man, nach der neueren Art zu reden, den Geist eines Systems nennt, läßt sich deswegen auch in der platonischen Philosophie, die sich selbst nirgends in systematischer Form dargestellt hat, vielleicht weniger, als in jeder andern, nachweisen, wenn man das Eigenthümliche des Platonismus auf eine trockene Vergleichung der platonischen Lehren mit den Lehren anderer Schulen zurückführen will. Und diesen Geist des wahren Platonismus richtig aufzufassen, ist noch keinem Schriftsteller, der uns in

X [7]

die platonische Academie einzuführen versucht hat, unferz Erachtens in einem solchen Grade gelungen, wie dem holländischen Gelehrten; dessen Arbeit wir hier anzeigen. Von ihm darf man sagen; daß er in dieser Philosophie lebt und webt, wenn er auch in einige ihrer speculativen Begriffe nur unvollkommen eingebrungen seyn sollte. Zum Humanisten gebildet in der Schule des trefflichen Wytttenbach, der auch als philosophischer Kopf in einer gewissen Sphäre einen nicht unbedeutenden Einfluß auf den öffentlichen Unterricht in den Niederlanden erhalten, hat er mit entschiedener Vorliebe die Werke Platos zum Gegenstande seiner philologischen und philosophischen Studien gewählt. Diese Vorliebe ist zu einem Enthusiasmus geworden, den man in seiner Art auch einen platonischen nennen kann. Als philologischer Bearbeiter der Werke Plato's ist der Verfasser längst, unter andern durch sein *Specimen criticum in Platonem*, bekannt. Durch die nun vor uns liegenden *Initia philosophiae Platonicae* will er uns in das Innere dieser Philosophie einführen, nicht um einen systematischen Abriß von ihr zu geben, auch nicht um zu einer durchgreifenden Prüfung der platonischen Lehren den Grund zu legen, sondern nur um recht lebendig dasjenige hervorzuheben, was man sich, wie wir schon oben bemerkten, als den Geist der platonischen Philosophie zu denken hat. Die ganze Darstellung drückt die Begeisterung aus, von der der Verf. für seinen Plato erfüllt ist, und die sich in einem classischen Latein, hinreißend und ohne Phrasenprunk, jedem für platonische Lehren empfänglichen Gemüthe mittheilen muß. Wir wollen also auch hier nicht mit kritischer Kälte untersuchen, ob der Verf. jede der Lehren, die er zur Erläuterung des ganzen

Platonismus hervorgehoben hat, richtig deutet. Wir wollen nur durch eine genauere Anzeige der Art, wie er seinen Gegenstand behandelt hat, unser schon im Allgemeinen über diese neue Einleitung in die platonische Philosophie ausgesprochenes Gutachten rechtfertigen. Zuerst also sucht der Verf. durch die Erörterung einer Reihe von Stellen aus Plato's Schriften zu beweisen, daß derjenige Begriff, den man jetzt gewöhnlich von der Philosophie in den Schulen aufstellt, und den man den wissenschaftlichen nennt, dem wahren Platonismus fremd sey. Allerdings habe Plato die Resultate seiner Forschungen, die immer auf reine und ewige Wahrheit gerichtet waren, mit wissenschaftlicher Strenge festgehalten und unter einander verbunden; aber Philosophie sey ihm nicht die Summe dieser Resultate, am wenigsten in einer systematischen Form, sondern ganz der Etymologie des Wortes gemäß, jenes rastlose Forschen selbst in allen seinen Richtungen auf Wahrheit und Wissenschaft gewesen; und darauf, nicht auf gewonnene Wissenschaft in der Form eines Systems, gründe sich auch nach Plato die unvergängliche Würde der Philosophie, während in der Reihe der Systeme, die die Wissenschaft für immer in Beschlag genommen haben wollen, eins nach dem andern, oder neben dem andern, hinstürzt, und neuen Ansichten und Meinungen Platz macht. Wir stimmen dem Verf. bey, und wünschen mit ihm, daß dieser alte, liberale Begriff von Philosophie wieder der beliebtere werden möge, da doch das unaufhörliche Vochen auf Philosophie als Wissenschaft nach diesem oder jenem Systeme bey dem unaufhörlichen Wechsel der Systeme, die in die Mode und aus der Mode kommen, fast lächerlich geworden ist, und besonders dazu beygetragen hat, die Philosophie

in unsern Tagen fast um allen Credit zu bringen in den Augen derer, die nicht mitstreiten für das System dieser oder jener Schule. Aber gewiß genug ist doch auch, daß Plato so wenig wie Pythagoras, der das Wort Philosophie erfunden haben soll, und wie die meisten philosophierenden Köpfe nach ihm, die Resultate seiner Forschungen in ihrem folgerechten Zusammenhange nur als subjective Meinungen angesehen haben wollte. Keinem Sterblichen ist es wohl mehr, als ihm, um Wissen und Wissenschaft in der strengsten Bedeutung dieser Wörter zu thun gewesen, so wenig Reizendes auch eine schulmäßige-systematische Form dieses Wissens selbst in unsern Tagen für ihn haben würde, wenn er wieder erstände. Aber vortrefflich hat der Verf. gezeigt, daß die ganze platonische Art zu philosophieren, himmelweit von dem später entstandenen Schul- und Sectengeiste entfernt ist; und in dieser Hinsicht, bemerkt er treffend, unterscheidet sich der alexandrinische Neoplatonismus wesentlich von dem echten Platonismus, von dem er auch darin wesentlich abweicht, daß er das eigentliche Wissen auf eine mystische Anschauung des Unendlichen und Ewigen gründen will, während der echte Platonismus von einer solchen Anschauung nichts weiß, und durch scharfe Bestimmung klarer Begriffe zu den Ur-Ideen vom Wahren, Guten und Schönen hinaufführt. Aber der Verf. konnte doch auch nicht unbemerkt lassen, wie die Keime der späteren doctrinalen Theilungen der Philosophie in mehrere, auf einander gegenseitig sich beziehende Wissenschaften auch in dem Platonismus liegen. Wir setzen hinzu, daß, sobald diese Keime sich ganz entwickeln, auch der freieste Forschungsgeist bey der platonischen Art, zu philosophieren, nicht stehen

bleiben kann, und daß dann aus der folgerechten Zurückführung der Resultate des Forschens auf ein gemeinschaftliches Princip am Ende nothwendig Systeme werden. Wenn wir den Verfasser über diesen Punct recht verstehen, ist er auch nicht der Meinung, daß man von einem Systeme der platonischen Philosophie gar nicht reden solle. Nur muß man sich dieses System nicht als ein solches denken, wie es unter Andern von Tennemann aufgestellt ist, oder wie es in der Gestalt eines Lehrbuchs abgefaßt werden könnte. Anstatt also die platonische Philosophie in Logik, Metaphysik u. s. w. zu zerlegen, führt uns der Vf. zu den wesentlichsten Lehren dieser Philosophie auf einem andern, von Plato selbst gebahnten Wege. Vorher aber bemerkt er noch in Beziehung auf das Ganze dieser Lehren, und auf die Richtung, die sie dem freyen Forschungsgeiste geben, daß in dieser Richtung auf das Wahre, Gute und Schöne, und auf das Zusammenfallen des Wahren, Guten und Schönen in dem wahrhaft Göttlichen, der Socratismus mit dem Pythagoreismus sich in dem Platonismus vereinigt hat. Die Einleitung in diese Philosophie hat also, nach dem Vf., zu zeigen, wie Plato das Wahre, das Gute und das Schöne überhaupt sich dachte. Aber dieß läßt sich dem inneren Zusammenhange der platonischen Lehren gemäß nicht ohne Zurückweisung auf die Ideenlehre zeigen, mit welcher die ganze platonische Philosophie, als Wissenschaft betrachtet, steht und fällt; und gerade diese Ideenlehre, als allgemeine Erkenntnißlehre nach Plato's Ansicht, ist der am schwersten gründlich zu erklärende Theil der platonischen Philosophie. Um nun dessenungeachtet das Schwerste bis zuletzt aufzusparen, hat der Verf. dadurch sich zu helfen gesucht, daß er noch ein Kapitel

unter dem Titel de animo voranschickt, um aus den Begriffen, die Plato sich vom menschlichen Geiste im Ganzen machte, die Erkenntnißlehre sowohl, als die Sittenlehre und Schönheitslehre, platonisch abzuleiten. Wir können dieß Verfahren nicht mißbilligen, da des Verf. Absicht auch in dieser Beziehung nicht gewesen zu seyn scheint, die Begriffe streng wissenschaftlich zu ordnen. Aber eine gründliche Prüfung der platonischen Lehren wird doch immer einen andern Auslauf nehmen müssen. Unterdessen ist dem Verf. gelungen, den platonischen Begriff vom menschlichen Geiste in dem erhabenen Sinne darzulegen, von dem die ganze platonische Philosophie durchdrungen ist, nämlich nach dem Ausspruche des Socrates: Ἄνθρωπον γὰρ ψυχὴ τοῦ θεοῦ μετέχει; und damit ist allerdings der Gesichtspunct bezeichnet, den Plato bey seinen Untersuchungen über das Wahre, Gute und Schöne nie aus dem Auge verlor. Nur war nach der vom Verf. gewählten Zusammenstellung der Begriffe freylich eine Vermischung des Psychologischen, Metaphysischen und Moralischen, wie wir uns jetzt schulmäßig ausdrücken, nicht zu vermeiden. Auch hätten wir gewünscht, daß der Verfasser mit Hülfe seiner Belesenheit in der alten Literatur uns genauere Nachweisung der Gründe für die Meinung gegeben hätte, daß derjenige Theil der Seelenlehre, in welchem die platonische Philosophie mit der pythagorischen übereinstimmt, ägyptischen Ursprungs sey. — Die Wendung, die nach diesem Kapitel des Verf. Darstellung des Platonismus nimmt, ist überraschend. Man erwartet, daß er, wie es üblich ist, zuerst den platonischen Begriff vom Wahren, dann den Begriff vom Guten erläutern, und vom Schönen, gewissermaßen nur anhangsweise, zuletzt reden

werde. Aber wenn man sich erinnert, daß uns der Verfasser nicht sowohl in das System, als in den Geist dieser Philosophie einführen will, muß man diesem Plane ganz angemessen finden, daß er uns zuerst mit der platonischen Schönheitslehre bekannt zu machen sucht, die etwas ganz anderes ist, als unsere jetzt so genannte Aesthetik. Nun ist aber der platonische Begriff vom Schönen unzertrennlich von der Theorie der Liebe im echt platonischen Sinne. Das Kapitel, in welchem der Verfasser diesen Theil des Platonismus erläutert hat, nimmt die zweite Hälfte des Bandes ein; aber es übertrifft auch, unsers Erachtens, alles, was bis jetzt von den Auslegern geleistet ist, um den Mißdeutungen ein Ende zu machen, denen der Platonismus von dieser Seite besonders ausgesetzt gewesen ist, seitdem man so oft von platonischer Liebe auf eine solche Art gesprochen, daß die Spötter ihre Rechnung dabey finden mußten. Da der Verf. jede Lehre, die er dem Philosophen zuschreibt, für den er begeistert ist, mit Stellen aus dessen Schriften belegt, so bedauert der Recensent um so mehr, daß er in den Grenzen dieser Anzeige nicht umständlicher über das vielbesprochene Thema sich mit dem Verfasser besprechen kann. Denn was für eine Art von Liebe diese platonische Liebe ist, ohne die man auch die Weisheit nicht lieben, also kein Philosoph seyn kann, hat der Verf. vortreflich entwickelt. Aber der Gegenstand dieser Liebe ist überhaupt alles in sich selbst Vortreffliche und Edle, in dessen Anschauung und Betrachtung der menschliche Geist sich seiner Würde und seiner Verwandtschaft mit dem göttlichen Urgeiste bewußt wird; und eben dieß ist das platonische *καλόν* in der ganzen Bedeutung des Wortes. Nun hätten wir gewünscht, genauer nachgewie-

sen zu sehen, ob die platonische Philosophie entweder gar keinen bestimmten Unterschied zwischen einem καλόν in der engeren und, wie wir jetzt reden, eigentlich ästhetischen Bedeutung, und jenem weit weit mehr umfassenden καλόν, zuläßt, oder worin dieser Unterschied nach Plato's Ansicht bestehe. Denn wenn das platonische καλόν nur die erste und allgemeine Bedeutung hat, also durchgängig auch Weisheit und Tugend in sich schließt, so darf man nicht mehr mit dem Verf. vom Schönen nach platonischen Grundsätzen in einem besondern Sinne reden, und die Unterscheidung des Schönen von dem Wahren und Guten hebt sich selbst auf. Doch vielleicht wird der zweyte Theil des Werks die Lücke ausfüllen, auf die wir hier aufmerksam machen zu müssen glaubten.

Vorgefekt ist dem Buche S. 1 — 43 eine Epistola dedicatoria, die zu viel Interesse hat, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. Sie ist an den Hrn. G. R. Kreuzer in Heidelberg gerichtet, und ist ein Opfer der Pietät, — in Holland kennt man noch so etwas — dem beiderseitigen Freunde und zugleich Lehrer des Verfs. dem verewigten Wyttenbach dargebracht. Es soll, sagt der Verf., weder eine Lebensbeschreibung, (die wir schon von anderer Hand besitzen) noch ein Elogium seyn. Es ist die Erzählung der persönlichen Verhältnisse des Verfs. mit seinem berühmten Lehrer und Freunde, aber diese in der schönsten Sprache, und mit einer Wärme des Herzens geschrieben, daß man sich, hat man angefangen sie zu lesen, nicht wieder davon losreißen kann. Gewiß ist es der wichtigste und zugleich der rühmlichste Beytrag zu der Characteristik des berühmten Gelehrten, den sein nicht weniger berühmter Schüler uns

gibt. Wir lernen Wytttenbach hier im Umgange mit seinen jüngeren Freunden kennen; er erscheint hier als der freundlich gutmüthige Mann gegen diejenigen, welchen es ein Ernst mit ihrer Bildung war; wenn gleich der Verf. es keineswegs verhehlt, daß er für andere nicht so leicht zugänglich war. Zwischen W. und dem Verf. war hauptsächlich Plato der Mittelmann; denn auch Wytttenbachs classische Bildung war vorzüglich auf Plato gegründet; verschieden darin waren Ruhnkenius und Valkenaer, deren Studien mehr von Grammatikern und Dichtern ausgegangen waren. So entspann sich zwischen dem Lehrer und Schüler eine Verbindung, die nachmals zwischen den Männern ungeschwächt als enge Freundschaft fortbauerte. Doch den Anfang derselben mag uns der Verf. selber erzählen (sein Aufsatz ist voll solcher kleinen Anekdoten, die durch die Naivität und Einfachheit der Erzählung einen ganz eigenthümlichen Reiz erhalten). Schon mit großer Erwartung kam der Verf. als Jüngling nach Amsterdam, wo damals W. noch Professor am Athenaeum war. *‘Hunc igitur ut adii, (vespera erat, tempus et locum memini), quaerere ille continuo de studiis meis et progressibus; ego de scriptoribus narrare a me tractatis, maxime poëtis: ille librum mihi in manus dare qui praesto erat, et locum monstrare, quem legerem et interpretarer; erat locus Thucydidis de peste Athenarum; ego subtimide legere nec probe interpretari. Tum nescio qua opportunitate, sed fiebat Platonis mentio. Hic ille: Tu, inquit, Platonem legisti? Non legi inquam, sed percurri Apologiam et Phaedonem: cuperem autem legere et intelligere; et hac spe Amstelodamum*

veni, ut Tuis uterer lectionibus, et si liceret, monitis item Tuis et sermonibus. Placebat responsum Viro summo; certe extemplo mutari videbatur totus. Nam explicabatur frons contracta; aberat severitas illa, in tironem et male interpretantem; aderat in vultu mira comitas et benevolentiae significatio. Macte, sodes inquit, virtute tua; nam de eo non desperandum, cui semel Plato placere coepit, ut de Cicerone inquit Quintilianus. Nostine hos auctores? Tum ille continuo vinum postulare et pocula; nos autem mensae assidere, et inter Socratica pocula, sic vocabat, confabulari jucundissime. — Discessi tandem a viro optimo triumphans, et nescio quid magni et excelsi animo volvens, et spe praecipiens. Sed domum redux, et animo repraesentans, quae videram, quae audiveram, quae dixeram omnia, stupore paulatim defixus sum. Dolor successit exsultanti gaudio. Nam cogitans, qualis quantusque ille esset, quem adspexeram et adspicere etiam nunc mihi videbar, et in me respiciens, qui vix quidquam scirem, in legendo adeo et interpretando haesissem: haec animo volvens prorsus mihi metipsi displicebam. Sed dolor ille, quamvis gravis illa nocte et molestus, idem ille deinceps profuit mihi, imo vero solatium attulit. Ab illo inde die coepi me cognoscere, intelligere quid mihi deesset, inquirere quo illud possim pacto assequi. Quid quaeris? Vivere ab hoc inde tempore coepi, si quidem vivere non est spiritum ducere, sed animum explicare ad percipienda praeclara omnia, in iisque felicitatem quaerere.' — Gern schrieben wir mehr ab;

aber wozu? Reicht es nicht hin den Lehrer und den Schüler kennen zu lernen? Kein Wunder also, daß ein so geknüpftes Band für das Leben dauerte. Nur Eine Stelle sey es uns erlaubt noch auszuheben, die den Geist bezeichnet, der jetzt auf den Niederländischen Universitäten herrscht, um zu zeigen, wie der von Wytttenbach und seinen Gehülfen ausgestreute Saame aufgegangen ist, und Früchte trägt. *Exortum est, heißt es, Wytttenbachii aetate novum quoddam Jureconsultorum et vero Theologorum genus, humanum, cultum, litteris perpolitum. Quum ego ante hos duodetriginta annos Amstelodamum venirem, mirabatur vir summus, adire ipsum adolescentem Platonis legendi cupidum. Nunc in Academiis nostris et Athenaeis non tantum lectiones habentur Platonicae, frequentes discentium numero, sed iungunt etiam sua sponte iuvenes sodalitia, in quibus Platonem legant invicem, et interpretentur.* — Wer vermag es also den Wirkungskreis eines Wytttenbachs und ihm ähnlicher Männer der Berechnung zu unterwerfen? Eben das ist aber der würdige Lohn großer Lehrer, daß ihr Kreis weit über die Grenzen hinausgeht, den sie selber zu überblicken vermögen.

G d t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung: *De argentariis et nummulariis commentatio; scripsit Wilh. Theodor. Kraut. 1826. VIII und 136 S. in 8.*

Die Gründe, welche den Verf. zu dieser Abhandlung veranlaßten, sind in der Vorrede angegeben. Die Einleitung bezeichnet die Argentarien genauer, deren rechtliche Verhältnisse in

dieser Schrift erörtert sind, und enthält außerdem die Angabe der bisher noch sehr dürftigen Literatur über dieß in rechtlicher und mercantilscher Beziehung höchst wichtige Institut. Im Cap. I. (de argentariorum nominibus) zeigt der Verf. gegen die Ansicht der meisten neueren Schriftsteller, daß bey den Römern ein Unterschied zwischen argentarii und nummularii bestand, und untersucht die Bedeutung der übrigen Benennungen, mit welchen diese Personen bezeichnet werden. Das Cap. II. (argentariorum et nummulariorum brevis historia) läßt sich nicht gut in einen Auszug bringen. Cap. III. argentariorum et nummulariorum negotia. Die Hauptgeschäfte der Argentarien bestanden darin, daß sie für Andere Zahlungen leisteten, Geld auf Zinsen ausliehen, Mäklerdienste versahen, und Auktionen, besonders von Erbschaften, besorgten. Die Geschäfte der Nummularien waren größtentheils dieselben wie die der Argentarien; besonders beschäftigten sie sich auch mit dem Umwechseln des Geldes, welches wahrscheinlich die Argentarien gleichfalls betrieben, obgleich sich dieß aus keiner Stelle der Alten geradezu ergibt. Cap. IV. de tabernis et mensis argentariorum et nummulariorum. — Cap. V. de argentariorum societatibus. Um ihre Geschäfte in einem größeren Umfange betreiben zu können, traten häufig mehrere Argentarien in eine Gesellschaft zusammen. Eigenthümlich dabey war, daß die einzelnen socii als plures rei credendi et debendi betrachtet wurden. Dieß führt auf die Erklärung der l. 27. pr. D. de pact. l. 31. §. 1. D. de novat. l. 34. pr. de recept. und l. 28. pr. D. de jurejur. — Cap. VI. de argentariorum et nummulariorum in imperio Romano externa conditione eorum-

que collegiis. — Cap. VII. de codicibus argentariorum et nummulariorum. Die Argentarien und Nummularien führten über ihre Geschäfte genaue Bücher, welche eine besondere Beweiskraft hatten. Da deshalb einem jeden, welcher mit ihnen oder unter ihrer Mitwirkung Geschäfte abgeschlossen hatte, sehr viel daran liegen mußte, ihre Bücher einzusehen, so zwang sie der Prätor zur Edition derselben. Hiervon handelt das Cap. VIII. (de editione rationum argentariorum et nummulariorum). In diesem Kapitel wird zuerst untersucht, welchen Personen die Verbindlichkeit zur Edition obliegt; darauf, welche Personen das Recht haben, diese zu verlangen; dann, auf welche Weise sie geschehen muß; und zuletzt, durch welche Mittel und Wege sie erzwungen werden kann. Cap. IX. de literarum obligatione. Wurde eine Forderung oder Schuld in dem Codex des Argentarius eingeschrieben, so entstand dadurch eine literarum obligatio, jedoch nicht unbedingt, sondern nur wenn mehrere Erfordernisse vorhanden waren, die in diesem Kapitel genauer angegeben werden. Zu denselben gehörte auch, wie Gajus ausdrücklich sagt, daß die eingeschriebene obligatio nicht re contracta war. Warum gerade eine solche Obligation durch das Einschreiben in den Codex nicht in einen Literalcontract verwandelt wurde, das hat der Verf. in dem Folgenden zu erklären versucht. (Er hebt gerade dieß hier deshalb besonders hervor, weil ein Beurtheiler seiner Schrift, indem er einen von ihm aufgestellten Zweifelsgrund als einen Entscheidungsgrund betrachtet, ihn hierin mißverstanden hat). Die alte literarum obligatio, quae nominibus fiebat, kam zu Justinians Zeit auch bey den Argentarien nicht mehr vor. Daß aber

diejenige, quae syngraphis fiebat, damals noch überhaupt im Gebrauch war, sucht der Verf. in dem übrigen Theil des Kapitels zu zeigen. Cap. X. de constituto ab argentariis inito. Der Vertrag, welchen die Argentarien am häufigsten abschlossen, war das constitutum. Hieraus entsprang im älteren Rechte eine den Argentarien eigenthümliche Klage, die actio receptitia, welche sich von der actio de constituta pecunia in mehreren Stücken unterschied, im Justinianischen Rechte aber nicht mehr vorkommt. Cap. XI. De privilegio, quo ii, qui apud argentarium nummulariumve pecuniam deposuerant, fruebantur. Diejenigen, welche bey einem Argentarius oder Nummularius Geld deponiert hatten, waren in dem Concurse dieser Personen besonders bevorzugt; welche Stelle sie aber unter den bevorzugten Gläubigern einnehmen, das hängt von der Erklärung der l. 7 u. 8 D. depositi und l. 24. §. 2. D. de reb. auct. jud. poss. ab, womit sich dieses Kapitel vorzüglich beschäftigt. Cap. XII. De compensatione apud argentarios. Die Argentarien durften immer nur den Saldo einlagen. Cap. XIII. De privilegiis, quae Justinianus argentariis dedit.

Dr. Kraut.

W e i m a r.

Im Großherzogl. Industrie-Comptoir: Latreille's natürliche Familien des Thierreichs. Aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen von Dr. Arnold Adolph Berthold. 1827. X u. 604 Seiten in 8.

Der Verf. vorliegenden Werkes, den Naturforschern im Allgemeinen, ins Besondere aber den Amphibio- und Entomologen als tüchtiger

Arbeiter bekannt, sah sich genöthigt zur Zeit, als Lamarck ihn zu seinem Nachfolger im Pflanzengarten ernannte die Natur der gesammten wirbellosen Thiere zu studieren. Nachdem er sich dann auch noch das Studium sämmtlicher Wirbelthiere hatte angelegen seyn lassen, gab er im J. 1825 das Werk, von dem die gegenwärtige Uebersetzung vorliegt, unter folgendem Titel heraus: 'Familles naturelles du règne animal, exposées succinctement et dans un ordre analytique, avec l'indication de leurs genres. Par M.-Latreille. Paris, chez J. B. Baillière.' — Latreilles Idee war gut, auch wurde dieselbe im Ganzen genommen sehr scharfsinnig ausgeführt. Das ganze Thierreich läßt er in Reihen, Stämme, Zweige, Klassen (denen mitunter noch besondere Abtheilungen vorhergehen, mitunter aber folgen), Ordnungen, Familien und Gattungen zerfallen, worauf dann jedesmal die dem Verf. bekannten Geschlechter aufgeführt werden. Drey Reihen sind vorhanden, nämlich: 1. Wirbelthiere, mit den sieben Klassen: Säugethiere, Manotremen und Vögel; Reptilien, Amphibien, Ichthyoderen und Fische. 2. Kleinkopftiere, enthaltend die zwölf Klassen: Cephalopoden, Pteropoden, Gasteropoden, Peltocochliden, Brachiopoden und Schalthiere (Conchiferen); Cirripeden und Anneliden; Crustaceen, Arachniden, Myriapoden und Insecten. 3. Acephalen, aus den zehn Klassen: Helminthogamen, Helminthoprocten, Scheidenwürmer, Holothuriden, Stachelhäuter, Helianthoiden, Quallen und Polypen; Cryptogenen und Gymnogenen gebildet. So die Klassen einzeln, d. h. nicht um die dazwischen liegenden höhern Abtheilungen sich bekümmern, aufgeführt, sieht man recht deutlich wie unbestimmt der Verfasser

bey der Bestimmung der Klassen war; wie klingt es z. B. nicht so merkwürdig die Samenthierchen (Cryptogenen) mit demselben Eintheilungsnamen zu bezeichnen, womit die ganze Reihe der Säugethiere bezeichnet wird, nämlich mit dem einer Klasse, und wie muß man auf der andern Seite nicht erstaunen, Schnabelthier nebst Echidne (Monotremen) und das ganze Heer der (sechsfüßigen) Insecten mit gleichem Namen belegt zu sehen? — Dem sey nun wie ihm wolle; man wird sich dadurch nicht leicht irre führen lassen, sondern die drey großen Reihen als mehr isoliert, einzeln für sich bestehend, betrachten können, und die Ungleichartigkeit der Klassen mit der Leichtigkeit der Methode, die der Verf. gewählt hat, wodurch man nämlich in den Stand gesetzt wurde, mittelst wenig zahlreicher Charactere zu den niedern Abtheilungen zu gelangen, entschuldigen müssen.

Die Uebersetzung anlangend, so ist Alles dem Original gemäß treu und bündig wiedergegeben; Zusätze und Verbesserungen wurden da angebracht, wo es dem Uebersetzer nothwendig schien; ein Register, welches dem Original fehlt, ist hier beygefügt, wodurch unstreitig der Werth des Werkes bedeutend gestiegen ist. Was die fernern Hauptunterschiede zwischen dem Original und der Uebersetzung anbetrifft, so beschränken wir uns hier darauf, auf das, was in der Vorrede des Uebersetzers S. VI u. f. darüber gesagt worden ist, zu verweisen.

Berthold.

1785

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

180. Stück.

Den 10. November 1827.

London und Calcutta.

Fortsetzung der Anzeige der über Asien dort erschienenen Societätschriften: Transactions of the literary Society of Bombay. Vol. III. vergl. St. 120 dieses Jahrg. — VIII. Account of the present state of the township of Lony: in illustration of the institutions, resources etc. of the Marratta cultivators. By Thomas Coats Esq. S. 172 — 264. Eine so ausführliche Beschreibung einer kleinen Stadt mit ihrem Gebiet im ehemaligen Mahrattenstaat, wie sie wenige Städte Europa's aufweisen können. Der Verfasser beschreibt nach seinen fleißigen Beobachtungen das Klima, die verschiedenen Einwohner, deren Beschäftigungen, Kleider u. s. w., den Ackerbau und dessen Vortheile; aber fast alle seine Beschreibungen haben einen mehr localem und temporellen Nutzen und wir enthalten uns daher der genauern Anzeige des Inhalts. — IX. An account of the caves of Ellora, by Cap-

Y [7]

tain W. H. Sykes S. 265 — 323. Jeder Freund des indischen Alterthums wird dem Vf. für die 13 Zeichnungen, in denen zerstreute Gruppen und Hallen aus den berühmten Felsengrotten zu Ellora dargestellt hat, und die Copie einiger nicht erklärten Inschriften von den Wänden der Felsentempel danken müssen, da die bisherigen Zeichnungen nicht genügten; aber ob sich die Kenner mit den Ansichten des Verfs. über die beschriebenen Kunstwerke befreunden werden, muß Ref. bezweifeln. Offenbar ist es auch nichts leichtes, die wahre Bedeutung der vielen Grotten, Tempel, Statuen und Gruppen im Einzelnen und Ganzen einzusehen, zumal wenn man, wie es dem Vf. widerfahren ist, sich bloß von spätern Quellen und den falschen Aussagen der jetzigen Brahmanen leiten läßt, ohne auf die alten epischen Gedichte, den besten Schlüssel der Mythologie und Kunstgeschichte, Rücksicht zu nehmen. Außerdem reicht, wie der Vf. auch am Schlusse gesteht, eine Woche oder auch ein Raum von 14 bis 20 Tagen nicht hin, um diese großen und weiten Wunderwerke genau zu untersuchen. Auf Malets Abhandlung in den *Asiat. res.* Vol. VI. nimmt der Vf. bisweilen Rücksicht; aber das besondere Werk von J. B. Seely, welches bloß der Beschreibung der wonders of Elora gewidmet ist (s. Götting. gel. Anz. 1826. St. 133) konnte er noch nicht kennen. Die Hauptabweichung der Vorstellungen des Vfs. besteht darin, daß er fast überall Buddha in den Bildern des Hauptgottes findet, welches andere Reisende wohl mit Recht nicht so finden und zu dessen Annahme der Vf. vielleicht bloß durch die jetzigen Brahmanen verführt ist. Er erlaubt sich indeß umfassendere Resultate über das Alter und die Folge der altindischen Culte aus seinen Beobachtungen zu ziehen; und zählt S. 319. 320 elf Gründe zu dem

Beweise auf, daß der Buddhadienst der früheste in Indien war und daß sich aus ihm erst der Brahmaismus entwickelte. Ref. glaubt, daß die viel bestrittene Frage über das Alter des Buddhismus so lange schwankend bleiben muß, als man den spätern oder heutigen Indern ihre unchronologischen und unhistorischen Aussagen glaubt und nicht auf die ältesten Quellen, die jedoch fast alle noch ungedruckt sind, zurückkehrt. Wer möchte z. B. mit dem Vf. das höhere Alter des Buddhismus daraus beweisen, daß nach der Versicherung der Buddhisten Wischnu ein Anbeter des Buddha war? oder die Buddhisten in Tibet ihren Ursprung von Benares ableiten? oder der Dienst des Fo (d. h. Buddha) schon vor mehreren tausend Jahren nach China gebracht seyn soll? — X. Description of the Pandoo Coolies in Malabar, by J. Babington Esq. S. 324 — 330. Eine kurze Nachricht über aufgefundenene Alterthümer, besonders ausgegrabene eiserne Instrumente, von denen einige jetzt in Indien ganz außer Gebrauch gekommen sind. Vier Kupfertafeln erläutern die Beschreibung. — XI. A statistical account of the Pergunna of Jumboosur, by Thomas Marshall Esq. S. 331 — 390 enthält eine genaue Beschreibung des Bodens, der Pflanzen, des Ackerbaues, der Einwohner und der Steuern dieses Landes. Es hat auf 240 — 250 Quadratmeilen 900,000 Einwohner, ist also stärker bevölkert als Frankreich oder England. Unter der Herrschaft der Mahratten sehr verwüstet, hebt sich seine Cultur wieder durch die englische Herrschaft in den letzten Jahren. Der Pflug ist wohl nirgends so sehr auf der Stufe seiner Kindheit geblieben als in diesem Lande. Der Landbau ist völlig nach den Bedürfnissen eines jeden Fleischnahrung verachtenden Volks eingerichtet. Die Einwohner selbst sind dem Ursprunge und

den Sitten nach sehr verschieden: Muhammedaner in geringer Zahl, zum Theil entartet, Hindu's, durch häuslich gute Sitten ausgezeichnet, Kadzputen, die ihre Rohheit allmählich ablegen, Charuns, die sich mit Hestigkeit jede Abgabe zu zahlen weigern. Zuletzt spricht der Vf. von den zum Theil eigenthümlichen Krankheiten des Landes. — XII. Translation of a grant of land in the Concan, by Dr. Taylor of Bombay. S. 391 — 397. Eine merkwürdige, aus drey großen Kupferplatten bestehende Schenkungsurkunde. Voran gehen Sloka's, in denen der Stammbaum des damaligen Königs gepriesen wird, so daß auch diese Inschrift historischen Nutzen hat; dann folgt in Prosa die ausführliche Lobpreisung des damaligen Königs Bhodschadeva, im zwölften Jahrhundert, aus dem Geschlecht der Sagararadschas. Die Copie der schönen und leicht lesbaren Sanskritschrift in vier Tafeln ist sehr deutlich; die Uebersetzung zu frey. Ueber die Lage der Städte Lagara und Pluthana macht der Vf. im Vorwort gegen Wilford gegründete Einwendungen. XIII. Remarks on the character of Muhammed, by Major Vans Kennedy. S. 398 — 448. Der Vf. geht von einer strengen, zwar etwas unpoetischen, aber im Ganzen nicht ungegründeten Critik des Voltairischen Schauspiels 'Muhammed' aus und zeigt darin eben so große moralische als historische Fehler. Den Character Muhammeds und seiner Religion befreyt er mit gutem Erfolg von mehreren mehr aus Leidenschaft und Sectenhaß als aus der Wahrheit gestoffenen Vorwürfen; beurtheilt man Scenen und Bewegungen des Alterthums, vorzüglich weniger cultivirter Völker, nicht nach dem Lichte unserer jetzigen völlig verschiedenen Ansichten, so läßt sich von jenem Religionsstifter noch genügender zeigen, wie er nach seiner Zeit nicht wohl anders

handeln und lehren konnte und wie er sogar für seine Zeit nützlich wirkte. Mehrere Vermuthungen des Vf. indeß, z. B. daß Muhammed seine Lehre von der Einheit Gottes, die höchste und unterscheidendste für jene Zeit der christlichen Dogmenstreitigkeiten, nur von Juden gelernt haben könne (S: 448), entbehren der historischen Begründung. Die aus Thabari, einem der frühesten Historiker (wahrscheinlich nach einer persischen Uebersetzung) hier mitgetheilte Nachricht über die Anfangsperiode des Auftritts Muhammeds schildert, wenn auch nicht ganz historisch, doch viel einfacher und natürlicher, als die spätern Historiker, das allmälige Keimen prophetischer Gedanken in Muhammeds Seele. — XIV. Account of a journey from Katif on the Persian Golf to Yamboo on the Red Sea, by Captain G. F. Sadlier. S. 449—493. Ein sehr unterrichtender Aufsatz. Seit Niebuhr hat kein Reisender die Wüsten des innern Arabien untersucht; denn auch Burkhardt, dessen Tagebuch über die arabischen Reisen noch nicht gedruckt ist, scheint nicht tief in Arabien eingebrungen zu seyn. Von der ostindischen Compagnie abgesandt in Handelsgeschäften und um Ibrahim Pascha zu seinem vollständigen Sieg über die Wahabiten Glück zu wünschen, reiste der Verf. im J. 1819 zuerst nach Maskat, dann zurück nach Katif am persischen Meerbusen. Seine Richtung führte ihn weiter mitten durch den mittlern Theil von Arabien, durch Medschd und Hedschaz; die vorzüglichsten Städte, die er traf, sind Mabsa (Mahissa), Deriah, Schakrah, Anizeh, Kus, Medina, in dessen Mauern er aber als Christ nicht treten durfte, Dschambu. Die geographische Lage vieler Dertter ist berichtet; einige bis jetzt unbekannte werden hier zuerst beschrieben. Ueberall traf der Vf. die traurigsten Spuren von der großen Verheerung, welche sich

Die Türken in dem blutigen Krieg gegen die Wahabiten 1815 — 1819 erlaubten; Deriah, die blühende Hauptstadt der Wahabiten in Nedschd, ist mit vielen andern gänzlich zerstört und keine Stadt hat noch Mauern oder Thürme. Angehängt ist die Lebensbeschreibung des Ibrahim-Pascha, ältesten Sohns des Vicelkönig von Aegypten, der sich durch die gänzliche Besiegung der Wahabiten ungeachtet ihrer tapfersten Gegenwehr, großen Ruhm erworben hat; auch die Reformation des muhammedanischen Glaubens scheint sich mit dem Waffenglück der Wahabiten sehr schnell zu verlieren. — XV. Observations on the remains of the Buddhists in India, by William Erskine Esq. S. 494 — 537. In einer Durchreise durch Dekhan glaubte der schon durch mehrere antiquarische Untersuchungen über Indien und Persien bekannte Vf. zu entdecken, daß fast alle alte Tempel in dieser Gegend buddhistisch seyen. Er nimmt davon Gelegenheit, überhaupt über das Alter und die Unterscheidungslehren der Buddhisten ausführliche Untersuchungen anzustellen, und wer sollte nicht wünschen, daß der Ursprung des Buddhismus, der nach der Meinung mehrerer Reisenden mehr Befenner zählt als irgend eine andere Religion, einmal gründlich nachgewiesen würde? Indes sieht man die großen Schwierigkeiten dieser Untersuchung bey dieser Abhandlung selbst sehr deutlich ein, welche ungeachtet des gezeigten großen Scharffsinns des Vfs. doch mehr Zweifel anregt als das Gewisse oder Wahrscheinliche gründlich beweist. Für den besten Theil der Abhandlung hält Ref. den Abschnitt S. 503 — 517, in welchem der Vf. nach seiner Erfahrung die unterscheidenden Lehren der Buddhisten und Brahmanen kurz aber trefflich erläutert; zwischen beiden Secten stehen die Jainas in der Mitte. Es folgen die Merkmale, von denen man die

Buddhatempel von den Brahmatempeln unterscheiden kann; im Brahmadienst herrscht das Sinnliche vor, im Buddhadienst das Geistige und Metaphysische. Ueber das Alter des Buddhismus stellt der Vf. neue Vermuthungen auf, die indeß die Vorstellung, daß der sinnliche Bramadienst älter sey, noch nicht widerlegen; gründlich ist jedoch aus dem Alterthum erwiesen, daß der jehige Haß der Brahmanen gegen Buddha erst allmählich entstanden sey. Ob aber das persische بت bot 'Idol' aus buddha (im Sanskr. 'gelehrt, weise') entstanden sey und so seine alte Verbreitung des Buddhismus über Persien beweise (vgl. dasselbe Resultat bey F. F. Schmidt, Forschungen S. 244); ob der Buddhismus noch im ersten Jahrh. n. Ch. in Indien herrschte; ob die Felsengrotten von Ellora, die der Vf. hier ausführlich beschreibt, fast alle von Buddhisten ausgehauen seyen. — dieß und anderes ist noch sehr zweifelhaft. — Dieser ganzen reichen Sammlung von Abhandlungen wäre noch zu wünschen, daß eine Schreibart der altindischen Namen durchweg herrschte; und gewiß ist die alte reine Sanskritausprache der aller spätern verdorbenen Dialecte vorzuziehen. Wie leicht entstehen Verwirrungen, wenn ganz verschiedene verdorbene Aussprachen, wie Meissasoor, Muresasoor für Mahischā-sura (Name eines Giganten in der Mythologie) zusammentreffen!

3. Asiatick researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for inquiring into the history and antiquities, the arts, sciences, and literature of Asia. Calcutta. Volume the thirteenth 466 S. the fourteenth 489 S. in kl. Fol. Beide Bände enthalten mehr Aufklärungen über das jehige als über das alte Asien.

1) Ueber das alte Indien: XIV, 1: Account of a Discovery of a modern imitation of the

Vedas, with Remarks on the Genuine Works, by F. Ellis. S. 1—59. Daß das durch Franzosen aus Pondichery nach Frankreich gebrachte, von Voltaire und Anquetil Duperron empfohlene und als ein echtes Stück des indischen Alterthums im J. 1778 gedruckte Buch Ezour-Vedam (eigentlich Tadschurvedam) eine untergeschobene Nachahmung sey, ahneten schon viele Gelehrte aus dem Inhalt und Sonnerat hatte schon im J. 1782 in seiner Reisebeschreibung nachdrücklich vor dem Betrage gewarnt. Indesß war es doch der Mühe werth, der Verfälschung bis auf die letzte Spur nachzuforschen, und diese Untersuchung stellt hier Hr. Ellis, wohl bewandert im Sanskrit und in den Vedas, mit großer Vorsicht und Gelehrsamkeit an, so daß der Betrug auch dem Schwergläubigen klar werden muß. Johnston fand in Pondichery während der englischen Besiznahme die Handschriften zu jenem Ezurvedam und zu den übrigen eben so nachgeahmten Vedas und lud den Vf. zu einer genauern Prüfung ein. In diesen Handschriften ist das Sanskrit in bengalischer schlechter Aussprache mit französischen Buchstaben geschrieben und eine französische Uebersetzung beigefügt. Der Inhalt zeigt leicht, daß jesuitische Verfälschung im Spiel gewesen ist; denn es leuchtet aus allen diesen Vedas nur zu deutlich die Absicht hervor, das Christenthum heimlich zu empfehlen, indem ein Lehrer sich mit seinem Schüler unterhält und den Brahmaismus widerlegt. Nach alter Ueberlieferung in Pondichery soll der Jesuit Robert de Nobilis, Stifter der Madura-Mission in Indien (um 1620), ein sehr gelehrter und gewandter Mann, der auch andere offene Streitschriften gegen die Brahmanen herausgab, und sich mit meisterhafter Verstellung wie ein Brahmane kleidete und auführte, der Verfasser gewesen sey. Hr. Ellis hält es für möglich, daß

er die Sanskritverse gemacht habe, leitet aber die schlechte Uebersetzung von einem spätern Vf. ab und möchte überhaupt die pia fraus von dem Jesuiten entfernen; ob mit Erfolg, muß man sehr bezweifeln. Die Unechtheit zeigt Hr. Ellis mit tiefer Sachkenntniß aus dem Inhalt und der Eintheilung der Vedas, die beide in diesem Machwerke gänzlich verschieden sind, aus der Verschiedenheit der Sprache, da diese Pseudovedas den Puranen, wie in allem, so in der Sprache nachgebildet sind, die echten aber eine alte rauhere Sprache haben (doch ist dieß hier nicht im Einzelnen bewiesen, obgleich es überhaupt noch nicht genau geprüft ist), und aus der Verschiedenheit des Metrum. Ueber letzteres spricht der Vf. S. 47 — 53 ausführlicher, aber nicht mit wissenschaftlicher Klarheit; so viel ist daraus gewiß und war dem Ref., weil wir noch nicht durch den Druck die Vedas kennen, etwas Neues, daß sich in den meisten Theilen der Vedas nicht der gewöhnliche Sloka findet, sondern ein älteres jambisches Metrum von acht Sylben, welches man wohl mit Recht für das einfachere, ältere, ja für den wahren Grund des gewöhnlichen sechszehnsylbigen Sloka halten muß. — XIV, 7. On the ancient Geography of India, by Lieut. Col. F. Wilford S. 373 — 470. Es ist bekannt, aus welchen meist sehr trüben Quellen der Vf. die Nachrichten geschöpft hat, aus denen er in den frühern Theilen dieser Untersuchungen die alte Geographie aufzuklären suchte. Nachdem er selbst endlich die Trübheit seiner Quellen und das schwankende Gebäude seiner Forschungen erkannt hat, versucht er hier aufs neue denselben Gegenstand zu beleuchten und beschreibt zuvörderst S. 373 — 380 die (nicht sehr alten) handschriftlichen Sanskritbücher über Geographie, die er außer den Puranas für jetzt als Quellen gebrauchte. Etwas sicherer tritt

der Vf. also jetzt auf und beschreibt in dieser ersten Abhandlung die alte und neue Geographie der Gangesländer, besonders die Berge und Flüsse, mit einer sonst nicht gekannten Ausführlichkeit, so daß man schon die Aufzählung so vieler Namen schätzen muß. Aber auch jetzt noch ist der Vf. zu kühn und uncritisch in der Vergleichung der griechischen Mythologie (z. B. von Dionysius S. 376) und in dem Aufsuchen indischer Ortsnamen bey Ptolemäus und Plinius in den indischen Namen; einige solcher Vergleichen sind auf den ersten Anblick täuschend, z. B. Hima-Imaus; andere sehr hart und unmöglich, wie Devanad; Automatis (S. 402). Unbedingt wird man also auch dieser Darstellung nicht folgen können. — Dazu noch: XIII, 14: On the Binominal Theorem; as known to the Arabians, by J. Tytler Esq. S. 456—466. Dieses mathematische Theorem führt man gewöhnlich auf Newton als dem Erfinder zurück; der Vf. zeigt aber aus sichern Quellen, daß es sich schon in frühern arabischen Schriften demonstriert findet, z. B. in dem Mis-tach-ahhisab d. h. Schlüssel der Rechenkunst von Dschemschid ben masud unter der Regierung des Alugh-beg; der Text ist hier abgedruckt.

2) Ueber das neuere Indien: XIII, 2. On the existence of the Hindu Religion in the Island of Bali, by J. Crawford Esq. S. 128—170. Die Insel Bali östlich von Java ist vorzüglich deswegen merkwürdig, weil sie jetzt die einzige im indischen Archipelagus ist, in welcher die Hindureligion von der muhammedanischen noch nicht verdrängt ist; vielmehr wird der Muhammedanismus hier allgemein gehaßt. Der Siva-kultus ist vorherrschend; die Anhänger des Buddha sind sehr beschränkt, aber merkwürdig werden die Priester beider Parteyen Brahmanen genannt, als ob die Buddhisten auch früher diesen ehrenden Namen getra-

gen hätten, was man sich freylich denken kann. Der Cultus ist sonst ganz dem in Vorderindien gewöhnlichen gleich; es herrscht nur in Bali größere Freyheit in den Speisegesetzen und Fasten werden nicht geduldet; der Eölibat, welchen der Vf. unter den Brahmanen bemerkt haben will, ist doch wohl auch hier den Buddhisten eigen. Die Brahmanen sind hier nicht bloß Priester, sondern auch Richter und Magistratspersonen. Ueber die allmälige Einwanderung der Brahmanen lassen einige Inschriften, deren sich viele auf Bali finden, und die Tradition der Einwohner keinen Zweifel. Die Auswanderungen aus Kling (Kalinga, ein alter Name für den nördlichen Theil von Coromandel) sängen etwa 100 n. Chr. an und dauerten über 300 Jahr; höchst wahrscheinlich wurden sie also durch die großen Revolutionen jener Zeiten verursacht, welche der Sturz und die Vertreibung der Buddhisten aus Vorderindien bewirkte; wie auch die frühesten Einwanderer in Java und Bali Buddhisten gewesen seyn sollen. Als heilige Bücher verehren die Brahmanen in Bali den Mahabharata (ader nicht nach Wjasa's Bearbeitung) mit einigen andern Sanskritbüchern; daß sie die Vedas gar nicht kennen, fiel dem Verf. sehr auf, erklärt sich indeß, wenn die ersten Einwanderer Buddhisten waren. Die Sprache dieser heiligen Bücher, welche jetzt nur die Gelehrten verstehen, wird Kawi (Dichtersprache?) genannt und verhält sich zu der jetzigen Sprache wie Sanskrit zum Prakrit. Nach den hier mitgetheilten Proben besteht sie aus einer Vermischung des Sanskrit und der Ursprache des Landes.

3. An Account of a Journey to the Sources of the Jumna and Baghirathi Rivers, by J. B. Fraser Esq. S. 171—249. Ein wichtiger Aufsatz. Die Quellen des Ganges kannte man bisher nicht; denn der für sie gewöhnlich ange-

nommene Ort beruhte auf falscher Angabe tibetischer Priester, wie Colebrooke schon früher gezeigt hatte. Hn. Frazer bleibt das Verdienst, zuerst unter allen Europäern, von 60 Personen, unter denen auch Brahmanen, begleitet bis nahe an die Quellen vorgebrungen zu seyn, wohin Tausende von Pilgern aus allen Theilen Indiens strömen, obgleich sehr wenige die geheiligte Reinigungsstätte erreichen. Mit unglaublich vielen Gefahren hatte H. F. zu kämpfen: mit unbahnten Wegen unter Schneelavinen und den steilsten Felsen; mit den religiösen Vorurtheilen der Hindus seiner Begleiter, welche die Himalajagebirge als Sitze ihrer Gottheiten verehren und vor den höchsten Spitzen eine auch durch die Mythologie tief gewurzelte unüberwindliche Scheu haben, die sie hindert selbst den Versuch ihrer Besteigung zu wagen (S. 189. 190); mit einem gerade damals durch die Herrschaft der wilden Ghorkas ganz verödeten Lande, in welchem H. F. die meisten Plätze von Einwohnern verlassen fand. Als er sich wegen des nach Jannotri (aus Jamunavtri, Jamunavatari d. h. Herabkunft der Jamuna, corrumpiert) führenden Wegs erkundigte, hörte er die Versicherung, daß der Weg vergiftet und gänzlich unwegsam sey; und als er ihn dennoch einzuschlagen wagte, merkte er aus den großen Beschwerden der verdünnten Atmosphäre, was unter jenem Gift gemeint sey (S. 197). Als die Gesellschaft einige Meilen von Gangotri entfernt war, verlangte der Brahmane, alle Muhammedaner zu entfernen, alle Waffen abzulegen und barfuß zu dem Heiligthum zu gehen, und nur mit Mühe konnte H. F. dieß ablehnen (S. 220). Der Weg führte H. F. zuerst zu den Quellen der Jamuna, nordwestlich von denen des Ganges; mit dem ewigen Schnee und Eis des Himalaja (d. h. Schnee- oder Eiswoh-

nung, von hima-hiems) hat die Natur auch hier glühend heiße Quellen (S. 196) verbunden. Auf die zwölf höchsten Spitzen hat die Mythologie die Rishi's versetzt, welche Mahadeva begleiten; überhaupt ist der Himalaja der uralte Olymp der indischen Götter und wie sehr die Mythologie die höchsten Berge durch Namen und Sagen aus den epischen Gedichten geheiligt hat, zeigt diese Reiseschreibung sehr deutlich. Nachdem H. F. die Trennung der zwey Flüsse Bhagirathi (Ganges) und Dschahnawi beobachtet hatte, verfolgte er den ersten unter großen Lebensgefahren bis nach Gangotri auf dem Rudrahimala, wo nach alter Sage die Stromgöttin Ganga vom Himmel herabstieg und wo noch jetzt ein Heiligthum ist, bey dem durch Baden sich von allen Sünden reinigen zu können der höchste Wunsch der Pilger ist. Die Gebräuche bey dieser Abtution beschreibt H. F. nach eigener Beobachtung. Rings sind die fünf höchsten Spitzen Kubra-himala, Brahmapuri, Wischnupuri, Udgari-Santa, Swargarohini (S. 226), alle nach indischer Mythologie genannt. Als Hr. F. noch weiter seine Reise bis zu den letzten Quellen des Ganges, von denen er nur einige Meilen entfernt seyn konnte, fortsetzen wollte, widersetzten sich seine Gefährten aus heiliger Scheu vor dem weitem Vordringen in diesen von Menschen nie besuchten heiligen Dörtern, und vielleicht würde er auf diese Vorurtheile nicht geachtet haben, wenn ihn nicht andere Schwierigkeiten zum Rückzuge bewogen hätten. Angenehm war die Ueberraschung, wenn er unter diesen öden Bergen oft die üppigste Blumenvegetation fand, wie sie nur in den fruchtbarsten Ebenen Asiens angetroffen werden kann. Eine Charte vermißt man ungern. Was dieser Reisebeschreibung an mathematischer Bestimmtheit mangelt, ergänzt außer den Abhandlungen Hogson's (Vol. XIV), der noch weiter vordrang, im

XIII. Th. der Aufsatz N^o. 5. S. 293 — 310, in welchem Hr. Webs die geographische Breite, Länge und Höhe mehrerer höchsten Spitzen des Himalaja und der Berge in Butan nach genauen Messungen bestimmt, woraus sich der schon bekannte Satz bestätigt, daß die Gangesgebirge die höchsten der Erde sind. — 4. On the Murderers called P'hasingars, by Dr. Sherwood S. 250 — 281. Die P'hasingar's d. h. die mit dem Seil fangenden, geben das Beispiel einer fürchterlichen Entartung der menschlichen Natur. Sie treiben das Morden und Rauben als ein Handwerk, weihen ihre und fremde Kinder früh in ihre Geheimnisse ein und morden mit einer Gleichgültigkeit, welche fast zweifeln läßt, ob das Gewissen laut genug zu einer menschlichen Gesellschaft rede. Muhammedaner der Religion nach sind sie dennoch mehr als heidnisch abergläubig und verehren die Dschaji (Siegsgöttin, Durga) gleich den Hindus. In Mysore und Carnatik waren sie besonders in den unruhigen Zeiten von 1790 — 1806 sehr häufig und gefährlich; im nördlichen Indien, besonders in Bundhelkand, werden diese Mörder Bhadek oder Thegs genannt, wie F. Shakespear in einem Anhang S. 282 — 292 weiter ausführt. Eine solche Entartung der Menschennatur konnte nur in dem jetzigen Indien entstehen, in dieser Vermischung der verschiedensten sich befeindenden Völker, Religionen und Regierungen. — 6. Ceremonies observed at the Coronation of a Hindu Raja, by Mr. Brown S. 311 — 316. Der Vf. sah im J. 1778 eine solche Krönung zu Maday auf Malabar, und die Ceremonien sind schon deshalb bemerkenswerth, weil wir in dem jetzigen Indien das alte fast unverändert wieder erkennen. In einer von den Astrologen bestimmten Stunde zeigte sich der Radscha mit der Tiare (nicht Krone) dem ver-

sammelten Volk und der Oberbrahmane goß dreymal aus silberner Schüssel ungekochten Reis auf sein Haupt; während der Ceremonie tiefes Stillschweigen des Volks, nach ihr lautes Geschrey und Huldigung. Der Vf. bemerkt eine Aehnlichkeit des indischen Feudalsystemes mit dem germanischen. Was er ferner bemerkt, daß das aus Palästina stammende Salben den Hindus unbekannt sey, ist zwar wahr, hätte aber doch begründet werden müssen. Der Reis ist Indien das, was der Delbaum für Palästina ist. — 9. The Ruins of Prambanan in Java, by J. Crawford. S. 337 — 368. Es kann nicht zweifelhaft seyn, daß Java um dieselbe Zeit oder etwas früher von Kalinga (Telinga) aus eben so indischen Cultus und indische Cultur erhalten hat als das Nr. 2 beschriebene Bali; auch hier finden sich neben Buddha vorzüglich die Bilder von Siwa, Durga und Ganesa in den Pagoden; daher der Verfasser glaubt, daß ursprünglich ein mit Buddhismus gemischter und gemilderter Siwaismus aus Indien nach Java verpflanzt sey, wofür man, da dieses ohne Analogie wäre, eher annehmen könnte, daß zuerst Buddhisten einwanderten, bis die Brahmanen sie auch bis Java verfolgten. Was jetzt Java von Bali am meisten unterscheidet, ist daß in Java die Hindutempel verödet und verlassen sind, theils wegen der häufigen Erdbeben, theils weil der Islam schon längst hier herrschend geworden ist und die wenigen Anhänger der Hindureligion nach Bali geflohen sind. Daß Fremde die Tempel erbaut haben, ist aus vielen Spuren deutlich. Bey Prambanan fand der Verfasser eine große Menge von Tempeln, theils einzeln, besonders einen sehr großen S. 352, theils in großen Gruppen, z. B. die 1000 Tempel S. 340; einige Tempel waren noch nie von Europäern besucht (S. 343), da die Holländer wenig um Alterthümer besorgt waren. Die Bauart dieser Tempel, von der der Verfasser hier jedoch keine Probezeichnungen gegeben hat, hat nach ihm nicht das Majestätische, welches wir in der ältern indischen bewundern; das Fehlen von Säulen macht nach seinem Geschmack einen üblen Eindruck; Sculpturen und Decorationen sind zu reichlich, unter ihnen Löwen und Elephanten (S. 369), die in Java nicht einheimisch sind; merkwürdig ist die Pyramidalform der meisten Tempel. Indeß zeigen alle Bauten von ungeheurem Kraftaufwand. — 13. An Account of Bijapur in 1811; by Captain Sydenham. S. 433 — 456. Bijapur im Süden des West-

mahrattenstaatz bildete im 16ten und 17ten Jahrhun-
dert ein besonderes Reich, dessen Sultane sich durch
Prachtliebe und mehr als gewöhnliche Pflege der Gerech-
tigkeit auszeichneten. Die Hauptstadt Bijapur war von
Europäern bis zum Jahr 1800 fast nie besucht und man
ahnete nicht, welche prächtige Ruinen hier verborgen
seyen; der Verfasser, der diese Ruinen als einer der
ersten Europäer besuchte, versichert, daß sie einen stär-
kern Eindruck machen als die von Delhi und Agra. Er
selbst gibt hier nur eine kurze Beschreibung einiger vor-
züglich in die Augen fallenden wohl erhaltener Gebäu-
de, mehrerer prächtigen Mausoleen von Jusuf Abil-
schah, Ibrahimschah, Muhammedschah, und der größ-
ten Moschee, in der ein großer Rubin selbst die Nacht
erleuchten soll; Spuren von indischen Pagoden finden
sich in dieser Gegend, wo der Islam so lange herrschte,
sehr selten. Zeichnungen fügt der Verfasser nicht hinzu,
weil er bloß das Daseyn der Ruinen melden und Künst-
ler zum Besuch einer so merkwürdigen Stadt anreizen
wollte. Zur Geschichte des Reichs finden sich mehrere
Bemerkungen. — 11. An Account of a new species
of Tapir, found in the Peninsula of Malacca, by
Major Farquhar. S. 417 — 427. Wenn man
bisher glaubte, daß der Tapir ein der neuen Welt ei-
gentümliches Thier sey, so lehrt uns dieser Aufsatz
(mit dem man einen ähnlichen in Abel Remusat mel.
as. vergleichen kann), daß er auch, obgleich in geringer
Anzahl und mit einigen Unterschieden, in dem südöst-
lichsten Theil von Asien sich aufhalte. Herr Farquhar
beschreibt einen hier abgebildeten Tapir von Malakka,
die Herren Gibbons und Diarb einen jungen auf Su-
matra gefangenen; beide unterscheiden sich aber wesent-
lich, indem der eine das Wasser liebt, der andere es
verabscheut. In jenen Ländern wird das Thier Tan-
noh genannt. Man glaubt es leicht zähmen zu könn-
en. — XIV, 10. An account of the Inscriptions
on the Cootub Minar, and on the Ruins in it's
Vicinity, by Walter Ewer Esq. S. 481 — 489.
Nur wenige arabisch, persische Inschriften von einem
merkwürdigen Gebäude, welches künftig weiter beschrie-
ben werden soll.

(Die Anzeige von B. XV. nächstens.)

B e y l a g e

zu dem

180. Stück

der

Göttingischen gel. Anzeigen.

Den 10. November 1827.

Preisfragen der Kaiserlichen Academie der Wissenschaften zu St. Petersburg, am Tage ihrer Säcularfeyer den 29. December 1826 öffentlich bekannt gemacht.

I. Preisfrage der mathematisch-physikalischen Classe.

Die Natur bietet uns in der Physik des Lichts vier Aufgaben zur Lösung dar, deren Schwierigkeiten keinem Physiker entgangen sind: Die Dispersion des Lichts, die farbigen Ringe, die Polarität und die doppelte Brechung.

Zur Lösung der zwey ersten Aufgaben hat Newton seine Hypothese des leichtern Durchganges oder der leichtern Zurückwerfung erdacht, welche Biot mit einem Scharfsinne wieder aufgenommen, modificiert und der Rechnung unterworfen hat, der nichts zu wünschen übrig zu lassen scheint. Die Entdeckung der Polarisation des Lichts, die wir Hrn. Malus verdanken, hat neue Ansichten über die doppelte Brechung geliefert, welche Newton und Huyghens vorzüglich behandelt hatten, und wir verdanken den Arbeiten Biot's eine solche Entwicklung dieser beiden Gegenstände, als nur Beobachtung und Rechnung in unsern Tagen liefern können.

Aller dieser Arbeiten ungeachtet, welche uns in die zartesten Naturphänomene einzudringen erlauben, befinden wir uns dennoch in diesem mit Schwierigkeiten übersäeten Felde nur mathematischen Betrachtungen gegenüber, welche uns die physikalische Ursache dieser Phänomene nicht aufdecken. Wir fühlen dunkel, daß sie sich alle auf ein einfaches Phänomen (die Brechung des Lichts) zurückführen lassen müssen. Denn man kann einerseits, ohne Annahme irgend einer Hypothese, die Beugung und die farbigen Ringe als Lichtzerlegungen und Versetzungen der einfachen Strahlen ansehen, und andererseits wissen wir durch die Arbeiten Brewster's, daß der Polarisations-Winkel von dem Brechungs-Winkel durchaus abhängig ist, und durch Biot, daß das Licht im Durchgange durch mehrere Scheiben eines Mittels zwischen welchen Luft oder ein anderes heterogenes Mittel sich befindet, polarisirt wird.

Wir kennen demnach nur die mathematische Seite dieser vier Phänomene; der zwey erstern, indem wir eine unbekante Eigenschaft im Lichte voraussehen, die sich noch nicht aus directen Erscheinungen ergeben hat, der zwey andern, indem wir sie auf anziehende und abstoßende Kräfte zurückführen, deren Wirkung die Analyse auf, der Lage nach gegebene, Achsen bezieht. Aber jene unbekante Eigenschaft und diese aus einer geometrischen Linie ausgehenden Kräfte können weder dem Physiker genügen, noch seiner Pflicht, die zusammengesetzten Erscheinungen nur auf wohlbeurkundete einfache Phänomene zurückzuführen, entsprechen.

Young glaubte für die Beugung und die farbigen Ringe den Zweck zu erreichen, die Ursache dieser zwey geheimnißvollen Erscheinungen zu finden; wenn er das Newton'sche Emanations-System für das Vibrations-System aufgab, welches

durch Cartesius ausgedacht, durch Huyghens erweitert, durch Euler vervollständigt und nachher doch verlassen wurde, indem er statt der Hypothese der Anwandlungen das Princip der Interferenzen setzte, das in der mathematischen Theorie der Wellen oder Vibrationen völlig begründet ist.

Jeder Physiker würde der Evidenz dieser eben so physicalischen als mathematischen Erklärungen huldigen, wäre er nicht durch folgende Betrachtungen daran gehindert:

Die durch eine Oeffnung in einen dunkeln Raum eingelassenen Lichtstrahlen, schreiten nur in ihrer ursprünglichen Richtung, und nicht, wie der Schall, in allen Richtungen fort. Young hat in der Regel nur das erstere Fortschreiten statuiert; jedoch mußte er, oder vielmehr Fresnel für ihn, in der Erklärung einiger Beugungs-Phänomene zu dem zweiten seine Zuflucht nehmen, welches gewiß ein Widerspruch ist, da wir keinen Grund anführen können, warum das Licht in den meisten Fällen seine Richtung behält, in einigen aber sich in allen Richtungen zerstreuen soll.

Im Vibrations-Systeme ist die Geschwindigkeit des Lichts in durchsichtigen Mitteln den Dichtigkeiten umgekehrt proportional; ein Satz, den Euler schon in seiner Theorie aufgestellt hatte. Dieser Satz widerspricht förmlich der einfachen und genügenden Refractions-Theorie, welche Newton auf so vielen Experimenten begründet hat, wozu noch Parrot's Versuch kommt, durch welchen man ein schmales Band von Sonnenstrahlen in einem Mittel, dessen Schichten veränderliche Dichtigkeiten haben, gegen die dichtern sich krümmen und dann außerhalb in einiger Entfernung das prismatische Bild erzeugen sieht, mit derselben Bestimmtheit, als wäre das Bild durch ein gläsernes Prisma erzeugt. Da nun die so streng erwiesene und auf alle bekannte Bre-

Gung's Phänomene leicht anwendbare newton'sche Lehre der Brechung unumstößlich beweiset, daß die Geschwindigkeit des Lichts in dichtern Mitteln größer seyn müsse, so ist es klar daß das Vibrations-System nicht das System der Natur sey.

Endlich stehen diesem Systeme die so allgemein bestätigten chemischen Eigenschaften des Lichts entgegen, indem es nicht begreiflich ist, daß der ruhende Aether nicht chemisch wirken könne, sondern daß diese Wirkung Vibrationen erfordere. Das Beispiel der atmosphärischen Luft, deren Schall-Phänomene die Grundlage des optischen Vibrations-Systems liefern, widerlegt geradezu die Meinung, daß die chemischen Wirkungen des Aethers nur vermöge der Wellen-Bewegung statt haben, da es wohl bekannt ist, daß die atmosphärische Luft nicht im schallenden Zustande zu seyn braucht, um ihre Affinitäten darzuthun.

Es ist seit 1809 ein neues aber weniger verbreitetes System des Lichts erschienen *), das man das chemisch-optische System nennen könnte, in welchem Hr. Parrot die optischen Erscheinungen von den chemischen Eigenschaften des Lichts ableitet. Alle Details werden in diesem System einzig durch das Princip einer größern Refraction in dichtern Mitteln erklärt. Allein das System selbst stützt sich in seinen Anwendungen nur auf wenige geometrische Constructionen und entbehrt der analytischen Rechnung, wodurch ihm der Grad von Evidenz fehlt, der aus der Uebereinstimmung des Calculs mit der Beobachtung hervorgeht.

*) Es befindet sich im Werke: Grundriß der theoretischen Physik zum Gebrauche für Vorlesungen v. G. F. Parrot. Dorpat 1809, und mehr ausgeführt in drei Optischen Abhandlungen in Gilberts Annalen. 1815. B. 51.

Außerdem ist es noch nicht auf die Polarität des Lichts angewandt worden.

Unter diesen Umständen übergibt die Academie der Wahl der Concurrenten folgende drey Aufgaben; Entweder die physische Ursache der vier erwähnten Phänomene in dem System der Emanation und der Anwandlungen entdecken und gehörig begründen.

Oder das Vibrations-System vor allen Einwürfen die man ihm, mit Recht, wie es scheint, gemacht hat, sicher stellen und es auf die Polarisation und die doppelte Brechung auf eine genügende Weise anwenden.

Oder endlich das chemisch-optische System auf die erforderlichen Rechnungen und Beobachtungen so stützen, daß es die Würde einer Theorie erhalte, welche alle Phänomene der Beugung, der farbigen Ringe, der Polarität und der doppelten Refraction umfasse.

Die Academie, welche die Ideen der Physiker über diese so zarten als wichtigen Gegenstände zu vereinigen wünscht, bestimmt die Bewerbungszeit auf 2 Jahre, nämlich spätestens bis zum 1. Januar 1829 und wird demjenigen, der eine der drey genannten Hypothesen auf eine unumstößliche Art begründet haben wird, eine Prämie von 200 Ducaten zuerkennen.

Für den Fall, daß keine der eingesandten Abhandlungen den Wunsch der Academie erfüllen sollte, wird diejenige Abhandlung, welche sich am meisten ihm nähert und neue wichtige Untersuchungen darbietet, ein Accessit von 100 Ducaten erhalten.

II. Preisfrage der historisch-philologischen Classe.

Was für Folgen hatte die Herrschaft der Mongolen auf Rußland, namentlich auf das poli-

tische Verhältniß des Staates, auf die Verfassung und Verwaltung desselben, und auf die Cultur des Volkes.

Zur Lösung dieser Aufgabe wird verlangt, eine vollständige Darstellung der äußeren und inneren Verhältnisse Rußlands vor dem ersten Einfälle der Mongolen vorangehen zu lassen, und dann zu zeigen, welche Veränderungen in dem Zustande der Nation durch die Herrschaft der Mongolen hervorgebracht sind; wobey, außer den einzelnen in den russischen Chroniken enthaltenen Angaben, die Zusammenstellung alles dessen gewünscht wird, was aus abendländischen und morgenländischen Quellen über den damaligen Zustand der Mongolen, und ihr Verfahren mit den von ihnen überwundenen Völkern, bekannt ist.

III. Preisfrage der Classe der politischen Wissenschaften.

Bekanntlich haben die Marktpreise der russischen Landbau- Erzeugnisse, die seit der Mitte des XVII. Jahrhunderts fortwährend gestiegen waren, seit einigen Jahren angefangen zu sinken. Welches mögen die Ursachen dieser Veränderung seyn? Welches ist der eigentliche Zeitpunkt derselben für jedes der bedeutendsten Erzeugnisse, und in welchem Verhältnisse ist ihr Preis, sowohl im Innern des Reichs als im auswärtigen Handel gefallen? Ist es wahrscheinlich daß dieser niedrige Stand der Preise dauernd seyn werde? Und welches sind endlich die Hülfquellen, die Rußland in seinem Boden und in seinem Gewerbsfleiß finden könnte, um die Verluste zu ersetzen, die dadurch in seinem National- Einkommen entstehen?

* * *

Der äußerste Termin für die Annahme der Beantwortungen der historischen Preisfrage ist

der 1. Januar 1829. Für die der staatswirthschaftlichen aber der 1. Januar 1828. Der Preis ist hundert Ducaten für jede.

Außer diesen Fragen schlägt die Academie zur Beantwortung noch folgende zwey historische Fragen vor, für welche die Preise, jeder von hundert Ducaten, durch Freunde der Wissenschaft hergegeben und bey der Academie deponirt worden, nämlich:

I. Von S. C. dem Herrn Präsidenten der Academie.

In welchem Verhältnisse steht das älteste Recht der Russen zu dem ältesten Rechte der übrigen Slavischen Völker? Ergibt sich aus einer Vergleichung aller Bruchstücke dieser Rechte, daß allen Völkern Slavischen Stammes gemeinsame Rechtsgrundsätze eigen waren; und wenn es sich findet, wodurch unterschied sich das allgemeine Slavische Recht von dem Römischen und Germanischen?

Bey Beantwortung dieser Frage würde man vielleicht nicht ohne Nutzen die kürzlich erschienene Ervers'sche Schrift über das älteste Recht der Russen berücksichtigen, die auch schon im Auslande verbreitet ist.

II. Von einem Ungenannten.

Welches sind die Ueberreste des ältesten Russischen Rechts, und welches sind die Quellen desselben?

Zur Beantwortung der Frage wird gefordert, alles davon noch vorhandene, sowohl ganze Gesetze als auch bloße Fragmente, die in den Chroniken enthalten oder in besondern Abschriften auf uns gekommen sind — bis zum XIII. Jahrhundert —, in Hinsicht auf Sprache und Inhalt kritisch zu prüfen; und durch eine Vergleichung mit den oströmischen und germanischen — na:

8. Beylage zu dem 180. St. der Gdtt. 2c.

mentlich angelsächsischen, frisischen und skandinavischen Gesetzen, so fern sie aus diesen geschöpft seyn könnten, zu erörtern.

Die Preise werden, wie bey den obigen, durch die Academie zuerkannt, und der Termin der Annahme der Beantwortungen ist der 1. Januar 1829.

Die Academie lahet die Gelehrten aller Länder ein, sich um diese Preise zu bewerben, mit Ausschluß der wirklichen Academiker, welchen die Beurtheilung der einzulaufenden Beantwortungen aufgetragen wird.

Die Verfasser nennen sich nicht, bezeichnen aber ihre Abhandlungen mit einem willkürlichen Denkspruche und fügen denselben einen versiegelten Zettel bey, der von außen mit dem nämlichen Denkspruche bezeichnet ist, und innen den Namen, Stand und Wohnort des Verfassers anzeigt. Nur der zur gekrönten Schrift gehörige Zettel wird geöffnet; die übrigen werden unentfiegelt verbrannt.

Die Abhandlungen müssen entweder in Russischer, Deutscher, Lateinischer oder Französischer Sprache und leserlich geschrieben seyn. Sie erhalten zur Aufschrift: An den beständigen Secretär der Kaiserlichen Academie der Wissenschaften zu St. Petersburg, welcher auf Verlangen, einen mit der Nummer und Devise bezeichneten Empfangschein an die Person abliefern wird, welche der unbenannte Verfasser ihm anzeigt.

Die gekrönte Schrift ist ein Eigenthum der Academie und darf ohne deren Erlaubniß nirgend gedruckt werden. Die andern Concursschriften wird der Secretär, auf Verlangen, hier in St. Petersburg an die Person ausliefern, welche der Verfasser zu deren Empfang gehörig bevollmächtigt haben wird.

1801

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

181. Stück.

Den 12. November 1827.

L e i p z i g.

In Commission bey J. C. Hinrichs: *Observationes zoologicae criticae in Aristotelis historiam animalium. Scripsit Arend Friedr. Aug. Wiegmann Ph. Dr. 1826. 39 S. 8.*

Es ist erfreulich, daß sich in den neuern Zeiten die Aufmerksamkeit der Naturforscher wieder auf das Studium der naturwissenschaftlichen Werke des Aristoteles hingewendet hat, und es läßt sich erwarten, daß dieses nicht nur zur vollständigeren Uebersicht der naturwissenschaftlichen Kenntnisse und Ansichten des Alterthums führen und manche übersehene Beobachtung wieder an das Licht bringen, sondern gewiß auch einen wohlthätigen Einfluß auf die Behandlung der Wissenschaft selbst haben werde. Wer die Werke des Aristoteles kennt, wird diese Hoffnung nicht überspannt finden, besonders wenn er an die leidige Systeme sucht und die naturphilosophischen Verirrungen der neuern Zeiten denkt, in welcher Hinsicht es doch ein erfreulicher Stillstand eingetreten zu

B [7]

seyen scheint. Der Vf. der vorkiegenden in Berlin gedruckten academischen Probeschrift reiht sich mit Ehren an die Bearbeiter einzelner Stellen und Theile der naturhistorischen Werke des Aristoteles, von denen Ref. folgende bekannt geworden sind: Julius Billerbeck de nonnullis locis Aristotelicae historiae animalium difficilioribus, Hildesiae 1807; idem de strigibus ab Aristotele, Plinio ceteroque scriptorum grege commemoratis, Hild. 1809; idem de psittaco picisque Aristotelis ceterorumque veterum scriptorum, Hild. 1811; — Aristoteles de molluscis cephalopodibus, scr. H. J. de Koehler, Rigae 1820; — Ed. Eichwald de selachis Aristotelis, Vilnae 1819; — Aristoteles über die wissenschaftliche Behandlung der Naturkunde überhaupt von Fr. N. Eise, Leipzig 1821; Aristoteles Abhandlung vom Schläfe und vom Wachen, von den Träumen und der Weissagungskraft im Schläfe, aus dem Griechischen übersetzt von E. Heyner, Breslau 1824. — Die Stellen, über welche der Verf. ein helleres Licht zu verbreiten gesucht hat, sind aus dem zweyten Buche der Naturgeschichte der Thiere genommen. Kap. 1. §. 1 der Schneiderschen Ausgabe schreibt Aristoteles dem Eömen einen einzigen Halsknochen zu; dasselbe geschieht de part. IV, 10 wiederholt und wird auch in dieser Stelle von dem Wolf gesagt. Es läßt sich durchaus nicht einsehen, wie Aristoteles zu dieser unrichtigen Behauptung gekommen ist, wenn man nicht annimmt, wie Hr. W. vermuthet, daß Aristoteles bey dieser Notiz nur einer unrichtigen Sage gefolgt ist. — Kap. I. §. 2. Bey dieser Stelle sucht Hr. W. wahrscheinlich zu machen, daß die Worte καὶ τὰ ἀριστέρα δὲ ἔσονται καὶ ἀπολελυμένα τῶν ἀνθρώπων ein auß

einer Randbemerkung entstandenes späteres Einschießel seyn möchten; und in der That scheinen sie durchaus hier eben so wenig an ihrem Orte, als sie eine richtige Behauptung enthalten. In dessen ließen sich die Schwierigkeiten vielleicht noch leichter beseitigen, wenn man statt *τὰ ἀριστερὰ* — *τὰ πρόσδια* lesen dürfte, indem Aristoteles im Folgenden den Rüssel des Elephanten zu seinen Vordergliedern zu rechnen scheint, *χρῆται γὰρ πρὸς πολλὰ εἰς χερσὶ*. — Wenn Aristoteles im folgenden §. den Menschen unter allen Thieren allein für *ἀνθρωπείως* gelten läßt, so erklärt dieses Hr. W. von der Fähigkeit desselben beiden Händen gleiche Gewandtheit zu geben; indeß scheint dem Ref. der Philosoph mehr an die nothwendige Folge der aufrechten Stellung des Menschen hinsichtlich auf den freyen Gebrauch seiner Hände gedacht zu haben. — Die Stelle Kap. 1. §. 4 scheint Ref. nicht so dunkel, wie Hr. W. — Aristoteles beschreibt nur die Art des Niederkauerns, was wegen seiner Schwere nur successiv erst durch Beugung der Glieder der einen Seite und dann derjenigen der andern geschehen könne. — Bey §. 5 sucht Hr. W. aus einer Stelle im Plinius. II, 102 und aus dem Zusammenhang wahrscheinlich zu machen, daß nach den Worten *καὶ τὰ πρόσδια εἰς τὸ ὀπίσθεν* einzuschalten seyn möchte; allein der Zusammenhang mit dem Folgenden scheint dagegen zu sprechen, indem er dem Menschen dieselbe Bewegung der Glieder zuschreiben würde, was er offenbar nicht will. Eher möchte man versucht seyn zu lesen *καὶ τὰ πρόσδια εἰς τὸ πρόσθεν καὶ τὰ ὀπίσδια εἰς τὸ ὀπίσθεν*, was sogar den Anschein, namentlich bey den Schildkröten, für sich hat. Die Worte *τὰ μεταξὺ τῶν ἐσχάτων* werden recht gut durch 'das mittlere Fuß-

paar bey den Insecten erklärt. — Den βόρασος des Aristoteles hält Hr. W. in seiner Erklärung der Stelle II. 2. 3 mit Cuvier für den *Boa urus*, oder wenigstens nahe verwandte Art, die wir entweder noch nicht kennen, oder die vielleicht ausgestorben ist; den *ιππέλαφος* mit vollter Einstimmung des Ref. für den Nylgau, *Antilope picta*. Hinsichtlich des indischen Esels mit einem Horn ist Ref. der Meinung, die Heeren, Schneider und andere längst ausgesprochen haben, daß die Sage von ihm bey den Alten nur auf unrichtigen Nachrichten und schlechten Abbildungen des Nashorns beruhe, und daß man alle Nachforschungen darüber, so wie über die Lindwürmer und feuerspendenden Drachen des belobten Mittelalters, aufgeben dürfe; etwas wahrscheinlicher wird durch die neuesten Nachrichten Müppels und die Entdeckung des dritten Horns an der männlichen Giraffe das Daseyn einer Antilope mit einem Horn; indeß fehlt noch sehr viel an der Gewißheit. — In der Stelle II. 2. 5 — 6 erklärt Hr. W. *ισχίον* recht gut durch die Hüfte oder vielmehr durch die ganze Gegend des Beckens. Das *τι διὰ μέσον τῶν σχισμάτων*, ὡς περ τοῖς χησίῳ ist gewiß nichts Anders, als die kissenförmige Sohle des Kamels.

Zur besondern Empfehlung gereicht dieser Proöbschrift das gute Latein, in welcher sie abgefaßt ist. Möge der Herr Verfasser ferner mit Liebe seine Mühe und seinen Fleiß dem Studium des Aristoteles widmen, wozu er durch seine philologischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die er hierbey bewährt hat, so viel innern Beruf hat, als er durch seinen Aufenthalt in Berlin anderweitige Aufmunterung findet.

181. St., den 12. Novemb. 1827. 1805

W i e n.

Theoretische und practische Astronomie.
Dritter Theil, enthaltend die Elemente der
physischen Astronomie von J. J. Littrow.

Dieses Werk beschließt den Cursus der Astro-
nomie, deren sphärischen und theoretischen Theil
der Verf. schon früher dem Publicum übergeben
hat, und soll dem Plane des Verfs. zufolge den
Lesern eine Vorbereitung zur Mécanique cé-
leste seyn, welches berühmte Werk auch in dem-
selben fleißig benutzt ist.

Es läßt sich schon hieraus schließen, daß vor-
liegendes Buch seinem Inhalt nach gewiß sehr
schätzenswerth sey, da derselbe aus den Werken
der berühmtesten Mathematiker zusammengetra-
gen ist; nur wäre zu wünschen gewesen, daß
der Verf. bey Benützung dieser Schriftsteller für
das Interesse der Leser durch nähere Angabe der
Orter, wo sich die in seinem Werke aufgenom-
menen Entwicklungen weiter nachsehen lassen,
häufiger gesorgt hätte, da denselben durch dieses
Verfahren zugleich ein Ueberblick über die astro-
nische Litteratur verschafft worden wäre.

Betrachtet man aber den Zweck, den der Vf.
bey Ausarbeitung dieses Werks, indem er es
Elemente der physischen Astronomie nannte, vor
Augen hatte, so kann man nicht umhin zu ge-
hen, daß derselbe verfehlt worden sey, indem
die Darstellungen der verschiedenen Gegenstände
für Leser, die die physische Astronomie aus die-
sem Buche lernen wollen zu verwickelt und fast
noch gedrängter aufgestellt sind, als in den Quel-
len, woraus sie geschöpft worden, und die doch
gewiß nicht für Anfänger geschrieben waren, so
daß der Erlernende gar zu sehr mit Calcul über-
häuft wird, und wie bey den meisten Untersu-

chungen über räumliche Gegenstände der Fall ist, die bloß mittelst analytischer Rechnungen durchgeführt worden, weder einen klaren Begriff der einzelnen Umstände, noch deutliche Uebersicht des Ganzen erhalten kann.

Auch kann Rec. nicht unterlassen auf zwey Gallicismen aufmerksam zu machen, die sich bey mathematischen Schriftstellern einzuschleichen anfangen, und im vorliegenden Werke häufig vorkommen. Der erste besteht darin daß ein Satz mit dem Worte Sey statt Es sey angefangen wird; der andere ist dem deutschen Style noch weniger angemessen und erregt bey dem Leser unangenehme Empfindungen, da der Stellung der Worte zufolge ein Nachsatz vorhanden seyn sollte, der aber fehlt, wie z. B. folgender Ausdruck Seite 277: Nehmen wir an, daß eine dieser säculären Störungen die Form $A \sin(at + b)$ habe, wo also a eine sehr kleine Größe ist, weil die Periode $\frac{360}{a}$ der säculären Gleichung sehr groß seyn soll. Ein jeder wird gewiß hier einen mit so anfangenden Nachsatz erwarten; allein die Periode schließt.

Im funfzehnten Kapitel wo von der Anziehung eines Ellipsoids dem Newtonischen Attractionsgesetz gemäß gehandelt wird, und der Verf. am Ende desselben die auf diese Aufgabe vom Hn. Hsfr. Gauß angewandte Methode auseinandersetzt, wäre zu wünschen gewesen, daß er zugleich gezeigt hätte, wie das zwischen den Grenzen $t=0$ und $t=1$ zu nehmende Integral $\int_0^1 \frac{t dt}{H}$ sich mittelst des arithmetisch geometrischen Mittels wirklich finden lasse, wodurch

diese vom Herrn Hofrath Gauß erfundene und in der Abhandlung de attractione annuli elliptici Comm. Gott. 1817 auseinandergesetzte höchst scharfsinnige Methode der Integration elliptischer Functionen eine zweckmäßige Anwendung gefunden hätte.

Die Annahme, welche der Verfasser bey der Theorie der Strahlenbrechung macht, indem er die Abhängigkeit zwischen der Dichtigkeit einer gewissen Luftschicht, und ihrer Höhe über der Erdoberfläche durch eine lineäre Gleichung ausdrückt, ist wohl nicht die wahrscheinlichste zu nennen, da sie der Atmosphäre nur eine Höhe von ungefähr 14000 Metre gibt, und auch außerdem die Horizontalrefraction bey weitem zu klein macht. Daß diese Annahme bis zu einer Zenithdistanz von 85° für die Refractionen solche Werthe gibt, die nicht merklich von den beobachteten abweichen, beweist nichts für die Wahrscheinlichkeit derselben, da schon Laplace gezeigt hat, daß wenn man nur die Höhe der Atmosphäre so klein annimmt, daß die höhern Potenzen ihres Verhältnisses zum Erdhalbmesser vernachlässigt werden können bis zu 80° Zenithdistanz das Gesetz der Abnahme der Dichtigkeit der Luftschichten gar nicht in Betracht kommt, sondern die Größe der Refraction einzig und allein von der Dichtigkeit der Luft an der Erdoberfläche abhängt, vorausgesetzt daß an der Grenze der Atmosphäre die Dichtigkeit Null ist. Die Prüfung, ob eine über die Abnahme der Dichtigkeit der Luftschichten aufgestellte Hypothese richtig sey, kann bloß durch solche Beobachtungen geschehen, welchen Zenithdistanzen von beynähe 90° entsprechen.

L o n d o n.

A comparative View of the various Institutions for the Assurance of Lives by Charles Babbage. 170 S. 1826.

Dieses Werk enthält eine allgemeine Uebersicht der in England für Lebensversicherungen bestehenden Gesellschaften, und der Verfasser gibt die verschiedenen derselben nebst den Bedingungen an, unter welchen diese Gesellschaften die Individuen aufnehmen. Man darf aber in diesem Buche keine mathematische Theorie der Assuranczen suchen, wie der Verfasser in der Vorrede selbst bezeugt, indem er sagt, daß er keine Lust gehabt hätte, eine mathematische Abhandlung über die Lehre der Leibrenten abzufassen. Doch dürfte dasselbe für solche Leser zweckmäßig seyn, welche eine bloß historische Kenntniß der verschiedenen Anordnungen solcher Vereine, ihrer Vorzüge und Mängel zu erhalten wünschen. Im Anhange befindet sich die Erzählung eines Processes, welchen Wagenfabricanten, die auf das Leben von Pitt, der ihnen eine bedeutende Summe schuldig war, bey der Lebensversicherungsgesellschaft Pelican genannt, versichert hatten, mit den Directoren der letztern führten. Hierauf folgen einige aus Baily's treatise on annuities and assurances genommeue algebraische Formeln, die zur Berechnung derjenigen Tafeln dienen, welche bey Leibrenten und Versicherungen ihre Anwendung finden, und die der Verfasser, auf eine sehr brauchbare Weise eingerichtet, dem Werke angehängt hat.

1809

Das neue O r t s t a g l i s c h e
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

182. Stück.

Den 15. November 1827.

L o n d o n .

Bey Bongman, Hurst, Rees, Orme, Brown,
und Green: Travels into Chile, over the
Andes, in the years 1820 and 1821 with
some sketches of the productions and agri-
culture; mines and metallurgy, inhabitants,
history and other features of America; par-
ticularly of Chile and Arauco. — Illustrated
with thirty plates, plans of St. Yago, the
Capital of Chile, and of the postroad across
the Pampas; itineraries etc. By Peter
Siegmundmeier. 1824. 378 S. 4.

Der Verf. dieser Reise scheint, nach seinem
Namen und seinen Äußerungen, besonders aber
gewissen sentimental-philosophischen Betrachtun-
gen, die ihm hier und da entfallen, zu urtheilen,
ein Deutscher zu seyn; und vermehrt auf diese
Weise die Zahl derjenigen unserer Landsleute de-
nen Europa eine genauere Kenntniß der neuen
Welt verdankt. Der Zweck seiner Reise ist mercan-
tilischer Art, doch beweisen die in diesem Werk-
zerstreuten Beobachtungen über Botanik und Mi-

neralogie und Geologie der Anden, daß ihm auch naturhistorische Kenntnisse nicht ganz fremd sind; und obgleich er sich meistens sehr undeutlich ausdrückt, so dürfte der Mineraloge und Geologe doch hier manche wichtige Thatsache über die Geologie der Anden finden. Als Sachkundiger erschert der Verf. eigentlich nur in Gegenständen die auf Handel und Ackerbau Bezug haben. An Beobachtungsgeist, Scharfsinn und Unbefangenheit für Alles was einem nicht gelehrten Reisenden zugänglich ist, für Sitten, Gebräuche, Culturzustand der Bewohner und des Landes fehlt es ihm keinesweges, allein seine Darstellungsart ist sehr weiterschweifig und verworren, und er verliert sich zuweilen in übelangebrachte, affectierte philosophische Betrachtungen und gelehrte Anspielungen, so daß wir in diesem Werke mehr Materialien zu Darstellung des Zustandes von Chile finden, als eine wirkliche lebendige Darstellung desselben. Obgleich Hr. Schmidtmeier sich viel länger in Chile und Buenos Ayres aufhielt als einer seiner Nachfolger Captain Head (von dessen Reise an einem andern Ort die Rede war) und obgleich er in der That weit mehr Beobachtungen und Thatsachen enthält, so gibt jener flüchtige Reisende von allem was er berührt ein viel lebendigeres Bild als sein weiterschweifiger Vorgänger. Einen großen und in gewisser Hinsicht unverzeihlichen Fehler theilt Hr. Schmidtmeier mit den meisten Reisenden die bis jetzt über die neuen südamericanischen Staaten geschrieben haben, nämlich die Unkunde der Sprache, welche eine genaue Kenntniß der wirklichen Denkart, Bedürfnisse und Civilisation des Volkes sehr erschweren, wo nicht ganz verhindern muß. — Von S. 16 — 126 finden wir eine allgemeine Uebersicht des moralischen und materiellen Zustandes der Bewohner von Südame-

rica, besonders von Chile und La Plata und der Erzeugnisse dieser Länder in den drey Reichen der Natur. Was wir hier über die Urbewohner finden, ist sehr ungenügend und ist größtentheils aus Azara geschöpft, doch ohne die Gabe umfassender, klarer Zusammenstellung der charakteristischen Züge, — hier wie an manchen andern Stellen, wo er sich über die bloße Erzählung des Selbstbeobachteten versteigt, möchte man dem Verf. das: *ne sutor ultra crepidam* zurufen. Er reist dann von Buenos Ayres über San Luis nach Mendoza, und dann über den Paß von Uspallata und die Anden nach Sant Yago de Chile, von da nach Valparaiso, Guasco und Coquimbo, Quillota, Aconcagua &c. und wieder zurück nach Sant Yago, von wo aus er noch mehrere kleinere Excursionen in die Umgegend macht.

Aus allen Thatsachen, an denen das Werk sehr reich ist, geht hervor, daß von allen süd-americanischen Staaten Chile ohne Zweifel noch am weitesten von dem Zeitpuncte entfernt ist, wo nicht nur seine eigenen Bewohner, sondern auch Europa und zunächst der britische Handel die Früchte der Emancipation zu ernten hoffen können. Ueberhaupt berechtigt dieser, wie alle andern sachkundigen Berichte aus jenen Ländern — auch aus denen welche die meisten Vorzüge vor Chile haben — zu bedeutenden Zweifeln gegen die Weisheit derjenigen Politik welche das Mutterland so unbedingt den Colonien aufopferte. Es wäre nicht schwer zu beweisen, daß, wie auch die Zukunft sich gestalten mag, in diesem Augenblick trotz allen seinen Leiden und Verlusten, Spanien an Hülfsmitteln aller Art reicher ist als seine Colonien, daß es nur von der britischen Politik abhängt, oder doch vor der französischen Intervention von 1823 abgehungen hat,

die Entwicklung und Vermehrung dieser Hülfsmittel zu sichern und zu befördern und sie dem britischen Handel zum Vortheil beider Länder zugänglich zu machen. Statt dessen wurde Spanien seinem Schicksal und einem fremden Einfluß überlassen, so daß es für England nicht mehr existiert und Millionen britischen Kapitals wurden in Speculationen nach Südamerika verwendet bis die große Krise von 1825 und 26 bewies, daß diese neuen Staaten und ihre Bewohner zahlungsunfähig seien — daß man das Nahe, Sichere dem Entfernten, Unsichern aufgeopfert habe. Eine solche Politik dürfte um so weniger als ein Muster der Weisheit erscheinen, da die Vereinigung beider, des Nahen und Fernen sehr möglich war, da die Alternative eine ganz willkürliche war. Doch wir kehren zu Chile zurück.

Chile ist in jeder Hinsicht ein armes Land, da unter den jetzigen Umständen auch der mineralische Reichthum des Landes größtentheils unzugänglich ist und es bleiben muß, wenn man nicht wieder Tausende von Indianern in den Bergwerken opfern kann. Wer in Chile den Reichthum und die Fülle der sogenannten tropischen Vegetation zu finden erwartet, wird sich sehr getäuscht sehen. Auf der ganzen Strecke von Sant Yago bis Valparaiso und von da bis Coquimbo findet Hr. Schmidtmeier nichts als kahle, steinige Hügel, von tiefen Schluchten durchschnitten, die von den Anden nach dem Meere zulaufen und den größten Theil des Jahres über trocken, während der Regenzeit von wüthen den Bergströmen aufgewühlt und mit Felstrümmern angefüllt werden. Einzelne Gebüsche von Akazien oder dunkelbelaubten Agartoken, einzelne ärmliche Hütten mit magern Kornfeldern, Kleeplätzen, Weinreben und einigen Obstbäumen

einzelne Kupfer- oder Silberschmelze — einige Viehheerden — alles in dem endlosen Hügel-lande was nach dem Fuß der Anden hin immer rauhler wird, wie verloren — ein größtentheils sandiges Ufer mit wenigen sehr unsichern Ankerplätzen, auf denen selten mehr als zwey bis drey Schiffe zu sehen sind, um die Landeserzeugnisse, Korn, Leder und Kupfer einzunehmen und fast alles was nicht zu den ersten Lebensbedürfnissen gehört, den Chilesern zuzuführen, — drey bis vier Städte oder Flecken von 2 — 5000 Einwohnern in einigen weitem, bewässerten Thälern, mit Kornfeldern und Obstgärten, Höfen oder Landhäusern in einer Strecke von etwa einer Legua dem Wasser entlang umgeben — dieß ist in wenig Worten das Bild des Landes. Hr. Schmidtmeier beweist zur Genüge, daß die besten Kornfelder nicht mehr als fünf und zwanzigfach tragen und nicht wie man wohl behauptet hat, funfzig bis hundertfach. Uebrigens zweifelt er nicht, daß eine bessere Landwirthschaft und besonders eine, allerdings mit großen Kosten und Schwierigkeiten verbundene, bessere Bewässerung den Ertrag bedeutend vermehren könnte. Den gegenwärtigen schlechten Zustand des Ackerbaus und aller andern Gewerbe schreibt er besonders dem Mangel an Bevölkerung und beide der ungleichen Vertheilung des Grundbesitzes zu, wodurch nicht nur das ganze Grundeigenthum, sondern fast alles Kapital und somit aller Handel, alle Industrie in den Händen einiger weniger Familien ist. Ganz Chile scheint in einige Streifen vertheilt zu seyn, welche sich von der Südsee bis an den östlichen Abhang der Anden erstrecken, so daß in den ungeheuern Wildnissen der Anden kein Fleckchen ist was nicht einem dieser großen Landeigenthümer gehört, oder wo ein Maulthier ohne Erlaubniß eines Eigenthümers

weiden könnte. Die Bevölkerung von Chile ist von Einigen auf 1,200,000 Seelen angegeben worden, Hr. Schmidtmeier setzt sie aber, wie es scheint aus sehr triftigen Gründen auf 250 — 300,000 herab. Die Abnahme derselben in den letzten Jahren ist nicht sowohl den bürgerlichen Unruhen zuzuschreiben, als Auswanderungen nach den Staaten des Rio de la Plata, besonders nach Mendoza wo die Ansiedler Grundeigenthum und bürgerliche Rechte erhalten, die sie in Chile nicht zu erwarten haben. — Unseres Reisenden Urtheil über den Character und die Anlagen der Chilenos ist im Ganzen sehr günstig. Die Zeit welche ich auf diese Art mit den untern Classen der Einwohner zubrachte, gab mir häufige Gelegenheit ihren guten und harmlosen Character zu beobachten — ihre anständige Art sich auszudrücken und zu betragen, die Freundlichkeit und sichtlich Anhänglichkeit zwischen Verwandten und Hausgenossen. Die Kinder thun im Ganzen was sie wollen, aber ihre natürliche Indolenz scheint sie abzuhalten, viel Unfug zu treiben. Zu dieser gewöhnlichen Trägheit der Chilenos in jedem Alter bildet jedoch einen auffallenden Gegensatz der lebendige Ausdruck ihrer Züge und ihrer Rede und die bedeutenden Anstrengungen deren sie bey vorkommenden Gelegenheiten fähig sind. Von Gestalt sind sie im Ganzen klein aber zäh, elastisch und wohl gebaut und sehr geeignet große Mühseligkeiten und Entbehrungen zu ertragen *). Nach dem Zeugniß fremder Officiere

*) Capitain Heab versichert, daß die magern und dem Ansehen nach hinfälligen Arbeiter in den Chilenischen Minen, meistens Indier, bey der Arbeit und im Tragen von Lasten, Kräfte entwickeln, deren die stärksten englischen Bergleute, wovon einige ihn begleiteten, nicht fähig wären — was der hergebrachten Meinung von der größern Muskelstärke der Europäer widerspricht.

sind sie treffliche Soldaten, wenn sie gut geführt werden. Ein Zug, der besondere Erwähnung verdient, ist die große Sicherheit welche der Reisende in diesem Lande findet, indem er überall ohne die geringsten Vorsichtsmaaßregeln ruhen kann, auch wenn er, wie es gewöhnlich der Fall ist, bedeutende Geldsummen bey sich führt. Fremde zu beherbergen ist auch bey den ärmsten Chilenos mehr eine Handlung der Gastfretheit als des Eigennuzes. Wenn wir mehr als zwey bis drey Reales für eine Mahlzeit boten, die den armen Leuten oft viel Mühe zu bereiten gekostet hatte, so bemerkten sie häufig, daß sie nicht so viel oder, daß sie gar nichts verlangen. Die kleinste Veranlassung erzeugt bey ihnen ein herzliches Gelächter, obgleich ihr Wesen im Ganzen keinesweges Leichtsinns ausdrückt. Ein hoher Grad von Unreinlichkeit ist das Einzige was den angenehmen Eindruck alles dieses macht, stört. — Der Reisende findet seine Eitelkeit einigermaßen dadurch gekränkt, daß diese armen Leute ihn trotz seiner europäischen Ueberlegenheit und seines verhältnißmäßigen Reichthumes mit einer Art von Geringschätzung behandeln, und ihn z. B. nicht Sennor Cavallero nennen, womit sie doch unter einander sehr freigebig sind. Dasselbe findet in dem Mutterlande statt und das rastlose Treiben nach Gewinn und Genuß, dem unsere Civilisation einen so hohen Werth beylegt, erregt bey dem Spanier wie bey dem Chileno eher verächtlichen Spott, als Achtung.

Obgleich die Zahl der Reichen und Wohlhabenden in Chile sehr gering ist, so findet man doch bey den untern Klassen wenig eigentliches Elend und die Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse ist in diesem glücklichen und gesunden Klima leicht und sicher. In Sant Yago und Valparaiso nehmen europäische, zunächst englische Sitten und Thorheiten überhand — die Zahl der

Engländer ist sehr groß. Unter den höchsten Ständen findet man einen bedeutenden Grad von Luxus auch in ihren Landhäusern. — Schließlich empfehlen wir Jedem dem an einer genauern Kenntniß dieses Landes und Südamericas überhaupt gelegen ist, das vorliegende Werk des Hn. Schmidtmeier.

U t r e c h t.

Herm. J. Royaards oratio de theologia Historica cum sacri Codicis Exegesi rite conjuncta, nostris potissimum temporibus in Belgio excolenda; habita d. 3. Mart. 1826. 42 S. in 8. 1827. — Wir erwähnen diese Antrittsrede, mit welcher Hr. Dr. Royard als Nachfolger seines verstorbenen Vaters seine Professur in der theologischen Facultät zu Utrecht antrat, weil sie uns einen Blick in den Zustand der theologischen Studien auf einer der ersten holländischen Universitäten thun läßt. Schon das von dem Vf. gewählte Thema bezeichnet im voraus den Geist dieser Rede. Es wird darin zuerst die Nothwendigkeit der historischen Behandlung der Theologie, und die Unentbehrlichkeit davon bey der Erklärung der heiligen Schriften gezeigt, die historisch und grammatisch seyn muß, wenn ihr wahrer Sinn erforscht, und der Abweg des Mysticismus vermieden werden soll. Gegen diesen warnt daher der Redner mit großer Wärme, mit besondrer Rücksicht auf den jetzigen Zustand der theologischen Studien in Deutschland; wovon alsdann der Uebergang auf die Niederlande, und die dortigen Bedürfnisse in dieser Rücksicht gemacht wird. Auch diese Rede gibt einen Beweis, wie sehr der Einfluß der wissenschaftlichen Literatur unsers Vaterlandes auf die dortige jetzt im Wachsen ist.

On.

1817

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

183. Stück.

Den 17. November 1827.

L o n d o n.

Vida literaria de Don Joaquin Lorenzo Villanueva o Memoria de sus escritos, y de sus opiniones ecclesiasticas y politicas, y de algunos Sucesos notables de su Tiempo. Con un Appendice de Documentos relativos à la Historia del Concilio di Trento. Escrita por el mismo. P. I. 1825. 432 S. P. II. 1825. 470 S. in 8.

Das literarische Leben eines spanischen Gelehrten mag schon an sich für unser literarisches Publicum manches anziehende haben; das vorliegende erhält aber noch ein besonderes Interesse dadurch, weil dieser Gelehrte auch unter den politischen Bewegungen, welche Spanien seit zwanzig Jahren verwirrten, eine sehr thätige und eben so wenig unwichtige als unrühmliche Rolle zu spielen bekam. Wir müssen jedoch sogleich dazu sagen, daß sich nur ein rein-literarisches Publicum dadurch angezogen fühlen wird, denn der Vf. geht darin über alles was bloß sein äußeres Leben an-

B [8]

seine persönlichen Schicksale betrifft, mit der ruhigen Kürze des ernstesten und gefestigten Gelehrten hinweg; daher wird auch der Historiker seine Erwartungen mehrfach getäuscht finden, der über das verwirrte Chaos der neuesten Zeit-Ereignisse in Spanien, auf welchem für uns noch ein so dichter Schleier liegt, weitere Aufklärung durch ihn zu erhalten hofft; denn auch über jene, in welche er selbst hineingezogen wurde, läßt er sich nur so weit aus, als seine kirchen- oder staatsrechtlichen Grundsätze in Bezug oder in Collision damit kamen. Dieß wird sich schon aus einem bloßen Auszuge des in dieser Biographie enthaltenen persönlich-historischen ergeben, die wir zuerst geben wollen, weil sie sehr kurz gegeben werden kann.

Im J. 1757 zu Jativa (dem alten Setabis der Phönizier) im Königreiche Valencia geboren, und auf der Universität zu Valencia in die philosophischen und theologischen Studien eingeweiht, erhielt Villanueva schon im J. 1777 ein Canonicat in dem Kapitel der bischöflichen Kirche zu Drisuela und wurde zugleich von dem Bischof als Professor der Philosophie bey seinem Seminar angestellt. Von dem Gange seiner eigenen wissenschaftlichen Bildung sagt er weiter nichts, als daß er sich zu Valencia vorzüglich dem Unterricht und der Führung des gelehrten Don Munnoz, (des Verfassers der Geschichte der neuen Welt) hingab; über den damaligen Stand der theologischen Studien in Spanien überhaupt bemerkt er aber nur im allgemeinen, daß der krasse Ultramontanismus und Jesuitismus in allen bischöflichen Seminarien, bloß mit Ausnahme der zwey in Barcelona und in Murcia herrschend war. Dieß mochte auch in dem seinigen, bey welchem er als Lehrer angestellt war, der Fall

seyn, denn wahrscheinlich waren es einige Unannehmlichkeiten, welche ihm seine Opposition dagegen zuzog, die ihn schon im J. 1780 bewogen, sich von Orisuela nach Madrid zu begeben, wo ihm einige Verbindungen, die er schon zu Valencia geknüpft hatte, besonders eine sehr innige Verbindung mit Pedro de Silva, dem Bruder des Marquis von Sta Cruz, einen freieren und weiteren Raum zum Wirken zu eröffnen schienen. Durch diesen und durch seinen Lehrer Munnoz, den er hier wieder traf, wurde er nun bald in die literarischen Cirkel eingeführt, die sich in den letzten Regierungsjahren Carls III. in Madrid gebildet hatten, kam mit den angesehensten und geachtetsten der dortigen Gelehrten, wie Campomanes, Blaso, Casiri, Perez Bayer, und durch sie auch mit den einflussreichsten Geschäftsmännern in nähere Berührungen — wurde freudig von ihnen als tüchtiger Mitstreiter in dem Kampfe gegen das Verfinsterungssystem überhaupt und gegen das Papalsystem im besondern, in welchem sie schon begriffen waren, aufgenommen und anerkannt, erwarb sich ihre Achtung in einem immer höheren Grade durch die Schriften, die er herausgab, wie durch seinen warmen Antheil an allen Fortschritten des wissenschaftlichen Geistes, der damals in Spanien zu einem neuen Leben zu erwachen schien, erhielt dadurch auch Zutritt in den höheren Kreisen der Aranda, Manuel de Roda, Monnino und Yriarte, und wurde selbst unter die Hof-Geistlichkeit als königlicher Caplan zu eben der Zeit aufgenommen, da ihn die königliche Academie zu Madrid zu ihrem Mitglied ernannte. T. I. S. 10 — 35. Auch unter der neuen Regierung Carls IV. und des Friedensfürsten (vom J. 1788) blieben die Verhältnisse seiner Lage gleich günstig. Einige größere

1820 Göttingische gel. Anzeigen

Werke, welche jetzt von ihm erschienen, wie sein Anno christiano de Espanna in IX Bänden, das auf königliche Kosten gedruckt wurde, S. 73. 74 sein Viage literario a las Iglesias de Espanna in 10 Bänden, S. 108 und sein Diccionario etymologico de la lingua Castiliana, dessen Erscheinung jedoch die französische Invasion verhinderte, S. 109. verbreiteten seinen Ruf in Spanien immer weiter, denn sie kündigten wirklich einen historischen Forscher des ersten Ranges an; wenn sie aber zugleich die Aufmerksamkeit der Inquisition auf den freymüthigen Forscher hinzogen, der ihr zu eben der Zeit durch einige kleinere Schriften, wie durch einen kurz nach dem Ausbruche der französischen Revolution herausgegebenen Catecismo del Estado S. 38 und durch einen Tractat über das Lesen der Bibel in den Volkssprachen S. 100 — 104 noch mehr Anlaß zum Kopfschütteln gegeben hatte, so mußte er doch durch seine Klugheit, und wohl auch durch seine Verbindungen zu verhindern, daß sie ihm nicht füglich beykommen konnte, denn selbst einige Groß-Inquisitoren zeigten sich als seine Gönner und Beschützer, S. 76. 77. Jetzt riß aber die französische Invasion auch ihn aus der Ruhe seines literarischen Lebens heraus, indem sie ihn in den Wirbel der politischen Stürme, die in Spanien ausbrachen, auf eine Art verwickelte, die ihn auf immer auch um die Ruhe seines ganzen sonstigen Lebens brachte. Im J. 1808 hatte er sich bey der Annäherung der Franzosen von Madrit nach Sevilla begeben, und wurde hier sogleich von der bald darauf sich bildenden Central-Junta und Central-Regierung für ihre Dienste in der Commission in Beschlag genommen, welche sie für die kirchlichen Sachen niedersetzte. Im J. 1810 ernannten ihn seine

Landsleute von Jativa zu ihrem Deputierten in der Versammlung der außerordentlichen Cortes zu Cadix und als nach der Auflösung von diesen im J. 1813 die ordentlichen zusammen berufen wurden, so wurde er auch zu diesen als Suppleant deputiert. Von seinem Antheil an den Verhandlungen der einen und der andern, besonders von seinem Antheil an dem Nachwerke der neuen Constitution, welche sie entwarfen, erwähnt er unmittelbar fast nichts, denn er beschränkt sich auch hier fast bloß auf die Angabe der literarischen, meistens in das kirchliche Staatsrecht und in die Geschichte einschlagenden Arbeiten, zu denen er dabey veranlaßt und aufgefordert wurde, aber aus diesen Arbeiten selbst läßt sich die Art und die Tendenz seiner Theilnahme daran am besten erkennen. Sie bestanden in Gutachten und Vorschlägen über die Beschränkungen, welche bey der kirchlichen Gerichtsbarkeit auf der einen, und auf der andern Seite bey den Präensionen der römischen Curie und ihren Eingriffen in die Rechte der spanischen Bischöfe angebracht werden mußten. Bey den Beratungen über die Aufhebung der Inquisition mochte er auch nicht den neutralen oder den stummen Zuhörer spielen: das Hauptgeschäft, dem er sich unterzog, bestand aber darin, daß er die Vertheidigung der Cortes gegen das Geschrey einer wüthenden Faction übernahm, die aus dem Clerus gegen sie aufgestanden war. Einige Bischöfe hatten gemeinschaftlich einen Hirtenbrief herausgegeben, worin sie dem Volke vorsagten, daß man damit umgehe, es in den Abgrund der Ketzerey und sogar des Jansenismus hinein zu stürzen, und dagegen gab B. sogleich zwey Schriften, die eine unter dem Titel: *Il Tomista en los Cortes*, und die andere: *Il Jansenismo*,

heraus, worin er den Beweis führte, daß die neue Constitution der Cortes im reinsten Geiste des heiligen Thomas von Aquin verfaßt, und gar nichts jansenistisches darin enthalten sey. S. 180. 224. 423. Doch für seine Thätigkeit in der Versammlung der Cortes zeugen die Folgen am lautesten, die für ihn daraus entsprangen. Der Deputation beygegeben, welche Ferdinand VII. bey seinem Eintritt in Spanien im J. 1814 bewillkommen und ihm die Constitution überreichen sollte, wurde er den 10. May mit mehreren andern Gliedern der aufgelösten Cortes eingezogen, vierzehn Monate im Gefängniß behalten, und endlich durch den Ausspruch einer besondern dazu niedergesetzten Commission nach einem freylich sehr unförmlichen rechtlichen Verfahren zu einer weiteren sechsjährigen Gefangenschaft in dem Franciscaner Kloster zu Salceda verdammt. T. II. S. 1 — 178. Hier nahm jedoch schon nach drey Jahren sein Schicksal eine andere Wendung, deren Gang man jedoch nur errathen muß, weil er selbst gar nichts davon erwähnt. Als im J. 1818 die Inquisition schon ihre Hände ausstreckte, ihn zu greifen, S. 195, erhielt er die Erlaubniß, Salceda zu verlassen, begab sich jetzt nach Cuenca S. 198 — 200, wurde im J. 1820 zum zweytenmal zum Deputirten bey den Cortes gewählt S. 201 — 205 und im J. 1822 als Minister und Gesandter des spanischen Hofes nach Rom geschickt S. 210. Hier weigerte man sich zwar ihn anzunehmen, weil er sich — wie man zuletzt offen heraus sagte — immer als einen Feind der römischen Curie gezeigt, und sogar in der Versammlung der Cortes darauf angetragen habe, daß alle Geldsendungen aus Spanien nach Rom verboten werden sollten S. 255. Nach einem starken

Briefwechsel, zu welchem es darüber zwischen dem Madrider Cabinet und dem Römischen kam, wobey das erste selbst mit der Wegweisung des päpstlichen Nuntius aus Spanien drohte, S. 212 — 231. 278, beharrte zwar das letzte auf seiner Weigerung, ihn als Gesandten zuzulassen; auch erhielt er endlich in Gen.ua, wo er den Ausgang des Streits darüber abwartete, den Befehl, nach Spanien zurückzukommen (wie es damit kam, wird wieder mit keiner Sylbe erwähnt) aber in Spanien wurde er in allen Städten, durch welche ihn sein Weg bis Sevilla führte, mit Jubel empfangen, S. 345 — 346, hingegen bey seiner Ankunft zu Sevilla erkannte er sogleich alle Vorzeichen des Ungewitters, das den 13. Jun. 1823 ausbrach, und jetzt erfährt man nur noch, daß er sich acht Tage vor der Explosion nach Cadix begab, und von da über Gibraltar nach England flüchtete, wo er nach einigem Verweilen in Irland den 23. Dec. dieses Jahrs ankam. S. 346 — 382.

In diesen Notizen, die Hr. B. aus der Geschichte seines politischen Lebens angebracht und in der Art, wie er sie angebracht hat, mag man nun zunächst den bedachtsam-zurückhaltenden Staats- und Geschäftsmann erkennen; doch wäre es möglich, daß auch nur der Gelehrte darin kenntlich würde, welchem außer seinen Meinungen und Grundsätzen alles andere als unwichtig, oder doch weniger beachtungswerth erscheint. Ueber diese hat er sich wenigstens theils bey der Angabe seiner Schriften, und der Tendenz einer jeden, theils bey der Erzählung der Streitigkeiten, in welche er dadurch verwickelt wurde, so offen und unverdeckt erklärt, daß man keinen Augenblick zweifeln kann, wen man vor sich hat. Es ist der leidenschaftlichste Anti-Curialist, und der heftigste

Gegner des Papal-Systems, also auch im Gegensatz der eifrigste Vertheidiger des göttlichen Rechts der bischöflichen Gewalt, und der göttlichen Einsetzung der Bischöfe selbst, aber er ist zugleich eben so wahrhaftig gelehrter Gegner des einen, als Vertheidiger des andern. Wie weit er sich sonst noch zu den jansenistischen Ansichten in der Dogmatik und in der Moral hinneigte, läßt sich aus demjenigen, was er von seinen theologischen Ueberzeugungen ausspricht, nicht genau bestimmen; nur würde er gewiß kein Bedenken getragen haben, sich immer an die Seite des Jansenisten zu stellen, wo dieser dem Jesuiten gegenüber stand. Doch mochte er einen Streit darüber weiter nicht suchen, aber gegen das Papal-System war er in der Maaße eingenommen, daß er sich des Auffahrens nicht erwehren konnte, wenn ihm nur ein Vertheidiger davon auf seinem Wege begegnete; daher konnte er auch in England nicht leben, ohne mit den dortigen päpstlichen General-Vicarien, Doile, Milner und Pointier in Streit zu kommen. In mehreren Büchern seiner Geschichte verräth sich jedoch auch eine natürliche Gutmüthigkeit und Milde seines Characters, die ihn gewiß noch mehr als seine Klugheit dazu bestimmte, sich über Carl IV., über die Königin, selbst über Goboy, T. I. 40. 41. nur mit der äußersten Mäßigung, über Ferdinand VII. aber gar nicht heraus zu lassen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

O b t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

184. Stück.

Den 17. November 1827.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: *Vida literaria de Don Joaquin Lorenzo Villanueva etc. etc.*
 Jetzt mögen aber noch einige der historischen Notizen ausgehoben werden, welche Hr. V. hin und wieder gelegentlich angebracht hat; denn es sind einige darunter, auf welche man doch nicht zu stoßen erwartet, und durch welche man auch von dem geistig-wissenschaftlichen, wie von dem politischen Zustande Spaniens ein etwas anderes Bild bekommt, als man sich sonst davon zu machen gewohnt ist. — So erfährt man durch ihn manches bestimmtere über die Pläne und über die Absichten, wie über die Stellung und über den Einfluß der reformierenden Parthei, die es in den letzten Regierungsjahren Carls III. auf so manche Verbesserungen im Studien-Wesen, und in der Einrichtung der größeren Bildungs-Institute der Nation, wie in ihrem Cameral-Wesen und in ihrer Staats-Deconomie anlegte. T. I. S. 10 — 16. Auch be-

stätigt B. was man schon durch Florente erfahren hatte, daß es die Inquisition um diese Zeit rätzlich fand, oder sich rathen ließ; mit den armen Sündern, die in ihre Hände fielen, milder zu verfahren. Er widerlegte daher selbst eine Schrift, welche Gregoire dagegen gerichtet, und in Spanien zu verbreiten gesucht hatte. S. 39. Er räumt selbst ein, daß ihre ganze Strenge nöthig geworden sey, um besonders den Klerus und die Mönche von gewissen Verbrechen abzuhalten, indem er das Schauer erregende Geständniß des Groß-Inquisitors Bertrann anführt, aus dessen eigenem Munde er die Ausdrücke gehört zu haben versichert: sino fuera por la inquisicion, el confesionario seria un burdel. Doch rügt er zugleich sehr stark, daß die Inquisition den Curialismus und Jesuitismus bey jeder Gelegenheit begünstigt, und besonders in dem neuen Index libror. prohib. den sie im Jahr 1790 publicierte, die schmäblichsten Beweise davon gegeben habe. T. I. 17. 22. 37. 39. 112. Ferner erfährt man, wie der unter Carl III. lebendig gewordene Reformationsgeist auch unter Carl IV. noch nachwirkte — wie ernsthaft jetzt an dem Hofe selbst die Zulassung der Juden in Spanien zur Sprache kam, S. 47, mit welcher Theilnahme man den politischen und den kirchlichen Reformen des Großherzogs Leopold von Toscana zusah — welchen Unwillen hier zuerst die Bulle Pius VI. vom J. 1791 gegen den Bischof von Pistoja und seine Synode erregte, S. 59, deren Publication in Spanien nicht eher als im J. 1800, also erst nach einem neunjährigen Kampfe, oder nach neunjährigen Unterhandlungen darüber gestattet wurde, S. 62, und wie nahe es dazu kam, daß im J. 1796 die Inquisition selbst von der Regierung abgeschafft und

aufgehoben wurde, S. 367. Bey dem Geständniß des Hn. B. T. II. S. 262, daß er wirklich im J. 1821 bey den Cortes auf ein Decret angetragen habe, durch welches für die Zukunft alle Geldsendungen nach Rom für geistliche Waaren fixirt werden sollten, erhält man zugleich die documentirte Angabe, daß in dem Zeitraum vom J. 1814 — 1820 nicht weniger als 5 Millionen für Bullen und Breven, für Dispensen aber 24 Millionen — freylich nur Realen — von Spanien nach Rom kamen. Aus demjenigen hingegen, was T. I. S. 180 — 224 von den Verhandlungen der ersten und zweyten Cortes, von den Parteyen, welche sich unter ihnen und gegen sie bildeten, und von der Art erzählt wird, wie man auf den Geist und auf die Stimmung der Nation zu wirken suchte, erhält man die genügendste Erklärung des sonst so unerklärlichen Benehmens, zu welchem sich Ferdinand VII. so wie er nur den spanischen Boden wieder betreten hatte, durch seine Camarilla verleiten ließ; dafür fühlt man sich durch den Anhang der spanischen zu der geheimen Geschichte des tridentinischen Concils gehörigen Actenstücke und Urkunden etwas getäuscht. Sie gehören zwar wirklich zu dieser. Es sind meistens Briefe und Berichte, welche die spanischen Gesandten und die confidentiellen Hauptpersonen unter den spanischen Bischöfen auf der Synode theils ihrem Könige von den Synodal-Verhandlungen mittheilten, theils den spanischen Gesandten zu Rom, Neapel und Venedig communicierten. Auch kann die Echtheit der Urkunden, unter denen sich auch einige Schreiben Philipps II. finden, nicht bezweifelt werden, denn bey jeder sind die öffentlichen Bibliotheken und Archive nachgewiesen, wo das Original davon aufbewahrt ist: aber sie

beziehen sich fast allein auf die Kämpfe, welche die spanischen Bischöfe auf dem Concilio mit den päpstlichen Legaten wegen des berufenen Decrets von der Residenz der Bischöfe und wegen der Formel: *proponentibus Legatis*: zu bestehen hatten, und darüber konnte man nach den schon bekannt gemachten Briefen von Franz Bargas um so weniger etwas neues erfahren, da auch eine große Anzahl der hier gegebenen Briefe von ihm ist. Eine wahre Belustigung gewähren jedoch die aus einem Berichte des Bischofs von Salamanca, S. 426, wörtlich angeführten vota, welche zwei italienische, also dem Papst pflichtige Bischöfe über die Frage abgaben, ob die Residenz der Bischöfe und sie selbst göttlichen Rechts seyen? *Parcat*, sagte der eine, *parcat mihi divina Majestas: ego non sum sui juris!* — *Reverendissimi*, sagte aber der andere schlauere, *vultis, ut dicam quod sentio. Haec residentia personalis non est praecepta à Deo, nec ab homine, nec — a Diabolo.*

P a r i s.

Bey Dufart: *Aperçu statistique de l'île de Cuba, précédé de quelques lettres sur la Havane et suivi de tableaux synoptiques, d'une carte de l'île, et du tracé des côtes depuis la Havane jusqu'à Matanzas.* Par B. Huber, attaché au ministère des affaires étrangères et membre de la société de Géographie de Paris. 1826. 326 S. in 8.

Bey Gibe, Sohn: *Essai politique sur l'île de Cuba par Alexandre de Humboldt. Avec une carte et un supplément qui renferme des considérations sur la population,*

184. St., den 17. Novemb. 1827. 1829.

la richesse nationale et le commerce de l'archipel des Antilles et de Colombia. 1826. Tom. I. XLVI u. 304 S. Tom. II. 408 S. 8.

Wiewohl beide Werke dieselbe Jahrszahl auf dem Titel führen, ist dennoch das erstere bereits in dem zweyten berücksichtigt und um so eher mag Ref. beide in eine und dieselbe Anzeige zusammenfassen, als sämtliche in dem ersten berührte Gegenstände, auch in dem zweyten, wiewohl ungleich gründlicher und erschöpfender behandelt sind. Nur mit wenigen Worten mag daher Ref. den Inhalt des ersteren angeben, um sich einen Raum für das zweyte, für dessen Trefflichkeit schon der Name des Verfs. bürgt, zu ersparen. Es zerfällt die Schrift des Hn. Huber in zwey Abtheilungen: die erstere besteht aus sieben Briefen, dem Auszuge aus einem im Jahre 1821 zu London unter dem Titel: *Letters from the Havanah, by an official british resident*, erschienenen Werke, unter folgenden Ueberschriften: 1) über die weiße Bevölkerung; 2) über die schwarze Bevölkerung und die farbigen Leute; 3) über die Insel Cuba unter den Cortes; 4) über die Havanah zu derselben Periode; 5) über den Handel der Häfen der Insel Cuba; 6) Beschreibung der Umgebungen und der Nachbarschaft von Havanah; und 7) über die Witterung und das Klima der Insel und über die Abschaffung des Sklavenhandels. Der zweyte Theil des Buchs unter der Ueberschrift: *Aperçu statistique sur l'île de Cuba pour l'année 1825*, enthält unter einer Reihe von Rubriken, statistische Bemerkungen, welche der Verf. seiner Angabe nach, von einigen unterrichteten Bewohnern der Havanah mitgetheilt erhielt. Angehängt sind: 1) eine Rede des Don Ramon de la Sagra, gehalten am 10ten Octo-

ber 1824 bey Eröffnung einer Professur der Ackerbau-Botanik zu Havanah; 2) eine Tabelle über den Handel und die Schiffahrt von Frankreich mit den fremden Antillen; 3) eine Tabelle über den Handel von Cuba zu verschiedenen Epochen und namentlich mit den vereinigten Staaten; 4) eine Tabelle über den Zolltarif der Insel; 5) eine statistische Tabelle über Cuba nach Hassel; 6) eine dergleichen über Portorico und 7) eine Uebersicht der Ausfuhr aus Cuba nach Veracruz im Jahre 1822 und von Havanah nach verschiedenen Ländern im Jahre 1825. — Aus dieser kurzen Angabe des Inhalts geht hervor, daß allerdings das Buch nicht ohne Interesse seyn würde, wäre dasselbe nur nicht durch das Werk des Herrn von Humboldt, zu dessen Anzeige Ref. jetzt übergeht, vollkommen entbehrlich und überflüssig geworden.

Das Werk des Herrn von Humboldt beginnt mit einer Analyse raisonnée der neuen dem Buche beigelegten Charte der Insel Cuba, dann folgt der Essai politique selbst. In mehr als einer Hinsicht ist Cuba von besonderer politischer Wichtigkeit; theils wegen seiner Größe, welche die von Hayti um die Hälfte übersteigt und beynahe von England allein, ohne Wales, gleich kommt, theils durch seine Producte, durch seine Anstalten für den Schiffbau, vorzüglich auch für die Kriegsmarine, durch seine bedeutende zu drey Vierteln aus freyen Leuten bestehende Bevölkerung, und endlich hauptsächlich durch seine geographische Lage als Schlüssel zum mericanischen Meerbusen; und wegen seiner länglichen Gestalt zu gleicher Zeit als Nachbar von Hayti und Jamaika, von Florida und Yucatan. So ist es nicht zu verwundern, wenn vorzüglich in der neueren Zeit, seitdem Spanien seinen Colonien

und namentlich Cuba einige größere Handelsfreyheiten gestattete, Havanah, die Hauptstadt der Insel mit einem der schönsten Häfen in der Welt, auch einer der Haupthandelsplätze von America geworden ist. Selbst das ungesunde Clima des Platzes, was sich jedoch freylich nur auf die eigentliche Stadt beschränkt, wo die Menschen auf einen durch Festungswerke beschränkten Raum zusammengedrückt sind, hat den schnellen Anwachs seiner Bevölkerung nicht aufzuhalten vermocht; wie aus den zur Erläuterung beigefügten Tabellen hervorgeht. Während die gesammte Bevölkerung von Havanah mit Einschluß der Vorstädte im Jahre 1791 nicht über 44,337 Menschen betrug, war sie bereits im Jahre 1810 auf 96,296 Seelen gestiegen und für das Jahr 1825 glaubt der Vf. sie, unbedenklich zu 130,000 annehmen zu können, von denen zwey Fünftel aus Weißen bestehen. Der Flächeninhalt der Insel wird nach neuen Berechnungen angegeben, ohne die Insel Pinos zu 3520, mit derselben zu 3615 □ Seemeilen, zwanzig auf einen Grad, die größte Länge derselben zu 227, die größte Breite zu 37, der Umfang der Küsten zu 520 Seemeilen. Der größte Theil der Insel ist eine mit Hügeln durchschnittene Ebene, nur an der südöstlichen Spitze derselben finden sich die Montañas oder die Sierra del Cobre. Bedeutende Flüsse fehlen; auch ist die Fruchtbarkeit des Bodens sich nicht aller Orten gleich. Das Clima ist das der Tropenländer, jedoch mit manchen Eigenthümlichkeiten, die in dem Werke selbst weitläufiger ausgeführt sind. Orcane sind auf Cuba selten; trotz der vielen Untiefen und Riffe, welche es umgeben, besitzt es eine Reihe trefflicher Häfen. Die Insel wird auf verschiedene Weise eingetheilt. In Rücksicht auf die Justiz-

verwaltung ist sie einer Audiencia untergeordnet, die seit 1797 ihren Sitz zu Puerto Principe hat; in kirchlicher Hinsicht zerfällt sie seit 1788 in zwey Diöcesen, das Erzbisthum von Santjago de Cuba mit zwey und zwanzig und das Bisthum von Havanah mit 40 Parochien, in politisch militärischer Hinsicht in zwey Gobiernos, das der Havanah und das von Santjago de Cuba, der Gouverneur des letztern ist jedoch dem erstern untergeordnet, welcher zugleich Generalcapitain der gesammten Landmacht ist; die Zahl der regulären Truppen beträgt gewöhnlich 6000 Mann. In finanzieller Rücksicht zerfällt die Insel seit 1812 in drey Intendanzen oder Provinzen, von Havanah, Puerto Principe und Santjago de Cuba; an der Spitze der ganzen Finanzverwaltung steht der Intendant von Havanah als Superintende general subdelegado de real hacienda de la isla de Cuba. Die ganze Insel zählt dreyzehn Ciudades und sieben Villas. Die unter den Einwohnern von Havanah selbst üblichste Eintheilung ist die in die Vuelta de arriba und die Vuelta de abajo, im Osten und im Westen des Meridians von Havanah. Die Bevölkerung der Insel hat in neueren Zeiten fortwährend bedeutend zugenommen; während dieselbe im J. 1775 nur 170,862 Seelen betrug, betrug sie dagegen im J. 1791 272,140, im J. 1817 selbst 630,980 und nach der wahrscheinlichen Annahme des Verf. zu Ende des Jahres 1825 715,000, worunter 325,000 Weiße, 130,000 freye Farbige und 260,000 Slaven. Da durch die spanischen Gesetze die Freylassungen sehr begünstigt werden, so würde das Verhältniß zwischen Freyen und Slaven für die ersten noch günstiger seyn, hätte nicht, trotz der Verträge, die heimliche Slaveneinfuhr seit dem

184. St., den 17. Novemb. 1827. 1833

Jahre 1820 eher zu als abgenommen. Was der Verf. hier und an verschiedenen anderen Stellen seines Werks eben so gründlich als überzeugend, über die Gefahren der Slaverey und der Fortdauer des gesetzwidrigen Slavenhandels sagt, will im Buche selbst nachgelesen seyn. Der Grund und Boden auf Cuba ward nach der ersten Eroberung eine geraume Zeit hauptsächlich nur zur Viehzucht benutzt, nachmals kam dazu der Tabacksbau und die Bienenzucht — die Bienen wurden über Florida aus Europa eingeführt — endlich der Zuckerrohr- und Caffeebau; der Gesamtwertb der jährlichen Ausfuhr an Taback, Caffee, Zucker und Wachs beträgt gegenwärtig etwa vierzehn bis funfzehn Millionen Piafter. Nach den von dem Verf. angestellten Berechnungen würden die Caffee- und Zucker-Plantagen, mit deren Bedürfniß man immer die ungeheure Vermehrung der Slaven hauptsächlich zu rechtfertigen gesucht hat, kaum 40,000 derselben verlangen, da der Tabacksbau fast allein von Weißen oder freyen Farbigen betrieben wird. Die Cultur der Baumwolle, des Indigos und des Weizens; ist bis jetzt auf Cuba noch von geringerer Bedeutung. Die Wichtigkeit des Handels der Insel gründet sich jedoch nicht allein auf ihre Production und ihre Ebnsumtion selbst, sondern vorzüglich auch auf die glückliche Lage des Hafens von Havanah, am Eingange des Golfs von Mexico, da wo sich die großen Handelsstraßen zweyer Welttheile kreuzen. Von etwa 120 bis 150 Kriegss- und 1000 bis 1200 Kauffarthenschiffen, letzteren mit einem Gehalte von 150 bis 170,000 Tonnen, wird jährlich der Hafen von Havanah besucht. Während die Gesamtausfuhr sich auf vierzehn bis funfzehn Millionen Piafter an Werth beläuft, kann die Einfuhr al-

ler Art, hauptsächlich von Lebensmitteln und Luxusartikeln wohl zu einem Werthe von funfzehn bis sechszehn und mit Einschluß der Contrebande, von zwanzig Millionen Piaſter, wovon kaum zu dem Belaufe von drey bis vier Millionen wieder ausgeführt wird, angeſchlagen werden. Den vornehmſten Antheil an dem Handel von Cuba nehmen die vereinigten Staaten von Nordamerica. Die Eröffnung der Häfen der Inſel für die fremden Flaggen hat hauptsächlich die auffallende Zunahme des Handels bewirkt, welche noch bedeutender ſeyn würde, ohne den immer fühlbareren Mangel an gehörigen Verbindungsstraßen im Innern, dem jedoch leicht abgeholfen werden könnte. Auch auf die Verbeſſerung der Finanzen hat der zunehmende Handel höchſt vortheilhaft eingewirkt. Während früher die Inſel jährlich eines bedeutenden Zuſchuſſes von Mexico bedurfte, hat ſie dagegen ſeit der Freywerdung des Handels, beſtändig Ueberſchuß gehabt; um das ſiebenfache ſind die Einkünfte von 1789 bis 1824 geſtiegen, in den letzten Jahren bis zu 4½ ſelbſt bis zu 5 Millionen Piaſter. Beynah die Hälfte der Ausgaben iſt dagegen in dieſen letzten Jahren durch Verhältniſſe, die mit der inneren Verwaltung der Inſel ſelbſt nichts zu thun haben, hauptsächlich durch den fortgeſetzten Kampf Spaniens gegen ſeine vormaligen Colonien veranlaßt. — Die eigentliche Beſchreibung von Cuba ſelbſt ſchließt mit dem erſten Bande des vorliegenden Werks; der zweyte enthält dagegen eine Reihe nicht weniger intereſſanter und mit dem Hauptgegenſtande in genauer Verbindung ſtehender Aufſätze. Der erſte derſelben handelt von der Conſumtion des Zuckers in Europa. Die Antillen, Braſilien, das engliſche und holländiſche Guyana, Luſiana, Iſle de

184. St., den 17. Novemb. 1827. 1835

France, Bourbon und Ostindien kommen allein bey der Ausfuhr des Zuckers in Betracht; die von Mexico ist unbedeutend. Die Gesamtausfuhr an Zucker nach Europa und den vereinigten Staaten allein aus den Antillen, den Contrebandhandel ungerechnet, betrug in den letzten Jahren 287 Millionen Kilogrammen, die von Brasilien 125, die von Louisiana 13, dem englischen und holländischen Guyana 40, von Bourbon etwa 8, von Isle de France 14 und von Ostindien ungefähr 10 Millionen Kilogrammen; Total 495 Millionen Kilogrammen. Am stärksten ist die Consumtion des Zuckers in Großbritannien, etwa 142 Millionen, ungleich schwächer in Frankreich, nur 44, in den vereinigten Staaten endlich ungefähr 36 Millionen Kilogrammen. Interessant ist die zugleich von dem Verf. angestellte Vergleichung zwischen der Production des Rohr- und des Runkelrübenzuckers, so wie des Weizens in den Tropenländern und im mittlern Europa. Eine zweyte Abhandlung enthält Untersuchungen über die Temperatur der verschiedenen Theile der heißen Zone. Von vorzüglichem Interesse ist endlich das den größten Theil des zweyten Bandes ausfüllende Supplement über die Bevölkerung, den Reichthum und den Handel der Antillen und Columbiens. Unter drey große Nationen von englischer, spanischer und portugiesischer Abkunft ist gegenwärtig America getheilt; die Niederlassungen der anderen europäischen Völker sind verhältnißmäßig unbedeutend. Die Gesamtbevölkerung von America, die bis jetzt die von Frankreich oder Deutschland nur noch um ein geringes übersteigt, wird aller Wahrscheinlichkeit nach in 150 Jahren, der von Europa gleich seyn und der steigende Flor von America in gleichem Maaße zur Vermehrung des

Wohlstandes von Europa beytragen. Die Freywerdung der Colonien, weit entfernt die Verbindung mit Europa zu zerreißen, wird dieselbe vielmehr noch enger knüpfen. Nur allein die Fortdauer jener verheerenden inneren Kämpfe, die den Wohlstand der neuen americanischen Staaten zerrütten, würde auch den Wohlstand von Europa untergraben. Um so mehr zu beherzigende Bemertungen, je mehr sie den Ansichten der großen Masse der Utagspolitiker widerstreiten! Daß jedoch der Anwachs der Bevölkerung in dem vormals spanischen America gleich rasch seyn werde, als in den vereinigten Staaten, bezweifelt der Verf., theils wegen der Natur des Landes, das oft auf großen Strecken gar keinen oder nur einen geringen Anbau zuläßt, theils wegen der zahlreichen eingeborenen und ackerbau-treibenden Stämme, die bereits einen großen Theil des culturfähigen Bodens in Besitz haben. In fünf Abschnitte hat der Verf. seine Untersuchungen über die Antillen und Columbien getheilt: Größe und Umfang des Landes; Bevölkerung; Producte; Handel und öffentliche Einkünfte. Umfang und Bevölkerung. Von 34 Millionen Menschen mit Einschluß der eingebornen Stämme, die gegenwärtig auf dem Continente und den Inseln von America zerstreut sind, leben in dem spanischen America etwa 16, in dem portugiesischen etwa 4, in den vereinigten Staaten etwa 10 Millionen. Diese Bevölkerung steht jedoch zu dem Flächeninhalte in keinem Verhältnisse; während der Umfang der vereinigten Staaten etwa um ein Viertel größer ist, als der von Rußland, westlich vom Ural, ist dagegen der des spanischen America um ein Viertel größer als ganz Europa, und der des portugiesischen America nur etwa um ein Drittel kleiner.

ner als der des spanischen. Die genauen Zahlenverhältnisse, wie sie der Verf. angibt, sind folgende: 1) das spanische America enthielt im Jahre 1823 auf 371,380 \square Lieus (20 auf einen Grad) 16,785,000 Einw., davon Mexico auf 75,830 \square L. 6,800,000, Guatimala auf 16,740 \square L. 1,600,000, Cuba und Portorico auf 4,430 \square L. 800,000, Columbien und zwar Venezuela auf 33,700 \square L. 785,000 und Neu-Granada, nebst Quikó auf 58,250 \square L. 2,000,000, Peru auf 41,420 \square L. 1,400,000, Chili auf 14,240 \square L. 1,100,000 und Buenos Ayres auf 126,770 \square L. 2,300,000 Einw. 2) Das portugiesische America auf 256,990 \square L. 4 Millionen und 3) die vereinigten Staaten auf 174,300 \square L. 10,220,000 Einw. mit Inbegriff von 1,623,000 Sclaven. Hayti und die Antillen zusammengenommen enthielten 2,826,000 Einw. Producte. Venezuela und Neu-Granada oder Columbien liefern von allen spanisch-americanischen Ländern dem Handel die kostbarsten und verschiedenartigsten Gegenstände; fast allen Cacao, den Europa consumiert, den größten Theil der China, dazu Caffee, Indigo, Zucker, Baumwolle, Taback und manche andere werthvolle Erzeugnisse. Handel und öffentliche Einkünfte. Bereits zu Anfang des 19ten Jahrhunderts belief sich die jährliche Ausfuhr aus den gegenwärtig Columbien bildenden Ländern auf 11 bis 12 Millionen Piafter, die der Generalcapitanerie von Carraccas allein auf 5 bis 6 Millionen. Welches Zuwachses dieser Handel fähig sey, vorzüglich wenn erst die nöthigen Verbindungsstraßen im Inneren vorhanden seyn werden, hat der Verf. ausführlich entwickelt. Vorzüglich verbreitet er sich über die projectierte Vereinigung zwischen dem atlantischen Ocean und dem Südmeere, welche möglicher

Weise an fünf verschiedenen Punkten bewerkstelliget werden kann, nämlich durch den Isthmus von Tehuantepec, den von Nicaragua, den von Panama, den von Darien oder Cuspica und den Canal der Rospadura; was der Verf. über die Vorzüge jedes dieser verschiedenen Punkte und die Ausführung des Unternehmens sagt, will im Buche selbst nachgelesen seyn. Ueber die Einkünfte hat derselbe nur einige wenige Data zu geben vermocht. Zu Anfang der Revolution betraf sich das rohe Einkommen von allen die Republik Columbien bildenden Provinzen höchstens auf 6½ Million Piafter, von denen nie über ein Probstel in die Schatzkammer von Spanien floß. Wenn überhaupt in dem Zeitpunkte der höchsten Blüthe der spanischen Colonien in America, der Schatz zu Madrid daraus nie über 7 bis 8 Millionen Piafter zog, so ergibt sich schon hinlänglich, daß man die Finanznoth von Spanien nicht der Emancipation der Colonien zuschreiben darf. Auch das, was der Verf. über die Verfassungen der neuen americanischen Staaten und über die so oft wiederholte Behauptung äußert, die americanischen Spanier seyen noch nicht reif zur Freiheit, verdient volle Beherzigung. Den Schluß des Werks macht endlich noch eine Tabelle über die Bevölkerung nach der Verschiedenheit der Racen, der Sprache und der Religion. a. R a c e n.

I. Auf dem gesammten Archipelagus der Antillen auf 8300 □ L. ist die Bevölkerung folgendermaßen vertheilt: 1. auf den englischen Antillen zusammen: 776,500 Einw., worunter 626,800 Sklaven; 2. auf Hayti: 820,000; 3. auf den spanischen Antillen: 943,000, darunter 281,000 Sklaven; 4. auf den französischen Antillen: 219,000, darunter 178,000 Sklaven; 5. auf den holländischen, dänischen und schwedischen Antillen:

84,500, darunter 61,300 Sklaven. Die gesammte Sklavenmasse sowohl auf dem Continente, als den Inseln von America berechnet der Verf. zu 5,047,000, die der freyen Farbigen dagegen zu 1,386,000 Köpfen. II. Spanisches America. 1. Eingeborene Kupferfarbene in den verschiedenen Provinzen zusammen: 7,530,000; am zahlreichsten in Mexico; 2. Weiße, zusammen: 3,276,000; 3. Neger, freye und Sklaven: 776,000; von welcher Zahl auf den gesammten spanisch-americanischen Continent nur 387,000 zu rechnen sind; 4. gemischte Racen aus Weißen, Negern und Indianern, zusammen: 5,328,000. III. Vertheilung der Racen auf dem Continente und den Inseln von America: 1. Weiße, zusammen: 13,471,000; 2. Indianer: 8,610,000; 3. Neger: 6,433,000; 4. vermischte Racen: 6,428,000; Total: 34,942,000 Köpfe. b. Vertheilung der Bevölkerung von America nach der Verschiedenheit der Religion: 1. Römisch Katholische: 22,486,000; 2. Protestanten: 11,636,000; 3. Nicht christliche, unabhängige indianische Stämme: 820,000. Die protestantische Bevölkerung nimmt im Ganzen in America ungleich rascher zu als die catholische. c. Eintheilung der Bevölkerung nach den Sprachen: 1. englische Sprache: 11,647,000; 2. spanische Sprache: 10,504,000; 3. indianische Sprachen: 7,593,000; 4. portugiesische Sprache: 3,740,000; 5. französische Sprache: 1,242,000; 6. holländische, dänische, schwedische und russische Sprache: 216,000. Nur einzelne, wenige Hauptpuncte aus dem inhaltsreichen Werke hat Ref. hier berühren können; er wünscht, daß selbst dieß wenige dazu beytragen möge, auf den reichen Schatz von interessanten Notizen und Untersuchungen aufmerksam zu machen, der hier dem Leser geöffnet ist.

H i l d e s h e i m.

Von der bisher mit so großer Thätigkeit von dem Hn. Director Seebode herausgegebenen Critischen Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen erhalten wir in zwey Probeblättern den Anfang einer neuen Folge, welche uns zu den angenehmsten Hoffnungen berechtigt. Es wird nämlich diese Bibliothek nach einem erweiterten Plane von dem Januar 1828 an erscheinen; wozu sich eine Anzahl verdienter Schulmänner, deren Namen wir auf dem Titelblatt lesen, mit dem Herausgeber vereinigt haben. Sie erscheint von diesem Zeitpunkt an in Quart oder Zeitungsformat; so daß jedes halbe Jahr 52 Nummern, die einen Band bilden, ausgegeben werden. Ihr Umfang ist dahin erweitert, daß sie eine Anzeige und Beurtheilung aller auf den wissenschaftlichen Unterricht Bezug habenden Schriften umfassen wird. Außerdem aber liefert sie Aufsätze über antiquarische und verwandte Gegenstände. Daneben enthält sie eine vollständige Personal-Chronik verdienter Schulmänner und anderer Gelehrter, so wie Chroniken von Gymnasien u. s. w. Der Eifer mit welchem der so sehr verdiente Herausgeber bisher diese Zeitschrift besorgt hat, gibt die sicherste Bürgschaft für ihre Fortdauer in der erweiterten Form; und wer die großen Schwierigkeiten kennt, mit denen ein solches Geschäft verbunden ist, wird diesem Unternehmen um so mehr einen günstigen Erfolg wünschen, da nur das Bestreben nützlich zu seyn, nicht aber, wie bey ähnlichen Unternehmungen in andern Fächern, Hoffnung auf Geldgewinn dasselbe leiten kann.

Hn.

1841

G ö r t l i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

185. Stück.

Den 19. November 1827.

E n g l a n d.

Outline, Engravings and Descriptions of
the Woburn Abbey Marbles. 1822.
46 Kupferplatten mit 72 Blättern Text und zwey
Bignetten in gr. Folio.

Obgleich dies Prachtwerk schon vor längerer
Zeit erschienen ist, halten wir es doch für zweck-
mäßig, es durch eine Anzeige dem deutschen
Publicum bekannt zu machen, da es gewiß nur
in wenigen Exemplaren, wenn überhaupt, in
Deutschland existiert, und auch die darin darge-
stellte Sammlung fast nirgends erwähnt wird,
indem Dallaway, Anecdotes of the arts in
England, (das Hauptbuch für eine äußere Kennt-
niß der in England zerstreuten Antiken) von ihr
noch nicht sprechen konnte, weil sie erst neuerlich
zusammengebracht ist. Unserer Bibliothek ist dieß
sehr glänzend ausgestattete Werk vor einigen Wo-
chen durch die edelmüthige Liberalität des Be-
sizers der Sammlung und Veranstalters dieses
Prachtwerks, S. G. des Herzogs von Bed-

D [8]

ford, als ein sehr werthvolles und mit lebhaftem Danke anerkanntes Geschenk zugekommen. Die theils aus dem Alterthum stammenden, theils von neuen Meistern gearbeiteten Sculpturen, mit denen wir dadurch bekannt gemacht werden, befinden sich in Woburn-Abbey, einem Landsitze des Herzogs von Bedford in Bedfordshire, der schon in früherer Zeit durch treffliche Familiengemälde berühmt war, und über den vor kurzem (Junius 1827) ein neues, S. M. dem Könige dediciertes, Prachtwerk: *The History of Woburn Abbey*, herausgekommen ist, welches den ersten Theil eines *New Vitruvius Britannicus* bildet (Times, August 22, 1827). Hier sind sie in einem im Jahre 1789 nach Zeichnungen von Henry Holland geschmackvoll gebauten Museum aufgestellt, dessen Mitte eine Rotunde einnimmt, deren Dom auf acht Säulen ruht, welche sowohl den aus bunten Marmorarten gearbeiteten Schäften, als den Capitalen nach, die aus weißem Marmor bestehen und zur compositen Gattung gehören, antik sind: diese hängt durch zwey Gallerien zur Rechten und zur Linken mit zwey tempelartigen Gebäuden zusammen, wovon das eine den Namen des Tempels der Freyheit, das andere den der Grazien trägt. In einer Nische der Rotunde (um mit einem der vorzüglichsten Stücke anzufangen) steht die berühmte große Vase, die in den Trümmern der Villa Hadriani bey Rom gefunden, in den Besiz der Familie Lanti, auf dem Janiculus, dann in die Hände von Lord Cawdor, und zulezt in die, in denen sie sich gegenwärtig befindet, übergegangen ist. Es ist ein mächtiger Krater aus fleckenlosem parischen Marmor über Menschenhöhe, von edlen und reinen Formen, mit acht Silens- Pans- Satyr- und den bärtigen Dionysos darstellenden Köpfen

in Hautrelief von dem kühnsten und herrlichsten Style geschmückt. Dieser Krater hat in England wohl nur einen Nebenbuhler an der ebenfalls aus der Villa Hadriani stammenden großen Marmor-Vase in Warwick-Castle bey Birmingham, die gleichem Gebrauche bestimmt war und in gleich herrlichem Styl ausgeführt ist. Ein anderer bacchischer Krater von minderer Größe und geringerem Verdienst, mit Trauben sammelnden, kelternden, tanzenden Knaben geschmückt, steht in einem Eingangszimmer der Gallerie. An den Wänden der Gallerie befinden sich antike Reliefs, welche meist von römischen Sarkophagen genommen sind und zum großen Theile jenen spätern Styl an sich tragen, nach dem man besonders dafür Sorge trug, nirgends auch nur ein kleines Plätzchen offen zu lassen, und die Tafel mit einem schwer zu überschauenden Gedränge oft ziemlich übel gezeichneter Figuren anzufüllen. Von dieser Art sind hier vorhanden: ein Apollo unter den Musen, ein Triumph des Bacchus und Herakles über den Orient, ein Achill bey Lykomedes, eine Kalpydonische Jagd (wo die Sculptur wenig Verdienst hat, ein anderes Relief behandelt denselben Gegenstand besser), eine Selene bey Endymion. Doch enthält die Sammlung auch Reliefs, welche dem Style nach den besten Zeiten der griechischen Kunst angehören könnten. Der Triumph des Bacchus auf dem mit Pantheren bespannten Wagen und des Silen auf dem Esel (Taf. 12) ist eben so geistreich componiert wie vorzüglich ausgeführt; besonders schön sind die drey vorausgehenden weiblichen Figuren, zwey Tympanistrien und eine Kanephore. Dieß Hautrelief stammt aus Sicilien, wo es an einer öffentlichen Fontäne angebracht war; leider ist es sehr berieben und die

Oberfläche an manchen Stellen zerstört. Auch das folgende Relief, welches entweder Hippolytos vorstellt, wie er die Phädra verläßt um auf die Jagd zu gehen, oder Meleagros, der von seiner Mutter scheidet, die den Fluch über sein Haupt ausgesprochen, (das erstere ist weit wahrscheinlicher) hat große Verdienste, nur mißfällt die große Einförmigkeit der Figuren, welche die zur Jagd gerüsteten Gefährten des Helden vorstellen. Taf. 14 zeigt ein seltsames Denkmal; nach der wahrscheinlichsten Erklärung von Miltingen (*Archaeologia* Vol. XIX) stellt es das böse Auge, das Symbol aller Fascination und Verzauberung, dar, welches von unten von allerlei Thieren, Löwe, Schlange, Scorpion, Ibis, Kabe, angegriffen wird, während von oben zwey Männer, der eine mit dem Dreyzack hineinsticht, der andere ihm die Schmach anthut, es als einen Abtritt zu gebrauchen. Von Statuen besitzt die Sammlung einen schönen Bacchus, eine Minerva, Ceres, eine in Pompeji gefundene bronzene Satyr-Herme von sehr lebendigem Ausdrucke, einen schönen Torso der Venus in der Stellung der Mediceischen, einen Torso des Amor (Taf. 46), einen andern des Apollon; Büsten des Antoninus Pius, Septim. Sever, Aelius Verus und Marc Aurel, die in der bekannten Manier der Zeit mit studierter Eleganz gearbeitet sind, auch Köpfe des Trajan und Diadumenian; einige unbedeutendere Stücke übergehen wir. Von neueren Sculpturen besitzt die Sammlung Vieles, was die gegenwärtige Blüthe dieser Kunst bezeugen kann; Statuen und Reliefs von Canova, Flaxmann, Thorwaldson, Chantrey, Westmacott. Canova's berühmte Gratien finden sich in dieser Gallerie, deren Besitzer den Künstler zum Freunde und auch einmal zum

Gasse hatte. Von Thorwaldson sind zwey Reliefs vorhanden, von denen das eine die Ueberlieferung der Briseis, das andere Priamus im Zelte des Achill vorstellt: beide von grandioser Einfachheit, voll Natur und Leben; nur ist in Achilles Zorn mehr Hestigkeit und Leidenschaftlichkeit ausgedrückt, als wenigstens die Alten für heldenmäßig gehalten haben würden. Die Reliefs von Westmacot, Hector der dem Paris Vorwürfe macht, und Hero und Leander, sind verunglückt; dagegen ist die Statue der Psyche, welche die — nach antiker Manier aus Gold und Elfenbein hinzugefügte — Büchse der Persephone öffnet, wirklich eine reizende zarte Figur, die auch schon auf der Kunstausstellung zu London im J. 1822 große Sensation machte, obgleich von Affectation und Manier nicht ganz frey. Eine Reihe von Genienknaben, welche die Erfindung der Künste und die Einführung bürgerlicher Ordnung darstellen — ein Hautrelief, welches dem Tempel der Freyheit zum Fries dient — enthält manche sinnreiche und artige Gedanken; eine entsprechende Gruppe von musizierenden und tanzenden Flügelknaben im Tempel der Gratien ist von gefälliger Einfachheit. Chantrey, der die Sculptur in England von antiker Kälte zu einem wärmeren Ausdruck menschlicher Empfindung zurückzuführen sucht, hat zwey Reliefs für diese Sammlung gearbeitet, einen Abschied des Hector und der Andromache (der nur gar zu häuslich und bürgerlich dargestellt ist, und wenig Heroisches und Erhabenes hat), und eine Penelope, welche den Bogen betrachtet, den sie den Freyern zum Wettschießen übergeben will: ein treffliches Werk moderner Kunst. Von Flaxmann ist ein Basrelief, welches das Giebelfeld des Tempels der Freyheit schmückt, in einem

edlen Styl; nur macht die Gestalt der Jacobi-
 nermüde, die dem Pileus in den Händen der
 Libertas gegeben ist, einen unangenehmen Ein-
 druck. Die Statuen der Ladies Russell, Töchter
 des Herzogs von Bedford, im Kindesalter, sind
 von Thorwaldson und Chantren, die letztre scheint
 in dem manirierten Styl gearbeitet zu seyn, in
 den die englische Kunst sich so leicht verliert.
 Außer diesen Original-Sculpturen besitzt Wo-
 burn Abbey noch Copien mehrerer der vorzüg-
 lichsten Statuen des Alterthums in Marmor von
 Pietro Vacilli und Andern. Soviel von den in
 diesem Lande vereinigten Kunstschätzen: was
 nun das vorliegende Werk betrifft, so haben wir
 noch anzumerken, daß zwar nur Umrissse von allen
 Sculpturen der Sammlung gegeben werden, aber
 diese mit solcher Zartheit behandelt sind — auch
 der Druck der Kupfer auf chinesischem Papier
 zeichnet sich durch große Sauberkeit aus — daß
 man dadurch, besonders von den Reliefs, eine
 genügende Vorstellung erhält. Die Zeichnungen
 sind von Henry Corbould, der Stich theils von
 demselben, theils von H. Moses besorgt, wenige
 Platten sind von andern gefertigt. Die Be-
 schreibungen und Erklärungen sind, wir wissen
 nicht von welcher Hand, ohne großen Aufwand
 von Gelehrsamkeit, aber auf eine ganz zweck-
 mäßige Weise, mit Sinn und Geschmack ge-
 macht. Eine Zugabe bilden zwey Abhandlun-
 gen über die Lanti-Vase, eine von Christie,
 welche die bacchischen Masken, die dem gro-
 ßen Krater zum Schmuck dienen, allegorisch
 ausdeutet: die andere von Ugo Foscolo.
 Der Verfasser will bey einem allegorischen Ge-
 dicht auf die Gratien alte Fragmente eines
 Griechischen Dichters benutzt haben, die von Pha-
 nokles seyn könnten, wenn nicht Flora (?) und

185. St., den 19. Novemb 1827. 1847

Psyche darin vorkämen, und in denen Traditionen aus der mystischen Mythologie der Chariten enthalten seyn sollen, die sonst allerdings ganz verloren gegangen sind: jedoch werden uns diese Fragmente hier immer nur in italiänischer Uebersetzung, nie in griechischem Originale, mitgetheilt. Natürlich sind diese griechischen Fragmente — so ernsthaft auch von ihnen die Rede ist — ein bloßer Scherz, durch den der italiänische Dichter seine Aenderungen im alten Mythos gewissermaßen scheinbar zu rechtfertigen sucht; doch hätten die Gedanken und Bilder dann der antiken Poesie näher gebracht und entsprechender ausgeführt werden können.

K. D. M.

P i s a.

Presso Sebastiano Nistri: Esperienze mediche del Dottore Francesco Tanti professore onorario dell' università di Pisa etc. 66 S. 1825. 8.

Eine kleine Sammlung von Versuchen und Beobachtungen, die früher in italiänischen Journalen zerstreut erschienen sind. Sie handeln: von dem innerlichen Nutzen des Crotonöls; von dem Nutzen der Fußbäder mit Königswasser in einer sehr hartnäckigen Leberkrankheit; von dem Nutzen des schwefelsauren Chinins bey einem schlimmen Terzianfieber mit Schlassucht; von dem Nutzen der Harlesschen Fiebertropfen in Wechselfiebern; von der Autenrieth'schen Brechweinsteinsalbe; vom Erbrechen. Auch der Verf. bestätigt es, daß das Crotonöl schon zu einem Tropfen gereicht mehrere flüssige Stühle verursache, aber bey einer entzündlichen Reizung nicht gegeben werden dürfe. Gegen hartnäckige Leber-

übel zeigten sich Fußbäder mit Salz, und Salpetersäure so wie auch Waschungen der obern und untern Extremitäten damit sehr wirksam. Der Arsenik, so wie ihn Harles anwende, habe sich ihm heilsam bey intermittierenden Fiebern bewiesen, allein da man nun das treffliche durchaus unschuldige Mittel, nämlich das schwefelsaure Chinin habe, so wäre es besser bloß davon Gebrauch zu machen. Die Versuche des französischen Physiologen Magendie wären zwar äußerst kühn und zu wichtigen Folgerungen veranlassend, aber nicht immer zuverlässig. Bey denen über das Erbrechen, wo jener den Magen ausschneidet, um dessen Entbehrlichkeit bey diesem Vorgange zu erweisen, habe er die eigenthümliche Thätigkeit des Magenmundes völlig übersehen. Nur die krampfhaften Zusammenziehungen des Magens vermöchten den Widerstand des Magenmundes zu überwinden, keineswegs die bloßen Anstrengungen der Bauchmuskeln und des Zwerchfells. Nach seinen Versuchen geschehe das Erbrechen durch die vereinte Zusammenwirkung des Magens, der Bauchmuskeln und des Zwerchfells.

U t e n b u r g.

Von dem daselbst erscheinenden encyclopädischen Wörterbuche ist uns die erste Abtheilung des achten Bandes, 1827 in 8., zugeschickt; in welcher dasselbe von dem Anfange des Buchstabens G bis Glaschemie fortschreitet. Der Werth desselben ist schon aus den frühern Theilen hinreichend bekannt.

1849

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

186. 197. Stück.

Den 22. November 1827.

P a r i s.

Voyage d'Orenbourg à Boukhara fait en 1820 à travers les steppes qui s'étendent à l'Est de la mer d'Aral et au delà de l'ancien Jaxartes; redigé par M. le Baron de Meyendorf, Colonel etc. et revu par M. le chevalier A. Jaubert. 1826. 503 S. 8.

Ein neuer wichtiger Beytrag zu der Kunde des wenig bekannten mittlern Asiens, und seines jetzigen Zustandes! Wir verdanken denselben dem Bemühen Rußlands seinen Landhandel nach der großen Bucharey zu sichern und zu erweitern. Der Verf. noch kurz vor seiner Reise unser gelehrter Mitbürger, befand sich bey der Caravane, welche die Gesandtschaft des wirklichen Staatsrath von Negri nach Buchara begleitete, mit dem Auftrag geographische und statistische Nachrichten über jene Länder zu sammeln. Keine glücklichere Wahl hätte von der russischen Regierung getroffen werden können; denn die Forderungen, welche man an den Vf. in dieser Rück-

Ⓒ [8]

sicht machen konnte, sind so weit erfüllt, als man nach den Umständen und Verhältnissen es erwarten konnte. Der Vf. hat daher nicht etwa eine bloße Reisebeschreibung geliefert; vielmehr enthalten die Abschnitte nach seiner Ankunft in Buchara die statistischen Nachrichten; und wenn gleich der Verf. seine Aufmerksamkeit zunächst auf die Länder und Gegenstände richtete, die er selber sah, so hat er doch auch über die benachbarten Länder der sogenannten kleine Bucharey bis nach Cashmir hin die Nachrichten von Augenzeugen eingezogen. Auf diese Weise ist über diesen Theil von Asien ein Licht verbreitet, dessen wir bisher entbehrten. Und da die Caravane auch einen Naturforscher, den Dr. Pander bey sich hatte, so sind in einem *Appendix* auch die Nachrichten von diesem mitgetheilt worden.

Die Caravane bestand aus 358 Camelen; 400 Pferden, und 23 Wagen für Erkrankte. Die Bedeckung bildeten 200 Cosacken, 200 Mann Fußvolk, und 25 Baschkiren. Zufällige Ursachen verschoben den Aufbruch von Drenburg bis zum 10. October; ein großer Theil der Reise mußte also in einer ungünstigen Jahreszeit gemacht werden. Der Verf. theilt die Reise selbst in die drey Theile; der erste von Drenburg bis zu den Moughodjar Bergen, einem südlichen Zweig des Ural; der zweyte bis zum Sir Darja; der dritte bis Buchara. Bis zu den erwähnten Bergen ist die Beschaffenheit des Terrains sehr einförmig. Es ist die Steppe von kahlen Hügelreihen durchschnitten; dürr, und ohne Bäume. Die Flüsse, wenige ausgenommen, die man durchwaten kann, trocknen im Sommer aus, oder bilden kleine Landseen. Die vielen Muscheln und Versteinerungen lassen keinen Zweifel, daß das Land einst Boden des Meers gewesen sey. Der

Ilek und die Emba gehören zu den bedeutendern
 Flüssen, die stets Wasser haben. Eine Art An-
 tilopen, Saiga genannt, ist häufig; und soll oft
 in Rudeln von 7 bis 800 die Steppe durchzie-
 hen. Das Fleisch ist sehr wohlschmeckend; und
 die Felle werden zu Kleidern gebraucht. Das
 Moughodjar-Gebirge ward am 29. Oct. erreicht;
 seine höchste Spitze beträgt 150 Toisen von sei-
 ner Basis gerechnet. Seine Thäler werden von
 der kleinen Horde der Kirgisen benützt. Jenseit
 desselben beginnt wieder die Steppe; das Clima
 wird hier sofort um vieles milder. Aber der
 tiefe Sand griff das Gespann so an, daß man
 einen Theil des Fuhrwerks verbrennen mußte.
 Am 19. Nov. langte man an den Ufern des Sir
 Darja an, des alten Sarartes. Die Kirgisen,
 deren Land man durchzogen hatte, sind sehr dem
 Raube ergeben. Ihre Stimmung ist melanco-
 lisch; selbst ihre Gesänge haben davon den Aus-
 druck. Sie selbst nennen sich Kasaks (Reuter).
 Die kleine und mittlere Horde hat jede ihren
 Chan; nicht aber die große, jenseit des Sir
 Darja, die unter mehreren Sultanen steht, und
 sich bis zu den Chinesischen Grenzen ausbreitet.
 Die Chans der beiden andern Horden werden
 von Rußland bestätigt. Der Sir Darja war gefroren,
 aber das Eis brach ein; und er ward nicht ohne
 Mühe passiert. Jenseits folgte bald die sandige
 Wüste Kizil-Kum, die bis in die Nähe von Buchara
 reicht. Am 20. December hielt die Gesandtschaft
 ihren feyerlichen Einzug in die Stadt, in der sie
 bis zum 10. März 1821 verweilte. Ehe der Bf.
 von dem Chanat von Buchara spricht, gibt er
 seine Ansichten sowohl über die herrschende Rasse
 in Mittelasien, als Nachrichten über die benach-
 barten Chanate. Die Tartaren und Calmücken
 sind allerdings verschiedene Rassen; allein man

thut unrecht die Kirgisen noch Tartaren zu nennen. Seit dem Abzuge der großen Horde der Calmyken aus dem russischen Gebiet 1770 haben sie sich mit diesen so gemischt, daß sie nicht wohl noch zu unterscheiden sind. Ueber das Chanat von Chiwa bezieht sich der Verf. auf die vom Hn. v. Muravief gegebenen Berichte. Das Chanat von Khotan, nördlich und nordöstlich von Buchara, ist durch die Vereinigung von Tschkend 1805 und Turkestan sehr vergrößert worden. Die Stadt Khotan enthält wenigstens 6000 Häuser, sie ist ein wichtiger Stapelplatz für den Handel. Das chinesische Turkestan (die sogenannte kleine Bucharen) enthält sechs Städte; Kashgar, Tarkend, Khotan, Kiso; und das doppelte Jli. Tarkend ist vier Tagereisen von Kashgar; und dieses 22 Tagereisen von Cashmire; auf halbem Wege kommt man durch Klein Tibet. Ueber diese Reise wird der Bericht eines Georgianers Danibeg mitgetheilt, der die Reise gemacht hatte. Nachrichten über die Chanate von Hissar, Kulab und Badagschan. Die Geographie dieser fast unbekanntten Länder, erhält viele Aufklärungen. — Dann von dem Hauptlande, Buchara selber. Die Landschaft bildet eine Dase, da sie nach allen Seiten von Wüsten umgeben ist. Das fruchtbare Land erstreckt sich nur etwa 5 Meilen um die Stadt Buchara herum; das Gebiet ist indeß größer, und liegt zwischen 37° bis 41° N. B. und 61 bis 66½° O. L. von Paris. Der östliche Theil ist gebirgig. Die Fruchtbarkeit hängt ganz von der Bewässerung ab, welche durch große und kleine Canäle bewirkt wird. Dieser angebaute Theil gewährt den lachendsten Anblick. Die von unzähligen Canälen durchschnittene Ebene scheint ein beständiger Garten zu seyn. Die Dörfer stehen in

Wäldern von Fruchtbäumen. Das Klima ist sehr milde. Nur im November und December leichte Fröste und zuweilen etwas Schnee. In der Mitte Februars fangen die Regen wieder an, und dann blüht und grünt Alles in wenigen Tagen. Nach Buchara sind Samarcand und Garchi die größten Städte. In Buchara rechnet man 60,000, in Samarcand etwa 50,000 Einwohner. Die öffentlichen Gebäude in Samarcand aus Timurs Zeit sind schöner als die in Buchara, weil weißer Marmor in der Nähe war. Garchi ist ein wichtiger Handelsplatz; sie liegt an der großen Handelsstraße, die von Herat und Cabul auf Samarcand geht. Die Stadt Buchara hatte ihre blühendste Zeit unter den Samaniden zwischen 900 bis 1000 unserer Zeitrechnung. Die Horden von Dsingisthan verwüsteten sie; unter Timur blühte sie wieder auf; jetzt ist sie wieder in Verfall. Von außen gewährt die Stadt durch ihre Moscheen und Minarets einen imposanten Anblick; aber der Zauber verschwindet im Innern. Die Gassen sind sehr schmal; die Häuser unansehnlich. Die Stadt hat 11 Thore und 14 Caravanserais. Man sieht Kaufleute von vielen Völkern Asiens; jedoch keine Chinesen. Die Zahl der Juden ist in keiner Stadt Asiens so bedeutend, wiewohl sie unter dem Druck gehalten werden. Die Zahl der Bouziken ist sehr groß; täglich werden von 11 bis 3 Uhr die Waaren darin ausgebreitet. — Die Bewohner des Landes zerfallen in zwey Classen, die herrschende und die beherrschte: jene sind die Usbeks, diese die Tadjiks, die sich als die Ureinwohner betrachten; wahrscheinlich die Nachkommen der Sogdianer. Die Usbeks, die von Astracan gekommen seyn wollen, zerfallen in viele Stämme. Ihre Gesichtszüge sind ein Gemisch

von Tartaren und Calmücken. Außerdem Turcomanen, Araber, Calmücken, Kirgisen, Afgahnen, Juden und Zigeuner. Auf einer vorgesezten colorierten Kupfertafel hat der Verf. diese Nationen nach ihrer Farbe und Physionomie neben einander gestellt. Die ganze Bevölkerung schlägt der Verf. auf 2,478,000 an, wovon $1\frac{1}{2}$ Million auf die Usbeks, und 650,000 auf die Tadjiks kommen. Die Bucharen haben wenig Luxus und Bedürfnisse; daher ist ihr innerer Handel nicht sehr beträchtlich. Desto bedeutender der auswärtige, den die Lage des Landes im Mittelpunct Asiens so sehr begünstigt. Die alten Handelsstraßen Asiens sind noch dieselben. Die Bucharen besitzen den Handelsgeist im höchsten Grade; der Durst nach Gold überwiegt bey ihnen alles andere. Die Regierung begünstigt den Handel; die Ausfuhr ist ganz zollfrey; die Einfuhrzölle gering. Der wichtigste Handel ist mit Rußland; nächstdem mit Cashgar, wohin die russischen Waaren gebracht werden; ferner mit Caschmir, über Cabul und Peshaver. Während des Continentalsystems fanden es die Bucharen selbst vortheilhaft, englische Waaren aus Indien nach Rußland zu bringen. Die Regierung ist ganz despotisch. Der Khan verfügt über das Leben und die Güter seiner Unterthanen. Die Regierungsbeamten sind die Hefe des Volks. Die rechtlichen Leute nehmen keine solche Stellen an. Der Hof ist nicht sehr glänzend. Politische Verhältnisse werden nur mit Cashgar unterhalten; an den Großsultan als Califen (die Bucharen sind Sunniten) wird ein jährliches Geschenk in Gelde geschickt. Die Bestellung des Landes geschieht durch Slaven; deren Loos sehr traurig ist. Man fand darunter noch gefangene Russen, von denen eine geringe Zahl losgekauft

werden konnte. Der Character der Bucharen, wie man es unter der Geißel des Despotismus erwarten kann, ist tief ausgeartet. Ungeachtet der vielen Collegien durch welche Buchara den Ruf der Gelehrsamkeit hat, kann doch der größere Theil des Volks weder lesen noch schreiben. Aller gesellige Genuß fehlt; man kennt keine Freuden als die des Harems. 'Die Reise, sagt der Verf. am Schluß, stillte meine Wißbegierde; ohne einen einzigen angenehmen Eindruck, oder tröstende Erinnerung zurück zu lassen. Nie sah ich unter den Bucharen ein Gesicht von heiterer Freude belebt, nie war ich Zeuge einer guten, einer uneigennütigen Handlung.'

Der Anhang gibt Nachrichten 1. von bucharenischen Münzen; 2. Von der alten Münze des Königs Demetrius von Indien, von welcher der von dem Verf. dem Recensenten zugesandte Abdruck bereits vom Hn. Hofr. Tychsen in einer Vorlesung in der hiesigen Societät (G. g. Anz. 1823 St. 108) erläutert ist. Wir sehen jetzt, daß der Herr Staatsrath von Köhler sie auf dieselbe Weise erklärt. 3. Die Handelsstraße nach Cashmir, über Aksu, Serkend und Tibet; vom Hn. Prof. J. Senkowsky. Die beygefügte Karte ist eine treffliche Bereicherung der Geographie. Die Anzeige der Naturgeschichte der Bucharey überlassen wir einem andern Recensenten. Hn.

Was das Naturhistorische (von S. 349 bis 479) anbetrifft, so bezieht sich zwar das Meiste auf Zoologie, indeß gehen doch auch Mineralog und Botaniker nicht leer aus. — Die Gebirge zwischen Drenburg und Boukhara gehören (nach Dr. Vander) zur zweyten Formation, und bestehen vorzüglich aus rothem, weißem Sandstein, Puddingstein, Kergel mit Muscheln &c. Der Bo-

den der kirgisischen Steppe ist im Allgemeinen thonig oder sandig, und nur die Gegend von Caraboutak ist morastig; nur in einigen Thälern des Moughodjar findet sich eine schwarze und fruchtbare Erde. Eben so ist der Boden der Bucharey thonig, daher unfruchtbar, und nur durch die lange Cultur etwas fruchtbar gemacht. — Der Botaniker darf schon wegen des Bodens keine üppige Vegetation erwarten, indeß findet auch er in dieser Reise manches Allgemeine und Interessante. Die Vegetation entspricht jedesmal dem Boden und dem Klima, und sonach wird uns der thonige und sandige Boden, an vielen Orten mit Natron oder andern Salzen imprägniert, die auf heftige Hitze folgende strenge Kälte u. s. w. schon hinlänglich vermuthen lassen, was für Pflanzen, und in welcher Anzahl, man dort im Allgemeinen zu suchen hat. Wälder, Wiesen und sogar Haiden sind Seltenheiten, und was man antrifft sind höchstens kleine Gruppen von 5 bis 6 Fuß hohen Pappeln, Weiden, und einiges Gesträuch; dieses trifft man auch nur da an, wo sich etwa ein kleines Flüsschen zeigt, oder wo warme oder kalte Quellen sich vorfinden, die den Boden wässern. Von den einzelnen aufgezählten Pflanzen wollen wir nur eine gewisse Art von Carex mit großen Früchten hervorheben, die große Ebenen um Boukhara herum bedeckt, den Camelen als Hauptnahrung dient, und wahrscheinlich eine neue Art ist. Das Herbarium des Hn. Eversmann ertheilt Aufschluß über den Strauch Saksaul, der allgemein verbreitet ist, und zwischen dem Kou-wan-deria und dem Djan-deria (Flüsse) eine Höhe von 12 bis 14 Fuß erreicht. Er ist eine tamarix, und wahrscheinlich eine neue, der tamarix jongarioa nahe stehende Art bildend.

Nach dem Boden und der Vegetation kann auch der Zoolog, der aber bereits sehr viel in den Werken von Pallas, und besonders in dessen Zoographia Rossico-Asiatica (Petrop. 1811. 3 Vol. 4) findet, seine Rechnung schon im voraus machen. Die Thiere, die aufgezählt werden sind vom Hn. Evermann eingeschickt, und dann vom Herrn Lichtenstein; mit Ausnahme der Insecten, über die uns Herr Klug Nachricht gibt, bearbeitet worden. (s. G. g. N. 1824. S. 1718). Es können nur kleinere Säugethiere vorkommen, die sich etwa Höhlen graben und vorzugsweise von Wurzeln und Knollen leben, als Spitzmäuse, Hamster, Ziesel u.; Füchse, Marbler u.; Dachs und Igel. Von den vielen neuen Säugethiern wollen wir nur *Sorex pulchellus* Licht. erwähnen, welcher mit dem *S. pygmaeus*, Pall. das kleinste aller bekannten Quadrupeden ist. Die Länge von der Nasenwurzel bis zur Schwanzwurzel beträgt 1 Zoll 10 Linien; der Schwanz hält 9 Linien. Die sehr regelmäßige, schöne Zeichnung erlaubt nicht dieses Thier für eine weiße Varietät von *Sorex pygmaeus* zu halten. — Die Vögel sind im Allgemeinen schon nicht so sehr an die eine oder die andere Gegend gebunden, indeß findet man doch auch diese Thiere nach dem verschiedenen Boden, Klima u. s. w. mehr oder weniger verschieden. Die Gallinaceen und die Läufer herrschen vor, zu denen sich dann auch Raubvögel gesellen, um theils von diesen, theils von den Mäusen zu leben. Wald- und Gebirgsvögel sind aber daselbst durchaus nicht zu suchen. Sehr viele Vögel sind von Hr. Evermann gesammelt, unter denen sich dann auch viele neue Arten befinden, von welchen wir nur den *Corvus Panderi*, Licht. oder *Podoces Panderi*, Fischer. anführen können. Er ist

wegen seines etwas gekrümmten Schnabels vom Gn. Fischer zu einer besondern Gattung erhoben worden, gleicht aber übrigens, sowohl durch seinen Totalhabitus, als durch sein Gefieder fast ganz dem Heher. Herr Lichtenstein beschreibt den Vogel genau und stellt ihn, wie wir sehen, mit Recht, wieder zu den Raben. Der Schnabel hat allerdings eine besondere und ausgezeichnete Gestalt, indem der Unterschnabel fast ganz gerade, der obere aber ausgezeichnet gebogen ist, und über jenen sowohl mit seiner zugerundeten Spitze als auch mit seinen Rändern hervor steht. Von oben angesehen hat der Schnabel einige Aehnlichkeit mit dem des Staars, das Profil zeigt aber den etwas verkürzten Kuckucksschnabel. Diejenigen, welche die Vögel nach dem Schnabel characterisiren, müßten diesen Vogel neben den *turdus saxatilis* stellen, da letzterer dieselbe Schnabelform (nur weniger langgestreckt) als *C. graculus* hat. Da nun C. Panderi, die reichste ornithologische Entdeckung dieser Reise, so wenig wie der Holzheher neben *turdus saxatilis* gestellt werden kann, so zeigt jener neu entdeckte Vogel, daß die Gattung *Pyrrhocorax* (*C. graculus*) der Natur durchaus nicht entspricht, d. h. keine besondere Gattung bilden darf. — Amphibien hat man wegen der Dürre nur wenige zu erwarten, und wegen des großen Mangels an süßem Wasser kaum Batrachier. *Lacerta* und *Agama* kommen verhältnismäßig am häufigsten vor. Aber auch viele nicht giftige Schlangen (und nur wenige giftige, als *Vipera berus*; Pall., *Trigonocephalus halys*) finden sich dort. Merkwürdig ist die Agilität und die Lebhaftigkeit der Bewegungen aller die Steppen bewohnenden Amphibien, was von der Trockenheit, dem heitern Himmel und von der Wärme

186. 187. St., den 22. Nov. 1827. 1859

herrühren mag. *Lacerta grammica*, Licht., *L. leucostica*, Licht., *Agama ocellata*, Licht., *A. Aralensis*, Licht. *Boa tatarica* Licht. (eine merkwürdige Erscheinung in diesen Gegenden) sind neu. — Fische und Würmer (letztere im Ein. Sinn) sind in gegenwärtigem Werk nicht angegeben; Insecten aber, die sehr periodisch, nach der Blüthe oder dem neuen Hervorkommen der Pflanzen sich richtend, erschienen, wurden viele, und darunter auch neue, gesammelt, aber vorläufig, obgleich sie eine genauere Berücksichtigung verdienten, kaum mehr als dem Namen nach aufgezählt. B.....d.

H i l d e s h e i m.

In Commission der Hahn'schen Hofbuchhandl. in Hannover: Universalmaaß für alle Geschäfte des practischen Lebens, wozu man der Maaße, Münzen und Gewichte bedarf u. s. w. von Joh. Gottfr. Sylvest. Kerstein, vormal. Fürstl. Hildesh. Hof-Bau-Inspector. Erster Theil. Mit 1 Kupf. u. 18 Tab. Zweyte neu verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1827. in 8.

Von diesem Buche erschien die erste Ausg. Ebendas. bey Gerstenberg 1810, 8., welche weder in unsern Blättern angezeigt worden, noch dem Ref. zur Hand liegt, um zu beurtheilen, wie viel die zweyte gegen jene gewonnen habe. Wir schränken uns daher auf den Inhalt von dieser ein.

Der erste Theil von dem vorliegenden Urmaaße, über welchen Ausdruck als Ueberschrift zu diesem Buche, wir mit dem Hn. Verf. nicht rechten mögen, enthält einen halben Bogen Dedication, dem Frenherrn von Fürstenberg gewidmet; $1\frac{1}{2}$ Bogen Borr. und Einleitung, CLXX S.

Text, der in algebraischen zc. Formeln, Aufgaben und deren Auflösungen besteht, worauf XVIII Tabellen auf 250 S. folgen, wovon jedoch die XIIte Tafel sieben Bogen in Fol. einnimmt, alle übrigen aber, wie der Text zc. in kl. 8. abgefaßt und gedruckt worden. Für Forst- und Hüttenbeamte, so wie für gebildete Oeconomen und solche Männer, welche der Mathematik und Technik im geschäftigen Leben bedürfen, ist in diesem Buche von S. XIX — CXIV manches Lehrreiche enthalten; auch hat der Verf. die Stöchiometrie, oder Meßkunst chemischer Elemente S. CXV — CXXIII durch Beyspiele erläutert. Mehrere oeconomiche Gegenstände werden S. CXXIV — CL, und die Gold- und Wechsel-Rechnung S. CLI — CLXX durch verschiedene Aufgaben und deren Auflösungen gezeigt. Um die Grenzen unserer Blätter nicht zu überschreiten, dürfen wir uns mit der Anzeige des Inhalt der, zuletzt auf 250 S. folgenden 18 Tafeln nicht befassen; es sey uns aber erlaubt von dem, was wir darin sehr häufig vermiffen, oder irrig ausgedrückt finden, nur einige wenige Beyspiele anzuführen, um den Hrn. Verf. darauf aufmerksam zu machen, damit bey einer künftigen neuen Ausgabe das Mangelhafte ergänzt und die irrigen Angaben verbessert werden können:

Tab. V. S. 91 wird zwar unter Berlin die bekannte Eisenschmidt'sche Länge des rheinl. Fußes = $139,1^3$ parif. Linien, — dagegen weder hier, noch irgend im Buche, so weit wir nachgeschaut haben, die Länge der Berliner, eigentlich nach dem Kön. Preuß. Gef. v. 16. May 1816 die neue Preuß. Elle angegeben. Cytelwein hat aber dieselbe, auf den Grund jenes Gesetzes, schon seit 1817 = $295,6^6$ par.Lin. bestimmt. Schon früher war dieselbe von den ältern Metrologen zu $295,6^0$ p. L. ausgemittelt, aber durch Kön. Verord-

nungen zu vollen 296 gesetzlich angenommen worden. S. 96 hat der Bf. die Münster Elle nach Ditto im Nelfenbr. zu 358,⁺ par. Lin. angefeht. Diesen großen Irrthum haben schon seit 60 und mehreren Jahren, alle metrologische Lehr- und Handbücher ihren Vorgängern, ohne weitere Untersuchung nachgeschrieben. Im ganzen vormaligen Bisthum Münster hat es aber nie eine Elle, nicht einmal einen Garnhaspel gegeben, der jene Länge hat. Die, von der Kön. Preuß. Maß- und Gewicht-Justirungs-Commission im Sommer und Herbst 1803 angestellten metrologischen Untersuchungen, haben die seit mehr als 200 Jahren unverändert gebliebene Stadt Münster Normal-Elle, durch oft wiederholte Proben, im Mittel nur zu 278,²⁰ Par. Lin. lang gefunden. Weder S. 96, noch irgend in diesem 1. Th. kommt ein Wort vom neuen metrischen Maß-, Gewicht- und Münzsystem des Königreichs der Niederlande vor, das auf den Grund der Kön. Berordn. v. 21. Aug. 1816 und 8. Novbr. 1820, vom 1. Januar 1821 an, im ganzen Königreiche volle Gesetzkraft erhalten hat. S. 108 Tab. VI. wird der Berl. Scheffel zu 2758,⁹⁵² franz. Cub. Zoll angegeben. Diese frühere Bestimmung ist, ohne erwähnt zu werden, auf Eytelwein's Ausmittlungen gegründet, die derselbe auf den Grund des Königl. Directorial-Rescr. d. d. Berlin v. 12. März 1800 berechnet hat (vergl. v. Zach's monatl. Corr. f. 1804; 4. St. S. 314). Dieser körperliche Gehalt des Berliner, eigentlich Preuß. Scheffels ist, nach der neuen gesetzlichen Bestimmung (v. J. 1816), bedeutend größer, indem derselbe 2770,⁷⁴² Par. Cub. Zoll enthält, wie Eytelwein in seinem Nachtr. zu Vergl. der, in den Kön. Preuß. Staaten eingeführt. Maße u. Gew. S. 7. Berl. 1817; gr. 8. gezeigt hat. —

S. 111 ebd. Art. Eöln, ist es wohl ein Schreibfehler, daß der Ohm 108 Maaß halten soll, da derselbe seit vielen Jahrhunderten, 26 Viertel zu 4 Maaß = 104 Maaß Eölnische Liche hält. Nach S. 124 ebd. soll der Münster Scheffel = 2775½ Par. Cub. Zoll seyn. Das ist mehr als Doppeltmal zu viel, und ein Irrthum, in den alle metrologische Vorfahren des Verf., wenigstens von Kruse und von Münchhausen an, bis auf Gerhard u. m. and., mit abwechselndem Erfolge verfallen sind. Nach den, von der Kön. Pr. Mousterungs-Commission in den Jahren 1803 u. 1804 in Münster, zu wiederholten Malen angestellten Versuchen und Messungen des Münster Probe- und Muster-Scheffels, der frühhin bey allen geistlichen und weltlichen Korn-Prästationen, auch im Handel und bürgerlichen Verkehr stets gebraucht wurde, und noch zur Zeit, ungeachtet im Handel jetzt der Berl. od. Preuß. neue Scheffel eingeführt ist, bey allen öffentlichen und stiftungsmäßigen Landes-Abgaben und Gefällen stets gebraucht wird, hält derselbe nur 1195³⁸⁷⁵ Par. Cub. Zoll, wornach sich beynah 30 Münster Scheffel zu 13 neue Berliner oder Preuß. Scheffel verhalten. Tab. VIII. S. 146. Art. Berlin, macht der Hr. Verf., wie vormals zwischen dem Handels- und dem Gold- u. Silbergewichte einen Unterschied, der nicht mehr statt findet, und setzt das Münz-Pfund = 9728, das Preuß. Handels-Pfund aber = 9747 holländ. Us. Seit der im J. 1816 eingeführten neuen Maaß- und Gewichts-Berordnung hält das allgemeine Preuß. Pfund Handels-, Münz-, Gold- und Silbergewicht, gesezlich nach Eytelweins Bestimmung, ganz genau 9729,⁸⁴⁶³⁷ holländ. Us, oder 8805,⁶⁷¹ Par. Gran (s. Eytelw. Nachtrag a. a. D. S. 14). Bey den

Tab. XI. S. 173, aufgeführten Englischen Goldmünzen vermissen wir die seit 1816 geprägten Souverains, welche 20 Schill. Sterl. gelten; eben so auch S. 115 unter den Holländischen Goldmünzen, die neuen Niederländischen Willem's-or, die seit dem Jahre 1820 zu 10 Gulden Niederl. Courant geprägt worden, und die gesetzliche Staatsmünze sind, welche die Ruyder und Ducaten bloß als Hülfsmünze für den auswärtigen Handel im Verkehr zuläßt. Eben d. S. 198 werden unter den (alten) holländ. Silbermünzen noch Schillinge zu 6 Stuiver und Sechsthalb? (Sestehalven) zu 5½ Stuiver aufgeführt. Beide Sorten sind bekanntlich seit dem J. 1822, beide ihres, durch öfteres Beschneiden so sehr verminderten Gewichts wegen, durch eine Königl. Verordnung, auf 5 Stuiv., oder 25 Cents = $\frac{1}{4}$ metrischen Decimal Gulden herabgesetzt worden, und werden seitdem weder im In- noch Auslande höher empfangen noch ausgegeben.

Mehr dürfen wir, des Raumes wegen, nicht ausheben, ungeachtet eine Menge mangelhafter, mitunter irriger Stellen, uns dazu Veranlassungen darbieten. Das äußere von diesem Urmaße, wenigstens nach dem Exemplar zu urtheilen, was uns vom 1sten Theil vorliegt, ist zwar ordinär Schreibpapier in Conceptformat, aber in so verschiedener Art und Größe, daß es, besonders in Hinsicht der bereits angeführten Folio-Tafel N. XII., den Gebrauch des Buchs erschwert. Der zweyte Theil dieses Werks soll in der nächsten Messe erscheinen, und die bereits hier vorgetragenen Gegenstände — wie wir hoffen und wünschen, mit mehr metrologischer Zuverlässigkeit — weiter ausführen.

J. J. B.

H e i d e l b e r g.

Von der dort im Verlage der Acad. Kunst- und Verlags-handlung des Hn. Jos. Engelmann erscheinenden Collection of the Classic English Historians ist uns Vol. V. zugesandt; enthaltend: The life and pontificate of Leo the tenth by W. Roscoe; the second Edition corrected, with Henke's Notes translated from the German into the English Vol. I. with the portrait of Leo X. 1827. LX 527 S. 8. — Es ist gewiß ein sehr glücklicher Plan, die großen britischen Geschichtschreiber in einer würdigen Gestalt in Deutschland erscheinen zu lassen; und mit den beiden Werken von Roscoe den Anfang zu machen. Die vier ersten Bände der Sammlung enthalten: The life of Lorenzo de Medici, in drei Bänden, und einem Bande Illustrations and Notes. Das Leben von Leo X. wird gleichfalls vier Bände ausmachen. Es war zweckmäßig diese beiden Werke an die Spitze der Sammlung zu stellen, da sie noch nicht so unter uns verbreitet sind, wie die von Robertson, Hume und Gibbon; und doch vor andern dazu geeignet sind, als Einleitung in die Geschichte des neuern Europas zu dienen. Wir können versichern daß Schönheit und Correctheit des Drucks und Güte des Papiers nichts zu wünschen übrig lassen; und die Preise äußerst mäßig sind; (von dem Leben von Lorenzo der Ladenpreis 7 Gulden; von dem von Leo X. Subscriptionspreis aller vier Bände 10½ Gulden; auch erhält man beide zusammen noch um den Subscriptionspreis zu 16 G. 24. Kr. oder 11 Thaler). Dem Leben von Leo X. werden die Noten von Henke als Anhang im letzten Bande beygefügt werden. Hn.

1865

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

188. Stück.

Den 24. November 1827.

L e i p z i g.

Bey Schwickert: Jo. Sam. Traugott
Gehlers Physicalisches Wörterbuch, neu
bearbeitet von Brandes, Gmelin, Hor-
ner, Pfaff, Munke. Zweyter Band, C
u. D. (723 Octavseiten) Dritten Bandes er-
ste Abtheilung (von S. 1—647) zweyte
Abth. (von S. 648—1172) E, nebst 36 Kupfer-
tafeln. 1826 u. 1827.

Wir freuen uns, von diesem wichtigen Werke
abermals ein paar Bände anzeigen zu können,
in welchen man das fortgesetzte Bemühen der
Herren Verf., auch diejenigen Lehren, zu deren
gründlicher Einsicht nach der Natur eines Wör-
terbuchs erst so manche spätere Artikel das ihrige
beytragen müssen, dennoch möglichst lichtvoll dar-
zustellen, mit Vergnügen wahrnimmt. Wenn
es schon bey dem Verfassen eines systematischen
Werkes über die Naturlehre oft schwer hält, die
große Masse der so häufig in einander eingrei-
fenden Gegenstände so zu ordnen und zusammen-

§ [8]

zustellen, daß jede einzelne Lehre zu ihrer klaren Einsicht so wenig als möglich der folgenden bedarf, um so mehr müssen sich Schwierigkeiten dieser Art bey den einzelnen Artikeln eines Wörterbuchs offenbaren, wenn man von ihnen verlangen wollte, auch solche Leser zu befriedigen, die noch durch kein systematisches Lehrbuch zu einer solchen Lectüre vorbereitet sind. Daß dennoch die Verf. in Rücksicht dieser Forderung alles geleistet haben, was nach der Natur eines Wörterbuchs nur immer verlangt werden kann, dürfen wir nach dem Durchlesen mehrerer der schwierigsten und ausführlichsten Artikel mit Zuversicht behaupten, und wir begnügen uns hier bloß noch einige Bemerkungen mitzutheilen, welche sich uns bey jenem Durchlesen dargeboten haben. Sehr ausführlich ist der Artikel *Capillarität*, in welchem nicht nur die Erscheinungen der Haarröhrchen, sondern auch andere damit verwandte, hauptsächlich nach der von *La Place* gegebenen zweyten Darstellungsart (S. 43) entwickelt werden. Diese zweyte ist wesentlich die *De la Landische*, und auch von *Biot* in seinem *Traité de Phys.* befolgt worden. Sie ist in ihren Principien einfacher und lichtvoller, als die erstere *La Placische*, in der alles auf die angebliche *Attraction des Meniscus* zurückgeführt wird, der die Säule des Flüssigen in dem Haarröhrchen oben begränzt, und wobey es bloß auf die Krümmung der Oberfläche dieses *Meniscus*, je nachdem solche *conca*v oder *conver* ist, ankommen soll, ob die Flüssigkeit in dem Röhrchen höher oder niedriger stehen werde, als außen, wo die Oberfläche derselben bloß in eine ebene Fläche ausgeht. Daß die in einer *conca*ven Krümmung liegenden Theile des Flüssigen, von den darunter befindlichen schwächer nach innen gezo-

gen werden sollen, als die außerhalb der Röhre in einer ebenen Oberfläche liegenden, dagegen stärker nach innen, wenn die Oberfläche des Flüssigen in dem Röhrrchen convec ist, und daher in dem ersteren Falle die Flüssigkeit in dem Röhrrchen höher, in dem zweyten niedriger als außen stehen müsse, scheint zwar durch einige (S. 41) mitgetheilte Betrachtungen etwas klarer zu seyn, als Anfänger es aus dem weitläufigen und dunkeln Calcul in La Places ersterer Darstellung, einzusehen vermögen, aber wenn man alles einer genauern Prüfung unterwirft, und nach deutlichen physicalischen Principien entwickelt, so ist die Wirkung einer in einem verticalen Röhrrchen befindlichen Flüssigkeit auf sich selbst, oder vielmehr auf die Oberfläche derselben nach verticaler Richtung dieselbe, die Oberfläche (wir wollen sie sphärisch nehmen) mag concav, convec oder eben (gleichsam sphärisch von einem unendlich großen Halbmesser) seyn. Denn gedenkt man sich Theilchen der Flüssigkeit unterhalb jener Oberfläche, in einigem Abstände von ihr, so wird jedes derselben von den umher befindlichen nach allen Richtungen gleich stark gezogen, und diese Züge heben sich gegen einander auf, daher, wie bekannt, die große Verschiebbarkeit der Theile im innern der Flüssigkeit. Dagegen erfahren die Theilchen auf der Oberfläche nur einen einseitigen Zug nach innen, und sind daher minder beweglich als die innern, so daß sie gleichsam ein Häutchen bilden, woraus die Oberfläche des Meniscus besteht. Begreiflich wird jeder Punct eines solchen Häutchens, wenn die Anziehung nach innen nur in der Berührung, oder einem unendlich kleinen Abstände wirkt, überall bloß normal gegen die Oberfläche gezogen, und leitet man nun aus diesen normalen Zügen durch Anwendung des Paralle-

logramms der Kräfte und der Integralrechnung den totalen Zug ab, den das Häutchen und mit ihm also auch zugleich der unter ihm befindliche Meniscus nach innen parallel mit der Axe des Röhrchens erleidet, so findet sich für diesen Zug einerley Werth, die Oberfläche mag concav, convex, oder eben seyn. Es kann also in der Krümmung der Oberfläche an und für sich kein Grund einer Erhebung oder Deprimierung des Flüssigen in einem Haarröhrchen liegen, und wenn daher z. B. Wasser in einem solchen Röhrchen sich erhebt, so kann dieß nicht von der angeblichen erhebenden Wirkung des mit einer concaven Oberfläche begabten Meniscus herrühren, sondern naturgemäßer von der erhebenden Kraft des Röhrchens selbst, in Verbindung mit derjenigen wodurch die Theilchen der Flüssigkeit unter einander selbst cohäriren, nach der zweyten oberwähnten La Plac eschen, oder vielmehr Palandischen Darstellungsart, welche denn auch der Verf. dieses Artikels, nach der Biotischen Entwicklung gewählt hat. Ist das Röhrchen nicht vertical, so bleibt dennoch parallel mit der Axe des Röhrchens jener Zug des Häutchens nach innen derselbe, wie auch die Oberfläche desselben gekrümmt seyn mag. Richtig bemerkt auch Rudbeck in einem schönen Aufsatz über die Haarröhrchenkraft (Kongl. Vetenskaps Ac. Handlingar. 1819), daß wenn die gegenseitige Wirkung der Theilchen einer Flüssigkeit nur in ihrer Berührung (oder einem unendlichen kleinen Abstände) statt findet, die angebliche Wirkung des Meniscus auf den Wasserfaden in der Axe des Röhrchens, nur an der Stelle statt finden kann, wo dieser Faden in den Meniscus selbst eintrifft, und daher die entferntern Theile des Meniscus ganz unwirksam auf diesen Faden seyn müssen, daß es

demnach insofern auch ganz gleichgültig seyn muß, was der Meniscus für eine Gestalt hat. Wenn es hier der Raum zuließe, so würden wir auch einiges in Rücksicht des La Place'schen Calculs selbst erinnern, in welchem nebenher auch schon das mehrmalige Integriren innerhalb der Grenzen 0 und ∞ , mit dem zum Grunde gelegten Princip einer Anziehung, die nur in einem unendlich kleinen Abstände wirksam seyn soll, unangenehm contrastirt. Wenn es übrigens S. 57 heißt, daß wer La Place's Theorie der Capillarität seinen Beyfall versage, dieselbe entweder nicht völlig verstehe, oder auch wegen des darauf verwandten weitläufigen und schwierigen Calculs nicht gehörig erkenne, so möchten wir dieß von Nobili, Brunacci u. m. a. welche jener verworrenen Theorie nicht huldigen mögen, und doch gewiß auch als Mathematiker sich bewährt haben, eben nicht behaupten. Wie übrigens viel andere Erscheinungen von denen angeführt wird, daß sie mit der La Place'schen Theorie innig zusammenhängen, sich auch ohne diese Theorie auf eine einfache Weise erklären lassen, würde hier zu weitläufig seyn auszuführen. — Wenn unter dem Artikel Cohäsion S. 128 gefragt wird, wie es zugehe, daß unter der Voraussetzung einer in irgend einem Verhältnisse des Abstandes abnehmenden Ziehkraft, nicht alle Elemente eines Körpers unendlich fest cohärierten, da doch nach der Formel $x = \frac{k}{a^n}$ (worin x die Cohäsion, k die sie bewirkende Kraft und a den Abstand eines Elements von einem andern bezeichnen) allemal $x = \infty$ werde für $a = 0$ (d. h. wenn die Elemente sich berührten) so bemerken wir hierbey, daß die ganze Schwierigkeit wegfällt, so bald man von dem richtigern Princip ausgeht, daß

zwey Elemente (wir wollen sie der Kürze halber sphärisch annehmen) sich in dem umgekehrten Verhältniß einer Potenz des Abstandes ihrer Mittelpuncte (nicht ihrer Berührungspuncte) anziehen. Gesezt die Potenz sey die zweyte, der Halbmesser eines Elements = ρ , so ist ihre Distanz, wenn sie sich berühren = 2ρ , und näher können sie einander wegen der Undurchdringlichkeit nicht kommen. Bey dieser Berührung sey die Stärke der Cohärenz = k , welche nicht unendlich zu seyn braucht, und die richtigere Formel für die Anziehung in die Ferne d. h. in einem Abstände = $2\rho + a$, wird dann heißen müssen $\frac{4\rho^2 \cdot k}{(2\rho + a)^2}$ (oder allgemeiner $\frac{(2\rho)^n \cdot k}{(2\rho + a)^n}$) wo für $a = 0$ d. h. wenn die Elemente sich berühren, die Anziehung = k ist, u. s. w. Was diejenige Anziehung anbelangt, wodurch sich diese oder jene Elemente zu einer chrySTALLINISCHEN Form unter einander vereinigen, d. h. in gewissen Lagen sich lieber unter einander verbinden als in andern, so mag dieß zum Theil von der Gestalt jener Elemente, zum Theil auch daher rühren, daß jene Kraft k nicht überall auf der Oberfläche solcher Elemente von einer gleichen Intensität ist, sondern, wie der Magnetismus, an größern Körpern eine polarische Vertheilung hat, über deren Geseß das nähere nicht bestimmt werden kann, ohne sich in Hypothesen zu verlieren. — Das Practische und Experimentelle über die Cohäsion ist in diesem Artikel mit Berücksichtigung der neuesten und besten hierher gehörigen Versuche über die absolute und relative Festigkeit u. dergl. sehr ausführlich mitgetheilt. — Unter dem Artikel Compaß sind auch die zweckmäßigsten Mittel so wohl zum Niederlassen der Magnetnadel auf ihre Spitze, als auch um die Winkel durch Repetition

zu messen angeführt, unter andern auch Graydon's celestial compass um die Richtung der Magnetnadel durch unveränderliche Erscheinungen am Himmel zu controlieren. — Unter dem Artikel Compensation die Theorie des Quecksilber-Pendels, Rost-Pendels, eines Pendels mit Hebelwerk und mit thermometrischen Federn. — Unter dem Artikel Compressionsmaschine ertheilt der Vf., Hr. Hofr. Munké, auch eine vorläufige Nachricht von einer Vorrichtung welche er nach eigener Idee ausführen läßt, tropfbare und elastische Flüssigkeiten einem hohen Drucke auszusetzen. — Einer der ausführlichsten Artikel ist Dampf. Ueber die latente Wärme der Wasserdämpfe, Formeln um ihre Elasticität, Dichte u. dergl. zu bestimmen, nebst hierher gehörigen Tafeln, letztere nach S. T. Mayer's Formeln, mit den aus Arzberger's in Wien angestellten Versuchen abgeleiteten Constanten. Werthe dieser Constanten für einige andere Dampfarten z. B. des Alcohol- und Schwefelätherdampfes. — S. 281 wird der Unterschied zwischen Gasarten und Dämpfen darin gesetzt, daß jene dem Mariottischen Gesetze folgen, diese dagegen von jenem Gesetze darin abweichen, daß ihre Elasticität und Dichte nicht von der zusammendrückenden Kraft, sondern bloß von der Temperatur abhängen. Wir sind der Meinung, daß, da bey diesen Bestimmungen immer noch manches andere nebenher zu berücksichtigen ist, z. B. sogleich S. 282 ob sich die Dämpfe im Maximum ihrer (der Temperatur entsprechenden) Dichte befinden, oder nicht, man ganz füglich ohne alle Rücksicht auf das Mariottische Gesetz, den Unterschied zwischen Gasarten und Dämpfen bloß darin setzen könnte, diejenigen elastischen Flüssigkeiten, welche unter dem uns bekannten höchsten Grad der künstlichen Kälte sich nicht zersetzen, Gase, alle übrigen dagegen

Dämpfe zu nennen. Wenn sonst auch wohl die Gasarten permanent elastische Flüssigkeiten genannt werden, so ist doch dieß immer nur innerhalb gewisser Grenzen der Temperatur und des Drucks zu verstehen, welche Grenzen sich bekanntlich selbst schon bey den verschiedenen Gasarten höchst verschieden offenbaren, und über welche hinaus sie sich so gut als die Dämpfe zu decomponieren anfangen, manche so genannte Gasarten schon bey Kältegraden, welche nicht die höchsten durch Kunst hervorgebrachten sind. Nur darin, daß diese Grenzen mehr oder weniger weit hinaus liegen, kann man den Unterschied zwischen Gasen und Dämpfen gelten lassen. Ueber die Dampfmaschinen von S. 417—486 das Brauchbarste, was über diesen Gegenstand geschrieben und gerechnet worden ist. Manches hätte sich noch mehr in die Kürze zusammenziehen lassen. Bey dem Augustischen Differential-*Barometer* S. 529 halten wir das Einfüllen des Quecksilbers von oben vermittelst eines feinen Papiertrichters wohl für das einfachste und sicherste, indem bey gehöriger Vorsicht leicht zu vermeiden ist, daß in dem Augenblicke, wo in dem kürzern Schenkel die Luft abgeschlossen wird, sie in demselben keine größere Dichte als außen erhalte. Wir haben immer das Instrument in seiner ursprünglichen, einfachen Form für das Beste gehalten, und selten den Barometerstand vermittelst desselben um $\frac{1}{2}$ Linie vom Wahren unterschieden gefunden. — In dem Artikel *Donner* wird die wahrscheinlichste Theorie vom Rollen desselben darin gesetzt, daß dasselbe hauptsächlich von der Zurückwerfung des mit dem Blitze verbundenen Knalles von den Wolken herrühre; indem bey den Versuchen der französischen Physiker über die Geschwindigkeit des Schalles bemerkt worden sey, daß jedesmahl, wenn sich Wolken

zwischen den Stationen befunden hätten, die Kanonenschüsse mit einem Rollen wie vom Donner begleitet gewesen seyen. Ref. erinnert sich nicht, bey seinen Versuchen dergleichen wahrgenommen zu haben, auch von andern welche solche Versuche angestellt haben, wird eines solchen mit den Kanonenschüssen verbunden gewesenen Rollens eben nicht erwähnt. Was uns aber ganz gegen die angebliche Zurückwerfung des Schalles von den Wolken zu streiten scheint, ist der Umstand, daß man das Rollen des Donners immer nur nach der Gegend hin, wo das Gewitter steht, wahrnimmt, wenn gleich an der entgegengesetzten Seite hin, sich oft die dicksten Wolken befinden, die doch auch den Schall reflectieren könnten — Daß das Rollen des Donners nicht von einem successiven Zersekungsproceß der bläschenförmigen Dünste und den dadurch entstehenden leeren Räumen zc. herühren könne, wie man auch wohl anzunehmen pflege, folge daraus, daß sonst ein jeder Wolkenbruch mit Donnerschlägen zc. begleitet seyn müsse, welches doch nicht der Fall sey. Wir erinnern dagegen, daß eigentliche Wolkenbrüche doch immer nur bey heftigen Gewittern statt finden, wo bey die bläschenförmigen Dünste von ungeheuer dichten Wolken sich decomponieren, wollen jedoch keineswegs behaupten daß auch diese Theorie alles erschöpfe. — Unter dem Artikel Dunst, wird der Unterschied zwischen Dampf und Dunst, darin gesetzt, daß jener in einer völlig expandierten äußerlich Gasform zeigenden Flüssigkeit bestehe, dieser dagegen minder expandiert und durchsichtig erscheine, und sich besonders in der Bläschenform von jenem unterscheide. Wie dieser bläschenförmige Dunst sich aus dem vollkommen elastischen bildet, sich in der atmosphärischen Luft erhebt zc. darüber umständlich von S. 661 — 666. Aus den darüber mitgetheilten Betrachtungen wird die

Folge abgeleitet, daß die specifische Leichtigkeit jener Bläschen um sich in der Luft zu erhalten oder auch erheben zu können, nicht, wie man gewöhnlich annimmt, von dem Wärmestoffe herrühre, der sie innen erfülle und auch von außen als Atmosphäre umgebe, sondern daß sie vielmehr mit vollkommenem Wasserdampfe selbst erfüllt, und auch von außen mit einer hieraus bestehenden Atmosphäre wahrscheinlich umgeben seyen. Uns scheint bey der Bildung sowohl des vollkommenen Wasserdampfes, als auch des bläschenförmigen Dunstes die Electricität eine wichtige Rolle mit zu spielen, worüber jedoch der Vf. dieses Artikels wohl erst in der Folge noch weiter zu sprechen Veranlassung finden wird. — Der ziemlich ausführlich behandelte Artikel *Duplicator* hätte sich sehr abkürzen lassen, wenn die hierher gehörigen Einrichtungen nur historisch oder ganz im Allgemeinen berührt worden wären, indem jetzt wohl Niemand mehr sich dieser lästigen und so viel Täuschungen unterworfenen Werkzeuge bedienen wird. — S. 701 wird bey der Betrachtung über die Ursache der Durchsichtigkeit fester Körper mit Recht geäußert, daß uns diese Erscheinung nach der Emanationstheorie nicht im mindesten sonderbar vorkommen würde, wenn wir uns ein solches Ausweichen der Theilchen oder eine solche Verschiebbarkeit derselben in festen Körpern gedenken könnten, wie es vielleicht bey flüssigen der Fall ist, wenn diese vom Lichte durchströmt werden, und daß die Schwierigkeit sich so etwas bey festen Körpern vorzustellen; eben sowohl auf einer unrichtigen Idee von der Härte der Körper, wornach ihre Theilchen den so äußerst feinen und schnell sich bewegenden Lichttheilchen nicht sollten ausweichen können, als auf einer unrichtigen Vorstellung von dem Lichte selbst beruhen könne. Wir fügen hinzu daß die Vorstellung

von der Festigkeit einer Substanz nur durch den Widerstand entspringt, der sich uns entgegenstellt, wenn wir die scheinbare Cohärenz einer großen Menge von Theilchen zugleich überwältigen sollen. Die Einzelnen unendlich kleinen Theilchen können darum doch höchst verschiebbar seyn, da sie wahrscheinlich selbst nicht einmal in unmittelbarer Berührung stehen. Wie leicht können wir schon mit einer sehr scharfen Nadel in manche feste Körper eindringen, da doch diese Spitze immer schon viele Theilchen aus ihrer Lage zu verschieben hat, und was ist nun eine solche Spitze gegen die so unendlich feinen und schnell sich bewegenden Lichttheilchen, und wobey jedes Lichttheilchen es in jedem Augenblick immer nur mit einem Theilchen des festen Körpers zu thun hat, um es aus seiner Lage zu verschieben. Ja ein Körper kann sehr fest erscheinen, wenn auch nur ein kleiner Theil seiner Masse aus stark cohärierenden, etwa unmittelbar sich berührenden Theilchen bestände. Alle übrigen dazwischen befindlichen können dabey immer höchst verschiebbar seyn, welches man freylich nicht sinnlich wahrnimmt, während eine Kraft die Cohärenz der erstern zu überwältigen hat. Da indeß selbst flüssige Substanzen, deren Theile also sämmtlich verschiebbar sind, undurchsichtig erscheinen können, so erhellet daß es auch wieder auf diese Verschiebbarkeit allein nicht ankömmt, und daß demnach zur Durchsichtigkeit auch erforderlich ist, daß das Licht im Innern einer solchen Substanz nicht etwa solchen Attractionskräften gehorche, wodurch es in seinem Durchgange aufgehalten, oder sonst unfähig wird auf unser Auge zu wirken. Ohne Einwirkungen dieser Art würden wahrscheinlich alle Körper durchsichtig seyn. Da wir nun ferner auch gar keinen Begriff von der absoluten Quantität von Materie haben, die den scheinba-

ren Raum eines Körpers erfüllt, es vielmehr höchst wahrscheinlich ist, daß nur ein äußerst kleiner Theil dieses Raumes aus wirklich materiellen Theilen besteht, so wird aus dieser großen Porosität der Körper, auch ohne obige Annahme einer Verschiebbarkeit der Theile, die Durchsichtigkeit der Körper doch immer begreiflich genug, wenn nämlich das Licht nicht durch obige Attractionen in seinem Durchgange aufgehalten wird. Erwägt man nun zugleich, daß auch die durchsichtigsten Körper doch immer auch einen Theil des Lichtes nicht durchlassen, so wird hierdurch die Erklärung der Durchsichtigkeit, bloß aus der Annahme der großen Porosität, um so weniger dem Emanationssysteme entgegenstehen, als auch nach diesem Systeme zugleich die Erklärung des Phänomens der Brechung weit einfacher als nach dem Vibrationsysteme ausfällt, und in mathematischen Formeln sich entwickeln läßt. — S. 720 wird unter dem Artikel Dynamometer auch ein zweckmäßiges hierher gehöriges Werkzeug vom Hrn. Hofr. M unke mitgetheilt, welches nicht nur zu Messung menschlicher Kräfte, sondern auch zur Schätzung der Zugkraft eines Pferdes, zur Beurtheilung der Reibung der Fuhrwerke, Flügel u. dergl. benutzt werden kann. — Der Artikel Ebbe und Fluth in der ersten Abtheilung des dritten Bandes von S. 1—46 ist zwar durchaus sehr schön, jedoch für ein Werk wie das Gegenwärtige fast etwas zu ausführlich bearbeitet. Bey dem Verfahren zu Benares Eis zu machen, und zwar durch die Verdunstung des Wassers selbst, wie man gewöhnlich annimmt, wird S. 154 bemerkt, daß, da durch Wolken und Winde diese Eisbildung sehr gehemmt werde, und ein Luftzug doch das entscheidenste Beförderungsmittel der Verdunstung sey, jene Eisbildung nicht von der angeblichen durch die Verdunstung ent-

stehenden Kälte herrühren könne, sondern vielmehr von derjenigen Kälte, welche durch das Ausstrahlen der Wärme bewirkt werde, welche Strahlung bekanntlich bey heiterer und stiller Luft stärker sey, als wenn der Himmel bewölkt ist, und Windströme dem durch Ausstrahlung erkältesten Wasser immer wieder die Wärme der umgebenden Luft zuführten. Wir vermiffen bey dieser Ansicht, warum zu jener Eisbildung dennoch poröse Gefäße genommen werden müssen, wenn sie nicht in der Verdunstungskälte, sondern vielmehr dem Ausstrahlen der Wärme ihren Grund haben soll. — Sehr ausführlich sind die Artikel, Elasticität, Electricität, Electromagnetismus und vor allen der Artikel Erde von S. 825 — 1140. Unter dem Art. Electricität (von S. 233 — 472) sind S. 271 Versuche angeführt, aus denen folgen soll, daß die einem Leiter mitgetheilte Electricität bloß an der Oberfläche des Leiters haften. Wir sind überzeugt daß diese Versuche aus dem richtigen Gesichtspuncte der Mittheilung der Electricität erwogen, es ganz unbestimmt lassen, ob die einem Körper mitgetheilte Electricität bloß an der Oberfläche desselben verbreitet gewesen sey, oder auch seinen innern Raum erfüllt habe. Denn daß z. B. Fig. 29 der electrifiziert gewesene Körper S ein o E zeigt, wenn die Kappen EE von ihm entfernt werden, diese dagegen die Electricität des S bekommen zu haben scheinen, beweist nur, daß wenn z. B. S positiv electrifiziert gewesen wäre, sich dieses + E, während die Kappen ihm genähert wurden, sich mit natürlichen — E aus denselben neutralisiert habe, es mag dieses + E bloß auf seiner Oberfläche, oder auch im innern Raume desselben verbreitet gewesen seyn, wodurch denn das + E welches die Kappen nach dem Abheben offenbaren, nichts als ihr eigenes frey gewordenes natürliches + E ist, woraus auf frei-

nerley Weise sich folgern läßt, auf welche Weise das + E in dem Körper S selbst vertheilt gewesen ist. Immer haftet der Erklärung dieses Versuches, so wie auch des folgenden, den wir hier übergehen, eine Idee an, die wenigstens der gewöhnlichen Erklärungsweise der Mittheilung der Electricität nach dem dualistischen Systeme, nicht entspricht, und auch wieder mit andern Erscheinungen z. B. S. 686 im Widerspruche steht. Der Verf. sucht zwar diesen Widerspruch S. 687 dadurch zu heben, daß er einen Unterschied macht, ob die Electricität einen Leiter frey durchströme, oder sich nur auf ihm verbreite, wir sehen aber ungeachtet der S. 687 mitgetheilten Betrachtungen dennoch auf keine Weise deutlich ein, warum sich bey der Mittheilung der Electricität, das sich dem Leiter sich entwickelnde E bloß auf der Oberfläche desselben bewegen sich anhäufen sollte, weil diese Electricität nach Neutralisation mit ihrem entgegengesetzten strebe, welches sie im Innern des Körpers nicht finde, und ihre Theilchen sich einander abstießen, sich daher zerstreuen würden, wenn die Nichtleitung der Luft solches nicht verhindere. Denn gerade weil die Luft ein Nichtleiter ist, wird das E des Leiters mehr in sein Inneres zurückgedrängt, da hingegen im luftleeren Raume sich dem Entweichen des E aus dem Innern nach der Oberfläche und darüber hinaus, weniger Hinderniß entgegenstellt. Eben so wenig können wir auch S. 306 die Nothwendigkeit einsehen, daß bey dieser Mittheilung, der Leiter auch einen Theil seines E von dem electrifizierten Körper selbst bekomme. Wir halten wenigstens diese Ansicht zu keiner Erklärung irgend einer electrischen Erscheinung für erforderlich. Daß bey den Versuchen Davy's S. 293 über das Verhalten der Electricität in dem luftleeren Raume der Torcellischen Röhre, sich der Erfolg so sehr von der

äußern Temperatur abhängig zeigte, scheint uns bloß darin zu liegen, daß bey niedriger Temperatur, also wenn die Röhre kalt war, die ihr zugeführte Electricität leicht durch die unter einer solchen Temperatur sich an das Glas anhängenden unmerklichen Dünste abgeleitet werden konnte. Unter dem Art. *Electrometrie* werden auch die Versuche von J. Tob. Mayer über das Gesetz der electricischen Repulsion mitgetheilt. Wenn man sich freylich diese Abstoßung zwischen zwey gleichartig electrifirten Körpern, als den Erfolg einer von jedem Punkte derselben in gerader Linie ausgehenden Repulsivkraft gedenken wollte, so müßte wohl diese Kraft sich verkehrt wie das Quadrat der Entfernung verhalten. Allein jene Abstoßung ist ja nichts als der Erfolg einer zwischen beiden Körpern statt findenden electricischen Spannung, ähnlich der Wirkung zweyer die Körper umgebenden Atmosphären, welche sich zurückzudrängen suchen, und wobey sich kein solches Gesetz des Quadrats der Entfernung wenigstens a priori muthmaßen läßt, man müßte denn von gewissen willkürlichen oder nicht hinlänglich erwiesenen Principien ausgehen wollen, wie z. B. S. 689, von der vorhin erwähnten Anhäufung der freyen Electricität bloß auf der Oberfläche des Leiters, für welchen Fall wir den Beweis dennoch nicht für stringent halten. Die Mayerischen Versuche zeigen, daß eine Spannung in dem umgekehrten einfachen Verhältnisse der Entfernung den Beobachtungen am besten entspricht, wie solches auch aus den Simonischen Versuchen hervorzugehen schien, welche jedoch in mehreren Rücksichten noch Zweifel zurücklassen. Hr. Prof. Egen suchte zu beweisen, daß diese Simonischen Versuche für eine Abnahme der Repulsion nach dem quadratischen Verhältnisse der Entfernung sprächen, wenn man sie nur nach einer richtigern Formel, als

welche Simon angegeben hat, berechne, und sucht dieß auch durch eigene, den Simonschen ähnliche Versuche zu bestätigen. Wir haben sowohl an diesen als auch den Simonschen zu bemerken, daß man auch die von Hn. Egen angegebene verbesserte Formel nicht als genügend betrachten darf, insofern in dem Simonschen Apparat sich nicht nur die electrifirten Kugeln abstoßen, sondern auch die dünnen Stängelchen von Glas oder Gummilack an welchen sie befestiget sind, das ihrige zur Abstoßung beytragen, weil sich an diese immer auch eine beträchtliche Quantität von Electricität mit anhängt, wenn man die Kugeln electrifirt, wie man leicht durch Annäherung eines Fadens an diese Stängelchen wahrnehmen, und auch schon daraus ableiten kann, daß sich dünne Glasstäbchen oder Glasfäden als der Mittheilung der Electricität fähig offenbaren z. B. an dem bekannten aus Glasfäden bestehenden Haarbusche, wenn man ihn an dem Conductor einer Electrifiermaschine hängen hat. Daher die Formel für die Berechnung der Simonschen Versuche auch mit Berücksichtigung der electrischen Repulsion jener Stängelchen entwickelt werden muß, wenn sie über das aus diesen Versuchen abzuleitende Gesetz der Abstoßung gehörigen Aufschluß soll geben können, vorausgesetzt, daß der Simonsche Apparat an und für sich hinlänglich genaue Versuche zuläßt, woran wir jedoch sehr zweifeln. Was den Mayerischen Versuchen entgegengestellt werden könnte, ist theils nicht von Erheblichkeit, theils auch schon in diesem Wörterbuche S. 716 2c. beantwortet, und ließe sich hierüber noch mehr beybringen, wenn es der Raum verstatete, dessen Beschränktheit uns verbietet, auch über noch mehrere Artikel dieses Wörterbuchs unsere Bemerkungen mitzutheilen.

G e r t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

189. Stück.

Den 26. November 1827.

L e i p z i g.

Handbuch der alten Geographie, zum Gebrauch für Schulen, und zum Nachschlagen bey der Vorbereitung auf die classischen Schriftsteller; herausgegeben von Dr. Julius Willebrand in Hildesheim. 1826. 430. S. in 8.

Der Zweck des gegenwärtigen Handbuchs ist bereits auf dem Titel so bestimmt angegeben, und der Verfasser hat sich in der Vorrede auch noch so ausführlich darüber erklärt, daß wir nichts hinzuzusetzen brauchen. Schon der mäßige Umfang des Buchs zeigt, daß es kein weitläufiges Werk werden sollte; aber auf der andern Seite doch auch hinreichen, um sich sehr Rath's daraus erholen zu können. Wir haben zwar in den neuesten Zeiten einige sehr schätzbare ähnliche Arbeiten erhalten; doch wird auf einem so weiten Felde immer für mehrere Platz seyn, um so mehr da jeder Einzelne doch auch wieder seine Ansichten und Eigenthümlichkeiten hat. Der Verf. ausgerüstet mit den nöthigen humanist.

schen Vorkenntnissen, hat sein Werk auch hauptsächlich als Hülfsmittel für die humanistischen, besonders die historischen, Studien bestimmt; es verstand sich also auch von selbst, daß politische Geographie sein Hauptziel seyn mußte, wiewohl auch die mathematischen Vorkenntnisse, und die physische Beschreibung nicht gänzlich vernachlässigt sind. So konnte daher auch die eigentliche historische Geographie nicht seine Aufgabe seyn. Er wählte sich die Periode der Römischen Weltherrschaft um die Zeit der Kaiserregierung zu dem Standpunct, von welchem er die damalige Welt überfiehet und beschreibt, wobey zu den nöthigen antiquarischen Erörterungen sich leicht die Gelegenheit darbot. Die allgemeinen Vor-erinnerungen werden in der Einleitung gegeben; unter den am Ende angeführten Chartenwerken über alte Geographie hätte der treffliche Atlas von Reichard nicht unerwähnt bleiben sollen. Ethnographie wird mit der Geographie verknüpft, und über die einzelnen Völker die Notizen mitgetheilt, welche als Resultate von Forschungen gegeben werden konnten, ohne in diese Forschungen hineinzufragen. Daß dabey die bessern neuern Bearbeitungen benützt sind, ergibt sich schon aus der vorangefetzten kurzen Literatur. Wenn gleich das Buch deutsch geschrieben ist, so ist es doch ein eigenthümlicher Vorzug, daß die lateinischen und griechischen Namen der Länder, Völker und Orter, und zwar mit ihrer Accentuation, welche gerade bey diesen Namen oft so ungewiß ist, beygesetzt sind. — Der Verf. geht nach den Welttheilen, und beginnt mit Asien, so daß die Bergketten, und die dadurch begrenzte physische Eintheilung, zuerst bemerklich gemacht wird. Er folgt dann der Ordnung, daß er von Norden nach Süden fortgeht. In Nordasien,

so wie auch in Mittelasien, werden vor allen zuerst die Völker aufgeführt; und dann die einzelnen Länder beschrieben. Die neuern Namen, so weit es nöthig war; sind beygesetzt. Auch die wichtigsten Producte und Handelsstraßen werden bemerklich gemacht. Südasien zerfällt dann wieder in das westliche und östliche, zwischen denen der Indus die Grenze macht. Ausführlich und genau ist sofort die Beschreibung von Klein- oder Vorderasien. Die weitem Abtheilungen sind nach den Flüssen; Länder diesseit des Euphrats; zwischen dem Euphrat und Tigris; und dem Tigris und Indus. Das diesseitige und jenseitige Indien, in welchem letztern die Chersonesus aurea nach Danville mit Recht durch Malacca erklärt wird. Ob die Namen der entfernten, dazu gehörenden, Inseln immer so bestimmt sich deuten lassen, wie hier geschieht, lassen wir billig dahin gestellt. Bis zu den Philippinen im großen Ocean reichte wohl die Weltkunde der Alten nicht, und die Stadt Chinae suchen wir in Senesserim, wenn gleich die verworrene Angabe in Arrians Periplus sie nach Norden setzt. Auf Asien läßt der Verf. Africa folgen. Er geht bey den einzelnen Ländern von Aegypten aus; mit Zurathziehung der neueren Beschreibungen, auf welches sodann Aethiopien folgt. Die alten Namen der Orte im Nilthal werden auch hier stets mit den neuern verglichen. Dann folgt Marmarica, Cyrenaica, das Carthagische Gebiet, Numidien, Mauretania nach seinen Abtheilungen; zuletzt die Inseln um Nordafrika. — Wenn gleich Europa der letzte Platz gelassen ist, so nimmt es doch fast die Hälfte des Buches ein. Der Verf. geht hier von Westen nach Osten, so daß er mit Spanien anfängt. Es wird dabey, nach den Vorerinnerungen über die physische Be-

schaffenheit, die Provinzeintheilung, wie sie durch Augustus gemacht wurde, zum Grunde gelegt. Dasselbe gilt auch von dem darauf folgenden Gallien. Dann folgt Britannien, mit den herum liegenden Inseln. Mit Recht wird Thule überhaupt nur als die fernste der Inseln in jenem Meere erwähnt, ohne den Namen auf eine einzelne Insel beschränken zu wollen. Italien, wie billig, sehr ausführlich. Die Süd-Donau Länder, auf welche der Verf. dann Griechenland nach seinen einzelnen Theilen und Landschaften folgen läßt. Den Beschluß machen die Nord-Donau Länder; von Germanien an bis zu der Afriatischen Grenze. Erhöht wird auch die Brauchbarkeit des Buches durch ein sehr vollständiges Namen-Register.

Wenn es gleich nicht die Absicht des Verfassers seyn konnte, neue Forschungen in seinem Werke anzustellen, so wird dadurch doch dem Werthe desselben nichts entzogen. Es kam darauf an, das Bekannte in einer lichtvollen Ordnung, und insofern mit einer gewissen Vollständigkeit zu geben, daß nichts Wichtiges übergangen wurde. Denn eine bloße Aufzählung von Namen zu geben, wäre zweckwidrig gewesen. Unseres Erachtens hat der Verfasser hier die rechte Mittelstraße gehalten, und wir können das Buch, in so fern damit der Gebrauch guter Char-ten über die alte Geographie, wie etwa der Danvillschen nach dem Nürnberger Nachsich, verbunden wird, den Lehrern an Schulen und Gymnasien mit Ueberzeugung empfehlen. Hn.

Heidelberg.

Bey Mohr: das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Par-

189. St., den 26. Novemb. 1827. 1885

Particular-Gesetzbücher und in genauer Vergleichung mit dem englischen und französischen Strafproceß, von Dr. E. F. A. Mittermaier, Geheimenrath und Professor. In zwey Abtheilungen. Erste Abtheilung. 1827. VIII u. 364 S. in gr. 8.

Der durch so manche gründliche und gebiegene Arbeit über Gegenstände des peinlichen Rechts (seiner großen Verdienste um das germanische Recht hier nicht zu gedenken) rühmlichst ausgezeichnete Verfasser beschenkt uns gegenwärtig mit einem umfassenden Werke über den Strafproceß, das aus einem ganz neuen Gesichtspuncte ausgearbeitet ist, und daher bis jetzt seines Gleichen noch nicht gefunden hat. Ueberzeugt davon, eines Theils, daß nur auf dem historischen Wege eine sichere Grundlage zur richtigen Erkenntniß der Grundlehren des Strafproceßes, z. B. über das Wesen des Inquisitionsproceßes, über Trennung der Vor- und Hauptuntersuchung u. s. w. gewonnen werden könne, andern Theils, daß eine für die heutige Rechtsanwendung genügende Behandlung des Strafproceßes überall die genaue Nachweisung des Zusammenhangs des Verfahrens mit der bürgerlichen Freyheit, die Entwicklung der Fortbildung jeder Lehre durch den Gerichtsgebrauch und die Particulargesetzgebung, und die Aufstellung fester Grundsätze in jeder Lehre erfordere, hatte der Verf. bey der Bearbeitung des vorliegenden Werks die Absicht, durch eine zweckmäßige Verbindung der historischen und practischen Behandlung der Quellen des deutschen Strafproceßes den Forderungen sowohl der Wissenschaft als des Bedürfnisses zu entsprechen, und so lag dann die Vergleichung des englischen und französischen Strafproceßes mit dem deutschen, schon insofern nahe genug, als bekannter-

maßen alle drey Verfahrensarten aus gemeinschaftlichen germanischen Elementen hervorgegangen sind, und es daher nicht unwichtig seyn kann, zu erfahren, wie und aus welchen Gründen die nämlichen leitenden Ideen bey verschiedenen Völkern auf verschiedene Art sich entwickelt haben. Muß also in dieser Hinsicht das vorliegende Werk als gleichwichtig für den Theoretiker und den Practiker angesehen werden, so werden auch diejenigen, welche zur Theilnahme an einer neuen Gesetzgebung über das Strafverfahren berufen sind, es mit großem Nutzen gebrauchen können. Wie wenig mit allgemeinem Hinzunehmen über die vielbesprochenen Ideen von Anklageproceß, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit desselben, über Geschworne u. s. w. gewonnen wird, ist bekannt, und eben so bekannt ist es, daß für die von den gesetzgebenden Behörden anzustellenden Berathungen über die zweckmäßigste Umbildung des deutschen Strafverfahrens, eine sichere Grundlage hervorgebracht werden kann, wenn man die auf Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und das Anklageverfahren gebaueten Gesetzgebungen in ihrer Wirksamkeit im Leben und in dem Detail ihrer Controversen betrachtet, und hiezu gibt das obengenannte Werk eine sehr gründliche Anleitung, indem die Darstellung des französischen Strafprocesses auf lange Selbstbeobachtung des Verf., und die des englischen auf genaues Studium der englischen Rechtsquellen und der wichtigsten in Deutschland fast unbenuzt gebliebenen Schriftsteller, z. B. eines East, Hawkins, Hume, Kuffel, und auf vielfache Correspondenzen gegründet ist. — Die erste Abtheilung des Buchs, dem die zweyte und letzte im Anfange des k. Jahrs nachfolgen soll, enthält zunächst eine Einleitung, in welcher die all-

189. St., den 26. Novemb. 1827. 1887

gemeinen Begriffe des Strafprocesses entwickelt, nachher aber die geschichtliche Ausbildung desselben bey den Römern, Deutschen, Franzosen und Engländern abgehandelt wird. Dann folgen vier Abschnitte, von denen der erste von dem obersten Grundsatz des Strafprocesses und den Hauptfolgerungen daraus, der zweyte, von der Gerichtsorganisation in Criminalsachen, und den verschiedenen Gerichtsständen, der dritte, von der peinlichen Untersuchung überhaupt und den Mitteln des Richters zur Führung derselben, der vierte endlich, von der Erforschung der Gewißheit der Thatsachen im peinlichen Prozesse, handelt. — Ein besonderer Vorzug des Buchs dürfte endlich noch in den so reichhaltig beygebrachten Allegaten der Rechtsquellen, und sonstigen sogenannten Litterarnotizen zu finden seyn.

M a r b u r g.

Wir haben bereits bey Gelegenheit der Anzeige des Programms, durch welches das Jubiläum der dortigen Universität angekündigt ward, mit Theilnahme dasselbe erwähnt; (S. g. U. St. 160) jetzt erhalten wir auch die genauere Beschreibung: die dritte Säcularfeyer der Universität Marburg; herausgegeben von Dr. Carl Wilh. Justi. 80 S. in 8. 1827. Die Beschreibung der Feyerlichkeiten ist in dem einfachen aber würdigen Ton abgefaßt, den man von dem Verf. im voraus erwarten wird. Beygefügt sind die Reden des Hrn. Prof. Wagner am ersten, so wie die des Hrn. Prof. D. Platner am zweyten Tage vor der Verkündigung der Ehrenpromotionen, die dabey statt fanden; jene in deutscher, diese in lateinischer Sprache; so wie nicht weniger die Säcular-Predigt des

Hrn. Consist. R. und Prof. Dr. Backhaus. Auf diese folgen die Gedichte; das Säkulargedicht des Hn. Dr. Justi, dessen poetischen Werth wir nicht erst zu versichern brauchen; so wie zwey Gedichte im Namen der Studierenden, von einem aus ihrer Mitte, Hn. Kilian Wolf, verfaßt. Beygefügt ist am Ende das Verzeichniß der jetzigen Lehrer dieser Hochschule.

Auch die auf diese Feyer geschlagene Denkmünze, ist uns übersandt. Sie enthält auf der Vorderseite das Brustbild S. R. H. des Churfürsten, mit der Umschrift: Wilhelmus II. Elector, Universitatis Protector Marburgensis; auf der Rehrseite drey in einander verschlungene Lorbeerkränze, die drey Jahrhunderte bezeichnend; die Umschrift: Laeta trisecular. Pietatis Philippi Magnanimi monumenta; d. 28. Julii MDCCCXXVII. Wenn dadurch zugleich der Name des großen Stifters der Universität mit ihrem jetzigen Erhalter ins Andenken gerufen wird, so knüpfen sich daran Erinnerungen der größten und erhabendsten Art. Unter welchen Umständen, zu welchen Zwecken ward einst diese Lehranstalt von ihrem Stifter gegründet? Welche Stürme, die sie wiederholt zu vernichten drohten, hat sie überstanden? Welche und wie vielfache Dienste den Wissenschaften geleistet? Und wenn ihre erste Bestimmung war, Stütze des Protestantismus, und der Tochter desselben der Geistesfreyheit, zu seyn; wann wäre ihre Erhaltung, so wie die ihrer Schwester-Anstalten, mehr Bedürfniß, als zu der Zeit der Feyer ihrer dreyhundertjährigen Entstehung?

Hn.

1889

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

190. 191. Stück.

Den 29. November 1827.

P a r i s.

Chez Béchot Jeune, Libraire, et Aillaud,
Libraire: De la Lithotritie, ou Broiement
de la Pierre dans la Vessie. Par le Doc-
teur Civiale. Avec cinq Planches. 1828.
254 S. in 8. *)

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, von Ci-
viale selbst eine ausführliche Nachricht über seine
Methode, Steine in der Harnblase zu zermäl-
men, zu bekommen, und die Instrumente, be-
ren er sich jetzt dazu bedient, kennen zu lernen;
indem die zahlreichen Operationen, die er mit
dem glücklichsten Erfolg machte, manche Einwen-
dungen heben. — In der Vorrede heißt es:
Lange fortgesetzte anatomische Untersuchungen
über den Bau der Harnröhre hätten ihn auf die

*) Wir sind so glücklich, über den für das Wohl der
leidenden Menschheit so wichtigen Gegenstand die
Stimmen zweyer der ersten Männer vom Fach
mittheilen zu können.

D. Rebatt.

§ [8]

Entdeckung der Lithotritie geleitet; im Jahre 1817 habe er angefangen zu versuchen, durch die Harnröhre zu den Steinen in der Blase zu gelangen. Nach Beendigung seiner vorbereitenden Arbeiten legte er die Resultate derselben im Jahre 1821 dem Urtheile der Königl. Academie der Wissenschaften vor, und die Herren Chaussier und Percy würdigten in ihrem Berichte die Wichtigkeit der Lithotritie. — In der Einleitung sucht der Verf. zu zeigen, daß die Lithontriptica bisher ohne Erfolg geblieben seyen, und der Blasenschnitt mit Gefahr verbunden sey, worauf sich der große Gewinn der Lithotritie gründen soll. — Das erste Kapitel handelt von der Beschaffenheit der Harnsteine im Allgemeinen, und das zweyte von dem Einwirken derselben auf die gesammte thierische Oeconomie, wo wir nichts Erhebliches gefunden haben. — Im dritten Kapitel theilt der Verf. das Geschichtliche der Lithotritie mit. Anfangs war er darauf bedacht, den Steinschnitt, den er eine lebensgefährliche Operation nennt, durch Einspritzungen auflösender Mittel entbehrlich zu machen, wozu ihm zwey Instrumente nothwendig zu seyn schienen, — eins, um den Stein zu fassen, und in mehreren Richtungen zu durchbohren, damit aus den zermalnten Theilen die Bestandtheile desselben erkannt werden könnten, — und ein anderes, was ihn isoliere und die chemischen Reagentien von der Blase abhalte. — Einen Instrumenten-Apparat zur Erreichung des ersten Zweckes zu erfinden, gelang dem Verfasser. — Nun war es aber auch erforderlich, mit dem Instrumente zum Fassen und Anbohren des Steines einen Beutelträger zu verbinden, was ebenfalls gelang. Als er aber über die Wahl des Materials des Sackes, in welchem

die auflösenden Mittel auf den Stein wirken sollten, nachsah, so stieß er auf unerwartete Schwierigkeiten; denn Hr. Ehenard erklärte ihm, es gebe gar kein biegsames Gewebe, was nicht von den Reagentien angegriffen würde. Dennoch versuchte es der Verf., fand aber die Bestätigung, und gab seinen Vorsatz auf. Das Gute, was dadurch bewirkt ward, war, daß die Erfindung des Instrumenten-Apparates zum Fassen und Eingreifen auf den Stein die Idee erweckte, ihn zum Herausziehen kleiner Steine durch die Harnröhre, und zum gänzlichen Zermalmen derselben zu vervollkommen. — Sein jetziger Instrumenten-Apparat zur Lithotritie ist demnach eine Modification des ersten. — Es kam dabey darauf an, das Instrument zum Fassen des Steines so einzurichten, daß der Stein fest genug gehalten werde, um ihn gehörig zermalmen zu können, und dabey eine Vorkehrung zu treffen, wodurch nicht allein kräftig, sondern schnell die Zerstückelung bewirkt würde. — Im Jahre 1823 wurden zum ersten Male Versuche an Steinkranken gemacht — bey dem einen ward mit dem Instrumente die Blase nur untersucht, und zweyen wurden kleine Steine ausgezogen. Im folgenden Jahre operierte der Verf. in Gegenwart der Herren Chauffier und Percy. — Im vierten Kapitel beschreibt der Verf. die Harnröhre, und im fünften den Catheterismus mit einem geraden Catheter. Auf letzteren muß man, wenn die Lithotritie verrichtet werden soll, geübt seyn. In Fällen, wo es schwer hält, den Stein aufzufinden, bedient sich der Verf. auch seines Instrumentes, und macht mit der geöffneten Zange rotierende Bewegungen. — Wir sind aber überzeugt, daß mit einem gebogenen Catheter oder mit einer Steinsonde die Steine am leichtesten

entdeckt werden. Sehr oft liegen sie in einer Vertiefung auf dem Fundus vesicae hinter der Prostata, so daß ein gerades Instrument über sie weggeführt wird, ohne sie zu berühren. Nach dem Abfließen des Urines muß man den Catheter niemals gleich tief in die Blase hineinschieben, sondern zuerst am Blasenhalse die Untersuchung anstellen, dann erst tiefer eingehen, und das Instrument nach verschiedenen Richtungen hinbringen. — Im sechsten Kapitel beschreibt der Verf. seine Instrumente, so wie er sie jetzt gebraucht. Das hat er zum Theil schon im dritten Kapitel gethan. Um sich eine richtige Vorstellung von denselben zu machen, müssen beide mit der Kupfererklärung und mit den Kupfertafeln verglichen werden. Wir wollen beide Kapitel zusammenziehen, um eine Beschreibung von den Instrumenten — insofern dieß ohne Ansicht der Abbildungen möglich ist — zu geben. Die wesentlichen Bestandtheile des Instruments sind: eine Zange, ein Bohrer — Lithotritor — und eine Röhre, welche zur Scheide dient. — Die Zange ist eine stählerne Röhre, welche vorne in drey oder vier elastische Arme gespalten ist, um damit den Stein zu fassen und so fest zu halten, daß der Lithotritor in denselben eingreifen kann, und nach dem Zerstückeln die Fragmente ausziehen. Die Spitzen der Zangenarme sind hakenförmig einwärts gebogen, um den Stein fester zu halten und die Blase nicht zu verletzen. Es kostete viel Mühe, es dahin zu bringen, die Arme zum Halten des Steines stark genug und dabey auch so elastisch zu bekommen, daß sie geschlossen werden konnten. Das andere Ende hat Schraubengänge, wodurch es an eine Scheibe, die zur Handhabe dient, befestigt ist, und einen Maassstab, um zu wissen, wie weit die Arme

sich von einander entfernt haben. Die dreyparmigen Zangen gebraucht der Verf. am meisten, und zieht sie den vierarmigen vor. — Nachdem die Zange zur Zufriedenheit des Verf. nun eingerichtet war, so beschäftigte er sich damit, dem Lithotritor eine solche Form zu geben, daß auf einen größeren Umfang des Steines eingegriffen werden konnte, und wählte dazu ein Stilet, an dessen einem Ende eine gezähnte Krone — ähnlich einer Trepankrone — ist. Das entgegengesetzte Ende des Lithotritors ist spiz und hat auch einen Maasstab, um darnach auch den Umfang des Stückes des Steines, was man gefast hat, bestimmen zu können. — Der Lithotritor steckt in der Röhre der Zange, und letztere in der, die zur Scheide dient. Um den Lithotritor schnell und kräftig eingreifen zu lassen, wird er durch eine Drehmaschine — ähnlich der der Uhrmacher — herumgetrieben. Durch eine Spiralfeder, die in einer Büchse befindlich ist, und den Zapfen, von welchem die Spitze des Lithotritors aufgenommen wird, vorschiebt, wird der Lithotritor stufenweise dem Stein genähert. — Ohne Ansicht der Abbildungen kann man sich hiervon am wenigsten eine deutliche Vorstellung machen. Auch hätte von der Spiralfeder und ihrer Kapsel eine besondere Abbildung gegeben werden müssen. — Im siebenten Kapitel wird die Operation selbst beschrieben. Acht Tage vorher wird ein elastischer Katheter, der jedes Mal zehn Minuten liegen bleibt, eingebracht, um die Harnröhre an einen fremden Körper zu gewöhnen. Mit einem Katheter von zwey Linien im Durchmesser wird angefangen, und nach und nach wird zu solchen von vier Linien übergegangen. Letztere sind die dicksten, deren sich der Verf. bedient. Der Kranke liegt mit unter das Kreuz

geschobenem Kissen, damit durch die hohe Lage des Beckens der Stein rückwärts zu liegen komme, auf dem Bette. In die Blase wird warmes Wasser durch einen Katheter gespritzt, und leberne Büchsen, am Instrumente befindlich, verhindern das Abfließen, worauf das Instrument nun gleich eingeführt wird. Fühlt man den Stein nicht sogleich, — was meistens der Fall seyn soll — so öffnet man die Zange und sucht den Stein auf. Wenn der Stein für die gewählte Zange zu groß oder zu klein seyn sollte, so muß ein passenderes Instrument gewählt werden. Der Verf. gesteht, daß das Auffuchen des Steines nicht immer ohne Schwierigkeiten sey; indem er auch in der Gegend des Blasenhalbes liege, und das Instrument dann über ihn weggehe. In einem solchen Falle soll die Zange geschlossen, der Kranke mit dem Becken höher gelegt, und dann wieder ein Versuch, den Stein zu fassen, gemacht werden. Dieß soll immer gelingen, wenn man mit dem geschlossenen Instrument den Stein erst zurückgeschoben hat, und derselbe nur nicht größer, als ein Hühnerney ist, und der Raum der Blase das Deffnen der Zange gestattet. — Ist der Stein gefaßt, so wird er durch das Vorschieben der Scheibe, die dann durch eine Schraube an die Zange befestiget wird, fest gehalten. Hierauf wird die Drehmaschine mit dem Instrumente in Verbindung gesetzt. Anfangs soll nur langsam gebohrt werden. Bey mürben Steinen dringt der Lithotritor leicht vor, was dann von einem dumpfen Geräusch begleitet ist, bey harten aber heller tönen wird, in welche der Lithotritor auch nicht so schnell eingreift, und man die Mitwirkung der Spitalfeder in Anspruch zu nehmen hat. Eine jedermalige Anbohrung soll ungefähr zehn Minuten

dauern. Um das Instrument dann herauszuziehen, löset man die Schraube — welche die Scheide mit dem Lithotritor verband — öffnet die Zange, stößt vermittelst des Lithotritors den Stein aus den Armen der Zange heraus, zieht die Scheide mit Berücksichtigung, daß die Zangenarme in die Einschnitte der Krone eingreifen, zurück. Manchmal bleiben Stücke des Steines zwischen den Armen der Zange, die, wenn sie zu groß sind, durch das Gegenstoßen der Krone des Lithotritors gegen die Haken der Zangenarme zerdrückt werden. Der nach der Operation abfließende Urin ist mit Blut gefärbt. Es wird ein Bad genommen, milde Diät beobachtet, und am dritten bis fünften Tage wiederholt man die Operation, wobey dahin zu sehen ist, den Stein an einer andern Stelle anzubohren. Hätte man ihn eben so wieder gefaßt, wie das vorige Mal, so schiebt man die Zange etwas vorwärts, und gibt dem Steine durch leichte rotierende Bewegungen mit dem Lithotritor eine andere Richtung, welches aber ziemlich schwer seyn und eine große Uebung erfordern soll. Was die Zahl der Operationen betrifft, so hängt sie von der Beschaffenheit des Kranken ab. Nach dem Zermalmen sind die Stücke des Steines manchmal noch zu groß, als daß sie mit dem Urin abgehen könnten. Man zerdrückt sie dann auf die beschriebene Weise. Wenn der Stein nur die Größe einer Haselnuß hat, so soll er immer zerdrückt werden. Um endlich zu erfahren, ob die Heilung vollkommen sey, muß die Zange nach allen Richtungen hingebracht werden, wobey man mit dem Lithotritor zugleich kleine Bewegungen macht. — Das achte Kapitel ist in so fern von besonderer Wichtigkeit, als es 43 Fälle enthält, wo Civiale die Lithotritie angewendete. *Wir. Lex.*

nen hier mancherley Modificationen, die verschiedene Umstände nothwendig machten, und den Erfolg der Operationen kennen. Was bey der Beschreibung im Allgemeinen nicht befriedigend angegeben ist, wird hier klarer. — Die Beobachtungen sind in drey Klassen eingetheilt: Zur ersten gehören Fälle, wo alle Umstände günstig waren; — zur zweyten solche, wo die Krankheit schon länger gedauert hatte, und Complicationen keine so günstige Prognose stellen ließen; — zur dritten solche, in denen die Operation unmöglich war. — Zur ersten Klasse gehören folgende: Im ersten Falle war der Kranke 40 Jahre alt; der Katheter verursachte heftige Schmerzen, weswegen erst antiphlogistisch verfahren wurde; sechs Mal ward ein elastischer Katheter, der zehn Minuten liegen blieb, angewendet, ein Instrument von drey Linien konnte leicht eingebracht werden, was den Stein gleich faßte; die Zangenarme zerdrückten allein den Stein und brachten mehrere Bruchstücke mit heraus; es gingen gleich mit dem Urin Sand und kleine Stücke ab; die Operation dauerte sieben Minuten; gleich darauf ging der Operierte zu Hause; Abends gingen Sand und zwey große Steine ab; es folgte Fieber, was sich jedoch Tags darauf verlor, so daß die gewöhnlichen Geschäfte wieder angefangen werden konnten. — Im zweyten Falle war der Kranke 33 Jahre alt. Ein kleiner Stein mußte erst mit einer zweyarmigen Zange aus der Harnröhre gezogen werden. Drey Mal ward der Katheter erst appliciert; am vierten Tage darauf ward ein Instrument von zwey Linien sehr leicht eingeführt, und ohne Beyhülfe des Lithotritors ward der Stein zerbrochen; die Operation war nach fünf Minuten beendigt; die Zange brachte mehrere Bruchstücke heraus. Ei-

nige Tage darnach schollen die Samenstränge an, wogegen Blutegel und ein sonstiges antiphlogistisches Verfahren angewendet wurden. Nach einem Monate war der Operierte hergestellt. — Im dritten Falle war der Kranke 32 Jahre alt. Er hatte schon vierzehn Tage Katheter getragen, und die Operation ward daher gleich unternommen. Das gewählte Instrument war drey Linien dick. Was die Zange gefaßt hatte, betrug elf Linien. Anfangs ging es schnell, nach einigen Minuten aber ließ der Widerstand, den der Lithotritor bekam, auf einen harten Kern schließen. Nach zwanzig Minuten war der Stein, der in drey verschiedenen Richtungen angebohrt worden war, so zermalmt, daß die Flüssigkeit, die durch die Scheide eingespritzt worden war, Sand und kleine Stücke mit herausbrachte. — Die zweyte Operation endigte sich eben so glücklich, obgleich sie fünf und dreyßig Minuten dauerte. Es wurden ziemlich große Stücke losgebroschen. Zehn Tage darauf ward die Operation wiederholt, die nur zwanzig Minuten dauerte. Bruchstücke wurden ausgezogen, und Sand und kleine Stücke kamen mit dem eingespritzten Wasser heraus. Es war noch ein Fragment zurückgeblieben, was mit dem Urin nicht abgehen konnte, und daher mit dem Steinsprenger zerstückelt und ausgezogen ward. Das eine Stück davon wog zehn Gran, und war von vier Linien im Durchmesser, siebentehalb Linien lang, und betrug vier Linien im Durchmesser. — Im vierten Falle lagen zwey kleine Steine in der Blase. Acht Tage nach der Vorbereitung ward ein Stein, so groß wie eine Mandel, angebohrt, und Bruchstücke herausgezogen. Nach drey Tagen ward mit dem Katheter ein kleines Bruchstück entdeckt, das mit der Zange ausgezogen

wurde. Darauf ward ein Stein, von neun Linien im größten Durchmesser, innerhalb zehn Minuten zermalmt und ausgezogen. Zwey Tage darauf ward mit einer Zange mit krummen Armen das letzte Fragment, von vier und einer halben Linie im Durchmesser, ausgezogen. — Im fünften Falle ward nach der Vorbereitung ein Instrument von zwey und zwey Drittel Linien leicht eingebracht. Fünf Minuten lang ward gebohrt. Es war hier unmöglich, den Stein umzuwenden. Sand ging in Menge ab. Bey einer abermaligen Operation — drey Tage nach der ersten — war es unmöglich, den Stein zu fassen, weil er oblong war. In einem solchen Falle sollen die Haken der Zangenarme länger seyn. Ein solches Instrument, drey Linien im Durchmesser ward verfertigt. Fünf Tage darnach ward die Harnröhre, in welcher ein Band die Einführung des neuen Instrumentes erschwerte, etwas aufgeschliffen. Nun konnte der Stein bald gefaßt und in verschiedenen Richtungen angebohrt werden. Nachdem die Operation noch zwey Mal wiederholt worden war, zog sich der Operierte durch Anstrengungen eine Hodengeschwulst zu. Als diese gehoben war, fand sich noch ein ziemlich großes Stück, das in sieben Minuten zermalmt war. — Im sechsten Falle waren in der Blase eines vierzigjährigen Mannes mehrere kleine Steine. Beym ersten Versuch konnte kein Stein gefaßt werden. Beym zweyten ward aber einer gefaßt und ganz zermalmt, dessen Stücke leicht weggenommen wurden. Fünf Operationen waren darauf noch nöthig. — Der sechste Fall betrifft einen ehemaligen Chirurgen major, dessen Kranken- und Operationsgeschichte so mitgetheilt wird, wie der Kranke sie der Königl. Academie der Me-

190. 191. St., den 29. Nov. 1827. 1899

dicin übergab. Die Prostata war angeschwollen, weswegen vom 15ten Junius bis zum 1sten Julius der Katheter angewandt ward, und das Einbringen des Lithotritors auch beschwerlich war. Der sogleich gefasste Stein hatte sieben Linien im Durchmesser, und war ungefähr in acht Minuten zermalmt. Darauf gingen noch sechs und dreyßig Gran Steinmasse ab. In den ersten Tagen floß der Urin stark, mit Schmerzen verbunden, und mit Blut vermischt. Nach sechs Tagen ward zum zweyten Male operiert. Innerhalb zehn Minuten wurden mehrere Steinstücke zermalmt. Die dritte Operation griff den Kranken an, und verursachte das Bedürfniß Urin zu lassen, weil viele Fragmente aufgesucht werden mußten. Es hatten sich Nierenschmerzen eingestellt, und der Urin war immer mit Blut vermischt, weswegen die vierte Operation erst nach acht Tagen vorgenommen wurde. Hierauf folgten nun noch zwey. — Im siebenten Falle ward ein Chirurgien herniaire des Königl. Invalidenhauses von 66 Jahren drey Mal operiert. Es bildete sich in der Gegend der Prostata geronnenes Blut. Die Operation hatte Schmerzen und Hoden-Anschwellung zur Folge. — Im achten Falle reichten fünf Operationen hin, um den Stein zu zermalmen, und ein Stück Stroh, was in die Blase gekommen und den Kern zum Steine bildete, herauszuziehen. — Im neunten Falle konnte die Operation bey einem Manne von 40 Jahren nicht beendigt werden, weil die Blase sich heftig zusammenzog. Dies geschah auch das zweyte Mal. Es wurden Blutegel gesetzt, und Alystiere mit Opium appliciert, worauf die Operation gelang. Mit einer zweyarmigen Zange ward eine in die Blase gerathene Bohne ausgezogen. — Es werden nun

noch sieben Fälle angeführt, welche den mitgetheilten ähnlich sind, und wo die Steine alle so klein waren, daß sie von der dreyarmigen Zange gefaßt werden konnten. Bey allen Operierten erfolgte vollkommene Heilung, ausgenommen einen Fall: Ein Mann von 72 Jahren, der an einem Zustande von Schwäche litt, der fast an Marasmus gränzte, welcher oft einen ammoniakalischen, mit vielem Schleime vermischten Urin ausleerte und beständig Fieber hatte, ward fünfzehn Mal operiert, worauf der Kranke geheilt zu seyn glaubte. Erhißt durch Anstrengungen genoß er Eis und zog sich eine Magen-Entzündung zu, woran er starb. Man fand bey der Section die Blase entzündet, und noch zwey Fragmente. — Es folgen nun die Fälle, welche der Verf. zur zweyten Klasse rechnet, die beweisen sollen, daß die Lithotritie auch bey organischen Störungen vorgenommen werden kann. — Im ersten Falle gelang die Operation bey einem 41 Jahre alten Manne, obgleich der oft auszu-leerende Urin mit Schleim und Eiter vermischt war, und die Urin-Ausleerung viele Schmerzen verursachte, nach vier Sitzungen. — Im zweyten Falle ward ein 60 Jahre alter Mann von einem völlig nervösen Zustande, der schon drey Jahre an Steinschmerzen gelitten hatte, dem oft ein ammoniakalischer schleimiger Urin mit heftigen Schmerzen verbunden abging, nach acht Sitzungen völlig geheilt. Zu bemerken ist dabey noch, daß die Prostata angeschwollen gewesen seyn soll. — Im dritten Falle glaubte der Verf. bey einem sechzigjährigen Manne, daß die Blase gelähmt sey. Die heftigen Schmerzen veranlaßten ihn jedoch, die Operation zu beschleunigen. Wegen einer Verengerung der Harnröhre mußte ein Einschnitt gemacht werden. Ob-

gleich die Prostata angeschwollen war, so drang das Instrument doch leicht ein. Nach fünf Sitzungen konnte der Operierte eine Reise unternehmen; allein nach drey Wochen trat eine, durch die Blasenlähmung veranlaßte, völlige Urinverhaltung ein, die so schnelle Fortschritte machte, daß der Kranke bald starb. — Im vierten Falle litt ein sechzigjähriger Mann drey Jahre hindurch an heftigen Steinschmerzen. Die Prostata war sehr groß, die Blasenhäute waren verdickt, und die Urinausleerungen waren schmerzhaft. Die enge Harnröhre mußte eingeschnitten werden, und dennoch konnte nur ein Instrument, drittheil Linien dick, eingebracht werden, dessen Wirkung auch langsam war, so daß zehn Sitzungen erforderlich waren, um den Kranken herzustellen. — Nun werden Fälle mitgetheilt, wo die Steine noch größer und zahlreicher waren, und die Kranken auch an bedeutenderen organischen Störungen litten, so daß die Operationen länger dauern mußten, und die Prognose überhaupt sehr ungünstig war: Ein zwey und siebenzigjähriger Mann litt seit vier Jahren an Steinschmerzen. Seine geschwächte Gesundheit ließ keinen glücklichen Erfolg erwarten. Bey der Untersuchung fanden sich mehrere Steine und eine verhärtete Prostata. Der Katheterismus war mit heftigen Schmerzen verbunden. Nach einer langen Vorbereitung ward ein Instrument von drey Linien binnen zwölf Minuten eingeführt, und ein Stein von der Größe einer Mandel zermalmt und ausgezogen. Hierauf ward während eines Monates alle vier Tage operiert, und völlige Wiederherstellung bewirkt. — Bey einem Manne von 65 Jahren fanden ununterbrochen Nierenschmerzen Statt, verbunden mit einer großen Reizbarkeit der Blase und Anschwel-

lung der Prostata. Die Einführung des Instrumentes war zwar schwer, dennoch ward ein Stein zermalmt und ausgezogen. Darauf folgten noch fünf Sitzungen. Nun ward eine Unterbrechung durch Nierenschmerzen veranlaßt, wozu sich noch eine Lähmung der Blase gesellte, welche täglich den Katheterismus erforderte. Einige Zeit darauf wurden noch vier Steine ausgezogen. Nachdem dem Kranken einige Ruhe gestattet worden war, so ward wieder jeden dritten Tag operiert. Im Ganzen wurden in siebenzehn Sitzungen sechszehn Steine ausgezogen, und darnach war der Kranke geheilt. — Bey einem Manne von 75 Jahren war der Stein groß, die Prostata angeschwollen, und die Urin-Ausleerungen verursachten Schmerzen. Die Vorbereitung machte vierzehn Tage nöthig. Obgleich die Prostata die Einführung des Instrumentes erschwerte, so gelang es doch, den Kranken in drey Sitzungen herzustellen. — Einem vierzigjährigen Manne ging ein mit Schleim und Eiter vermischter Urin ab. Er hatte beständig Fieber und litt an Verdauungsbeschwerden, weswegen die Vorbereitung länger als einen Monat dauerte. Weil die Harnröhre weit und der Stein groß war, so ward ein Instrument von viertelhalb Linien gewählt, mit welchem binnen zehn Minuten ein Stein von der Größe eines Hühnereyes in zwey Richtungen angebohrt war. Neun Operationen in Zwischenräumen von vier und fünf Tagen bewirkten die Verkleinerung dieses großen Steines so, daß alle Fragmente ausgezogen werden konnten. — Diese kurz mitgetheilten Operationsfälle mögen hinreichen, den Leser in den Stand zu setzen, selbst über die Möglichkeit die Lithotritie auszuüben, zu urtheilen. — Der Verf. spricht nun von der Lithotritie bey dem weiblichen Ge-

schlecht, wobey die einzige Schwierigkeit darin besteht, daß man bey dem Einbringen des Instrumentes die Harnröhre nicht fixieren kann. — Hierauf kommt er auf die Fälle, die zur dritten Klasse gehören, und gesteht, daß die Lithotritie nicht in allen Fällen anwendbar ist. Dahin rechnet er alle Störungen, die ein großer Stein verursachen kann, Steine, welche die Höhle der Blase ganz ausfüllen, Entartungen in den Nieren, und eine große Anzahl von Steinen, weil man dann vorher nicht mit Gewißheit bestimmen kann, wie viele Operationen nöthig seyn würden. — Es ist jedoch auffallend zu finden, daß der Verf. einen Hn. Gobert nicht operierte, sondern zur Cystotomie rieth, die glücklich gemacht ward, und wobey nur fünf Steine von mittlerer Größe ausgezogen wurden, da er doch ausdrücklich Fälle anführt, wo er solche Kranke operierte, die mehrere Steine hatten. Wir verweisen auf den Mann von 72 Jahren S. 1900 und auf den von 65 Jahren S. 1901. Es wird noch dazu angeführt, die Blase sey nicht bedeutend entartet gewesen. Wenn er noch als Grund, warum er nicht operierte, angibt, der Kranke sey sehr reizbar gewesen, und der Katheter habe viele Schmerzen verursacht, so haben wir dergleichen Umstände auch bey andern Kranken, die er operierte, angeführt gefunden. In einem ähnlichen Falle wandte er auch die Lithotritie nicht an, und der Kranke ward durch die Cystotomie geheilt. — Ueberzeugt, die Lithotritie sey, wenn man auch nicht viele Steine zermalmen könne, gefahrlos, entschloß sich der Verf. bey einem Manne von 73 Jahren, der schwer athmete, in der Nabelgegend beständig ziemlich lebhaft Schmerzen hatte; dessen Blase mehrere Steine enthielt, und bey dem die Prostata sehr groß war, doch zu einigen Versuchen. Ein Fieberanfall mit Blut-

harnen unterbrach die Vorbereitung. Nach Beendigung dieser Erscheinungen ward einer von den Steinen zermalmt und ausgezogen, was sehr schmerzhaft war. Sieben Tage darnach ward ein Stein in mehreren Richtungen angebohrt, worauf noch einige Operationen folgten. Da aber noch häufige Operationen nöthig zu seyn schienen, und die vorgenommenen den Kranken auch angegriffen hatten, so ward die Sectio alta gemacht. In der Blase lagen noch zehn Steine. — Bey einem nervösen Manne wurden innerhalb 17 Tagen drey Versuche gemacht. Da aber die Schmerzen dabey sehr groß waren, und die Reizbarkeit des Kranken verhinderten, den Stein zu fassen, so glaubte der Vf. die Operation nicht fortsetzen zu dürfen, und es ward der Kranke durch den Steinschnitt geheilt. — Bey einem Manne von 70 Jahren konnte der Stein wegen seines Umfanges, wegen seiner Lage im Fundus vesicae, wegen des kleinen Raumes in der Blase, und weil der Kranke sich beständig bewegte, nicht gefaßt werden, so daß nach drey Versuchen der Vorsatz aufgegeben werden mußte. Bey einem 50jährigen Manne mußte wegen der Schwierigkeit, veranlaßt durch Zusammenziehung des Blasenhalbes und durch Anschwellung der Prostata, das Instrument einzubringen, die Operation aufgeschoben werden. Da aber der Kranke sehr litt, so gab der Vf. den Bitten des Kranken nach, und machte wieder einen Versuch, wobey das Instrument in die Blase gebracht wurde, der nervöse Zustand des Kranken veranlaßte aber Bewegungen, die das Zurückziehen desselben nöthwendig machten. Es wurden später noch zwey vergebliche Versuche gemacht. Nierenschmerzen und Fieber, die später hinzukamen, hielten den Vf. von ferneren Versuchen ab. Dagegen ward der Steinschnitt mit vollkommenem Glücke gemacht.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

1905

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

192. Stück.

Den 1. December 1827.

Paris.

Beschluß der Anzeige: De la Lithotritie,
ou Broiement de la Pierre dans la Vessie.
Par le Docteur Civiale. etc. etc.

Ein anderer, bey dem die Operation, nach-
dem schon ein Stein angebohrt worden war, we-
gen einer Lungenentzündung unterbrochen wurde,
verlor nach zwey fruchtlosen, nach Wiederherstel-
lung des Kranken unternommenen, Versuchen
die Geduld, ließ an sich den Steinschnitt ma-
chen, und starb wenige Tage darnach. — Bey
einem gesunden Manne von 58 Jahren, dessen
Blase auch keine bedeutende Unordnungen zeigte,
gelang es niemals, den Stein zu fassen, so daß
er seine Zuflucht zum Steinschnitte nehmen mußte,
der auch mit dem glänzendsten Erfolge gemacht
wurde. — Bey einem sechzigjährigen Manne
konnte der Stein wegen seiner Größe nicht ge-
faßt werden. Der Verf. rieth zum Steinschnitt,
nach welchem er bald gestorben ist. — Bey die-
ser Gelegenheit sagt der Verf., daß bey großen

F [8]

Steinen die Cystotomie von günstigerem Erfolge seyn würde, wenn man den Stein zerstückelt nach der Cystotomie auszüge, und glaubt, daß sich das auf der fünften Tafel abgebildete Instrument von acht Linien Dike dazu eigene, es durch eine kleine Wunde im Mittelfleische in die Blase zu bringen. Dieß Instrument gleicht im Ganzen dem, was bey der Lithotritie durch die Harnröhre eingebracht wird. Die Zangenarme sind aber stärker und können die größten Steine umfassen; der Lithotritor ist eine bewegliche Krone, kann eine große Fläche des Steines anbohren, und weiche Steine in wenigen Minuten zermalmen. Gestattet jedoch der Umfang des Steines, ihn ganz ausziehen, so empfiehlt der Verf. die Sectio hypogastrica, weil man auf diesem Wege die Deffnung am größten machen kann, verwirft aber, mit Recht, die Boutonnière damit zu verbinden. Das Liegenbleiben eines Katheters in der Harnröhre soll die Röhre, die man durch die Wunde im Mittelfleische in die Blase bringt, ganz überflüssig machen. — Statt der dicken und hohlen Zangenlöffel empfiehlt er auch Zangen mit dünnen, flachen, vorne einwärts gebogenen Löffeln, weil diese in der Wunde nicht so viel Raum, als erstere, einnehmen, und den Stein auch besser fassen. — Schließlich bemerkt der Verf. noch, daß, wenn große Steine in der Harnröhre sitzen, die Lithotritie nicht ausgeübt werden könne, weil der Stein das Deffnen der Zange nicht gestattet. — Einem neunzehnjährigen Menschen saß ein Stein von der Größe eines kleinen Hühnereyes in der Pars membranacea. Der Verf. machte, da eine Steinsonde nicht eingebracht werden konnte, auf dem Steine den Schnitt, der bey dem Versuche, ihn ausziehen, zerbrach. Nach dem Herausnehmen der

Fragmente ward mit einer geraden Sonde noch ein zweyter Stein gefühlt. Es ward nun noch ein Schnitt in den Blasenhalß gemacht, und dieser Stein, der kleiner war, als der erste, ward ausgezogen. Es blieb eine Fistel zurück, die durch das glühende Eisen geheilt wurde. — Im neunten Kapitel sucht der Verf. die Einwürfe gegen die Lithotritie zu widerlegen. — Wir wollen hier die gemachten Einwürfe und die Widerlegungen des Verfs. zugleich prüfen, und bey dieser Gelegenheit einfließen lassen, was uns an der Sache zu seyn scheint: 'Man hat nicht geglaubt, gerade Instrumente in die Blase führen zu können.' — Dem wissen wir nichts entgegen zu setzen; denn es ist jedem bekannt, daß sich gerade Katheter einbringen lassen, und des Vfs. zahlreiche Operationen sind Beweise genug. — 'Noch weniger glaubte man ließen sich so dicke Instrumente einleiten, wie der Verf. angibt, und war der Meinung, die Harnröhre müsse erweitert werden, was nachtheilig seyn könne.' — Wenn der Verf. auch behauptet, die Harnröhre lasse solche von zwey bis vier Linien durch, so müssen wir doch entgegenen, daß der Umfang der Harnröhre sehr verschieden ist, sich nach dem Alter und nach der Größe des Penis richtet. In dessen bediente sich der Verf. in der Mehrzahl eines Instrumentes von drey Linien. Ein solches mag bey einem Erwachsenen eingehen, aber auch nicht bey allen, und bey Kindern gar nicht. Was man aber durch den geringeren Umfang des Instrumentes gewinnt, das verliert man wieder — besonders bey harten Steinen — an der Stärke. — Dem Vorwurfe: 'Verengerungen der Harnröhre seyen der Lithotritie zuwider,' entgegnet er dadurch, daß er behauptet, der natürliche Durchmesser lasse sich wiederherstellen. Aber ist

dieß immer so leicht? — Freylich bleiben Verengerungen der Harnröhre auch Hindernisse bey dem Steinschnitt. — Den Einwurf: 'die Instrumente seyen wohl zu schwach' widerlegt er kurz dadurch: 'dieß sey immer nur eine Einbildung, und die Erfahrung habe gelehrt, daß dem nicht so sey.' Bey harten und großen Steinen mag indessen — mit Berücksichtigung des Umfanges der Harnröhre — dieser Einwurf nicht ohne Grund seyn. Was die geäußerte Besorgniß 'die Blase könne von der Fange gefaßt werden,' betrifft, so theilen wir diese mit andern. Dieß hat sich auch schon ereignet, und man hatte darnach Mühe, das Instrument herauszuziehen (Med. chirurg. Zeitung 1827. №. 63. S. 184). Eben- daselbst heißt es auch: 'Es war außerordentlich schwierig, den dicken geraden Katheter einzuführen.' Unfers Verf. Widerlegung: 'man darf nur einen Blick auf die Tafeln werfen, um sich von der Wichtigkeit dieser Gefahr zu überzeugen' genügt nicht. Möglich ist das um so mehr, wenn man den angebohrten Stein umbrehen muß, um ihn an mehreren Stellen anzubohren. Wenn der Verf. behauptet: es könne eine mit Wasser angefüllte Blase gar nicht gefaßt werden, so gibt es gewiß Fälle, wo es unmöglich ist, die Blase ganz mit Wasser anzufüllen. Gelingt dieß auch, so wird eine schon durch den Stein in einen gereizten Zustand versetzte Blase durch die Injection noch mehr irritiert werden, so daß der Kranke nicht im Stande seyn wird, den Abfluß zu verhindern, und das um so weniger während des Einbringens eines dicken Instrumentes. — Dem Einwurfe: 'die Lithotritie sey in so fern schwer, als es zuweilen Mühe mache, den Stein zu fassen, kann der Verf. nichts entgegen setzen; indem dieß aus den mitgetheilten Beobachtun-

gen selbst hervorgeht. Obgleich er dieß auch gesteht, so behauptet er doch, es gelänge fast immer, wenn man sich nur erst die gehörige Uebung verschafft habe. — Wenn wir uns daran erinnern, daß es oft viele Mühe macht — die Blase mag angefüllt, oder leer seyn — mit dem Katheter den Stein zu entdecken, dieß auch sogar nach dem Blasenschnitt manchmal der Fall war, und Steine ungeachtet einer sorgfältigen Untersuchung zurückblieben, so scheint uns doch, als ob der Verf., wenn wir auch von seiner großen Geschicklichkeit und Uebung überzeugt sind, in seiner Behauptung zu weit gehe. Gewiß wird mit des Verfß. geradem Instrumente ein kleiner Stein, der hinter der Prostata tief auf dem Fundus vesicae liegt, verfehlt werden können. Man streift oft nur Steine in dieser Lage mit dem Katheter. Geschähe das auch mit dem Lithotritor, so läßt es sich wohl denken, daß es nicht so leicht seyn werde, den Stein zu dislocieren, um ihn mit der Zange fassen zu können. Dagegen 'die Lithotritie sey nur in gewissen Fällen anwendbar' sagt der Verf. 'man könnte wohl nur einen zu großen Umfang des Steines, verbunden mit durch letzteren verursachten organischen Veränderungen, als das Einzige, was diese Methode unbedingt verbiete, annehmen.' — Aber welcher Umfang ist der, den der Verf. als einen zu großen annimmt? Wohl ein solcher, den die Zange nicht umfassen kann. Das wird sich folglich erst nach einem Versuche bestimmen lassen. — Dieß nach dem am Instrumente befindlichen Maßstabe bestimmen zu wollen, scheint uns nicht so recht einleuchtend zu seyn. — Es wird hierbey noch erwähnt, daß man auch bey einem großen Stein operieren könne. Dieß gelang bey einem Herrn Anthoine, der den größten Stein,

den der Verf. zerbohrte, hatte. Dabey ist aber zu bemerken, daß er nicht hart war, die Haken der Zange in seine Substanz eindringen konnten, und ein mäßiger Druck ein Stück trennen konnte. Aber weit eher werden die Haken vom Steine abgleiten, wobey der Stein zugleich verschoben werden wird. — Obgleich der Verf. behauptet, mit den Operierten in Verbindung geblieben zu seyn, und in keinem Falle die Krankheit durch zurückgebliebene Fragmente wiedergekehrt sey, so können wir mit andern doch nicht glauben, daß man immer vor dem Zurückbleiben der Fragmente ganz sicher seyn könne. Wenn in dieser Hinsicht gethan wird, was nur geschehen kann — man viel und lange sucht — so geschieht das auf Unkosten der Blase. Dadurch müssen Schmerzen veranlaßt werden, so daß Entzündung entsteht. Ein so kleines Fragment, das man unmöglich fühlen kann, ist schon hinreichend zur Aufnahme neuer Steinmassen. Und geschieht denn auch ausschließlich die Steinerzeugung in der Blase? erzeugt sich nicht ein Stein nach dem Steinschnitte, wenn nichts zurückgeblieben ist, wieder? — Wir müssen gestehen, daß wir das Zermahlen des Steines als einen wichtigen Punct bey dieser Operation rücksichtlich der nicht zu leugnenden Möglichkeit der Wiederkehr der Krankheit ansehen. Keinem wird es bey der Lithotomie lieb seyn, wenn der Stein zerbricht — wenn anders dieß für das Herausziehen nicht von Wichtigkeit seyn sollte. — Darüber muß die Zeit entscheiden. — Wenn der Verf. eine Bohne und Stück Stroh auszog, so kann dieß noch nicht als Beweis angenommen werden, Fragmente würden alle Mal gefaßt und herausgenommen. — Gegen den Einwurf: 'bey Kindern könne man den Lithotritor noch nicht applicieren,' sagt der

Verf., daß man ein Instrument von zwey Linien wählen könne, wenn die Kranken drey bis vier Jahre alt seyen, und der Stein nicht zu groß sey. — Wir haben an einem Knaben von 8 Jahren den Steinschnitt gemacht, und einen Stein von der Größe eines Hühnereyes ausgezogen, der aus Kanttoryd bestand, und so glatt war, daß die Haken der Zangenarme davon wohl abgeglitten seyn würden. Würde nun wohl ein Instrument von zwey Linien dazu geeignet gewesen seyn, diesen Stein zu umfassen und zu zermalmen? — Ich glaube nicht. — Der Verf. wählte bey einem Knaben von dreyzehn Jahren ein Instrument von zwey Linien, was, wie er sagt, 'immer nur mit vieler Vorsicht angewendet werden muß.' Bey diesem Kranken waren zwey Steine nur von der Größe großer Mandeln, und es heißt von diesen schon: 'der Umfang und die Härte des Steines verlängerten die Behandlung, die Steine, obgleich nur von mittler Größe, standen immer noch nicht mit der Deffnung der Zange und der Wirkung des Lithotritors im Verhältnisse. — Diese Stelle — glauben wir — bestätigt es, daß bey unserm Kranken die Lithotritie nicht anzuwenden gewesen wäre. — Der dreyzehnjährige Knabe ward am 30sten May zum ersten Male operiert, die Operation ward alle zwey Tage wiederholt, drey Mal mußte sie wegen heftiger Steinschmerzen unterbrochen werden, Fragmente, die in der Pars membranacea stecken blieben, wurden mit einiger Mühe, und ohne Schmerzen ausgezogen, und erst am Ende Octobers reifte der Operierte geheilt ab. — Unser achtjähriger Knabe war binnen einer Minute operiert, und nach vierzehn Tagen vollkommen geheilt. — Auch gehört hierher die Geschichte eines Knaben von

neun Jahren, der seit mehreren Jahren einen Stein hatte, dessen Umfang dem Verf. der Größe einer kleinen Wallnuß gleich zu kommen schien. Der Kranke hatte Schmerzen in der Blasen- und Nierengegend, und beständig Fieber. Er mußte oft den Urin lassen, was mit Schmerzen verbunden war. Der Urin war milchicht und hatte ein mehliches Sediment. Mit einem zwey Linien dicken Instrumente faßte der Verf. zwar den Stein, brach auch damit ein Stück davon ab, und machte noch eine zweyte Operation von dem nämlichen Erfolge; allein da noch eine große Zahl von Operationen nöthig gewesen wäre, die der Kranke nicht würde haben ertragen können, und der Zustand der Nieren berücksichtigt werden mußte, so ward nicht weiter fortgeföhren. Der Kranke starb endlich in einem Zustande völliger Erschöpfung. Die Section zeigte Nierenvereiterung. Warum ward die Lithotomie denn nicht früher gemacht? Was wir vermuthet haben — ein Instrument von zwey Linien möge wohl nicht stark genug seyn, Steine zu zerdrücken — gibt der Verf. selbst zu, indem er räth, 'den Stein recht zu pulverisiren, da wegen der geringeren Festigkeit der Zange die Bruchstücke nicht zerdrückt werden können, wie das bey Erwachsenen geschehen kann' — nämlich mit einem Instrumente von drey bis vier Linien. — Aber kann man denn auch mit einer Krone — Lithotritor — pulverisiren? — Wir hätten bey dem achtjährigen Knaben lange arbeiten können, ehe der Stein pulverisirt worden wäre. Wir müssen folglich, weil ein Instrument von zwey Linien nur Kindern applicirt werden kann, die Zange desselben aber nicht stark genug ist, Steine zu zerdrücken — besonders weun sie fest sind — und der Lithotritor nicht zu pulverisiren im Stande

ist, die Lithotritie bey Kindern für unanwendbar halten. — Endlich antwortet der Verf. auf die Einwendung: 'das häufige Einbringen des Instrumentes könne nachtheilig werden: die Schmerzen der Operation würden bey den Wiederholungen immer geringer, die Blase gewöhne sich so an das Instrument, wie die Harnröhre an den Katheter. — Wenn wir nun der Lithotritie auch Gerechtigkeit widerfahren lassen — und wer könnte sie ganz verwerfen, da der Vf. laut angefügter Tabelle 43 Kranke operierte? — so kann dieß doch nur unter Bedingungen geschehen: die Steine dürfen nämlich nicht zu hart seyn. Wir haben des Verf. Instrument vor uns liegen, und können nicht anders, als daran zweifeln, daß die Krone in eine harte Masse eingreifen könne, und finden die Arme der Zange — selbst bey einem Instrumente von vier Linien im Durchmesser — zu schwach, um harte Steine damit zu zerbrechen. Vermag dieß doch manchmal die stärkste, mit Zacken versehene Zange, die nach dem Blasenschnitt eingebracht wird, nicht, und wenn man damit auch den stärksten Druck ausübt. — Wie läßt sich das von der Zange an des Verf. Instrument, deren Arme nur auf den Stein eingreifen, wenn sie von der Röhre zusammengedrückt werden, erwarten. — Auch eignen sich nur für die Lithotritie kleine Steine, die von der Zange umfaßt werden können. Wenn auch Verengerungen der Urethra zu beseitigen wären, so wird es doch nicht so leicht seyn, bey Verhärtungen der Prostata — und noch weniger bey der Bildung des dritten Lappens derselben — es dahin zu bringen, daß der Lithotritor eingeführt werden könne, wie der Verf. angibt. — Eignen sich nun die kleinen Steine besonders für die Lithotritie, so sind dieß auch Fälle, wo

die Lithotomie am gefahrlosesten ist; denn ein Stein, den die Zange des Lithotritors umfassen kann, kann auch durch einen kleinen Schnitt herausgezogen werden, ohne daß die Blase beym Herausziehen leidet. Es fragt sich daher, ob unter solchen günstigen Verhältnissen die Lithotritie dem Steinschnitte vorzuziehen sey? — Nach des Verf. mitgetheilten Fällen muß man sich allerdings dafür erklären; denn wer wird nicht lieber ohne Verwundung den Kranken vom Steine befreien? — Läßt man dem Kranken die Wahl, so wird er wohl für die Lithotritie stimmen — vorausgesetzt, daß nicht zu viele Sessionen nöthig sind. — Wenn auch ein kleiner Schnitt bey der Sectio lateralis, und ein leichtes Herausziehen des Steines, ohne daß man lange mit der Zange zu suchen braucht, und ohne daß die Blase gezerrt, gequetscht wird, die Gefahr sehr vermindert, so ist doch nicht mit völliger Gewißheit ein glücklicher Erfolg zu versprechen. Das kann man aber wohl dem Kranken versprechen, daß er bey der Lithotritie nichts zu befürchten habe, und die Lithotomie beym Nichtgelingen noch immer übrig bleibe. — Wir wollen daher gerne gestehen, daß die Lithotritie eine wichtige Bereicherung der Chirurgie sey, die Erfindung derselben und die Construction der Instrumente dem Verf. auch alle Ehre mache. Zu beklagen ist dabey nur, daß ein vollständiger Apparatus instrumentorum gar zu theuer ist. So viel ist aber auch gewiß, daß die Lithotritie die Lithotomie nicht ganz verdrängen wird. Für letztere werden noch Fälle genug übrig bleiben, wie auch aus den mitgetheilten Krankengeschichten hervorgeht. Wichtiger würde allerdings diese neue Methode noch seyn, wenn sie da anwendbar wäre, wo man die Lithotomie nicht zu unterneh-

men wagt, wo sie wenigstens mit großer Gefahr verbunden ist. — Gefährlich wird die Verwundung, wenn ein großer Stein einen sehr großen Schnitt nothwendig macht, und wenn der Stein mit vieler Gewalt herausgezogen werden muß. Was wird ein kleiner Schnitt schaden? — Es könnte daher wohl in Frage kommen: ob sich nicht beide Methoden vereinigen ließen? — Wie wäre es, wenn man bey Steinen, die sich nicht durch einen kleinen Schnitt ausziehen ließen, nur einen kleinen Schnitt in die Pars membranacea, oder bis in den vordern Theil der Prostata machte, und dann mit des Verf's. Lithotritor denselben zermalmte und die Fragmente herauszöge? Man könnte auf diesem Wege ein bey weitem dickeres und stärkeres Instrument einführen, als durch die Harnröhre. — Im zehnten Kapitel handelt der Verf. von den Verengerungen der Harnröhre. Hierüber wird das Bekannte gesagt, ausgenommen eine neue Art, die Verengerungen durch das Aetzen zu heben. Um mit Gewisheit zu erforschen, ob der Aetzmittelträger in die Verengung eingedrungen ist, die man von innen nach außen angreifen muß, befestigt er an das eine Ende des Aetzmittelträgers eine einen Zoll lange Bougie vermittelst einer Schraube. Der Aetzmittelträger gleicht dem von Ducamp, hat an der andern Seite auch eine Schraube, woran eine lange Bougie befestigt wird, und hat in der Mitte eine lange Oeffnung, damit das Aetzmittel auf die Mitte der Verengung von innen nach außen wirke. Vermittelst eines Conductors wird das Instrument eingeführt. — Endlich findet man den Bericht der Königl. Academie der Wissenschaften über die Lithotritie.

E b e n d a s e l b s t

De la Lithotritie, ou Broiement de la Pierre dans la Vessie; par le Docteur Civiale. Avec cinq planches. Ouvrage dédié et présenté au Roi. 1827. Ohne Vorrede und den früher schon heraus gegebenen Rapport der Hn. Chaussier und Percy an die Académie royale des Sciences. 254 S. in 8.

Eine Anzeige dieses, eine neue Epoche in der französischen Chirurgie bezeichnenden Werkes, scheint um so mehr Pflicht, als wir des hochverdienten Greises von Sach gelungenste Befreyung von Harnsteinen Herrn Civiale verdanken, der uns in diesem Werke über seine Methode mit einer Treue, Offenheit und Deutlichkeit belehrt, die nichts zu wünschen übrig läßt. Ref. muß sich begnügen, nur einiges aphoristisch anzuzeigen; weil ohne die herrlichen Steintafeln, in groß Folio, welche die besten Kupferstiche an Schönheit erreichen, die Instrumente doch nicht deutlich genug gemacht werden können. Im Jahre 1818 und 1819 ward Herrn Civiales erstes, zum Fassen und Zermalmen des Steines in der Harnblase, noch etwas zu compliciertes Instrument fertig, nachdem er vielfältige Versuche mit ganz geraden Cathetern an sich selbst und an Leichen angestellt hatte. Das dritte Instrument, welches nur drey, statt vier fassende Arme hatte, ward 1820 zu Stande gebracht. An Thieren wollten die Versuche nicht recht gelingen. Im Jahre 1822 kam Hr. C. auf die Idee dem Lithotriteur eine leichte Excentricität zu geben. Im folgenden Jahre 1823 machte er Versuche an Steinranken. Endlich im Jahre 1824 gab er öffentlich, an drey Kranken, den Beweis des Gelingens seines neuen Heilverfah-

rens. Es war nun erwiesen, daß wenn seine Operation — Zerreibungs- oder Zermalmungsversuche in der Harnblase — auch nicht den gewünschten Nutzen hatte, sie doch auch nicht schadete und einen glücklichen Steinschnitt nicht hinderte. Zum Erforschen des Vorhandenseyns eines Steines seyen mitunter leicht gebogene Sonden vorzüglichler als gerade. Zwey Steine (jeder von 19 Linien) deren Gegenwart Hr. Civiale erkannt hatte, konnte wiederholter Untersuchungen ungeachtet, Hr. Dupuytren nicht finden, S. 85 u. 187. Hn. Veroy's, Amusat's, Meirien's und Heurte-loup's Instrumente, welche Verbesserungen der seinigen seyn sollten, könne er nicht loben. Seine Vorbereitung zur Operation beschränkt sich lediglich auf ein traitement antiphlogistique. Meistens gebraucht er Sonden von nur $3\frac{1}{2}$ Linien Dicke, selten von 4 Linien. Im weiblichen Geschlechte sey die Operation schwieriger, weil sich das Instrument in der Harnröhre nicht fixiren lasse. Vier Kranken rieth er selbst zum Steinschnitt, weil sich entweder mehrere Steine vorfanden, oder bey vorläufigen Versuchen, große Empfindlichkeit der Harnblase statt abzunehmen, zunahm, oder es unmöglich fiel den Stein gehörig zu fassen, oder der Stein gar zu groß war. Bey ungemein großen Steinen ließe sich vielleicht durch einen Schnitt im Perinaeo ein Instrument von acht Linien im Durchmesser einbringen. Einen Blasenlein, welcher die Entbindung hinderte, schnitt man glücklich durch die Scheide aus. Merkwürdig sind die Beobachtungen des Verfassers, daß wenn eine schwere organische Krankheit das Daseyn eines Steins compliciert, diese organische Krankheit einen rascheren tödtlichen Gang nimmt, sobald der Kranke vom Stein zu leiden aufhörte. Anschwellung der

Prostata hindere nicht die Lithotritie, durch welche er selbst einen dreizehnjährigen Knaben glücklich heilte. Die Harnblase scheine sich an die Gegenwart der Instrumente zu gewöhnen. Gegen die Verengerungen der Harnröhre solle man die Cauterisation mit der Dilatation verbinden, wozu er eigene Instrumente angibt und abbildet. Alle diese Sätze werden durch dreißig und vierzig schlicht erzählte glücklich verrichtete Operationen hinlänglich bewiesen.

E b e n d a s e l b s t.

Lettre à M. Le Chev. Vincent de Kern, premier chirurgien de l'Empereur d'Autriche; en Reponse à un Écrit ayant pour titre: Réflexions sur la nouvelle Méthode de MM. Civiale et Leroy, pour broyer et extraire les calculs vésicaux. Par le Docteur Civiale; avec une planche. 1827. 76 S. in 8.

Sehr ruhig und anständig werden Hr. Ritter Kerns Einwendungen widerlegt, und gezeigt, daß man wohl nicht die Unmöglichkeit des Gelingens einer Operation behaupten könne, nachdem sie sich in so vielen Fällen aufs vollkommenste gelungen wirklich bewiesen hatte. Auf der Tafel werden ältere und neuere zu ähnlichem Zwecke erfundene Instrumente abgebildet, so auch diejenigen, welche Hr. Professor Gruithuisen bereits im Jahre 1813 in der Salzburger medicinisch-chirurgischen Zeitung abbildete, dessen Namen wenigstens man nicht hätte gebrauchen sollen, um Hr. Civiale's Verdienste zu schmälern, da Hr. Gruithuisen selbst seine geniale Abhandlung S. 331 mit den Worten schloß: 'Es ist

192. St., den 1. Decemb. 1827. 1919

ganz gleichgültig wer hier die Kunstidee zuerst hat; Dem, welcher sie realisiert, gebührt das Verdienst.'

L o n d o n.

Sabaeen researches, in a series of essays, addressed to distinguished antiquaries, and including the substance of a course of lectures, delivered at the Royal Institution of Great Britain, on the engraved hieroglyphics of Chaldaea, Egypt, and Canaan. By John Landseer, fellow of the society of antiquaries etc. Illustrated with engravings of Babylonian cylinders, and other indited monuments of antiquity. 1823. XI u. 402 S. in gr. 4.

Eine kurze Nachricht mag über dieses ausführliche Werk hinreichen. Was der Vf. unter Sabäern (Sternanbetern) versteht, erklärt zum Theil der Titel, deutlicher aber erst der Inhalt des Werks. Aus den Trümmern Babylons wurden dem Verf. mehrere Antiken von Abrah. Lockett, Rich und andern Reisenden mitgetheilt; diese erklärt er aus orientalischer, biblischer und classischer Mythologie, und macht häufige Excurse auf andre Gebiete. Hätte er doch mit der großen Belesenheit, die dieses Werk zeigt, auch tiefere Sprachkenntnisse und vorzüglich den flug zweifelnden Gang der Untersuchung verbunden, und seine Resultate ohne die ermüdende Weitschweifigkeit gegeben! Wie hätte er wohl, auf feste Sprachkenntnisse gestützt, fast alles auf Etymologie bauen können, die selbst erst erwiesen werden muß? wie Amathus mit amare und thus oder auch mit der Stadt Hamath in Syrien (von Ham Noah's Sohn und אמת S. 34. 83),

Affarte mit dem englischen easter u. s. w. reimen, oder glauben können, daß $\Gamma\Lambda\Xi$ Zeichen, welches Wort auch in seinem vermeintlich mystischen Sinn durch das ganze Werk unglaublich oft und gegen Erwarten wiederkehrt, nur a t h gelesen werden dürfe, weil es aus dem ersten und letzten Buchstaben des Alphabet und dem verbindenden Haken γ bestehe! Die einzelnen Theile des Werks sind in Sendschreiben an Jos. Banks, Abrah. Lockett, Payne Knight u. a. eingekleidet. In den ersten sucht der Verf. zu erweisen, daß die kleinern babylonischen Cylinder, die man mit alten Figuren von zum Theil noch sehr roher Arbeit in intaglio seit einiger Zeit entdeckt hat, nicht Amulette, sondern Siegel (signets) gewesen seyen, welches man jedoch nur so annehmen darf, daß sie zugleich (und nach Form und Geschichte wohl noch mehr) als Amulette gebient haben mögen. Hier, wie durch das ganze Werk, geht der Vf. mehr vom U. L. als von andern Schriften aus und sucht oft auch neue Erklärungen schwieriger biblischen Stellen. So will er die schöne Stelle Job. 38, 14. wo der Dichter beschreibt, wie die Morgenröthe die nächtlichen Uebelthäter verscheucht, erklären: sie (die Morgenröthe) wendet sich wie Siegelton, und sie (die Uebelthäter) stellen sich dar wie (die Stickeren) eines Kleides — gewiß weder dem Bilde, noch der Grammatik, noch dem Parallelismus nach befriedigend. In die folgenden Untersuchungen, worin der Verf. die Figuren der Cylinder aus der Astronomie erklärt, über den seit einiger Zeit oft untersuchten Thierkreis von Denberah seine Meinungen vorträgt, und sogar den Cherubim eine astronomische Bedeutung gibt, folgen wir ihm nicht weiter.

Beilage

zu dem

192. Stück

der

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

Am 7. Januar 1828 und den folgenden Tagen wird in Bern die Bibliothek des verstorbenen Professor Suter meistbietend verkauft werden. Wir machen darauf aufmerksam, da sie nicht bloß eine vortreffliche Sammlung, besonders im Fache der classischen Literatur und der Botanik umfaßt; sondern der Anhang auch eine Reihe von Werken der alten Literatur enthält, die von dem gelehrten Besizer, dem Verfasser der Flora Helvetica, der daneben alte Naturgeschichte mit dem größten Eifer studierte, mit ausnehmendem Fleiße, besonders in Beziehung auf Naturgeschichte, durchgearbeitet sind. Wir können aus eigener Ansicht versichern, daß besonders der Theokrit, der Suidas und der Athenaeus mit solchen Erläuterungen und Commentaren von seiner Hand versehen sind, daß sie für jede Bibliothek eine wichtige Acquisition seyn würden.

Die Cataloge sind durch die Buchhandlungen zu haben. Commissionen übernehmen der Sohn des Verstorbenen, Herr N. Suter Med. Dr. in Bern, und die Buchhandlung Jenni daselbst.
D. Redact.

1921

G ö r t l i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

193. Stück.

Den 3. December 1827.

L o n d o n .

Bey Septimus Prowett: Specimens of ancient coins, of Magna Graecia and Sicily, selected from the cabinet of the Right Hon. the Lord Northwick: drawn by del Frate, a distinguished pupil of Antonio Canova; and engraved by Henry Moses. The Text by George Henry Noehden, Ll. D. of the British Museum. Part. I. II. III. IV. 1824 u. 25. 20 Kupferplatten u. 63 S. in Fol.

Der Ref. zeigt nicht ohne schmerzliche Empfindung ein Werk an, dessen Vollendung der treffliche Verfasser so kurze Zeit überlebt hat. Noehden, aus dieser Stadt gebürtig, Göttingen immer anhänglich und, wo er konnte, nützlich, und — um nicht zu viel von unsern Verhältnissen zu reden — jedem Deutschen, den die Wissenschaft nach England führte, mit Rath und That hilfreich, war ein Band zwischen der immer noch nicht genug verbundenen Gelehrsamkeit Englands und Deutschlands, das man nicht so

R [8]

bald zerrissen zu sehen wünschen mußte. Dem Herzen und seinen Ansichten nach ein Deutscher, war er zugleich in England so eingebürgert, und wagte sich in die schriftstellerische Darstellungsweise und manches Vorurtheil dieses Volks so zu fügen, daß eine sehr ersprießliche und folgenreiche literarische Thätigkeit, wie sie in dem vorliegenden Werke sich kund gibt, auch in andern Theilen der Alterthumskunde von ihm erwartet werden durfte. Das Werk, mit dem wir uns jetzt beschäftigen, verfolgt — vielleicht das erste in dieser Art — den Zweck, die Herrlichkeit der alten Kunst durch würdige Darstellung schöner Münzen ins Licht zu setzen; es enthält eine bedeutende Anzahl der vorzüglichsten Gold- und Silbermünzen Siciliens und Unteritaliens, welche man zum Theil Medaglien zu nennen gewohnt ist, jener hochbetühmten Kunstwerke, deren erhabener Vollkommenheit, wie ein Kenner sagt, Nichts unter den Menschenwerken von ähnlicher Art sich bis jetzt auch nur genähert hat; die mitgetheilten gehören sämmtlich dem Cabinet des Lord Northwick an, welches gerade an wunderschönen Exemplaren dieser Classe überaus reich ist, und stammte zum Theil aus der bekannten Sammlung des Prinzen von Torremuzza. Der Besizer hat die schönsten Stücke der Art von einem Schüler Canova's, del Frate, in vergrößertem Maasstabe, zeichnen lassen: Ref., welcher diese Zeichnungen 1822 neben den Originalen zu sehen Gelegenheit hatte, kann für ihre Treue im Ganzen zeugen; nur daß vielleicht das Kühne und Kräftige, welches die Münzen zeigen, unter den Händen des Jünglings von Canova, bisweilen zu sehr ins Weiche und Characterlose abgeschliffen ist. Diese Zeichnungen hat alsdann Moses in punctirter Manier mit gewohnter

Zartheit gestochen; Nöbden hat die Erläuterungen dazu gegeben. Diese sind eben so durchdacht und kenntnißreich, wie der Sache anpassend und ohne unnützen Gelehrsamkeitskram. Sie beschreiben und erklären nicht bloß die einzelnen Embleme der Münzen, sondern suchen auch von den Zeitumständen, unter welchen sie geschlagen worden sind, Rechenschaft zu geben. Hier muß nun freylich Ref. gleich gestehen, daß er in einem Hauptpuncte von seinem trefflichen Landsmanne abweichen muß. Nöbden hält nämlich viele dieser durch Schönheit des Styls und Trefflichkeit der Arbeit ausgezeichneten Münzen für Werke der Zeit des alten Hieron und des Agrigentinischen Theron (um Olympias 75); er erläutert sie aus den Kriegsthaten und den Siegen in heiligen Spielen, die jenen Fürsten und ihren Zeitgenossen zu Theil wurden; er wendet Stellen Pindars zu ihrer Erklärung an. Ref. will dagegen gar nicht in Rechnung bringen, daß der Aufschwung der Kunst von alterthümlicher Strenge zu einer freyen und großartigen Schönheit erst durch Phidias, gegen Olymp. 82, begann, und gerade Sicilien, wie seine Tempel durch Architectur und Sculptur beweisen, sehr lange in der Kunst an der älteren Weise festhielt; aber er findet auch das schon unwahrscheinlich, daß die veredelte Kunst ihre Kräfte so bald an einen Gegenstand gewandt haben sollte, der dem gemeinen Verkehr des täglichen Lebens dahingegeben war. (Denn daß Medaglien bloß zur Erinnerung an irgend ein Ereigniß geschlagen; der Griechischen Sitte ganz fremd sind, hält er für gewiß, und denkt auch anderswo darzuthun, daß die größten dieser Münzen, die über zwey Reichsthaler Silberwerth haben, die Pentekontaliren in Sicilien in Curs waren.)

Er glaubt, nach einer Induction aus Münzen von sicherem Datum, annehmen zu dürfen, daß das Zeitalter der schönsten Griechischen Münzen, in welchen eine bereits raffinierende Kunst sich auch diesen untergeordneten Zweig höchlich angelegen seyn ließ, nicht lange vor Philippos dem Macedonier beginnt, und nicht viel länger als ein halbes Jahrhundert nach Alexander anhält; Payne-Knight, der in einer geistreichen Abhandlung (*Observations on the large silver coins of Syracuse by Richard Payne-Knight, Archaeologia Vol. XIX.*) das Zeitalter dieser großen Tetradrachmen von Syrakus in die Herrschaft der beiden Dionyse setzt, scheint ihnen das rechte Zeitalter angewiesen zu haben. Wie höchst alterthümlich in Schrift, Zeichnung, Gepräge ist die durch Winkelmann und Sestini bekannte Münze mit dem auf einer Seite hoch-, auf der andern tiefgeprägten Stier und der Inschrift *Αρξοσις* und *Σειπίνος* (*IVXOEM* u. *MONIRIM*), und doch kann diese nicht vor Olymp. 77, 2 geschlagen seyn, in welchem Jahr Smikythos Pyrus gründete. Wie lange Zeit muß zwischen dieser und der schönen großen Münze von Agrigent liegen, die unser Verf. ganz derselben Zeit zuschreibt. Wie ganz verschieden sind auch die *NONIAR* beschriebenen Münzen mit dem Hasen und dem Maulthiergeßpann von den hier abgebildeten, und doch weiß man durch Aristoteles bey Pollux (V, 12, 75), daß Hierons Zeitgenoss, Anaxilas von Rhegion, jene alterthümlichen Stücke schlagen ließ. Es ist völlig undenkbar, daß beide einem und demselben Zeitalter angehören sollten. Auch die Schrift dieser durch Schönheit ausgezeichneten Münzen zeigt durchaus nichts Alterthümliches, als auf einigen *ov* für *ov*, aber in dieser Endung scheint der einfache Vocal auch noch

in Zeiten beybehalten worden zu seyn, wo man sich sonst des ω bediente (was man wahrscheinlich in Sicilien nicht eher als in Athen, d. h. Olymp. 94, that), da z. B. auf Münzen Γελωνιον vorkommt. Aber wie ganz anders sieht die Schrift auf dem zu Olympia gefundenen Helme aus, der einem Weihgeschenk des alten Hieron angehört. — Ref. muß sich in den Nachrichten über das Detail des Werkes auf die Beschreibung und Erläuterung einiger wenigen Münzen beschränken, und kann nicht alle hier vorliegenden Münzen der Brettier (nach Olymp. 106), Akragantiner, Kamarinder, Egestäer, Katander und Syrakusier durchgehen. Taf. 3 enthält eine ausnehmend schöne große Silbermünze von Agrigent, deren Gepräge auf der einen Seite eine Skylla mit einer Krabbe darüber, auf der andern zwey Adler sind, die einen Hasen zerfleischen und sein Blut schlürfen, dort steht Αραγαρινων , hier Αραγα . Nöthden deutet, nach Beger, die Adler auf Gelon und Theron, den Hasen auf ihren Feind Anaxilas, Tyrann von Rhegion, dessen Münzen, wie eben erwähnt wurde, den Hasen haben: sinnreich, aber wir haben schon gesagt, warum die Münze nicht dieser Zeit angehören könne. Ein Adler, der einen Hasen zerfleischt, ist bey Griechischen Dichtern öfter ein Vorzeichen des Sieges. Taf. 4. Eine ausnehmend schöne Münze von Kamarina; auf der einen Seite das jugendliche Haupt des Flussgottes Hipparis mit kurzen Stierhörnern, in einem Kreise von Wellen und zwischen Fischen; auf der andern eine halbbedeckte Frau, die auf einem großen Schwan über die Wogen segelt, mit der Umschrift Καμαρινα . Der Fisch hinter ihr scheint anzudeuten, daß es die Nymphe des Sees Kamarina ist (vergl. Millingen Peint.

de Vases p. 21): Nöbden hält sie für eine Leda, die indess gerade Kamarina wenig angeht. Schwäne kommen auch auf andern Münzen der Stadt vor, und waren ohne Zweifel in den umliegenden Gewässern häufig, so daß sie recht gut eine locale Nymphe bezeichnen können. Daß Biergespann auf der folgenden Münze derselben Stadt deutet der Verf. auf den von Pindar besungenen Psaumis, Schrift und Gepräge sind dagegen: auch siegte Psaumis, nach der echten Erklärung Pindars, nicht mit dem Biergespann (*ἀρματι*), sondern nur mit Maulthieren (*ἀπήνη*).

Taf. 9. Eine schöne Silbermünze von Katana. Auf der einen Seite ein lorbeerbekränztes Haupt im Profil, mit einer Blume davor, und einem Meerfuchs (einem *cammarus* vielleicht) dahinter; die Umschrift *Καταναίων*. Die Rückseite zeigt einen Wagenlenker, der sein Biergespann gerade um das Ziel lenkt, indem er die Zügel zur rechten anzieht, und die links lose läßt (*ἀβει*), darüber schwebt eine Nike mit einem Kranze und einem Täfelchen, worauf *ΕΤΑΙΝ* steht; in dem untern Segment (*exergue*) ist eine Krabbe gebildet. Der Erklärer sieht hier wieder Andeutungen eines Sieges des Hieron, dessen Abstammung aus Rhodos durch die Blume bezeichnet werde, die das *balaustium* der Rhodischen Münzen sey. Aber außer jenen vom Styl und der Schrift hergenommenen Gegenständen widerspricht auch das, daß Katana unter Hieron *Aetna* hieß: auch läßt sich *Εταίη* wohl nur auf den Namen des Siegers mit dem Biergespann deuten, und kann schwerlich 'an acclamation of triumph' seyn, wie Nöbden will. Die folgende Münze von Katana, die mit der eben beschriebenen Vieles gemein hat, gibt ein Antlitz des Apollon von vorn, von runden

blühenden Formen und einer erhabenen und großartigen Schönheit, von reichen Locken umwallt und mit einem gewissen strengen Ausdruck im Gesicht: ein wahres Musterbild für die ältere Weise den Apollon darzustellen, ehe die länglicheren und schwächigern Formen in der Griechischen Kunst aufkamen. Mit Taf. 13 beginnen die berühmten Syrakusischen medaglioni, die gleich in ihrer Zeit als treffliche Kunstwerke gegolten haben müssen, da sich der Künstler häufig auf ihnen nennt; sie pflegen auf der Vorderseite das Haupt einer Göttin, auf dem Revers ein siegreiches Biergespann zu haben. Mit Recht nennt der Verf. den weiblichen Kopf auf Taf. 13, mit dem Diadem und den aufgebundenen Haaren, Artemis, ungeachtet alle Attribute managen, da er ganz wie die Köpfe dieser Göttin behandelt ist; vielleicht ist aber darnach auch der herrliche Kopf mit dem Schilf im Haare, der als Frontispiz des Werkes abgebildet ist, keine Arethusa — die ganz anders aussieht, wo der Name dabey steht — sondern die in Syrakus verehrte *Ἀρτεμις ποταμία*. Sehr eigenthümlich, aber imposant, ist der Minervenkopf, den man auf der Münze, Taf. 15, von vorn sieht; daß auf der andern Seite Artemis, mit Köcher und Fackel ausgerüstet, selbst das siegreiche Biergespann führt, kann zur Erläuterung von Pindars *Ἀρτεμις ἐπιποσειά* gebraucht werden. Wahrhaft dichterisch scheinen die Typen der Goldmünze Taf. 16 gedacht zu seyn. Man sieht auf der einen Seite einen langgelockten Apollokopf mit der Kithar dahinter, auf der andern das Haupt der Artemis mit einem verschlossenen Köcher und ebenfalls einer Kithar. Die Beschriftung *Ἄρτεμις* eröffnet uns die Bedeutung des Bildes. Artemis verschließt den Behälter ihrer Waffen;

sie nimmt, ihrem Bruder auch darin ähnlich, die Kithar, und besänftigt ihr eigenes Gemüth durch die ruhigen Klänge des Instruments: es ist höchst wahrscheinlich, daß die Münze in einer Zeit geschlagen wurde, in der die Syrakusier für eine überstandene Landesnoth dem Apollon und der Artemis Páanen sangen: eine Meinung, in der der Ref. vollkommen dem Verf. beystimmt. Wir müssen bedauern, daß dieß Werk, welches zuerst auf vierzig Platten angelegt war, schon mit der zwanzigsten schließt; Umstände, welche die Vorrede nicht näher bestimmt, machten den Schluß desselben schon früher wünschenswerth, als der ursprüngliche Plan war.

S. D. M.

L e i p z i g.

Geschichte der Philosophie alter Zeit, vornehmlich der Griechen und Römer, von W. L. Krug; zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage. 1827. 487 S. in 8.

Der Werth dieses so schätzbaren Lehrbuches ist bereits bey dessen erster Erscheinung (G. g. U. 1815. St. 94) gewürdigt, und auf das vollkommenste anerkannt worden. Der Zuwachs den diese zweyte Ausgabe erhalten hat, besteht nach der Angabe des Verfs. theils in einzelnen Verbesserungen, besonders aber in vielen Zusätzen der historisch-philosophischen Literatur. Sie ist noch unserm verstorbenen G. J. N. Eichhorn gewidmet. Angenehm ist es uns am Ende der Vorrede zu lesen, daß wir auch die Hoffnung zu einer ähnlichen Bearbeitung der Geschichte der neuern Philosophie nicht aufgeben dürfen.

Sn.

1929

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

194. 195. Stück.

Den 6. December 1827.

G ö t t i n g e n .

Die Jahresfeier der Königlichen Societät der Wissenschaften fiel diesmal gerade auf den 10ten November, an welchem, als dem Geburtstage ihres erhabenen Stifters, Königs Georg II., sie vor 76 Jahren ihre erste öffentliche Sitzung gehalten hatte.

Die Vorlesung hielt Herr Hofrath Lychsen, eine commentatio in chartam donationis librorum a Brunone sacerdote ecclesiae Hildesiensi factae Sec. XII., von deren Inhalt in einem unserer folgenden Blätter Anzeige geschehen wird.

Hierauf gab Herr Obermedicinalrath Blumenbach von den wichtigsten Vorfällen seit dem vorjährigen Anniversarium den gewöhnlichen Bericht.

Das zu Michaelis wechselnde jährige Directorium war nun vom Herrn Hofrath Himly

£ [8]

1930 Göttingische gel. Anzeigen

in der physischen Classe auf Herrn Hofrath Mayer in der mathematischen übergegangen.

Durch den Tod hat die Societät im Laufe dieses Jahres verloren:

Von ihren hiesigen Mitgliedern: den auch um sie vielseitig hochverdienten geheimen Justizrath Johann Gottfried Eichhorn, dessen Andenken bald darauf in einer öffentlichen Sitzung vom Herrn Hofrath Lychsen durch eine demnächst auch im Druck erscheinende Gedächtnißrede gefeyert worden. (s. diese gel. Anz. 117. St.).

Von auswärtigen Mitgliedern: aus der physischen Classe: den Professor Nic. Volta zu Como; und aus der mathematischen: Joh. Elert Bode, Professor und Astronom zu Berlin; und den Marquis Det. Simon de la Place, Pair von Frankreich u. zu Paris.

Von Correspondenten aber: E. Fr. Florent. Chladni, Dr. jur. et philos. zu Remberg; Fr. Lothar Aug. Sorg, Professor der Physik zu Würzburg; Jos. Correa de Serra, K. Portug. Gesandten in Washington; und früher schon den Malthes. Ritter Jos. Giorni K. Neapolitan. Kammerherrn.

11

* * *

Zunächst nun von den zur dießjährigen Feyer ihres Stiftungstages von der Königlichen Societät aufgegebenen Preisfragen.

Für den Hauptpreis hatte die physische Classe verlangt:

Ad quaenam momenta maxime attendere oporteat in experimentis quibus nuper ope pneumometrorum a Kentishio aliisque inventorum, capacitatem pulmonum respirantium in statu sano et morboſo definire studuerunt; et quali usui exploratio ope eiusmodi instrumentorum instituta in investigandis morbis organorum respirationis esse possit.

Welche Nebenverhältnisse müssen berücksichtigt werden bey den Versuchen, durch den Lungenmesser von Kentish oder ähnlichen die Capacität der Lungen für Luft im gesunden und franken Zustande zu bestimmen? Und welche Vortheile kann die Untersuchung aus solchen Lungenmessern zu Erforschung der Krankheiten der Respirationswerkzeuge gewähren?

Die einzige zur Beantwortung dieser vielseitig wichtigen Preisfrage eingegangene Schrift hatte Ciceros Worte zum Motto: Aggredior, non tam perficiendi spe, quam experiundi voluptate.

Ihr Verf. liefert erst eine sehr ausführliche kritische Uebersicht und Würdigung der seit Borelli und Serrine von so manchem Physiologen ausgedachten Vorrichtungen, um sowohl die Capacität der Lungen, als die Quantität eines normalen Athemzugs auszufinden. Unter allen ist das Pneumometer von Kentish, vollends nach den zweckmäßigen Verbesserungen durch unsern Herrn Hofrath Himly, das zuverlässigste und zugleich bequemste Werkzeug zu diesem Behufe.

Die zahlreichen Versuche und Beobachtungen die der Verf. an sich selbst, so wie an etlichen

und dreyßig andern gefunden Subjecten, von verschiedenem Alter, Geschlechte, auch im schwächeren Zustande, so wie nach individueller Constitution des Temperaments, und nach Verschiedenheit der Ruhe oder mancherley Erregung durch Leibesbewegung, Gemüthsstimmung, auch enge Kleidung zc. — ferner bey einigen Brustkranken, auch bey Leichenöffnungen — endlich auch an mehreren vierfüßigen Hausthieren angestellt, gestatten hier keine nähere Anzeige. — Nur so viel, was vorzüglich für die Physiologie des Athemholens belehrend ist, daß bey gesunden erwachsenen Personen mit geräumiger Brust das Medium eines Athemzuges 20 bis 25 Cubikzoll beträgt, und so die Capacität ihrer Lunge 180 bis 190 Cub. Z. (bey einem aber auch 244). — Zugleich aber liefert die gehaltreiche Schrift bey zu erwartender Bekanntmachung eine gute Vorarbeit für diejenigen, welche den Werth der Pneumometrie demnächst auch für Pathologie weiter zu untersuchen Gelegenheit haben, wie freylich wohl nur an großen Orten und großen Spitalern.

Als Verf. jener Schrift, welcher von der K. Societät einstimmig der Preis zuerkannt worden, nannte sich:

E. S. Gust. Herbst

(D. M. und Privatdocent hieselbst; derselbe, welcher auch vor fünf Jahren den Preis bey der Facultätsaufgabe: *de sanguinis quantitate, qualis homini adulto et sano convenit, erhalten hat*).

* * *

194. 195. St., den 6. Dec. 1827. 1933

Die für diesen Jahrestag aufgegebene, öconomische Preisfrage war:

„Eine auf Erfahrung gegründete Darstellung und Vergleichung der durch das sogenannte Moorbrennen bewirkten Vortheile und Nachtheile, nebst einer Angabe der Maaßregeln, die zur Erhöhung der ersteren und zur Verminderung der letzteren, bey der Anwendung dieser Urbarmachungs-Methode dienen können.“

Es war nur eine Schrift zur Beantwortung eingegangen, mit dem Motto:

‘Prüfet Alles und behaltet das Beste.’

Der Verf. dieser Schrift hat sich die Beantwortung sehr leicht gemacht und ist in den fraglichen Gegenstand von keiner Seite tief eingedrungen. Was er über die nicht zu verkennenden Vortheile des Moorbrennens kurz sagt, ist das allgemein Bekannte. Er hält dafür, daß eigentliche Nachtheile nicht damit verbunden seyen; wobey er freylich nur den durch das Moorbrennen entstehenden Rauch berücksichtigt, den er gegen verschiedene Anschuldigungen in Schutz nimmt, indem er zu zeigen sucht, daß der Moordampf die schädlichen Einwirkungen, die man ihm zugeschrieben, nicht wirklich zeige. Eine gründliche Erwägung der Erfahrungen und Meinungen Anderer wird dabey vermist; so wie auch die Bemerkungen, welche der Verf. über Identität oder Verschiedenheit von Höhen- und Moorrauch mittheilt, ungenügend sind. Die Königl. Societät der Wissenschaften war daher einstimmig der Meinung: daß dieser Abhandlung der Preis nicht

1934 Göttingische gel. Anzeigen

zuerkannt werden könne, weshalb der beygelegte versiegelte Zettel ordnungsmäßig gleich in der Sitzung verbrannt ward.

* * *

Folgendes sind nun die beiderley Preisfragen für die nächstkommenden Jahre.

Zuerst die von den einzelnen Classen für den Hauptpreis.

Für den November künftigen Jahres von der mathematischen:

Cum tabulae emortuales, quae basin quasi arithmeticae politicae constituunt, ab eo inde tempore quo variolarum vaccinarum insitio in usum versa est, longe alias quam antea progressionem exhibeant, desiderat R. S. ut tabulae istae eo respectu in quadam provincia, decies ad minimum centenorum millium incolarum, inde ab initio huius seculi de novo, quantum ex datis, quinque lustra complectentibus fieri potest, accuratissime reformatur.

Da die bisherigen Mortalitätstabellen seit Einführung der Kuhpocken als nicht ferner genau passend angesehen werden müssen, und die wichtige Basis, welche sie für alle Berechnungen der politischen Arithmetik abgeben, die sorgfältigste Berücksichtigung verdient, so wünscht die Königliche Societät, daß ein Gelehrter, dem die Geburts- und Sterbelisten eines ganzen Landes (dessen Einwohnerzahl aber nicht unter einer Million seyn darf)

194. 195. St., den 6. Dec. 1827. 1935

zu Gebote stehen, unter genauer Angabe von sämmtlichen dabey gebrauchten Datis, eine Mortalitätstabelle seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts entwerfen möge, die zur Grundlage für fernere Bestimmungen gebraucht werden könnte.

Für den November 1829 von der historisch-philologischen Classe:

Exponatur historia systematum chronologicorum, quae Graeci inde a temporibus Logographorum usque ad Eusebium, maxime viri litterati Alexandrini, composuerunt; in qua potissimum ad fontes, ex quibus ii temporum indicationes hauserunt, atque ad rationes et calculos, quos computationibus suis fundamento posuerunt, attendendum sit.

Die Königliche Societät wünscht eine geschichtliche Darstellung der chronologischen Systeme, welche die Griechen von den Zeiten der Logographen an bis auf Eusebius, zumal aber die Alexandrinischen Gelehrten, aufgestellt haben; wobey hauptsächlich auf die Quellen, aus welchen dieselben ihre Zeitbestimmung geschöpft, so wie auf die Principien und Rechnungen, die sie bey ihren chronologischen Arbeiten zum Grunde legten, zu achten seyn wird.

Und nun eine neue Preisfrage für den November 1830 von der physischen Classe:

De D. Civialis methodo calculorum demisso in urinae iter instrumento, quod Lithotriteur nominatur, in vesica urinaria

comminuendorum, et ex illa fragmentorum forcipe extrahendorum, quid judicandum sit? — utrum Lithotomia nunc carere possimus, aut non? Si non, — quando isti methodo novae? quando Lithotomiae locus sit?

Beurtheilung von des D. Civiale's Methode die Harnblasensteine mittelst seines Lithotriteurs in der Blase zu zerstückeln, und die Fragmente davon mittelst der Zange auszuziehen. Ob sie nun den Steinschnitt entbehrlich mache oder nicht? Wo nicht, unter welchen Umständen dann jene neue Methode, oder aber der Steinschnitt den Vorzug verdiene?

Die Concurränzschriften müssen lateinisch abgefaßt, und vor Ablauf des Septembers der bestimmten Jahre postfrey eingefandt seyn.

Der für jede dieser Aufgaben gesetzte Preis ist von fünfzig Ducaten.

* * *

Von öconomischen Aufgaben sind folgende für die nächsten Jahre ausgesetzt.

Für den Julius 1828:

'Eine aus gründlichen Untersuchungen der physischen und chemischen Eigenschaften der verschiedenen Mergelarten und sichereren Beobachtungen und Erfahrungen über ihre Wirkung geschöpfte Theorie von dem Einflusse des Mergels auf die Verbesserung des Bodens, nebst einer Anleitung zur rationellen Benutzung desselben bey dem Ackerbau.'

194. 195. St., den 6. Dec. 1827. 1937

Für den November 1828:

‘Eine möglichst vollständige und auf Erfahrung gegründete Anleitung, wie die natürlichen und künstlichen Schafweiden am besten zu cultivieren und zu verbessern, und wie die letzteren in unserem Klima am vortheilhaftesten anzulegen sind?’

Für den Julius 1829:

‘Die sehr vortheilhafte Anwendung, welche man in England, Frankreich und in einigen Gegenden Deutschlands von den Knochen zur Düngung macht, ist allgemein bekannt. Die maschinellen Vorrichtungen aber, deren man sich zur Zerkleinerung der Knochen bedient, so wie die Verfahrensarten bey ihrem Gebrauch z. B. in Hinsicht verschiedenartiger Zusätze, sind abweichend und die Meinungen darüber getheilt. Auch ist es nicht zu verkennen, daß man in Norddeutschland und namentlich im Königreich Hannover, die Knochendüngung noch viel weniger, als sie es verdient, benutzt; welches u. A. daraus hervorgehet, daß noch immer bedeutende Quantitäten von Knochen, die dem vaterländischen Boden zu Gute kommen könnten, dem Auslande überlassen werden.

Die Königl. Societät d. W. wünscht dahin zu wirken, daß die Aufmerksamkeit der Landwirthe jenem wichtigen Gegenstande mehr als bisher sich zuwenden und verlangt daher:

‘Eine vollständige Darstellung und auf Erfahrungen gegründete Prüfung der

Methoden, welche man in verschiedenen Ländern und Gegenden bey der Knochenreinigung anwendet.'

Für den November 1829 wurde in obiger Sitzung der Königl. Societät folgende neue Aufgabe bekannt gemacht:'

Obgleich der Flachsbaue für das nördliche Deutschland und zumal für das Königreich Hannover von großer Wichtigkeit ist, so läßt sich doch nicht verkennen, daß dieser Culturzweig in den mehrsten unserer Gegenden von dem Grade der Vollkommenheit, den sein Betrieb in einigen anderen Gegenden, besonders in den Niederlanden erreicht hat, noch weit entfernt und daher wesentlicher Verbesserungen fähig ist. Da nun gerade in der jezigen Zeit der Wunsch sich lebhaft aufdringt, daß auf die Vervollkommnung des vaterländischen Flachsbaues möglichste Aufmerksamkeit und Sorgfalt gerichtet werden möge; so macht die Königl. Societät d. W. zum Gegenstande einer Preisfrage:

'Eine gründliche Erörterung der Mängel, die sich in den mehrsten Gegenden von Norddeutschland bey dem Flachsbaue finden, nebst Angabe der Maaßregeln, wodurch derselbe wesentlich verbessert werden könnte, um das zu erzielende Product, der Güte des in den Niederlanden gewonnenen, möglichst zu nähern.'

Die Königl. Societät wünscht, bey Beantwortung dieser Frage, auch die zur

194. 195. St., den 6. Dec. 1827. 1939

Erzielung von gutem Leinsaamen dienlichen Maaßregeln beleuchtet und nicht bloß die eigentliche Cultur des Flachses, sondern auch seine Zubereitung berücksichtigt zu sehen.

* * *

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder von obigen öconomischen Aufgaben, ist zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, innerhalb dessen die zur Concurrrenz zulässigen Schriften bey der Societät postfrey eingesandt seyn müssen, für die Julius-Preisfragen der Ausgang des Mayes, und für die auf den November ausgesetzten, das Ende des Septembers.

B e r l i n.

Commentar über den Brief Pauli an die Philipper. Von F. H. Rheinwald, der Philos. Doct., der Theologie Licent., und Privat-Doцент an der Königl. Universität zu Berlin. Mit einem Vorwort von Dr. A. Neander, Königl. Preuß. Consist. Rath, und ordentlichem Prof. der Theologie zu Berlin. 1827. 242 S. in 8.

Der Verfasser dieses Commentars tritt damit zum ersten Mal in das gelehrte Publicum, und zwar mit einer Empfehlung des Herrn Dr. Neander ein, die ihm gewiß eine günstige Aufnahme sichern kann; nach einer nähern Bekanntschaft, die man durch seine Schrift mit ihm gemacht hat, wird man jedoch bald überzeugt, daß ihm nur eine ankündigende und keine em-

empfehlende Anmeldung nöthig seyn konnte. Die Schrift selbst empfiehlt sich nämlich hinreichend durch die schönen Sprachkenntnisse, durch die Genauigkeit der historischen Forschung, durch die Reife des exegetischen Urtheils, und vorzüglich durch das feine Gefühl für das Natürlich-Wahre und durch den richtigen Tact für das Schickliche und Anständige, wovon dieser Commentar so viele Beweise enthält. Dieß letzte konnte aber auch ein Exegete gerade bey dem Briefe Pauli an die Philipper am besten erproben, denn dieß ist ja unter allen seinen Briefen derjenige, worin er den Ergießungen seines vollen und weiten Herzens den freyesten Raum, und neben dem Apostel auch den Menschen mit der wenigsten Zurückhaltung sprechen läßt. Was wir jedoch dem Herrn Verf. eben so hoch anzurechnen geneigt sind, dieß ist das richtige Maaß, daß er bey dem Auslegen alles desjenigen, was ihm zur Empfehlung gereicht, anzubringen gewußt, und besonders bey jenen Puncten anzubringen gewußt hat, über die er sich mit früheren Commentatoren in einen gelehrten Streit einzulassen, oder bey denen er eine eigene von den Ansichten anderer Exegeten abweichende Interpretation zu vertheidigen hatte. Zu dem ersten bekam er vorzüglich in der Einleitung bey den Fragen nach dem Orte, von welchem der Brief an die Philipper abgeschickt, und nach der ZeitGelegenheit, in welcher er geschrieben wurde; noch mehr aber bey der Frage, ob der Brief nicht ursprünglich aus zwey Briefen bestand, die erst in der Folge in einen zusammengezogen wurden? Schon dieß darf hier gewiß dem jungen Gelehrten als etwas Verdienstliches angerechnet werden, daß er über alle diese Umstände der älteren, von den meisten Kritikern angenommenen Meinung getreu blieb,

also den Brief weder aus Corinth noch aus Caesarea, sondern von Rom aus, und gegen das Ende der ersten römischen Gefangenschaft Pauli geschrieben und als Einen Brief annahm, bey dem sich nur vielleicht der Apostel, nachdem er ihn schon geendigt hatte, noch in einem Nachtrage wiederholte, weil er sein Herz immer noch zu voll fühlte. Nach diesem darf aber die Treue, womit er auch die Gegengründe dafür anführte eben so wenig mehr besonders gerühmt werden, als die bescheidene Mäßigung, womit er sie bestritt. Bey der kleinen Differenz der Meinungen über dasjenige, was Paulus unter dem Prätorium I. 13 und der οἰκία Καίσαρος IV. 22 verstand; möchte Rec. allein von seinem Urtheile etwas abweichen, denn der Verf. scheint S. 29. 30 um einer Stelle aus den Acten des heil. Thomas willen nicht abgeneigt, bey dem Prätorio an den kaiserlichen Pallast und bey der οἰκία Καίσαρος eben daran zu denken. Er übersetzt daher die erste Stelle I. 13: 'Er wurde bekannt in dem ganzen kaiserlichen Pallast' und die zweyte IV. 22: 'Es grüßen euch alle hiesige Christen, besonders die von dem Hause des Kaisers.' Bey dem letzten kann nun freylich auch nach unserm Sprachgebrauch an die Familie im römischen Sinne gedacht werden, in welchem das Wort nicht zunächst Verwandte und Angehörige, sondern das ganze zu dem Hause gehörige höhere und niedrigere Famulitium bezeichnen sollte, und in diesem Sinne nahm es hier, wie wir glauben, der Apostel. Daß er aber bey dem Prätorio wirklich zunächst an die castra praetoriana, oder an die in Rom stationierte praetorianische Cohorten dachte, dieß scheint uns aus dem doppelten Grunde wahrscheinlicher, weil sich aus einigen Umständen, die nach der Erzählung von

Lucas Act. XXVIII. 16 bey der römischen Gefangenschaft Pauli eintraten, so natürlich erklären läßt, wie der gefangene Apostel auch unter dieser Menschenclasse Aufmerksamkeit und Aufsehen erregen, und dann noch leichter begreifen läßt, warum er selbst ein bedeutendes Gewicht darauf legen konnte.

H a l l e.

Beobachtungen auf einer Deportationsreise nach Frankreich, im Jahr 1807; nebst Erinnerungen an denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen in den letzten fünfzig Jahren; von Dr. August Hermann Niemeyer. Erste Hälfte. 1824. XVI u. 436 S. Zweyte Hälfte. 1826. XVI u. 576 S. in 8.

Bekanntlich sind diese Beobachtungen die Fortsetzung der schon früher erschienenen: auf Reisen in und außer Deutschland, (welche auch zu ihrer Zeit in unsern Blättern von anderer Hand angezeigt wurden, S. g. A. 1822. St. 42) als deren vierter Band sie auch mit einem zweyten Titelblatt ausgegeben werden. Von einem bereits so viel gelesenen Werke noch eine Anzeige zu machen, könnte überflüssig scheinen; wenn wir nicht glaubten es diesen Blättern schuldig zu seyn, deren Bestimmung es ist das Ausgezeichnete herauszuheben. Auch werden die Leser hier keine Auszüge daraus erwarten, mit denen wir nur zu spät kommen würden. Daß der Verf. unerwartet am 18. May 1807 mit einigen andern als Geißel ausgehoben, über Braunschweig, Cassel und Mainz nach Frankreich abgeführt ward, wo zuerst der kleine Ort Pont à Mousson zum Aufenthalte bestimmt war, bis die Erlaubniß erhalten wurde, ihn mit Da

ris zu vertauschen; daß also ein Theil dieses Exils in Paris verlebt ward, bis nach der Erziehung des Königreichs Westphalen die Freiheit wiedergegeben, und die Rückkehr in die Heimath über Belgien angetreten ward, — dieß Alles ist unsern Lesern bekannt, und braucht nur ins Gedächtniß zurückgerufen zu werden. Aber schon die Versetzung in jene Zeiten muß denen die sie, wie wir, im reiferen Alter durchlebten, eine Menge Erinnerungen aufregen, die auch sie persönlich berühren; und die allein diesem Werke schon ein hohes Interesse verschaffen würden, wäre daselbe auch nicht so sehr durch die Art der Behandlung erhöht. Es ist rührend die Theilnahme zu sehen, die der Verf. allenthalben auf deutschem Boden, und erfreulich auch die zu sehen, die er auf fremden Boden fand; so wie es nicht jedem gelungen seyn möchte, unter solchen Verhältnissen, und in solcher Lage die ruhige und unbefangene Stimmung sich zu erhalten, die zur richtigen Ansicht und Beurtheilung unentbehrlich war. Nicht leicht ist ein Gegenstand, der irgend seiner Natur nach im Kreise des Beobachters liegen konnte, unbeachtet geblieben. Daß zunächst und vorzugsweise auf diejenigen geachtet wurde, die dem Verf. am nächsten lagen, Wissenschaft, Zustand der Religion und des öffentlichen Unterrichts, versteht sich von selbst. Dazu kommt die Bekanntschaft mit so manchen der wichtigsten und einflußreichen Personen, zu denen sich der Verf. den Zugang eröffnete, und wo es irgend die Umstände erlaubten, zum besten seines Vaterlandes, und besonders seiner damals so bedrängten Vaterstadt zu benutzen versuchte.

Wir setzen absichtlich nichts weiter zu einer Empfehlung hinzu, welche hier völlig überflüssig seyn würde. Dürfen wir es aber am Schluß

dieser Anzeige sagen, wodurch vor allen sein Verf. unsere Theilnahme so lebhaft aufgeregt hat? Es liegt in dem so eben Bemerkten. Es ist die eben so seltene als wohlthätige Vereinigung des Geschäftsmannes mit dem Gelehrten, die wir in ihm in einem so ausgezeichneten Grade erblicken. Wir, in unserm engen Kreise, haben nur Einen gekannt — an den er uns nur zu lebhaft erinnert — der darin mit ihm verglichen werden konnte; dessen Name jedoch in diesen Blättern, denen er fast ein halbes Jahrhundert hindurch vorstand, nicht erst genannt zu werden braucht. Beide waren darin sich gleich, daß sie ein langes Leben der Erhaltung und dem Wohl der großen Lehranstalten, denen sie dienten, mit Aufopferung widmeten; beide auch darin, daß sie unter gefährvollen Verhältnissen sie erhalten, oder wieder hergestellt sahen; aber darin sich ungleich, daß der Eine im Leben und selbst noch im Grabe von dem Gezänk und den Schmähungen ergrimmteter Zeloten verfolgt, mit dem stillen Bewußtseyn seines Wirkens in die Grube hinabstieg; während dem noch Lebenden das Glück zu Theil ward, mit der Rückkehr besserer Zeiten, sich auch durch die gerechte Anerkennung seiner Verdienste von der Mitwelt belohnt zu sehen.

Hn.

 Verbesserung. S. 1765 B. 17:
statt $Edx^2 + 2Fdx \cdot dy + Gdy^2$ lies $Edp^2 + 2Fdp \cdot dq + Gdq^2$

1945

G e t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

196. Stück.

Den 8. December 1827.

H e i d e l b e r g.

Bei C. F. Winter: Lehrbuch der politischen Oeconomie von Dr. Karl Heinrich Rau, Großherz. Bad. Hofrath u. Prof. zu Heidelberg. Erster Band, die Volkswirtschaftslehre. Auch mit einem besondern Titel: Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. 1826. XIV u. 368 S. in 8.

Andere Blätter sind uns mit der Anzeige dieses Werks zuvorgekommen, der berühmte Name des Verf. wird dasselbe auch bereits längst bey allen Freunden dieser Kenntnisse eingeführt haben; uns bleibt daher nichts übrig als dem wohlverdienten Lobe, welches Andere ertheilt haben, aus eigener Ueberzeugung beizustimmen, und einige Bemerkungen hinzuzufügen, deren Werth oder Unwerth Andere zu beurtheilen haben werden.

Was die Benennung dieser Lehren betrifft, so ist bekannt, welche Verschiedenheit darüber bey uns herrscht, während andere Völker längst deshalb einverstanden sind: hat doch das Vereinbaren in viel wichtigern Angelegenheiten unter uns nicht wenigere Schwierigkeiten gefunden! Gegen den Ausdruck, womit unser Verf. diesen ersten

W [8]

Theil bezeichnet, hat der Ref. nichts einzuwenden, als etwa das, was Hufeland schon angewendet hat, der dieser Uebertragung des Wortes Nationalöconomie zuerst gedachte, doch verlohnt es sich kaum der Mühe, dabey zu verweilen, möchten wir uns nur endlich über einen Namen und über das, was darunter zu verstehen sey, vereinigen! Adam Smith hat die Sache bereits auf dem Titel seines Werks, obwohl nicht mit einem Worte, genau bezeichnet: Ueber die Natur und Ursachen des Volkswohlstandes.

Das vorliegende Lehrbuch zeichnet sich zuvörderst vor andern durch eine vollständige Literatur aus. Da es sowohl für Anfänger als für ein größeres Publicum, das der Staatsmänner und der Gewerbsleute, bestimmt seyn soll; so würden beide vielleicht mit der Anführung der bedeutendern Werke sich begnügt, und weniger nach der Zeitfolge aller dieser Schriftsteller, als nach der Erwähnung derer gefragt haben, durch welche die Grenzsteine weiter gerückt, von denen neue Bahnen eingeschlagen wurden. Sollte der Bibliograph befriedigt werden, so würde noch Manches hinzuzufügen und zu berichtigen seyn. Außer den angeführten ältern Schriftstellern, welche dem sogenannten kaufmännischen Systeme ergeben waren, wären noch viele Andere zu erwähnen gewesen, als v. Seckendorff, Zinke, v. Sonnenfels unter uns, unter den Franzosen Meilon, Fortbonnais u. e. U. Ob Steuarts Werk, welchen der Vf. stets irrtümlich Stewart schreibt, hierher zu rechnen sey; ist dem Ref. zweifelhaft; St. verfolgt seinen eigenen Weg; von seinem Werk erschienen nicht drey sondern zwey Bände zuerst 1769 in 4. zu London. Dasselbe gilt von unserm Büsch, er darf nicht jenen Schriftstellern beygesetzt werden; von seinem Selbmlaufe ist eine hier nicht bemerkte neue Ausgabe Hamb. 1800 erschienen. Wollte man alle phy-

fiokratische Schriftsteller anführen, so würde die Zahl noch sehr zu vermehren seyn, wollte man aber, wie hier geschehen, Schlettweins Archiv und Iselin's Ephemeriden der Menschheit aufnehmen, so hatten die éphémérides du citoyen von Dupont und Beaudeau seit d. J. 1767, die den Deutschen nur zum Vorbilde dienten, noch mehr Ansprüche darauf. Was die Gegner der Deconomisten betrifft, so sind die, welche unter den Franzosen aufstanden, von Condillac und Mably herab bis auf Fortbonnais und weiter hinunter übergegangen, dagegen unbedeutende deutsche Schriftsteller angeführt; selbst Dohm, der berühmteste unter ihnen, ist nicht von Belang; F. Galiani in seinen höchst geistreichen Dialogen griff einzelne Sätze scherzend und spottend, obschon gründlicher als Andere an, verächtete es aber solchen wohlgeharnischten Männern Schritt vor Schritt zu folgen. Von seinem Werke über das Geld (moneta) ist 1780 in 4. eine zweyte, doch wenig veränderte Ausgabe zu Neapel erschienen, abgesehen von der spätern bekannten mailändischen Sammlung. E. Krugs Abriß der Staatsöconomie betrifft, so viel wir uns erinnern, nur die Finanzen. Einige der neuern Schriftsteller, seitdem Ad. Smith geschrieben hatte, die sich durch eigenthümliche Ansichten auszeichnen, wie Fulda und Cancrin, finden wir nicht bey Anführung der allgemeinen, eben so wenig als die Revision von Lotz, obwohl dieser Werke, wenigstens theilweise, später bey einzelnen Lehren Erwähnung geschieht. Canard kommt dagegen hier vor, obschon, ungeachtet des allgemeinen Titels, principes d'économie politique, er doch eigentlich nur in Bezug auf die Finanzen und besonders auf die Lehre von den Abgaben von Belange ist. Der Recensionen in den frühern Jahrgängen des Edinburgh's review's — denn seit Ricardos Buch ist es anders. —

geschieht nicht Erwähnung, obwohl Vortreffliches über die Begründung dieser Lehre sich oft darin findet, mehr als in manchen besondern, diese Lehre behandelnden, Schriften.

Diese Bemerkung über die Literatur führt uns zu einer andern, über den beabsichtigten Zweck unsers Verfassers, nämlich durch diese Schrift sowohl seinen Zuhörern beym mündlichen Vortrage ein Handbuch zu gewähren, als auch die Bedürfnisse des Beamten- und Gewerbestandes dadurch zu befriedigen: diese verschiedenen Zwecke zugleich zu vereinigen hat seine Schwierigkeit. Es bedarf aber keiner (wie es hier heißt) räthselhaften Kürze, um den Zuhörern einen brauchbaren Leitfaden in die Hand zu geben, aber ein Werk von drey Bänden ist doch wohl für diesen Zweck zu ansehnlich, und begründet nur zu leicht das Gerede: der Verf. sage nichts mehr, als was im Buche stehe, während wir gewiß sind, wie Vieles ein so reich begabter Lehrer beysügen wird; aber unsere mündlichen Vorträge auf Universitäten sind durch die Zeit bedingt, und ihr Zweck fordert zunächst sich auf die Hauptsätze zu beschränken, die Bessern unter den Zuhörern durch das Lebendige des mündlichen Vortrags zu wecken, zu gewinnen und zur weitem Prüfung, zu weiterm Nachforschen und Nachlesen aufzumuntern. Vielleicht läßt man die dreißigjährige Erfahrung des Ref. gelten. Das übrige Publicum wird dagegen wahrscheinlich durch den Zuschnitt, den das Ganze hat, welcher unsern academischen Hand- und Lehrbüchern gleicht, vielleicht weniger angezogen, als wenn eine andere Form wäre gewählt worden. Ad. Smith verdankt gewiß zum Theil der Art und Weise, wie er diese Gegenstände vortrug, die Verbreitung seiner Schrift über ganz Europa und über daselbe hinaus, wobey freylich zugleich seine große Kunst, von den einfachsten Erfahrungssätzen auszugehen und zu dem

Allgemeinen fortzuschreiten, mit in Anschlag gebracht werden muß. Ward er durch Zwischenschießel oft dunkel, erschwerte er dadurch die Uebersicht seiner Lehre, gebrauchte er dasselbe Wort zuweilen in verschiedenem Sinne, so ist doch die Kunst seines Vortrags stets zu bewundern, worin er seinen berühmtesten Vorgängern J. Steuart wie den Physiocraten durchaus überlegen blieb. Nach unserer Einsicht hat kein politischer Schriftsteller irgend einen so großen und ausgebreiteten Einfluß gewonnen, als er, auch liest man ihn immer wieder gern, obwohl im Verlaufe der Zeit von Andern Manches berichtigt und Einseitiges hinweggeräumt worden ist, wenn gleich keiner seiner Nachfolger, von welchem Volke er auch sey, mit ihm in der Kunst seines Vortrags, in der Art wie er seine Untersuchungen führt, in der geschmackvollen Behandlung des Ganzen seines Gleichen gefunden hat; am wenigsten ist dieß der Fall bey seinen Landsleuten in der neuesten Zeit, die sich seit Ricardo in einigen abstracten Sätzen, in Wortspielen und unfruchtbaren Grübeleien gefallen, welches sonst den Schriftstellern dieses Volks ganz fremd ist. Die ausgezeichnetern unter den Franzosen haben auf Klarheit und Verständlichkeit und auf das Practische hingearbeitet; der Deutschen Verdienst besteht vornehmlich in der festern Begründung dessen, wovon aller Volkswohlstand ausgehe. In dieser Beziehung hat der sel. Hufeland das entschiedenste und erste Verdienst, obwohl das Buch, man möchte fast sagen, barbarisch geschrieben ist; vielleicht ist er durch einen mehr sophistischen als gründlichen Gegner Smiths, nämlich durch den Grafen Lauderdale, aufgeregt worden; an Hufeland schloß sich Log, an diesen Andere, auch unser Verfasser in diesem ersten Bande seines Werks an.

Die früher schon gerügte Einseitigkeit, das

Geld und die günstige Handelsbilanz, den Boden, oder die äußere Natur allein, oder die menschliche Kraft allein als die Quelle alles Volkswohlstandes zu betrachten, bekämpfte Hufeland gleichfalls; die Sache ganz genau genommen setzte auch schon Ad. Smith bey Aufstellung seines Princips der Arbeit, obwohl er sie nicht bestimmt als Grundquelle mit aufnahm, die Geschenke der Natur voraus: aber Hufelands Verdienst bestand vornehmlich darin, daß, während er mit Ad. Smith und Andern den Grund alles Volkswohlstandes in den Gütern suchte, er diese selbst von dem menschlichen Urtheile abhängig machte, was in Bezug auf die Lehre vom Werthe von um so größerer Bedeutung ward, da Smith bey seiner richtigen Unterscheidung vom Gebrauchs- und Tauschwerthe durch das in verschiedenem Sinne genommene Wort (value) zu manchen Verwirrungen verleitet worden war. Mit Hufelands Werk fiel zugleich die allzu materialistische Behandlung der Lehre mehr hinweg, auch sprach Say von immateriellen Gütern und den services personnels. Andere wollten nun in diese Lehre auch alle die immateriellen Güter hinüber ziehen, dieß aber fand wenig Beyfall, und mit Recht, da der Sprachgebrauch dagegen war, und eine Ausdehnung der Lehre entstanden seyn würde, der kein einzelner Mensch hätte genügen können. Allein nachdem die Abhängigkeit aller Güter von menschlichen Urtheilen anerkannt war, so wie die menschliche Kraft als eine der wesentlichsten Quellen der Erzielung und Gewinnung der als Güter beurtheilten Sachen; so konnte die vorherrschende materielle Behandlung der Lehre sich nicht ganz behaupten, der Einfluß verschiedener andern Güter und die persönlichen und geistigen Kräfte der Menschen, als Quelle der Erzielung und Vermehrung der sachlichen Güter, konnten nicht ganz ausgeschlossen werden.

wenn man auch lediglich nur diese letztern nach dem Sprachgebrauche, als den Wohlstand und Reichthum eines Volks ausmachend, betrachtete.

Unser Verf. gibt diesen Einfluß, wie sich von selbst versteht, zu und bemerkt denselben mit wenigen Worten an verschiedenen Stellen seines Werkes, dieß aber verhindert nicht, daß, nach unserm Gefühle, das Ganze nicht ein allzu mechanisches und materialistisches Ansehen behalten hätte, da dieß im Einzelnen nicht nachgewiesen wird. Das Sachliche vom Geistigen so ganz zu trennen, wenn man auch lediglich nur den Sachreichthum, dessen Entstehung, Vermehrung und Vertheilung zu erklären beabsichtigt, will sich nicht thun lassen, und kann selbst nachtheilige Folgen haben, indem man den Einfluß des Geistigen auch auf diesen sachlichen Reichthum gar zu gering achtet. Bey dem Streite, der über die Behandlung dieser Lehren entstanden ist, scheint uns auch das Wahre in der Mitte zu liegen. Der Ref. will sich bemühen durch einige Beyspiele seine Meinung deutlicher zu machen.

Unser Verf. beschränkt das Volksvermögen auf die sachlichen Güter, das Capital ist ihm der Vorrath dieser, um die Gütermenge zu mehren. Schon Ad. Smith zählte dem stehenden Capitale des Volks die von demselben erworbenen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten hinzu, und gewiß mit Recht. Diese Ausbildung der von der Natur empfangenen Anlagen und deren Verwendung auf die Erzielung und Vermehrung der Sachen, welche wir als tauglich zu Zwecken beurtheilen, ist die Hauptsache, ohne welches alles Andere nur eine todte Masse bleibt. Zwey Personen fangen die gleichen Geschäfte mit gleichem Sachvorrathe an. Der Eine wird bankbrüchig, der Andere wird reich. Unser Vf. läugnet dieß nicht, aber in der ganzen Lehre erscheint doch diese persönliche Kraft gar zu wenig. Sollte es wohl

thunlich seyn, die alte Schulfrage je genügend zu beantworten, was productive Arbeit sey, ohne über diese materiellen Dinge den Blick hinaus zu werfen? Wenn es hier heißt: productive Arbeit ist die, welche ein Product gewährt, so wollen wir die Beurtheilung dieser Erklärung, welche die Logiker darüber abgeben könnten, übergehen; kann sie aber überall als einigermaßen befriedigend erkannt werden? Versteht man allein unter dem Producte Sachen, die gewonnen werden, so zweifeln wir, daß man zuletzt der physiocratischen Behauptung sich werde entziehen können, nur die Arbeit, welche auf die Erzielung der rohen Stoffe gewandt werde, sey productiv; es wäre denn, daß man sich durch die Wörtlein mittelbar und unmittelbar helfen wollte, welche Hülfe aber auch die Deconomisten bereit hielten, indem sie verschiedenen andern Beschäftigungen, die sich nicht auf den Ackerbau bezogen, den Nutzen nicht absprachen. Versteht man aber unter productiver Arbeit die Beschäftigung, wodurch es gelingt die Quellen der Güter, dieser letztern Menge und beider Werth wenigstens zu erhalten oder zu vermehren; so entgeht man dem Einwurfe, daß die productivste Arbeit nach den Physiocraten, der Landbau, bey mißrathenen Ernten, oder bey dem Verderben in den Scheunen auch unproductiv seyn könne, und daß von der andern Seite Gewerbe und Handel nicht nur die damit Beschäftigten, sondern auch das Volk bereichern könnten; man erkennt, daß auch das Studium der Wissenschaft und Kunst, insofern dadurch eine der Hauptquellen der sachlichen Güter erhalten oder vermehrt wird, ja daß der Krieg selbst, wenn dadurch Recht und Freyheit, eine geschicktere Lage, neue Besigungen, neue Quellen von sachlichen Gütern erworben werden, daß die Kraftäußerungen eines erleuchteten Regenten oder Ministers nicht sofort den unproductiven Beschäftigungen zuzuweisen

seyen. Alle Berechnungen darüber aber, in wie fern durch die menschliche Thätigkeit der Einzelnen oder des Volks Wohlstand gewinne, ganz abgesehen von der Thorheit, des Volks sächliche Güter nach dem Tauschwerthe oder Preise zu beurtheilen werden dadurch freylich sehr mißlich: Jenes kann aber bey dem Urtheile über den Volkswohlstand nicht außer Spiel bleiben. Doch ist unthunlich dieß hier weiter zu verfolgen.

Im fünften Buche wird von den productiven Gewerben gehandelt. Ohne zu wiederholen, was über die Stellung dieses Abschnittes an dem Schlusse des ersten Bandes von Andern gesagt worden, wird Jeder leicht bemerken, daß von Allen, die bisher über diese Lehren geschrieben haben, dieß fast ganz übergangen worden ist, mit Ausnahme dessen, was sich auf den Handel bezieht, welcher wegen der Lehre vom Tausch und Verkehr nicht aus dem Spiele zu lassen war. Der Ref. hegt einige Zweifel darüber, ob in dieser Lehre von der Jagd, dem Forst- u. Bergwesen, der Technologie u. f. zu handeln sey; bey dem Umfange und der Ausbildung dieser Kenntnisse, würden wir, um der encyclopädischen und damit unvollkommenen Vielwifferey vorzubauen, auf den Vortrag der einzelnen Lehren Die verweisen, denen ein gründliches Studium dieser Kenntnisse Bedürfniß ist: es genügt bey der Lehre von dem Volkswohlstande im Allgemeinen stehen zu bleiben, sollten sonst nicht auch die Quellen der Güter, Physik und Chemie, so wie die Lehre der Ausbildung der menschlichen Kräfte hierher gezogen werden können? Im Uebrigen sind wir weit entfernt das höchst Verdienstliche in der Behandlung zu verkennen.

Unser Bf. hat in einer Anzeige seines Werks in den Heidelb. Jahrb. J. 1826. Sept. S. 864 die Gegenstände, Vorstellungen und Erklärungen besonders angemerkt, welchen er eine neue Seite

abgewonnen, die er richtiger und bestimmter entwickelt habe. Es ist indeß hier nicht thunlich dem Vf. Schritt vor Schritt zu folgen, da andere Werke einen größern Raum fordern, wie belehrend es sonst für den Ref. auch seyn würde, seine vielleicht irrigen und abweichenden Vorstellungen damit zu vergleichen. Es darf indeß Niemanden wundern, daß noch so manche Verschiedenheiten auch bey verständigen und es redlich meinenden Männern in den Urtheilen und Vorstellungen über diese Lehre obwalten; theils ist daran die Neuheit derselben, theils aber auch ihre Natur selbst Schuld, welche eine mathematische Evidenz nicht zuläßt. Es mögen demnach auch nur einige Bemerkungen hier stehen, welche als Belege dienen mögen, daß der Ref. diese von dem Vf. besonders ausgezeichnete Theile auch nicht übersehen habe.

Die Einrichtung der Banken ist jetzt so allgemein bekannt, so viel mehr als es zu der Zeit der Fall war, als Büsch unter uns zuerst darüber schrieb, daß für Viele das Geschichtliche einzelner Banken, welches der Vf. hier mittheilt, vielleicht noch neuer und belehrender ihnen erscheint. Will man sich darauf einlassen, so kann man indeß nicht genug ins Einzelne eingehen, man darf das, was später als Aenderung beliebt ward, nicht übersehen, wenn man eine genaue Kenntniß des jetzt wirklich vorhandenen Zustandes dieser Banken sich verschaffen will. In Wahrheit fehlt es noch den meisten Banken daran, so wie es der verkehrenden Welt noch an vielen andern vollständigen Werken mangelt, in welchen man völlig befriedigende Auskunft über Wechselcourse, Papiergeld, werthe Papiere u. s. erhielt. Die verbreitetsten wie z. B. Nelfenbrecher und Cohen, dem letztern folgt auch unser Verf. öfter, sind doch voll Mängel, die Vollständigkeit scheint ihnen zu schaden, auf das wirklich genau ihnen

Bekannte sich zu beschränken wäre zuträglicher gewesen; das Vollständige bildet sich dann allmählich, wie in jeder Wissenschaft. Ueber die französischen Papiere hat der Ref. in Jacques Besson, des fonds publics en France et des opérations de la Bourse de Paris. éd. 4. à Par. 1821. 8. manches Belehrende gefunden, wie wohl das Buch offenbar zum Besten der unglückseligen Hasardspieler an der Börse bestimmt ist.

Bey der Bank von Frankreich ist zu bemerken, daß die zuerst ausgegebenen 45000 Actien zwar zu 1000 Franken, die aber seit d. 1. Jan. 1808 ausgegebenen 22900 zu 1200 Fr. den Liebhabern überlassen wurden, und daß die früher ausgegebenen Actien durch den Zuschuß von 200 Frank. aus den Reservefonds gleichfalls auf diese Summe gebracht wurden; der jetzige Stand des Courfes ist theilweise davon abhängig. Wenn es S. 242 heißt: die Bank leistet unentgeltlich Zahlungen auf laufende Rechnungen; so versteht der Ref. den Ausdruck nicht, unentgeltlich wird keine Bank, es möge, um nach französischem Ausdrucke zu reden, von einer société anonyme oder nicht die Rede seyn, ihre Dienste einem Andern leisten. Bey der österreichischen Nationalbank ist die Dividende nicht der Wahrheit gemäß angegeben. In dem Jahre 1823 betrug sie nicht 64 $\frac{1}{2}$ sondern 59 Gulden, in dem J. 1824 nicht 64 sondern 60 Fl., in d. J. 1825 nicht 63, sondern 64 Fl., sie gewährte endlich im J. 1826 68 Fl.

Bey der Angabe der bekannten Gründe, weshalb die Aus- und Einfuhrverzeichnisse so unvollkommen sind, und weshalb aus ihnen die wirkliche sogenannte Handelsbilanz nicht mit einiger Sicherheit auszumitteln sey, scheint dem Ref. ein Punct übergangen, dessen er auch verschiedentlich in diesen Blättern gedacht hat, nämlich, daß man, selbst unter der Voraussetzung

sie wären genau und der Zollhauspreis wäre auf den wirklichen zurückgeführt, doch nur daraus würde abnehmen können, woher die Einfuhr zuletzt gekommen, und wohin die Ausfuhr zunächst gegangen sey; hieraus aber steht über das Verhältniß des Verkehrs beider Länder zu einander Nichts mit Gewißheit zu schließen, da der Zwischenhandel so große Veränderungen hervorbringt. Dieß zum Trost für Die, welche über die Einfuhr nach unsern Seestädten so erschrecken; man sollte doch billig auch an das denken, was wieder nach Nord und Ost ja nach dem Süden geht, und auch die Türken, Russen, Armenier, Griechen auf der Leipziger Messe im heiligen Eifer nicht übersehen. Die nordamericanischen Verzeichnisse geben, durch ihre Einrichtung eine bessere Auskunft als die übrigen, und kann man annehmen, daß die Angabe der Ausfuhr vaterländischer Güter in ihnen genauer sey, da nach der Bundesverfassung keine Abgabe darauf gelegt werden darf. — Doch wir müssen, obwohl ungern, abbrechen von dem Buche zu reden, das reich an Belehrung und aufregend genug ist, um Gegenbemerkungen beizufügen. G. S—s.

B e r l i n.

Von dem civilistischen Magazin, enthält das erste Heft des sechsten Bandes 1827: I. Ueber ein wiederentdecktes Fragment des Pomponius, nebst einigen literarischen Bemerkungen vom Hn. Stats-Rath Ritter Cramer in Kiel. Die Stelle selbst, welche sich in keiner Sammlung des vor-Justinianischen Rechts findet, ist doch schon wenigstens 1565, höchst wahrscheinlich aber schon früher, gedruckt, und von Cujacius, der den natürlichsten Beruf gehabt hätte, sie in seine Sammlung hinter dem Theodosischen Codex aufzunehmen, nur in Vorlesun-

gen, die nach seinem Tode gedruckt worden sind, erwähnt. Der Satz, welchen sie enthält, ist zwar nichts Neues, aber daß es Worte von Pomponius sind, ist gewiß eine Merkwürdigkeit, und dieß beruht auf einer Handschrift, von der wir, nach der damaligen Sitte, wo man über eine Handschrift mehr gar nicht zu triumphieren brauchte, wie wir jetzt, weiter gar Nichts wissen, als daß der ältere Scaliger sie bey Petrus Crinitus gesehen hatte. Die Worte lauten: *et servitutes dividi non possunt: nam earum usus ita connexus est, ut qui eum partiat naturam ejus corrumpat.* Daß ein Mann von der Genauigkeit und Belesenheit, wie der Vf. dieses Aufsatzes, hierüber eine Menge zur gelehrten Geschichte gehörige Angaben beybringen werde, erwartet wohl jeder Leser von selbst. — II. Conrad von Lichtenau, Abt von Ursperg, als der älteste bestimmte Zeuge über die Wiederherstellung des Römischen Rechts durch Wernerius (Irnerius). Die Worte dieses Schriftstellers, der um so wichtiger ist, als er selbst über das Römische Recht geschrieben, und für sein Kloster auch juristische Bücher gesammelt haben soll, was man gewöhnlich bezweifelnd gar nicht bey ihm anführt, sind bekannt genug, auch der Unterzeichnete hatte sie schon angeführt; aber jetzt ist es ein wahrer *novus intellectus*, wie man sonst solche Versuche genannt hat, und dieser stimmt genau mit dem überein, was der Unterzeichnete sonst, nicht für ein allmähliches Auffinden, wovon auch diese Stelle Nichts weiß, sondern für eine Spielerey irgend eines Ungenannten gehalten hatte, und was nun freylich dem Wernerius selbst zur Last fällt, daß er die Eintheilung des *Corpus juris*, eigentlich nur eine Untereintheilung, da sie nur die *Digesten* in die drey bekanntesten Stücke zerlegte (darum heißt

es nachher: in libro Pandectarum, videlicet in Digestis), nicht so satis rationabiliter nach dem Inhalte, wie Gratian die Seinige, gemacht habe, sondern nach paucis verbis, die ganz zufälliger Weise (gerade da, wo man sie zur Eintheilung brauchen konnte, forte) irgendwo (alicubi) mitten im Zusammenhange, vorkamen (interpositis). Das mußten denn die Worte tres partes seyn, von denen man schon lange gesagt hatte, sie seyen non sine mysterio, der Anfang des ehemaligen ff. novum, und nach welchen kurz darauf das Stück von etwas mehr als 3 Büchern benannt wurde, womit man das dritte Drittel alles Vorhergehenden vermehrte (inforzierte). Der Unterzeichnete war auf den Erfolg dieser seiner Entdeckung sehr begierig; dieser war aber schon vor dem Abdrucke, der, daß einige Sachverständige ihr unbedingt beytraten, und andere nicht. Noch auf dem Umschlage des Hefts ist eine Berechnung mitgetheilt, aus der sich ergibt, daß die Bücher u. Titel bis zu soluto nicht bloß 'ungefähr' sondern ganz scharf nach der Zahl der 33 u. 22 Bücher u. der 10½ u. 7 Titel zwey Dritttheile von denen bis zu tres partes sind. — III. Uebersicht der vorzüglichsten bekannten Handschriften der Basiliken von Hn. Prof. Wiener in Berlin. Von dem Schriftsteller, der wenigstens Einer der in dem Griechisch-Römischen Rechte Bewandertsten, unter den jetzt Lebenden, ist, und der erst vor Kurzem eine Vorarbeit zu diesem Aufsatze, nämlich ein Verzeichniß der von Cujacius benutzten Basiliken-Handschriften, in der Themis geliefert hat, wird gewiß Jeder, wer solche Dinge nicht als unpractisch verschmäht, gerne lesen, daß drey Handschriften vom Cardinal Ridolfi (Neffen Leo's X.) herrühren, welche nachher der Marschall Strozzi besessen hatte, nach dessen Tode sie sich Catharina von Medicis zueignete, vier von Cujacius, eine

in Florenz sich befindet, eine im Escorial wenigstens gewesen ist, und zwey aus der Sammlung des Bischofs Coislin, erst in die von Saint-Germain und dann in die königliche gekommen sind. — IV. Nachtrag zu B. V. N. 19 über das sogenannte peculium adventitium. Daß schon Hr. Prof. Witte in Breslau dem Vermögen der Kinder, welches der Vater nicht jure peculii erwerben sollte, den Namen peculium abgesprochen hat, war von dem Unterzeichneten bereits in der Rechtsgeschichte nachgetragen. Hier kommen nun noch Beantwortungen dessen hinzu, was Hr. Dr. Zimmermann zur Vertheidigung des allerdings schon in den griechischen Glossen als ἀπροσποριστά unter das peculium Eingetragenen angeführt hat. Da aber bekanntlich ein fleißiger Facultist so Etwas micrologische Wortflaubereyen nennt, so hat der Unterzeichnete doch auch gesucht, Etwas mitzunehmen, was eine Facultät bey einem Gutachten oder gar (wenn Jenes doch nur eine Art Advocatenschrift seyn sollte) bey einem Urtheile brauchen kann, nämlich das Bedenken, ob der Vater den in seiner Gewalt stehenden Sohn aus dem Ertrage des Mütterlichen, der ihm, dem Vater zusteht, ernähren muß, oder aus dem Capitale selbst ernähren darf? — V. Canzler Koch. Ein Beitrag zu der juristischen Biographie, wie ihrer das Magazin schon mehrere geliefert hat, dießmal aus dem mehrjährigen Briefwechsel des Unterzeichneten mit seinem Helden, der denn aber allerdings freymüthiger geschildert wird, als dieß sonst bey solchen Aufsätzen gewöhnlich ist, indessen doch nicht härter, als man nach dem allgemeinen ziemlich begründeten Rufe erwarten möchte. — VI. Ueber die *lex rubria* von Hn. Pf. Puchta in Erlangen. Der Unterzeichnete hat von Anfang an der Entdeckung des Hn. Prof. P., die in Deutschland zuerst durch das Magazin bekannt gewordene Inschrift gehöre

zur *lex rubria*, so viele Freude gehabt, als an der Entdeckung unsers Hn. Prof. Göltschen's, ohne welche jene nicht möglich gewesen wäre, I. 3. 27 .. 31 von *si ex decreto* bis zu den nun in *Gajus* so oft vorkommenden: *c(ondemna), s(i) n(on) p(aret) a(bsolve)* gehöre mit zu der Formel, — was leider selbst in der vierten Ausgabe des zweiten Bandes vom Magazine 1827 noch nicht eingetragen ist, da es doch schon so lange in der Rechtsgeschichte steht — daß er sehr gerne die Vertheidigung dieses Fundes gegen eine sehr gelehrte Schrift des Hn. Prof. Klenze in Berlin aufgenommen hat. Es sey ihm erlaubt, aus einem ihm jetzt erst zugekommenen höchst lehrreichen Aufsätze des Hn. Prof. Schrader in der Tübing. crit. Zeitschrift II. S. 120 u. ff. Etwas anzuführen, was man hier für die eine oder die andere Meinung brauchen könnte. In einer zu *Pompeji* gefundenen, vorläufig schon in den *Simbole Romane* namentlich in dieser Rücksicht, ausführlicher aber von *Urditi* 1817 bekannt gemachten Inschrift unter einer Statue heißt Jemand *praefectus ID* (wohl eher: *juri dicundo als idem) ex D. D. (decreto decurionum) lege Petronia*. Diese *lex Petronia* läßt sich nun, wie die *lex Rubria* auch, auf *praefectus* oder auf *decretum* beziehen. Senes nimmt *Urditi* an, und vermuthet daraus, die *lex Petronia*, von der wir zwar so wenig, aber doch das wissen, daß sie die *servi* begünstigte, habe auch einen *praefectus* ernannt, der für die bessere Behandlung dieser armen Menschen sorgen sollte. Der Unterzeichnete möchte die *lex* eher mit dem unmittelbar vorbergehenden *Decret* der *Decurionen* verbinden, daß eine solche bisher ganz unbekanntes *lex*, bey der man höchstens auf die bey *Heraclea* gefundene Platte rathen könnte, gestattete, ein solches *decretum* zu machen.

Hugo.

1961

G e r t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

197. Stück.

Den 10. December 1827.

L o n d o n .

Biblical Researches and Travels in Russia; including a Tour in the Crimea and the Passage of the Caucasus: with Observations on the State of the Rabbinical and Karaite Jews, and the Mahomedan and Pagan Tribes. inhabiting the southern Provinces of the Russian Empire. With Maps and Plates. By E. Henderson. (Mit dem deutschen Motto, das doch vor einer englischen Schrift eine Merkwürdigkeit macht: 'Kann seyn, daß Manches anders' geschehn, Ich hab's nun einmal so gesehn!') 1826. 538 S. in 8.

Herr H. hat in dieser Beschreibung seiner großen Reise durch das russische Reich, welche er im J. 1821 antrat, seinen Beruf zum Agenten der englischen Bibel-Gesellschaft in London und die Weisheit der Gesellschaft in der Wahl ihrer Werkzeuge auf eine höchst ausgezeichnete, und — man darf wohl sagen — glänzende Art erprobt und gerechtfertigt. Es ist nicht nur der eifrige

N [8]

und unermüdete, für den religiösen Zweck der Gesellschaft und durch diesen begeisterte — es ist auch nicht bloß der kluge und umsichtige, durch Menschen- und Weltkenntniß zu allen Künsten der Menschenbehandlung geschickt gemachte Geschäftsmann, sondern es ist zugleich der geistvolle, mehrseitig gebildete, und auch mit trefflichen wissenschaftlichen Kenntnissen — besonders historischen und Sprachkenntnissen ausgerüstete Gelehrte, den man auf dieser ganzen Reise begleitet. Seine Beschreibung gewährt daher auch eine mehrfache und mehrfach anziehende Belehrung; denn wiewohl sich die meisten seiner Beobachtungen auf Forschungen, die zu der Kritik und zu der Literatur des Bibel-Studiums gehören, und auf die auf dem Titel ausgezeichneten Gegenstände beziehen, so stößt man doch darin dazwischen hinein auch auf sehr Vieles, das nicht nur ein wissenschaftliches oder ein religiöses Interesse für den gelehrten oder für den frommen Bibelfreund, sondern ein allgemeines für alle Klassen gebildeter Menschen hat. Bey der vorzüglicheren Hinsicht auf jenes glauben wir daher auch einige Proben von diesem geben zu müssen.

Schon in dem ersten Kapitel wird sich der Sprachforscher durch manche Bemerkungen angezogen fühlen, die der Verf. über die finnische Sprache, über ihre zwölf verschiedenen Dialecte und über die so auffallende Unähnlichkeit angebracht hat, die in Beziehung auf ihre Elemente, ihre Formen und ihre Structur zwischen ihr und zwischen den Gothischen und Slavonischen Sprachen sich zeigt. Auch wird man hier mit Vergnügen S. 2—9 alles beisammen finden, was zu der älteren und zu der neuesten Uebersetzungsgeschichte der Bibel in die Finnische Sprache gehört; doch die meiste und die vielartigste Belehrung

rung wird man aus den Forschungen über die Slavonischen Völkerstämme, über ihre Geschichte, ihre Sprache, ihr Alphabet und ihre Bibelübersetzungen ziehen, deren nur durch einen sehr genauen und mühsamen Fleiß gewonnene Resultate im Kap. IV. V. S. 60 — 103 gegeben sind. Wohl konnte es auch Hr. H. nicht gelingen, das Dunkel völlig aufzuhellen, das noch auf der älteren Geschichte dieser Stämme, und ganz besonders auf der Russischen Geschichte liegt. Dieß ergibt sich auch aus mehreren, eben besprochenen bloß von ihm berührten Puncten durch einzelne Andeutungen, die jedoch ein eigenes darauf verwandtes Studium sehr deutlich verrathen; was sich hingegen in Beziehung auf den Hauptgegenstand seiner Forschungen, in Beziehung auf ältere und neuere Uebersetzungen der Bibel in slavonische Dialecte ins Klare bringen ließ; dieß findet sich hier mit dem genauesten und geduldigsten Fleiße gesichtet und zusammen getragen. Man wird selbst hin und wieder durch einige specielle höchst willkommene Notizen überrascht, wie z. B. S. 91, wo die Bemerkung von Michaelis aus seiner Einleitung angeführt wird, daß die in allen slavonischen Handschriften unstreitig fehlende Stelle, 1 Joh. V, 7, zuerst in eine gedruckte Ausgabe der Acten und Episteln aus der Zeit des Patriarchen Nikon eingedrückt worden sey, wogegen aber Hr. H. sehr wahrscheinlich macht, daß sie auch in dieser Ausgabe nicht in den Text, sondern nur an den Rand kam, weil sie sich in der zweyten Ausgabe der slavonischen Bibel, die zehn Jahre später, im J. 1663, im Druck erschien, nur an dem Rande und nicht im Text findet. — Eben so belehrend und eben so willkommen wird man aber auch die meisten jener Notizen finden, die in der Beschreibung der Reise durch Wolhynien und

Podolien, durch die Krimm, und durch die Kaukasischen Provinzen, über den Zustand des Landes und der Einwohner überhaupt — über die Juden und ihren Zustand im Besondern, S. 220 noch specieller über die Karaitischen Juden zu Putoß und zu Djufurt Kale in der Krimm, S. 204. 307 — 331. über die Tatarische Version des A. T. welche sich bey diesen findet, S. 332, über die Bewegungen der Juden nach Palästina hin, S. 215, über ihre Abschreiber und die strengen Regeln, an welche diese gebunden sind, S. 208, und dann noch über Zigeuner und Bulgaren 257 — 260, über Kazzaren und ihre älteren jüdischen Könige, S. 417, über die Mennoniten in Moloschnaia, S. 387, und über die Russischen Sectirer Malakani oder Milkites, die sich selbst Spiritualen nennen, S. 469, so reichlich eingemischt sind. Ueberall erkennt man dabey den eifrigen, für die Sache des Reichs Gottes begeisterten und vorzüglich dadurch begeisterten Missionar, weil sie für ihn zugleich die höchste Sache der Menschheit ist. Man erkennt ihn unter anderen auch in den Empfindungen, mit denen ihn der Anblick von Howards Grabe S. 281 erfüllt, und in dem gerechten Tribute, den er auf dieses niederlegt. — Wenn man aber auch zuweilen, was jedoch nur selten vorkommt, den gar zu engherzigen Methodisten, wie z. B. in einer seltsamen Tirade über den Unglauben der Juden, S. 230, sich aussprechen hört, so hört man nur desto gerner dem Unterrichteten und Verständigen bey den weisen Rathschlägen zu, die er S. 242 den Missionarien ertheilt, welche sich dem Geschäfte der Judenbekehrung widmen wollen. Zu einem ganz eigenen Danke muß man sich hingegen Herrn H. für die Aufklärung verpflichtet fühlen, die man endlich durch ihn über ein wahrhaftig wichtiges Zeit-Ereigniß,

auf dem bisher immer noch ein Schleier ruhte, nämlich über den Schlag erhalten hat, der im J. 1824 auf die Russische Bibel-Gesellschaft so plötzlich, wie aus dem hellen Himmel herabfiel. Von Rußland aus ließ sich natürlich keine erwarten; aber auch die große englische Bibel-Gesellschaft äußerte sich darüber nicht bloß mit Zurückhaltung, sondern immer wie über eine Sache, von welcher man nicht gerne spricht, weil sie sich selbst, als die Mutter aller Bibel-Vereine sehr stark mit getroffen fühlen mußte. Jetzt hat man durch Herr H. erst erfahren, wie gewaltsam der Schlag war, denn man muß aus seinen Angaben S. 134 und noch aus mehreren im Vorbeygehen angebrachten den Schluß ziehen, daß die ganze Thätigkeit der Gesellschaft durch eine kaiserliche Ukase völlig gelähmt oder suspendiert, und zwar zu eben der Zeit gelähmt wurde, in welcher ihr Präsident, der Fürst Galizin, durch eine andere Ukase von der Direction der geistlichen Angelegenheiten des Reiches, die er bisher geführt hatte, entfernt wurde. Aber man hat noch dazu erfahren, daß dieß die Wirkung von Insinuationen wurde, die man dem Kaiser Alexander von einer wahrscheinlichen Verbindung der Bibel-Gesellschaften mit den Carbonari in Italien, mit der Burschenschaft in Deutschland und mit den Radicalen in England, wie überhaupt von dem politisch-gefährlichen einer allgemeinen Verbreitung der Bibel unter den Layen beybrachte, aus der sie so leicht demagogische Grundsätze schöpfen könnten. Und dabey hat man zugleich erfahren, S. 131 — 133, daß diese Insinuationen vorzüglich von Jesuiten herrührten, die durch ihre eine Zeitlang sehr mächtige Partey am Hofe an dem Sturze des Fürsten Galizin schon lange gearbeitet hatten, jetzt nach ihrer Vertreibung aus dem Reiche noch

mit der Thätigkeit eines durch Nachsicht angefeuerten Hasses rastloser daran fortarbeiteten, und auch noch Mittel genug behielten, besonders auf den Congressen zu Baybach und Verona, durch ihre Affiliirte und Genossen höchst mächtig auf Alexander einzuwirken. Gelegentlich erhält man dabey über die Vertreibung der Jesuiten aus Rußland einige nähere Notizen als man bisher hatte: wenigstens war es noch nicht allgemein bekannt, daß sie auch in Petersburg ebenso, wie ehemals in Madrid, alle in einer Nacht in ihrem Collegio aufgehoben, in schon bereit gehaltene Schlitten gepackt; und durch Sensdarmen über die Grenze gebracht wurden.

Frankfurt am Main.

Verlag der Hermannschen Buchhandlung: *Medizinische Bemerkungen*, veranlaßt durch eine Reise in Deutschland und Frankreich im Frühjahr und Sommer 1824. Von Joh. Heinr. Kopp, Kurfürstl. Hessischem Ober-Hofrath u. VIII u. 256 Seiten. 1825. in 8.

Der Vf. sagt nicht nur, was er auf seiner Reise in den Hospitälern gesehen und von den bedeutenderen Ärzten gehört hat, sondern was er bey ähnlichen Fällen selbst beobachtete. Der Bericht wird oft zur interessanten Vergleichung und Beurtheilung. Das Herzogthum Nassau habe das beste Wasser und die köstlichsten Weine. Die großen Heilkräfte der Wiesbadener heißen Quellen innerlich genommen gegen chronische Unterleibsbeschwerden habe er an seinem eigenen Körper erprobt. Durch diese Therme würden nach einer einfachen Berechnung binnen 24 Stunden 50,000 Pfund fester Stoffe zu Tage gefördert und dieß schon seit Jahrtausenden. Früherhin, als der Krankheitscharacter asthenisch gewesen, seyen Stahlwasser viel gebraucht worden; später, als er mehr zum entzündlichen sich

umänderte, wären die kalischen und solche mittelsalzige Mineralwasser, die weniger reizend auf die Blutgefäße wirkten, in größere Anwendung gekommen.

Der Aufenthalt in Paris befriedigte ihn in vollem Maaße. Besonders wichtig war ihm die nähere Bekanntschaft mit der allgemeinen Verwaltung der öffentlichen Kranken- und Versorgungshäuser. Diese Verwaltungsbehörde berechnet gegen 9½ Millionen Franken als jährliche Einnahme und Ausgabe. 'Der ganze großartige, reich ausgestattete, in so viele Glieder sich verzweigende Verein ist ein gottgeheiligtetes Riesenwerk, das zum Bewundern hinreißt; eine musterhafte Einrichtung für viele Städte, wo, selbst in Mittelstädten, die öffentliche Kranken- und Armenverpflegung auf die kostspieligste Weise, den Eingriffen einzelner, schlecht besoldeter, betrügerischer Rechnungsführer Preis gegeben, sich in vielerley, das Beste der Einkünfte verzehrende, Verwaltungsbehörden — gewöhnlich nach den verschiedenen Gemeinden und Stiftungen zersplittert.' Als der Pf. Broussais fragte, welche Schriften am reinsten seine Ansichten von der Heilkunst darstellten, bezeichnete dieser ihm eigenhändig das Examen des doctrines médicales und den Catéchisme de la médecine physiologique von einem seiner Schüler, an welchem letztern Buche er jedoch einen großen Antheil habe. Eine Hoffnung, die sich in diesem Catechismus ausgesprochen findet, ist bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen und scheint wohl auch vorerst noch unerfüllt zu bleiben: un jeune professeur a transplanté cette doctrine dans l'université de Gottingue, et l'on peut espérer qu'elle ne tardera pas à s'y naturaliser. Broussais nennt die auf krankhafte Reizung und ihre Sympathien gerichtete Untersuchung die physiologische Methode, welche er einzig befolgt und achtet. Wechselfieber sollen auf Gastro-

entérites beruhen; allein der Vf. konnte bey einem am dreytägigen Fieber leidenden Soldaten, den ihm B. zum Beweise zeigte, keine Spur von Entzündung entdecken. 'Seinen Phalanx bilden vorzüglich junge Leute, die nach Paris kommen, um dort möglichst schnell gute Aerzte zu werden, damit sie Kranke leicht heilen und Geld verdienen können; hungrig nach Erleuchtung stehen sie mit offenem Munde, im Anstaunen der Weisheit ihres Lehrers, und nehmen das, was er ihnen so zuversichtlich sagt, unbedenklich dafür auf.' *Le grand Hippocrate, s'il vivait encore, se ferait une gloire d'assister à mes cours pour apprendre ma doctrine. La médecine n'a été, jusqu'à moi, qu'un roman. Ma doctrine repose sur des bases inébranlables; ses principes sont immuables; elle est éternelle comme la vérité.* Für ausgezeichnet gute Aerzte in Paris hält der Vf. nur Laennec, der indessen gestorben ist, und Biett. Diesem leistete gegen den Gesichtschmerz das extractum Stramonii gute Dienste. Der eigentliche Erfinder der Dunstbadapparate sey Darcet, der diese auch längst vor Galés's Bekanntmachung habe perfectigen lassen. Dem letzteren würde überhaupt in Deutschland eine unverdiente Ehre zu Theil. Esquirol nehme keine Manie sans délire an; Pinel habe sich darin geirrt. Unter den vielen Hebammen, welche der Verf. in Paris sah, waren die meisten in dem Alter von 17—25 Jahren. Für den Vorzug dieses jüngeren Alters werden überzeugende Gründe angeführt. Der Vf. spricht sich bey dieser Gelegenheit dahin aus, daß die Hebammen mit den Kennzeichen der Lustseuche im Allgemeinen bekannt gemacht werden sollten, indem er beglaubigte Fälle erzählt, wo unbescholtene Hebammen durch die Entbindung lieberlicher Dirnen Fingergeschwüre bekamen und damit die Frauen, welche sie entbanden, ansteckten.

M . . r.

1969

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

198. Stück.

Den 13. December 1827.

G ö t t i n g e n .

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: Lehrbuch
der Strafrechtswissenschaft von D. Anton
Bauer. 1827. XXVI und 470 S. in 8.

Versuch einer Berichtigung der Theorie des
psychischen Zwanges, von Dr. A. Bauer. Ab-
gedruckt aus dem Neuen Archiv des Criminal-
rechts. B. IX. H. 3. Halle 1827. 46 S. in 8.

Der Verfasser dieser beiden Schriften hatte
schon in seinen Grundlinien des philosophischen
Criminalrechts (Göttingen 1825) auf die Noth-
wendigkeit einer Berichtigung der von Feuer-
bach mit großem Scharfsinne ausgebildeten Theo-
rie des psychischen Zwanges aufmerksam gemacht.
Die oben bemerkte Abhandlung ist nun einer
weiteren Begründung und Ausführung seiner
Ansichten gewidmet. Sie beginnt mit Wider-
legung vieler grundloser Einwürfe wider die
Feuerbachische Theorie, indem sie beweist, daß
solche auf falschen Voraussetzungen; auf Miß-
verständnissen, und selbst auf willkürlichen Ent-
stellungen beruhen. Hierauf zeigt der Verfasser

D [8]

von welchen Seiten jene Theorie wirklich einer Berichtigung bedarf, liefert einen Versuch diesem Bedürfnisse abzuweichen, und leitet daraus eine, unter dem Namen der Warnungstheorie von ihm aufgestellte, neue Strafrechtstheorie ab, deren eigentümlicher Character im Wesentlichen darin besteht, daß der Gesetzgeber durch das Strafgesetz warnen d. h. die Unterthanen über die bürgerliche Strafwürdigkeit gewisser Handlungen belehren, sie von der Größe und Unvermeidlichkeit der daran geknüpften Uebel unterrichten, und durch diese Warnung sie von Begehung der bedrohten Handlungen abhalten will. Aus einer Vergleichung der Warnungstheorie mit den übrigen Systemen des Strafrechts ergibt sich deren wesentliche Verschiedenheit von letzteren, so wie ihre Eigenschaft als einer eigenen, bestimmten Strafrechtstheorie. Sie gehört, wie schon ihr Name zeigt, weder zu den Wiedervergeltungs- noch zu den Erstattungs-Theorien, sondern in die Classe der Verhütungstheorien. Die bezweckte Verhütung unerlaubter Handlungen soll jedoch, ihr zufolge, nicht (wie nach der Besserungs- Präventions- und eigentlichen Abschreckungs-Theorie) durch die Strafzufügung, sondern durch die gesetzliche Androhung der Strafe (durch das Strafgesetz) bewirkt werden. Hierin trifft also die Warnungstheorie mit der Theorie des psychischen Zwanges zusammen. Beide sind daher als Arten einer Gattung anzusehen, und diese Gattung wird durch den Namen der Androhungstheorien sprechend bezeichnet. Zwischen beiden finden sich jedoch wesentliche Verschiedenheiten, zu denen unter andern folgende gehören. 1) Die Theorie des psychischen Zwanges ist eine zusammengesetzte Theorie; indem sie nicht nur für die Strafandrohung; son-

dern auch für die Strafzufügung einen Zweck aufstellt, mithin theils der Androhungs-, theils der eigentlichen Abschreckungs-Theorie angehört. Die Warnungstheorie hingegen ist eine einfache Theorie, indem sie nur das Strafgesetz auf einen Zweck bezieht, die Strafzufügung aber bloß als eine rechtliche Folge des Strafgesetzes und der Uebertretung desselben darstellt. Zwar läßt sich die warnende Kraft der Strafzufügung nicht bezweifeln. Allein dieß ist doch immer nur eine nützliche Folge der Anwendung des Strafgesetzes, nicht aber der Zweck, wozu der Richter das Strafurtheil fällt. Durch jene Hinweisung des Richters auf einen von ihm durch das Urtheil zu verfolgenden Zweck, würde nicht nur der Standpunct desselben verrückt, sondern der Uebertreter würde auch zugleich wegen künftiger Verbrechen Anderer gestraft. 2) Beide Theorien geben verschiedene Merkmale für das, was strafwürdig d. h. zur Bedrohung mit Strafen geeignet ist. Nach Feuerbach soll das Strafgesetz Rechtsverletzungen verhüten. Die Warnungstheorie hingegen erklärt diejenigen Handlungen für strafwürdig, welche den rechtlichen Zustand gefährden, und doch im Allgemeinen nur durch Androhung von Uebeln verhütet werden können; es mögen solches rechtswidrige, oder unsittliche, oder auch bloß schädliche Handlungen seyn, sie mögen ferner absolut d. h. bey jedem Volke und in jeder Zeit, oder nur relativ strafwürdig seyn. 3) Ein sehr wichtiger Unterschied beider Theorieen betrifft den nächsten und eigentlichen Zweck des Strafgesetzes. Dieser besteht, nach der Feuerbachischen Theorie, in Abschreckung, d. h. Unterdrückung des sinnlichen Antriebes zu Rechtsverletzungen. Allein nicht alle Verbrechen haben ihre Quelle in der Lust an der That. Viele derselben entsprin-

gen aus Unbesonnenheit, oder aus Stumpfheit des sittlichen Gefühls. Und an Entstehung der Verbrechen aus allen diesen Quellen hat der Mangel richtiger und klarer Vorstellungen, von deren Strafwürdigkeit häufig großen Antheil. Aber auch selbst bey denjenigen Verbrechen, welche aus sinnlichen Antrieben hervorgehen, darf die Wirksamkeit der Strafdrohung nicht bloß auf Unterdrückung der sinnlichen Triebfeder bezogen werden, indem hierbey der Mensch zu sehr als sinnliches Wesen betrachtet, zu wenig seine sittliche Natur berücksichtigt, und der Kampf zwischen der Lust zur That und der Furcht vor der Strafe als ein psychischer Mechanismus dargestellt würde. Hiervon unterscheidet sich die Warnungstheorie in Hinsicht der Art und der Richtung der Wirksamkeit des Strafgesetzes. Nach ihr soll das Strafgesetz die Unterthanen über die bürgerliche Strafwürdigkeit einer Handlung, durch die Größe des daran geknüpften Uebels, belehren, sie zur Bewachung und Zähmung ihrer Begierden, Neigungen, Leidenschaften und Affecte bestimmen, ihr sittliches Gefühl anregen und schärfen, sie zur Besonnenheit im Handeln auffordern, und durch Alles dieses warnend auf sie einwirken. Hieraus entspringt dann 4) eine sehr einflußreiche Verschiedenheit beider Theorien in Ansehung des Maassstabes der Strafbarkeit. Da nämlich die Theorie des psychischen Zwanges die sinnlichen Triebfedern unterdrücken will, so muß sie die Größe der anzubrohenden Strafe nach der Macht der dadurch niederzuhaltenden Triebfedern abmessen. Folgerichtig kann sie daher an und für sich bloß die subjective Strafbarkeit beachten, die objective Strafbarkeit aber nur in so fern berücksichtigen, als diese zugleich ein Merkmal jener enthält.

Nach der Warnungstheorie hingegen ist das

Strafgesetz der Ausdruck der Vorstellungen des Gesetzgebers von der Gefährlichkeit einer Handlung für den rechtlichen Zustand. Die darin liegende Warnung soll die ganze Strafbarkeit der Handlung durch die Größe des angedrohten Übels ausdrücken, welches daher sowohl nach der objectiven, als nach der subjectiven Gefährlichkeit und Strafwürdigkeit abzumessen ist. Das Strafgesetzbuch soll diesemnach zunächst, als eine Warnungstafel für das Volk, auf Verhütung künftiger unerlaubter Handlungen wirken, dann aber einen Maasstab für die richterliche Beurtheilung begangener Uebertretungen abgeben. — Ueber die weitere Ausführung dieser Grundideen müssen wir auf die Abhandlung hinweisen, wobey wir zugleich auf die große Menge sinnentstellender Druckfehler, welche sich darin finden, aufmerksam machen. — Die in der Natur der Sache gegründete, mit den im Volke herrschenden Vorstellungen übereinstimmende, und daher sehr nahe liegende Warnungstheorie ist nicht nur zu einer folgerichtigen Durchführung geeignet, und sowohl für die Wissenschaft, als für den Gesetzgeber und Richter brauchbar, sondern auch den bestehenden Gesetzen im Ganzen entsprechend. Die Beweise hiervon liefert das oben bemerkte Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft welchem die Warnungstheorie, so weit sie mit den Gesetzen vereinbar ist, zum Grunde liegt. Bey Ausarbeitung dieses Lehrbuches war das Augenmerk des Verfassers zunächst auf eine natürliche, einfache Anordnung sowohl des Ganzen, als der einzelnen Lehren gerichtet. Hierüber liefern die vorgedruckten beiden Inhaltsanzeigen, die zusammenhängenden Ueberschriften sämmtlicher Paragraphen, und die in den Noten enthaltenen Rechtfertigungen der Stellung einzelner Materien, die erforderliche Nachweis-

fung. Besondere Sorgfalt verwendete der Verf. auf Erreichung möglichster Klarheit, Kürze und Bestimmtheit der Darstellung. In Hinsicht der Strafbestimmungen findet sich, neben den gesetzlichen Vorschriften, zugleich der neuere Gerichtsgebrauch bemerkt. Weil dieser aber meist nur negative Angaben, oder doch nur sehr allgemeine Bestimmungen erlaubt, und daher dem richterlichen Ermessen einen großen Spielraum läßt; so sind stets zugleich die wichtigsten Strafzumessungsgründe angegeben. Auf diese Weise suchte der Verf. seiner Schrift die Vorzüge eines, dem jetzigen Zustande der Wissenschaft angemessenen, brauchbaren Lehrbuches anzueignen.

P a r i s.

Expériences sur le Système nerveux, par P. Flourens; faisant suite aux recherches expérimentales sur les propriétés et les fonctions du Système nerveux dans les animaux vertébrés du même auteur. 1825. 53 u. IV S. in 8. Eine Fortsetzung des 1826 im 24. St. angezeigten Werkes. — Das Gehirn der Fische habe, zufolge dem H. Vf., im Allgemeinen fünf Abtheilungen (parties) und gleiche insofern dem Gehirn der Säugethiere, unterscheidet sich aber von dem der Vögel, welches deren nur vier hat. Welche von diesen Partien sich nun mit einander vergleichen lassen, könnten nicht. Vergliederungen sondern allein Versuche, welche diese Theile reizten oder zerstörten entscheiden. So bewirkte in einem Karpfen die Reizung oder Anstechung des ersten Hügel's keine Zuckung, welche bey der Reizung des zweyten Hügel's erfolgte, der fünfte Hügel zeigte wieder keine Zuckung aber wohl der vierte Hügel, folglich entspreche, gemäß seinem vorigen Versuche, der erste Hügel den Hirn-Hemisphären in Säugethieren, der zweyte den Gehirnhügeln, der

dritte dem *cerebellum*, der vierte welcher in andern Classen nicht existiere, constituire also eine neue Partie. Nach der Wegnahme des ersten Hügel habe sich der Karpfen weniger bewegt, und so viel man urtheilen konnte, nicht mehr gehört und gesehen. Die Wegnahme des zweyten Hügel machte ihn unbeweglich, und mit Mühe athmen, und auf dem Rücken oder der Seite wie ein kranker oder schwacher Fisch liegen. Nach der Wegnahme des dritten Hügel verlor sich die Energie und Regelmäßigkeit der Bewegungen. Reizung des vierten Hügel bewirkte heftige Zuckungen, besonders in den Deckeln des Ohres, und zwar Reizung der rechten Seitenmasse dieses Hügel Zuckungen des rechten Ohrdeckels, der linken Seitenmasse Zuckung des linken Deckels, Reizung der mittlern Masse gleichzeitige Zuckungen beider Ohrdeckel. Dieser vierte Hügel sey also das Organ (?) des Athmens. *Cerelement* heißt es S. 12 ausdrücklich, *est donc l'organe de la respiration* und entspreche also der *medulla oblongata*. *La correspondance des diverses parties du cerveau de la carpe avec les diverses parties du cerveau des animaux supérieures, est donc établie et déterminée.* Analoge Resultate lieferten dem Vf. seine Versuche an der Quappe, am Brachsen, am Schley, Hechte und Aale. Der Theil des Gehirns, welcher das Athmen reguliert, sey in Fischen weit entwickelter als in höhern Thierclassen, weil diese Function ihnen viel beschwerlicher falle, als in der Luft lebenden Thieren, welche unmittelbar die Luft genießen, da Fischen hingegen die Luft nur durch das Wasser hindurch zukomme. *L'intelligence supplée au défaut de ténacité dans la vie chez les animaux supérieurs; chez les animaux inférieurs, c'est au contraire, la ténacité de la vie qui supplée au défaut de l'intelligence. Où les lobes cérébraux dominant, la moëlle alongée est évi-*

demment réduite; et à mesure que ces lobes diminuent la moëlle allongée s'accroît. Nun folgt Extrait des recherches sur la cicatrisation des plaies du cerveau, et la régénération de ses parties tégumentaires. Nicht nur Verletzungen sondern sogar Wegnahme eigener Theile des Gehirns sollten sich an Enten und Hühnern, auf eine fast ungläubliche Weise, nicht nur benarbt, sondern auch ersetzt haben. Recherches sur les Conditions fondamentales de l'Audition, et sur les diverses causes de la Surdité. Bey der Dunkelheit in Rücksicht des Nutzens der einzelnen Theile des Gehörorgans, sey das einzige Mittel ins Klare zu kommen, die Theile zu isolieren oder von einander abgetrennt zu prüfen la séparation est conséquemment la détermination des usages. Der Vf. schildert daher zuerst die Hörorgane der Vögel. Die Zerstörung des Paukenfells in Tauben auf beiden Seiten schien das Gehör nicht zu stören, auch nicht die Wegnahme der ersten Knöchelchen, die Wegnahme des Steigbügels schwächte es aber gar sehr. Auf das Wiederzurückbringen des weggehobenen Steigbügels in seine vorige Lage soll das Gehör sichtlich ein wenig von seiner Energie wieder erhalten haben. Die Zerstörung der feinen, das runde und das ovale Fenster verschließenden Membran, schwächte zwar das Gehör, hob es jedoch nicht ganz auf. Nach dem Wegbrechen der halbkreisförmigen Bogen, schien das Gehör zwar weniger genau, aber lebhafter, l'audition ne fut plus aussi nette, elle semblaît plus vive. Mit der Zerstörung der Nervenhaut des Vestibulums verlor sich gänzlich das Gehör in Tauben. Mit Verletzung der Kreisbögen gerieth der Kopf dieser Tauben in eine sonderbare horizontale Bewegung. (Ref. kann sein Mißtrauen an manchem treu von ihm angezeigten nicht bergen).

1977

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

199. Stück.

Den 15. December 1827.

Frankfurt am Main.

Bey Weshé: Entwurf zu einem Theater mit eiserner Dachrüstung, von Heinrich Hübsch; mit 6 Kupfertafeln, 27 Folio-Seiten Text. 1825.

Der Verf. dieses Werkes hat sich in früheren literarischen Arbeiten als ein denkender Architect gezeigt. Hier will er von einem Gegenstande handeln, für den, aller Aufforderungen der neuesten Zeit ungeachtet, weder der Ausführung nach, noch in der Theorie etwas wahrhaft Befriedigendes geleistet ist; und so nahmen wir mit zwiefach erregter Theilnahme diese Schrift zur Hand.

Von den 6 Kupfertafeln derselben, enthalten fünf den Entwurf des Vf., eine aber Figuren, welche zur Vergleichung der verschiedenartigen Zuschauerräume und deren speciellen Einrichtung gegeben sind. Die 27 Folio-Seiten Text werden mit einer Vorrede, einer Abhandlung über die zweckmäßigste Anlage des Zuschauerraumes der Theater, in akustischer und optischer Hinsicht; mit Vorbemerkungen und Beschreibung zu dem Ent-

Y [8]

wurf und der Constructionswaise verschiedener Theile, besonders des Dachwerkes, ausgefüllt.

Die kurze Vorrede scheint nur dazu dienen zu sollen um auf zwey Punkte der Schrift als auf das Wesentlichste derselben hinzuweisen; sie sagt: 'die meinem Entwurf zu einem Theater vorangehende allgemeine Abhandlung, entwickelt die Grundsätze, welche mich bey demselben leiteten. Diesem zufolge ist die Kreisform, wonach die Auditorien der neuern Theater fast durchgängig angelegt werden, mehr eine befangene Nachahmung der antiken Theater als den heutigen Bedürfnissen entsprechend.'

'Außerdem setze ich mir die Feuersicherheit zur Aufgabe, und schlage zu diesem Ende eine (so viel mir bekannt) bis jetzt noch nicht angewandte Art von Eisen-Construction vor, welche ihrer Wohlfeilheit wegen vielleicht bald eine ausgedehntere Anwendung finden dürfte.'

Indem wir nun die Abhandlung selbst im Detail mit unseren Bemerkungen begleiten wollen, werden wir zugleich Gelegenheit haben, unsere Ansicht von dem Werthe oder Unwerthe der, in der Vorrede als wesentlich hervorgehobenen Sätze, auszusprechen.

Die allgemeine Abhandlung bespricht sehr ausführlich und fast ausschließlich das Auditorium oder den Raum für die Zuschauer, von den Neuern auch Amphitheater genannt. In Betreff der Hauptanforderungen an ein solches sagt der Vf.: 'dasselbe soll eine bestimmte Anzahl Menschen fassen; diese sollen Alles, was auf der Bühne vorgeht sehen und hören können.' Er führt darauf die Beschränkungen an, die den Architekten bey Anlage eines solchen Auditoriums binden; so, dürfe z. B. die Tiefe desselben nicht

viel über 70 Fuß von dem Proscenium aus gemessen betragen. Daß auch die Breite der Bühne, wie er sagt, an ein gewisses Maas gebunden, ist vollkommen richtig; daß aber in keinem andern Theater aus dem Grunde die Breite des Prosceniums über 50 Fuß enthalte, weil sonst die Dimensionen von Zimmern allzusehr überschritten würden, ist uns bisher nie zu Ohren gekommen. Der Beleuchtung wegen, wie der Verf. auch erwähnt, ist diese Beschränkung eher nöthig; vorzüglich aber erfordert sie das Zusammenspiel der auf unsern Theatern von beiden Seiten auftretenden Personen. — Was der Vf. von den Theatern der Alten anführt, ist das Bekannteste. Daß die im Halbkreis gebauten Auditorien nur für diese passend gewesen wären, und sich für unsere Theater durchaus nicht eigneten, bemüht er sich auf mehreren Seiten mit Hülfe der Optik und Akustik zu beweisen. Daß gerade er, indem er gegen diese Form eifert und diejenigen der Befangenheit beschuldigt die sie wählen, eher selbst diesen Vorwurf verdient, — darüber hoffen wir im Folgenden keinen unserer Leser in Zweifel zu lassen. — Der Verf. macht es uns hierbey leicht, da wir ihn fast vollständig sich selbst durch seine eigenen Worte und beigegebenen Figuren, widerlegen lassen können. Die ausgebauchte Art das Auditorium zu bilden, deren Seitenwände sich von der Bühne aus zurücklehnen und sich ihr abwenden, die der Vf. in Fig. 2 und 3 zum Vergleich mit seinen eigenen Vorschlägen vorführt, und von der er behauptet, daß sie sich in den meisten der neueren Theater vorfinde, ist freylich nicht die empfehlungswürdigste; sie weicht aber auch bedeutend von den Vorbildern ab, die uns die Römer (deren Theater mehr gleichen Zweck mit den unsern

hatten als die der Griechen *) dafür hinterlassen haben. — Wir halten uns deshalb an Fig. 4, welche sich (nur aus einem reinen Halbkreis bestehend — dessen Durchmesser nicht größer ist als die Oeffnung der Bühne — mit gerade verlängerten Schenkeln) mehr an die Form der Römischen Theater anschließt, deren Nachahmung der Architect aber gleich sehr tadelt.

Der Verf. sagt wörtlich §. 3: 'Als die vortheilhafteste Form in dieser Hinsicht (wegen der Logen) empfiehlt sich das Viereck, weil es bey gleichem Durchmesser einen viel größeren Umfang darbietet als der Kreis.' — Daß die Umfassungsmauern des ersteren mehr Wand für die Logen darbieten, ist zwar bekanntlich unzweifelhaft, aber dennoch eben der Logen wegen — weil doch nicht allein viele Plätze hervorgebracht werden sollen, sondern solche, von denen man möglichst gut und bequem sehen kann — wird hier die viereckige Form unvortheilhaft. Ja wenn wir keine Gallerien oder Logenreihen um das Parterre (oder nur nicht auf dessen Seiten) zu legen, und überhaupt nur dieses und Logen der Bühne gegenüber nöthig hätten, dann wäre allerdings das längliche Viereck, — bey unsern tiefen und schmalen Bühnen — die geeignetste Form. Da wir aber, wie der Verf. selbst sagt: 'für den größeren Theil (ungefähr $\frac{2}{3}$) der gesammten Menschenzahl, außerdem noch dadurch Platz gewinnen müssen, daß wir an den Umfassungsmauern des Auditoriums mehrere Stockwerke über einander herumführen,' so bleibt uns

*) Bekanntlich ging bey den Römern alles Spiel wie bey uns auf der gegenüber liegenden Bühne vor; bey den Griechen hingegen zum großen Theil in dem zwischenliegenden Raume (ihrer Orchestra, unserm jetzigen Parterre).

schon des möglichst guten Sehens wegen keine andere Form als die schon die Alten deshalb anwendeten, übrig, weil die halbkreisförmige Wand sich gleich vom Ende an der Bühne zuwendet. — Uebrigens gewinnt man wieder viele Plätze dadurch, daß fast in der ganzen Länge der in Bogen gelegten Logenreihe, vier und fünf Bänke hinter einander angebracht werden können, ohne deshalb den Logen mehr Höhe geben zu müssen, um nämlich die hinten Sitzenden über die Vorderen hinwegsehen zu lassen, statt daß der Verf. nach seinem Plane nur drey Bänke in der ganzen Länge der Seiten anbringen kann. Er überhebt uns der Mühe dieses weiter darzuthun, indem er selbst in dem Anhang der Fig. 2 — zwar zu anderem Zwecke — es vollständig beweist. In dieser Fig. zeigt er, daß, sobald sich die Seitenwände zurücklehnen, die Personen sehr bedeutend höher sitzen müssen um über die in den Nebenlogen und über die Brüstungen wegsehen zu können. Wir stützen nun unsern Ausspruch auf die Umkehrung dieses Satzes.

Bei größeren Theatern, wo der Halbkreis allein nicht ausreicht, müssen natürlich kürzere oder längere geradlinig verlängerte Schenkel, auf die Weise wie wir sie in Fig. 4 sehen (die wir früher schon umschrieben haben) um den nöthigen Raum zu gewinnen, ausbelfen. So wie der Architect aber in dieser Figur die Tiefe der Logen oder Gallerien, welche um den Halbkreis liegen, nach und nach an Breite abnehmen läßt, gehen freylich unnöthiger Weise die keilförmigen Räume zc. wo er keine Bänke stellen kann, verloren. — Herr Hübsch zeigt sich hier erfinderisch, um seinen Satz zu behaupten möglichst wenig Plätze in der Form zu erhalten, die nicht die seine ist. Dieser Verlust an Platz vermindert

sich schon um ein Bedeutendes, wenn man z. B. die Breite der fünf Bänke bis an die Linie SS die mit den Coulissen in eins läuft, fortführt; man gewinnt so schon 80 Fuß Banklänge in einer Logenreihe, und kann bey geringer Abänderung der hinteren Wand des Zuschauerraumes fast eben so viel Plätze haben, als in dem viereckigen Raum. — Es wäre demnach ein höchst thörichtes Unternehmen, da nicht einmal Platz dabey gewonnen wird, die um Vieles schönere Form, selbst wenn die größere Zweckmäßigkeit derselben nicht so einleuchtend wäre, gegen solch eine eckige, kastenartige zu vertauschen. — Der Architect verläßt übrigens im Verfolg seiner Abhandlung das gepriesene geradseitige Auditorium selbst. Diese Form ist wirklich, wenn auch sonst Alles für den halbkreisrunden Fond spricht, will man nur den Ton berücksichtigen, nach bekannten akustischen Gesetzen — von denen der Verf. gleichfalls redet — die aller vorzüglichste. Da er nun das für den Ton Nachtheilige eines anderen Fond als des geradlinigen kennt, und insbesondere anführt: 'es muß der starke und bestimmte Reflex vermieden werden, welcher durch Concentrierung mehrerer Schallstrahlen, oder durch Brechung unter einem kleinen Winkel entsteht. In doppelter Hinsicht ist also das kreisförmige Auditorium antiakustisch.' — was er auch durch Figuren richtig erläutert, so wundern wir uns um so mehr, daß er auf die von ihm verworfene Form zum Theil eingeht. Es heißt nämlich S. 3: 'bey Fig. 3 ist ein viereckiges Auditorium angegeben, wie ich es für große Theater am zweckmäßigsten halte: die hintere Wand beschreibt nämlich ein Kreisstück.' —

Den geringfügigen Grund den der Architect vorschüzt, die raumbringendere Form, das geradlinig viereckige Auditorium aufgegeben zu haben, (daß nämlich sonst das eine Eck zu entfernt liege, wenn der Schauspieler auf der entgegengesetzten Seite des Prosceniums sich aufhält) — könnten wir übrigens mit noch mehr Recht auf den Halbkreis anwenden. Der Verf. muß nun dieselben Hülfsmittel in Anspruch nehmen, die er als Ursache angibt, daß man den noch (was er selbst eingesteht) in den meisten kreisförmigen Auditorien gut hört. Als solche Hülfsmittel führt er an: 'erstlich ist die Form immer sehr unterbrochen durch die vielen Thüren der Logenränge und durch die vorstehenden Brüstungen und Säulen; selbst durch die Menschen wird die freye Einwirkung der Schallswirgungen auf die Umfassungswände sehr gehindert.'

Das Bewandertseyn in der Akustik, wie es der Verf. im Verlauf seiner Abhandlung zeigt, verdient sehr rühmlicher Erwähnung; viele seiner Mittheilungen darüber können Anderen und insbesondere Architecten zur Belehrung dienen.

Daß das Auditorium nicht stark gewölbt, außerdem selbst bey den größten Theatern nicht über 45 Fuß hoch seyn dürfe, damit stimmen wir vollkommen überein. Seine Untersuchung über die zweckmäßigste Anlage der Logenränge zeigt uns, daß, wenn möglichst viel Raum erfordert wird, es am vortheilhaftesten ist, vier Ränge übereinander zu bauen, in denen auf den Seiten nur drey, hinten hingegen fünf Sitze hinter einander angebracht werden müssen. — Auf die in Fig. 13, 14 und 15 gezeigte Art die Logenränge amphitheatralisch über einander zu bauen, so daß die oberen um etwas gegen die unteren zurücktreten, geht auf jeden Fall,

wenn man sich nicht allzu weit von der Bühne entfernen will, Raum verloren; die Ansicht des ganzen Hauses gewinnt hingegen bedeutend. Auch können wenn man nicht in das Extrem verfällt alle die sonst diese Art begleitenden Mängel, die der Verf. aufzählt — nicht vorkommen. Die Supposition, daß es geschähe um sich den Theatern der Alten mehr zu nähern, ist durchaus ungegründet. Die Annäherung ist sehr geringe; man thut es wohl nur um das kahle, eingeengte, brunnenartige, lastende der gerade über einander stehenden Logenreihen zu vermeiden, und dem Zuschauerraume ein freundlicheres heiteres Ansehen zu geben. Dieß ist also eben so wenig eine 'befangene Nachahmung der gradinenförmigen Sitzreihen der antiken Theater', als wie die früher besprochene Grundform des Auditoriums; die angeführten Gründe allein sind schon hinreichend auch ohne alle Vorbilder dafür zu bestimmen. — Daß die Säulen auf den geraden Seiten — wie Herr Hübsch anführt — wenn die Logen gehörig mit Tragsteinen zu unterstützen sind, weggelassen werden könnten und müßten (weil sie sich in dieser Richtung schnell decken) ist sehr richtig; nur gibt es allerdings Mittel — was der Verf. in Zweifel zu ziehen scheint — auch bey einem größeren Kreisstück als das ist welches er zum Fond annimmt, ja selbst wenn es ein Halbkreis wäre, am Ende desselben die Säulenreihe motiviert aufhören zu lassen; eher besser noch als wie es bey ihm durch die an sich häßliche Ecke geschieht. Es ist übrigens bekannt, daß man selbst die Logen im Fond ganz ohne die auch da — wenn schon nicht des Sehens wegen — sehr stützenden Stützen lassen kann.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

1985

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

200. Stück.

Den 15. December 1827.

Frankfurt am Main.

Beschluß der Anzeige: Entwurf zu einem Theater mit eiserner Dachrüstung, von Heinrich Hübsch. *ic. ic.*

Die allgemeine Abhandlung über den Zuschauer-raum der Theater schließend, heißt es in §. 12: 'Es folgt nun die nähere Beschreibung meines auf Tab. II. III. IV. V und VI. dargestellten Entwurfes, welchen ich nach den bisher aufgestellten Grundsätzen anzuordnen suchte.' Der Verf. bespricht auf's Neue die Form des Auditoriums, wie er sie für die zweckmäßigste hält. Hier ist dieses nicht allein viereckig, sondern der Raum wäre völlig quadrat, wenn nicht durch das Kreisstück aus dem die der Bühne gegenüberliegende Wand gebildet ist, die hintersten Ecken abgeschnitten würden. — Wer wird nun aber läugnen wollen, daß ein quadrater Saal von 60 Fuß Tiefe, eben so viel Breite und 45 Fuß Höhe mit gerade aufsteigenden Wänden und gleich vorstehenden Logenbrüstungen etwas sehr

Q [8]

unfreundliches habe? — Der Verf. sagt: das obere Stockwerk ist als Gallerie benützt, die drey unteren als Logenränge. Die Parterre-Logen läßt er wegen der Steigung des Parterres weg. Die dadurch wegfallenden abgeschlossenen Sitze würde man bey manchem Theater nicht gern entbehren; ob wir gleich aus mehreren triftigen Gründen diese Verfahrungsart nicht tadeln. — Hierauf geht er auf die Disposition und Größe der Sitze über; er nimmt statt der üblichen Bänke runde Stühle an, welche, wenn sie stabil gehalten werden, manche Vorzüge vor Bänken haben. — Aus der nun folgenden speciellen Berechnung der in seinem Auditorium enthaltenen Plätze, ergibt sich die große Zahl von 2500. Der Verf. gewinnt hauptsächlich so viel Raum durch die Menge von Plätzen die er zum Stehen einrichtet, sowohl im Parterre als auch in der Gallerie; in dieser besonders geschickt, indem er sie der Länge nach in zwey Hälften theilt, die er durch eine sechs Fuß hohe Wand trennt; also dadurch gewissermaßen noch einen Rang gewinnt. Außerdem will er noch Raum schaffen indem er einen Theil des Orchesters unter der Bühne anbringt, so daß er dem Parterre nur 6 Fuß von seiner Tiefe entzieht. Ueber das Unpassende dieses auffallenden Vorschlags mag Hr. Hübsch sich mit den Orchester-Vorständen zu verständigen suchen.

In §. 3 kommen wir nun wirklich zur Beschreibung der Einrichtung des Ganzen. Sie beginnt mit dem auf Tab. III gegebenem Grundriß. — Das vordere Portal dient unten zur Vorhalle, als Eingang für die Fußgänger und als Unterfahrt. Diese Vereinnigung ist ein Fehler den zwar viele bestehende Theater mit diesem Projecte theilen, der aber nie vorkommen

dürfte, wegen der mitunter traurigen Collisionen, die dadurch entstehen. Wo zeigt sich hier unseres Architecten Sinn für Zweckmäßigkeit, der erst überall, und zuweilen ausschließlicher als eine schöne Kunst es verstattet, vorherrscht. — Darauf folgt ein geräumiges Vestibül, in dem wir aber die Pfeilerchen vermissen, die den Ursprung der Kreuzgewölbe über demselben motivieren sollten. Dieß ist um so auffallender, da dem Architecten doch bey Wölbung der Vorhalle das Gefühl sagte, daß eins das andere bedinge. — Die Treppen so wie auch die Thüren zum Parterre würden wir bey dem Entwurf zu einem Theater, bey dem wir hinsichtlich des Places so wenig beschränkt wären wie bey diesem, noch bequemer gelegen und in die Augen fallender angebracht haben. Warum führt der Architect die Treppen nicht gleich direct vom Vestibül aus in die Höhe? und läßt statt dessen die Personen welche nach den höhern Rängen wollen erst durch einen schmalen Gang gehen? Die auf beiden Seiten aufsteigenden Treppen könnten anders angelegt, neben der viel größeren Bequemlichkeit, dem Vestibül zur großen Zierde gereichen; ja sogar einen bedeutenden, großartigen Eindruck machen *). — Ueber dem Vestibül liegt der große und besonders hohe Restaurations-Saal, vor welchem eine offene Loge — über der Unterfahrt — angebracht ist. Der Malersaal über dem vorigen hat zwar Länge genug, ist aber hinsichtlich der Breite, welche nur 33 Fuß beträgt, allzu sehr beschränkt. — Die Bühne hat die ganze Breite des Auditoriums und der auf beiden Sei-

*) Eine solche Wirkung wird durch die Treppen vieler Theater z. B. im Vestibül des Odeon in Paris und in denen des Darmstädter und Münchener u. s. w. hervorgebracht.

ten liegenden Gänge, welche zu den Thüren der Logen führen, im Ganzen 80 Fuß. Die Tiefe derselben beträgt 60 Fuß. Von der sonstigen Einrichtung z. B. einer zweckmäßigen Anlage der Couliissenreihen (gewiß auch einer Untersuchung bedürftig), ist weiter keine Rede. Eben so wenig von dem übrigen Mechanismus, der hier um so eher hätte angegeben werden müssen, da der bessere bekannte wegen Mangel an Höhe nicht anzubringen ist. An die hohe Mauer, welche die Bühne auf drey Seiten umschließt, ist noch ein 23 Fuß tiefer Gebäudekörper — weniger hoch als der Mittelbau — angehängt; in welchem auf den Seiten, in den drey übereinander liegenden Stockwerken wie der Architect im Allgemeinen sagt: sich Zimmer befinden, welche zu Garderoben, Arbeitszimmer, Ankleidezimmer, Probefälen u. dergl. dienen. In dem hinter der Bühne liegenden Theil des Anbaues ist ein sehr ungeräumiges Magazin für Decorationen enthalten. — Der Vorschlag zur besseren Beleuchtung der Schauspieler wenn sie vorne stehen, an der vorderen Kante der Prosceniums-Wand, Lampen in einer vertieften Rinne anzubringen — ist beachtungswerth.

Daß es eine wesentliche Verbesserung sey, wenn man aus bedeutenderen Gebäuden möglichst alle die, den meisten Brennstoff liefernden Materialien — welche bey einem Theater hauptsächlich im Dachwerk enthalten sind — zu entfernen, und durch andere, entweder durch Stein, Eisen, oder anderes Metall zu ersetzen sucht, ist schon oft ausgesprochen. Es sind zu dem Zweck nicht allein vielfältige Vorschläge sowohl zu Eisen- als Gebälken gemacht, sondern auch an mehreren Orten ausgeführt worden. Eins der größeren Werke der Art ist die Kuppel der Frucht-

halle in Paris, von 40 Metres Durchmesser (im Jahr 1815 vollendet).

Der Verf. schlägt nun nicht allein zur Dachung über das Gebäude Eisenconstruction vor, sondern will auch die Haupttheile des Auditoriums, als: Decke, das Balken- und Brüstungswerk der Logen, die Säulen zc. von Eisen fertigen lassen. Um nun der Eisendachung mehr Eingang zu verschaffen, hat der Verf. auf Mittel gesonnen deren größere Wohlfeilheit zu bezwecken. Durch die Drath-Brücken-Construction aufmerksam gemacht, ist er darauf verfallen, den größten Theil aus Drath — eben dem Materiale dessen bedeutende Stärke und Tragkraft die Engländer vorzugsweise erprobt haben — herzustellen. Es ist ihm auf diese Weise gelungen eine sehr einfache, man kann wohl sagen ingenißse Eindeckung einzurichten, welche sich insbesondere noch durch Wohlfeilheit empfiehlt. Wir sind überzeugt, daß diese Erfindung etwas weiter ausgeführt — wenn auch nicht gerade für Theater doch bey anderen Gebäuden — Anwendung finden wird. — Die einen Zoll ins Gevierte stark geschmiedeten, gelinde aufwärts gebogenen Sparren, oben eingehackt und unten aufgelegt, werden mit Drathkorden angespannt. Die Sparren sind 10 Fuß von einander entfernt; über diesen ist ein Drathnetz worauf das Kupfer liegt. — Die der Satteldächer über dem Bühnenraume haben noch besondere Unterstükungen durch Sprengwerke ganz eigener Art, und diese sind wieder mit Drathseilen in der Spannung gehalten. — Die genauen Zeichnungen der Construction sind beygefügt. Die Tragbarkeit, das Gewicht, der Preis des Drathes und des Schmiedeeisens (welches er mit Recht bis auf wenige Stücke vorzüglicher hält als das Gußeisen) ja sogar der Kostenan-

Schlag eines Theils der Dachung, ist beygegeben. Er deckt das ganze Dach mit Kupfer, wovon ein Quadratfuß ein Pfund wiegt, gibt aber auch die Art an wie man es mit Ziegeln und Schiefer decken könne. — Die Uebel die diese Eisendachungen mit sich führen sind übrigens nicht gering. Erstens die große Wandelbarkeit des Materials überhaupt *) (Dehnbarkeit bey Wärme und Einziehen bey Kälte); dann die Verschiedenheit dieser Wandelbarkeit bey den einzelnen Eisenstangen und dem nur von 10 zu 10 Fuß aufliegenden Drathe; die man aus Beobachtungen kennt. Auch das Werfen des Kupferbleches, welches hier noch weniger als auf soliderem Grunde — dem gewöhnlich breiteren Boden — vermieden werden kann, möchte wohl der Dachfläche sehr ungünstig seyn. Außerdem wird, wenn auch das Eisendachwerk im Anfange möglichst fest gespannt ist, bey dem Wechsel der Witterung entweder ein fortwährendes An- und Abspannen nöthig seyn, oder ein Lottern des Gespärres bald erfolgen, wo alsdann der Drath, wenn er auch noch so sorgfältig mit Firniß gegen die Drydation überstrichen ist, durch Reiben dieses Schutzes entblößt, von der Feuchtigkeit angegriffen, den Ruin des Ganzen herbeiführen kann. Auch wenn das Feuer schnell und lebhaft um sich greift, wie es bey einem Theater immer der Fall ist, wo Caussenwagen, Coulissen, Cortinen, Sofitten, die Maschinerie auf dem Schnürboden bald in die Höhe lodern — und also wenigstens eine Gluthhize hervorgebracht wird, die dem Drath seine Stärke nimmt und ihn reißen macht (vom Schmelzen

*) Ein merkwürdiges Beyspiel hiervon liefern die Beobachtungen die man an den Eisenbrücken in Paris gemacht hat, deren Bögen sich in wenigen Stunden durch die Sonnenwärme um mehrere Fosse heben.

des Eisendrathes und Kupfers, gegen welchen Einwurf der Verfasser sich zu sichern sucht, kann freylich keine Rede seyn) — ist der Einsturz des ganzen Dachwerkes ebenwohl zu befürchten. — Der Schnürboden (bestehend aus Drathnetz und einzelnen Eisenstangen) an dem Soffiten, Cortinen und ein Theil der Maschinerie befestigt sind, soll von dem Eisensprengwerke über der Bühne, welches schon zur Unterstützung der Sparren und Bedeckung dient, mittelst Drathseiten schwebend gehalten werden.

§. 17 will der Verf. auch noch Autoritäten für seinen Vorschlag, daß man die Auditorien viereckig bauen solle, beybringen; man sieht deutlich, wie gern er möchte, daß namhafte Meister mit ihm auf gleichem Wege gewesen wären. Er glaubt diese Autoritäten in den Theatern des Paladio und Serlio und dem zu Parma von Bernini gefunden zu haben. Aber gerade diese finden wir hinsichtlich der Sitzreihen vollständiger als irgend andere nach den Mustern der alten Theater gebaut, und nur die sie umgebenden Gehäuse sind viereckig; auch wahrscheinlich nicht einmal aus akustischen Gründen, sondern allem Anscheine nach aus Dekonomie und der einfacheren Construction wegen. Die Ecken hinter den in Kreise gelegten Sitzreihen dieser Theater sind durchaus nicht für Zuschauer berechnet. Um den Raum zu benutzen hat man die Treppen die zu einer gleichfalls im Halbkreis angelegten Gallerie führen, darin angebracht *).

*) Ein weniger bekannter Baumeister hat aber wirklich ein ähnliches Theater (Hay Market) in London erbaut. Man sehe Durand, *Parallèle d'Architecture*, 1800. Herrn Hübsch ist dasselbe erst nach Vollendung seiner Schrift (wie er S. 25 derselben selbst sagt) in dem dritten Theil von Wibelings *Civil-Architektur* zu Gesicht gekommen.

So wenig nun diese Theater geeignet sind 'Vertrauen einflößende Autoritäten' für die vorgeschlagene Form abzugeben, so sehr sind sie geschickt das Ungegründete der Behauptung darzutun 'daß man erst in den heutigen Theatern das Auditorium so viel nur möglich nach der reinen Kreislinie anlege,' die der Verf. in demselben Satze folgen läßt. Er wiederholt, daß dieß geschehe um sich den antiken Theatern damit zu nähern, welches er aus dem Gange herzuleiten sucht, den die Architectur seit dem 15ten Jahrhundert als man wieder anfing den antiken Styl nachzuahmen, genommen habe; und verbindet damit die sonst wahre Bemerkung, daß man überhaupt in der neuern Zeit *) die antiken Monumente auf Kosten des gegenwärtigen Zwecks vollständig copiere.

Unsere abweichende Meinung über das was der Vf. bey dieser Gelegenheit von dem Gange der Architectur nach der Wiedergeburt der Künste sagt, auszuführen, gestattet leider der uns hier vergönnte Raum nicht; wir führen aber davon an was zur Sache gehört.

Der Verf. wirft zuerst die Frage auf was den Vorzug verdiene: 'ein Gebäude mit einer maskierten Fassade, mit einem blind in die Luft ragenden Giebel, das aber sonst inwendig genau die erforderliche Höhe hat und durchgängig seinem öconomischen Zwecke entspricht, — oder ein Gebäude mit einer sogenannten reinen Fassade, das aber dem antiken Fronton zu Liebe inwendig durchgängig zu hoch oder zu niedrig ist, und dessen Zweck allenthalben durch die angeblich schönen (fremden) Verhältnisse beengt wird??' — Hierauf heißt es: 'das Letzte führt darauf eini-

*) Der Verf. meint hier mehr die neueste Zeit.

ges über den Styl meines Entwurfes zu sagen; — Ich suchte dabey beide eben erwähnte Wege zu vermeiden, und bin überzeugt, daß nur dann ein in sich consequenter und schöner Styl in der heutigen Architectur entstehen könne, wenn derselbe wie sich einst der Griechische aus den damaligen Bedürfnissen und Material, frey und ohne slavische Nachahmung des Egyptischen herausbildete, eben so unbefangen aus den gegenwärtigen Bedürfnissen und Material hervor geht.

In Beziehung auf unser Baumaterial welches der eben angeführten Meinung des Verf. zufolge, unseren heutigen Styl hauptsächlich mit bestimmen müsse, sagt er: unsere Steine hätten so wenig relative Festigkeit, daß Steinbalken nicht 10 Fuß frey liegen dürften, ohne durch Eisenstangen vor dem Brechen gesichert zu seyn *); daher wendeten wir wenn eine größere Spannung mit Stein zu überdecken ist vernünftiger Weise das Gewölbe an. — Das thaten die Alten auch (ohne durch das Material dazu genöthigt zu werden, wie der Verf. weiß); und zu welcher Vollkommenheit brachten die Römer den sogenannten Gewölbstyl, den unser Architect angewandt wissen will. Auch dazu was er außerdem noch verlangt, nämlich: nicht bloß im Innern zu wölben, sondern dieselbe Construction

*) Wenn Herr Hübsch an einem Orte Deutschlands keine feste und starke Steinblöcke in der Nähe findet, so muß er uns nicht im Allgemeinen das feste Baumaterial absprechen. Die Steine sind nicht überall in Deutschland gegen den geradlinigen Styl; man wäre jetzt ebenwohl im Stande gleich den Egyptiern ganze Gebäude mit Räumen von 20 und mehr Fuß Breite mittelst Steinbalken zu überdecken. Wir führen nur die im Schaumburgischen an, welche auf der Weser verführt werden.

auch am Außern anzuzeigen, finden wir fast unübertreffbare Muster bey den Römern. Diese bauten aber (wir meinen in ihren bessern Monumenten) nur da mit Bogen, wo es sowohl dem Character als auch dem Bedürfnisse mehr entsprach; eben so gut aber auch, wo es der Sache angemessener, gleich den Egyptiern und Griechen mit wagerechten Ueberdeckungen. Sie sahen ein, wie es auch diese in ihrer Weisheit und ihrem Kunstgefühle gethan hatten, welcher hohe, einfach edle, ernste Ausdruck in dieser weniger Künstley einmengenenden, die einfache Natur des Materials zeigenden Construction liegt, welchen großen Reiz diese Bauweise auszuüben vermöge.

Wir fassen nun alles das was uns auf die Fassade vorbereiten soll zusammen, und hören nur noch was der Verf. selbst davon sagt: 'Um nun nach diesen wenigen Worten, welche hier zur Rechtfertigung meines Standpunctes hinreichen mögen, auf meinen Entwurf zurückzukommen, so kann wohl gegen das Verhältniß des Hauptgebäudes und der Anbaue auf der Seite, nicht leicht etwas eingewendet werden, denn hier gibt der Zweck so ziemlich bestimmt die Dimensionen des Ganzen und der einzelnen Stockwerke an.' — Die Beschreibung verlassend wenden wir uns zur Darstellung auf dem zweyten Kupfer.

Was sollen wir nun aber von der Fassade selbst sagen!! — Auch wir erlauben uns nur einige Fragen! — Spricht sie durch irgend etwas einen bestimmten Zweck des Gebäudes aus? — Nähert sie sich mehr dem Character eines Theaters als die à la dernière mode mit hohem Portikus? — zeigt sie eine Spur von dem wesentlichsten Inhalt und dem bedeutendsten Hauptraum eines solchen, wovon der Verf. so viel redet? — Trägt das Resultat, der kastenartige Vor-

bau und die nach hinten vorkommenden Gebäude-Anhängsel im mindesten dazu bey ein solches Gebäude anzukündigen? — Die drey sehr hohe Stockwerke andeutenden Reihen von Thür- und Fensteröffnungen in der Mitte des Gebäudes, die großen ganz glatten, kahlen Flächen zu beiden Seiten, die Umwandlung des mittleren Geschosses bey den Seitenbauen in drey Stockwerke — werden doch diese Bestimmung nicht haben? — Mit den Fenstern von allen Größen, welche meist nach den unformlichsten der öconomisch gebauten Klöster der letzten Jahrhunderte copiert zu seyn scheinen, hat es doch wohl auch nicht geschehen sollen? — Die zwey über einander liegenden offenen Hallen und der große Balkon, können doch eben so wenig den Zweck des Gebäudes bezeichnen, als der Verf. dieselben für die geeignetsten Bautheile in unserem Klima (dessen Berücksichtigung er gerade so sehr anempfiehlt) wird ausgeben wollen! Betrachtet man dagegen ein Werk der Alten, z. B. das Theater des Marcellus; es ist eine wahre Erholung! Nicht nur die Haupterfordernisse sind im Ganzen gehörig berücksichtigt, sondern auch die Einzelheiten stehen in gehöriger Uebereinstimmung mit demselben. — Da sind auch Vorhallen, aber in welcher anderen schöneren Form; mit abgewogener Gliederfülle. Man vergleiche dagegen die unseres Architekten; so finden wir sie nur an Gebäuden welche im tiefsten Verfall der Römischen Kunst, von den Longobarden ausgeführt wurden; welche gleichsam in eine früher glatte Wand eingebrochen zu seyn scheinen. Ebenso erscheint die Reihe Säulchen mit Bogen — wie wir ganz ähnliche an, aus antiken Fragmenten zusammengebauten Klöstern und Kirz-

chen *) in Italien finden (hier erlaubt sich der Architect also Nachahmung von wirklich fragmentarisch mit antiken Säulen ausgeputzten Bauten) — in eine erst verschlossene Mauer, zwischen glatte Pfeilerartige Wandstücke, eingezwängt, so auch die Reihe Tragsteine darüber. — Das Steingitterwerk im Gothischen Styl welches den wahrscheinlich einen Balkon bildenden Deckel des Vorbaues umgibt, ist in seinen Schnörkeln sehr monoton. — Die sechs Thüren oder Fenster darüber sehen so nüchtern und hager aus, — da ihre Kanten nur nothdürftig abgeschragt sind. — daß sie mit dem Steingitterwerk und dem Giebelgesims unangenehm contrastieren, und wenig zur wohlthätigen Unterbrechung der glatten Masse des dritten Stockes, wozu sie Motive darboten, beitragen. — Das häßlich ausgespreizte Gesims welches den enormen Giebel krönt, hat oben einen gezackten Saum **). Dieses Gesims ist gegen alles Andere auffallend reich; dabey aber von ganz angemessener Stärke, an welcher die weiter unten um das Gebäude laufenden Gesimse im hohen Grade Mangel leiden. Das Anbringen der schräg aus der Mauer hervorgehenden Tragsteine auf den Ecken des Giebelgesimses führt mehrere Uebel mit sich: einmal verschieben sie sich und eignen sich nicht besonders gut zum Tragen, und dann, was am schlimmsten ist, kann man sie, wie wir hier sehen, auf den Ecken nur mangelhaft unterbringen. — Das Schnörkelwerk auf der Spitze des Gebäudes ist

*) z. B. St. Saba in Rom; dem Dom zu Pisa; St. Feliciano zu Foligno u. s. w.

***) Schöner, in Größe angemessener und überhaupt passender finden wir diese Art von Giebelgesims-Bezierungen im Innern des Straßburger Münsters.

gegen das Ganze im höchsten Grade meßlin. Aehnliche Zierden standen auf den Giebeln von Gebäuden der Alten, aber nicht nur in angemessenerm Verhältniß, sondern gewöhnlich auch in irgend einer Beziehung auf das Gebäude. Der Verfasser gibt uns also spät-Römische, Longobardische, Gothische und sogar Griechische Architekturtheile.

In den Seitentheilen sind gepaarte dicht übereinander sitzende Fenster, von der unangenehmsten viereckigen Form, welche man zwar ähnlich, wie wir oben schon angeführt, aber gewiß nicht leicht unförmlicher an lezt erwähnten Klöstern findet. — Zwey Paar von den Fenstern stehen zufällig auf durchlaufenden Gesimsen; die anderen zwey balancieren in der glatten Wand. — Die Seiten des Refaltis haben unten einen unförmlichen Bogen; die unverhältnißmäßige Breite zur Höhe hat natürlich der Zweck desselben (die Einfahrt) veranlaßt. — In dem oberen Theil dieser Seiten ist bloß zum Decorieren, noch nutzloser als wie auf der vorderen Ansicht dieser Etage, das mittlere Stück Wand zurückgesetzt, und erscheint so ebenfalls eingeflickt. Freylich finden wir weiter unten im Text wieder eine Stelle, die uns einigermaßen auf eine solche Fassade hätte vorbereiten können. Es heißt nämlich S. 26: 'Was ferner die einzelnen Theile betrifft, so suchte ich dieselben überall ihrem öconomischen und statischen Zwecke gemäß zu gestalten: demnach sind beym Steinbau alle größern Spannungen gewölbt, und nur die schmäleren Fenster und die Thüren mit geraden Sturzen überdeckt. Die aus Eisen bestehenden Theile sind ganz leicht gehalten, und geben auf den ersten Anblick das Material woraus sie bestehen zu erkennen. Wenn vielleicht Mancher einwen-

den wollte, daß die leichten Verhältnisse der Eisenconstruction mit den schwereren der Steinconstruction nicht in Harmonie stünden, so läßt sich (um hier nicht einmal auf das Grundlose des vermeintlichen Gefühls für diese Art von Harmonie einzugehen) ganz kurz dagegen erwidern: daß die Constructions-Verhältnisse nur statisch begründet sind, d. h. aus dem Zwecke der Festigkeit hervorgehen, und also bey Material von verschiedener Stärke, nothwendig verschieden seyn müssen.

Aus welchem anderen Grunde haben denn alle Völker, deren Architectur weiter ausgebildet ist, diese Harmonie so streng beobachtet? Wo fände sich z. B. je bey den gediegenen, echt Egyptischen, Griechischen und Gothischen *) Bauwerken ein solches Durcheinanderwerfen der heterogensten Formen sowohl, als auch dieses verschiedenartigen Materials. — Mehr darüber an einem andern Ort!

Wir haben noch der niedrigen Füllung mit kleinen Figuren in Basrelief zu gedenken, welche sich über der offenen Säulenhalle befindet. In der Mitte zeigt sich der Tanz des Musenchors, wie ihn Julio Romano abgeschlossen dargestellt hat; diesem hat man in derselben Reihe zugesellt, zur Rechten: musizierende Figuren; daneben wird ein Stier zum Opfer geführt. Auf der Linken: Zweykampf; Familienscenen, alles auf die naivste Weise dargestellt.

Unser Architect scheint übrigens über den Werth seiner Fassade selbst in Zweifel gerathen zu seyn, und er sagt deshalb am Schluß seiner Beschreibung mit lobenswerther Bescheidenheit: 'Uebri-

*) Diese Bauweise scheint doch sogar Herr Hübsch sonst gelten zu lassen.

gens bitte ich den Styl meines Entourfes, besonders in Bezug auf die Details als einen Versuch anzusehen, der nicht sowohl eine Belehrung für Andere, als vielmehr eine Anregung, ihre Ansichten über diesen wichtigen Gegenstand laut werden zu lassen, seyn will.

Sind wir nun auch, was das Künstlerische dieses projectierten Bauwerkes betrifft, meist der Meinung des Herrn Verf. entgegen gewesen, so zollen wir ihm in Beziehung auf das rein technische, worin er bey fernerer Bemühung gewiß etwas Verdienstliches leisten wird, gern unsern Beyfall.

Cassel.

Wolff.

P a r t s.

Chroniques Neustriennes, ou Précis de l'histoire de Normandie, ses ducs, ses Héros, ses grands hommes, depuis le IX siècle jusqu'à nos jours; par Mr. Marie du Mesnil. 1825. VIII u. 420 S. in 8.

Da der Verfasser selber sein Werk nur einen Abriß nennt, so dürfen wir auch keine größere Ansprüche an dasselbe machen. Die Idee dazu ward laut der Vorrede im Jahr 1812 gefaßt; als sich der Verfasser in einem, wie es scheint unfreywilligen, Aufenthalt in Holland befand; so daß das Heimweh die Muse war, die ihn begeisterte, als dort zufällig eine Geschichte seines Vaterlandes ihm in die Hände fiel. Nach seiner Rückkehr arbeitete er dasselbe weiter aus; und so erscheint es in seiner gegenwärtigen Gestalt. Eigene Forschung haben wir nicht darin gefunden. Als Abriß mag es seinen Landsleu-

ten nützlich seyn. Er beginnt mit einer historischen Uebersicht nach den Heerzügen, von Rollo an (in welchem er das Muster der Helden und der großen Männer sieht) bis auf Johann ohne Land, und die Vereinigung mit der Krone durch Philipp August. Auf dieses folgt eine Uebersicht der Festsetzung der Normannen in Italien, und ihrer Unternehmungen von dort aus, zunächst vor und während der Kreuzzüge gegen das Byzantinische Reich; hauptsächlich eine Schilderung und Lobpreisung ihrer Helden und Heerführer. Der Verfasser kehrt darauf nach der Normandie zurück, und gibt eine Uebersicht ihrer Geschichte seit der Vereinigung mit der Krone, an die Reihe der Französischen Könige geknüpft. Es ist aber fast nichts mehr als eine Erzählung der Kriegesvorfälle, von denen die Normandie der Schauplatz war. Auf dieses folgt ein statistischer Ueberblick, nämlich eine Aufzählung der Producte nach den verschiedenen Naturreichen; einige Worte über den Handel, und den Character der Einwohner; und endlich ein Verzeichniß berühmter Männer und auch Frauen, welche die Normandie seit dem zehnten Jahrhundert erzeugt hat. Den Schluß machen einige Gedichte, unter denen das letzte: *Le poëte aux rives étrangères*, *Elégie*, während des Holländischen Exils gemacht; nicht ohne poetisches Verdienst ist, weil das Verlangen nach der Heimath hier die Muse war, welche den Verf. inspirierte.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

201. Stück.

Den 17. December 1827.

G ö t t i n g e n.

In der Versammlung der K. Gesellsch. d. Wiss. zur Feyer ihres 76sten Stiftungstages am 10. Novemb. war die Vorlesung vom Herrn Hofr. Tychsen: in chartam donationis librorum ecclesiae Hildesiensi a Brunone sacerdote factae, und enthielt Erläuterungen dieser merkwürdigen Urkunde, die der Verf. vor einigen Jahren auf seiner diplomatischen Reise 1812 hierher brachte, und die ihm, bey der Zurücksendung der übrigen, von den Vorstehern des K. Archivs zu Hannover zum wissenschaftlichen Gebrauch bisher gefälligst überlassen ward. Sie enthält eine Schenkung von Büchern, Ländereyen und andern Sachen, die ein Priester Bruno zu Hildesheim dem Stifte daselbst macht; einige andere Bücher gibt er einem Magister Eckhard in Verwahrung, die aber auch der heil. Maria heimfallen sollen, wenn er von der Reise nach Jerusalem nicht wiederkehren würde. Der Brief hat das besondere, daß er von zwey sich ähnlichen

K [8]

Händen geschrieben ist, und daß alles was sonst zur Beglaubigung einer Urkunde gehört, Namensunterschrift, Zeugen, Siegel und Datum fehlen. Die beiden auf der Rückseite befindlichen, später hinzugesetzten Rubriken geben auch keine Nachricht über die Zeit der Abfassung. Der Anblick der Schrift zeigt aber deutlich, daß sie in das 12. Jahrh. gehöre. Auch findet sich im Archiv zu Hildesheim eine Urkunde des Bischofs Udo vom Jahr 1103 von einer ganz ähnlichen Hand geschrieben. Da jedoch die Hand eines berühmten Calligraphen sich zuweilen fortpflanzt, so kann dieser Schenkungsbrief mehrere Jahre später geschrieben seyn. Auch der Inhalt desselben setzt ihn in das 12. Jahrh. Es läßt sich kaum denken, daß ein Deutscher Geistlicher den Gedanken hätte fassen können, Jerusalem zu besuchen, so lange es in den Händen der Mohamedaner war; zuerst der Seldschukischen Türken, dann seit 1098 der Fatemitischen Chalifen von Aegypten, und wieder seit 1187, des Curden Saladin. Ein solcher Entschluß konnte ihm nur kommen, nachdem die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon 1099 Jerusalem erobert hatten, worauf es 89 Jahre lang in den Händen der Christen blieb, bis es 1187 den 2. Oct. der Curde Saladin, Herr von Aegypten, eroberte. In diesem Zeitraum, wo so viele Andächtige nach Jerusalem pilgerten, konnte der Pater Bruno zu Hildesheim, dem es an Vermögen für die Reisekosten nicht ganz fehlte, leicht den Entschluß fassen, auch zum heil. Grabe zu wallfahrten. Nun schenkt er der Kirche alles was er besitzt, besonders seine Büchersammlung, nur die biblischen und einige andere, meist theologische Bücher, die er, auf den Fall seiner Rückkunft sich vorbehält, und fertigt darüber diese Schen-

fungsurkunde aus. Vermuthlich fand sich unerwartet eine Reisegelegenheit, die er benutzte, ehe der Schenkungsbrief vollendet war, in welchem dann von einer andern Hand 18 Bücher, die sich noch vorfinden, nachgetragen wurden. Man bewahrte diese unvollendete Urkunde, als Beleg der Schenkung auf, die auch, da Bruno wahrscheinlich nicht zurückkehrte, hinreichte, und durch ihre Aufbewahrung im Archive des Stifts die Schenkung hinlänglich bestätigte.

Daß ein einzelner Geistlicher so viele Bücher, (es sind über 60) die damals schwer zu erhalten waren, sich verschaffen konnte, erklärt sich aus dem damaligen Verhältniß des Stifts. Hildesheim hatte damals eine blühende Schule! Denn nach Carls des Großen unsterblichen Bemühungen um die Bildung der Deutschen, waren im nördlichen Deutschland, denn nur von diesem konnte hier die Rede seyn, besonders in Magdeburg, Halberstadt, Paderborn und Hildesheim, Stiftsschulen gebildet, wo die 7 freyen Künste, auch Schreibe- und Malerkunst gelehrt und Römische Schriftsteller, besonders Dichter, gelesen wurden, und Hildesheim scheint unter diesen sich ausgezeichnet zu haben. Denn Meinwerk, nachher Bischof zu Paderborn seit dem J. 1009, ging von Halberstadt nach Hildesheim, und dieses verlor um diese Zeit durch einen Brand des Stiftgebäudes, wie Langmar der Verf. der Lebensbeschreibung Meinwerks sich ausdrückt, *inexplicabilem librorum copiam*; hatte also eine zahlreiche Büchersammlung. Bruno fand also Bücher genug vor, und schrieb sich davon mehrere ab. Denn der Schenkungsbrief, den er wahrscheinlich selbst geschrieben hat, verräth eine schöne, deutliche Hand. Daher auch der Verf.

dieser Abhandlung eine Abbildung dieser Urkunde nicht für nöthig hielt.

Nun suchte der Verf. die Titel der einzelnen Bücher zu erläutern, welches bey der großen Kürze derselben, da sehr oft der Verf. des Buchs nicht genannt ist, keine leichte Aufgabe war. Einige, zumal in dem letztern, hinzugesetzten Theile der Urkunde, machten durch ihre Kürze jeden Versuch vergeblich, z. B. de arca Noe, Sententiarum volum. I. baptisterium, epistole — Als Ueberblick der Urkunde sehen wir noch hinzu, daß in der Bibliothek des Bruno die theologischen Bücher, wie billig, die größte Zahl ausmachten. Er hatte die ganze Bibel, aber in lauter einzelne Bände gefondert, des bequemern Gebrauchs wegen, und mit Glossen versehen, zusammen 30 Numern, außerdem noch ein Paar Psalter; andere theologische und exegetische 20, von Profanschriftstellern nur den Macrobius; vermuthlich konnte er diese, wenn er einen brauchte, aus der Stiftsbibliothek erhalten. Historische sind Josephi jüdische Geschichte und vita patrum von einem ungenannten Verf. Die übrigen sind verschiedenen Inhalts, am meisten medicinische, zum Theil aus dem Arabischen übersetzt. Ueber die Menge der letztern wird man sich nicht wundern, wenn man sich erinnert, daß, bey dem damaligen Mangel an Ärzten und medicinischen Schulen, die Geistlichen nicht nur den Seelsorger sondern auch den Arzt in ihrem Bezirk zu machen gendthiget waren. Außer seinen Büchern vermacht der Priester Bruno dem Stifte noch einige Länderey in Cilstringe (vielleicht Ilse) und Golschen, 8 Leibeigene und einen silbernen Becher; er scheint also nicht ohne väterliches Vermögen gewesen zu seyn.

P a r i s.

Bey Neve: Des Institutions judiciaires de l'Angleterre comparées avec celles de la France, et de quelques autres États anciens et modernes. Par Joseph Rey, de Grenoble, Avocat, ancien Magistrat. 1826. Tome premier, XXVI u. 328. Tome second, XI und 388 Seiten in 8.

Ein sehr interessantes und belehrendes Werk, welches eine gedrängte Darstellung des Englischen Gerichtsverfahrens in bürgerlichen und Strafsachen, so wie der Gerichtsverfassung selbst, liefert, und damit das Französische vergleicht, aus welcher Zusammenstellung dann das Resultat entnommen wird, daß bey allen stattfindenden Mängeln, das Englische Verfahren dennoch alle sonstigen auf dem Continente vorkommenden Arten des Gerichtsverfahrens bey weitem an Vortreflichkeit übertrifft. Im Ganzen muß man dem Verf. das Zeugniß geben, daß er sich zu der Bearbeitung dieses Werks mit lobenswerther Gründlichkeit vorbereitet hat, wiewohl es zu wünschen gewesen wäre, daß er, statt sich bloß auf Blackstone und auf Edmlins dictionary of law zu berufen, auch die für den Englischen Proceß wahrhaft classischen Werke eines Hawkins und Russell, benützt haben möchte; indessen wird dieser Mangel einigermaßen dadurch ersetzt, daß der Verf. selbst längere Zeit und in verschiedenen Zwischenräumen in England sich aufgehalten und solchergestalt erwünschte Gelegenheit erhalten hat, eine lebendige Kenntniß des Englischen Verfahrens sich zu erwerben. Aber was dem Verf. zum größten Ruhme gereicht, und was bey einem Franzosen in Bezug auf die Würdigung Englischer Institute so selten ange-

troffen wird, ist seine Unparteilichkeit, und der äußerst vorurtheilsfreie Sinn, mit welchem er seine Beobachtungen angestellt hat. Sehr treffend äußert er sich hierüber folgendermaßen, denn die Stelle ist zu schön, um sie hier nicht auszuheben: Quant aux préjugés nationaux qui si souvent égarent les meilleurs esprits, je crois pouvoir assurer que, sans cesser d'adorer ma patrie, je suis entièrement dégagé de l'influence de tels préjugés à l'égard des autres peuples. Ayant passé une grande partie de ma vie à l'étranger, j'ai appris à connaître la destination générale de l'homme, qui l'appelle à tendre la main à son semblable, quelque soit le pays qu'il habite, ou le gouvernement sous lequel il a vu développer son être. Je suis d'ailleurs convaincu jusqu'au fond de l'ame, que les antipathies de peuple à peuple ne servent qu'à empêcher le développement mutuel de leur bonheur, et il m'est démontré, que le despotisme seul profite de ces malheureuses dissensions qui font égorgér les hommes, ou qui les éloignent des rapports de bon voisinage et d'amitié réciproque. C'est en exaltant ainsi leurs passions haineuses qu'on arrache d'eux le sacrifice de leurs biens, et celui, plus précieux encore, de leurs libertés qu'on n'eût jamais osé leur demander sans ces prétextes funestes. O peuples! défiez-vous donc à jamais de tous ceux qui chercheront à vous exciter contre d'autres peuples. Soyez certains qu'à l'ombre de quelque grande erreur sur les intérêts respectifs des nations, on médite un grand crime politique, celui de votre propre ruine et de votre asservissement. Et vous tous, écrivains ou orateurs

populaires, loin de fomenter ainsi la discorde et les destructions, employez tous vos talens à rapprocher les nations, à leur faire voir le ridicule et le danger de leurs prétensions exclusives, à leur montrer enfin que le seul et véritable intérêt consiste dans un accord général des sentimens, dans un concert d'efforts vers le perfectionnement général de l'espèce! Goldene Worte, die aber hier nicht müßig stehen; denn man muß dem Verf. das Zeugniß geben, daß er sie bey der Bearbeitung seines Werks auch selbst stets vor Augen gehabt hat. — Die Deconomie des Werks selbst ist folgende: an der Spitze desselben steht eine Introduction, in welcher eine Darstellung des Culturzustandes des Englischen Volks in jeder Beziehung, und zwar theils, wie sich derselbe geschichtlich entwickelt hat, theils wie er gegenwärtig ist, mitgetheilt, und zugleich gezeigt wird, wie sich hiernach die Eigenthümlichkeiten der Englischen Gesetzgebung und Rechtswissenschaft ausgebildet haben, und wie verschieden hiernach die Rechtsquellen sind, welche für England bestehen. Dann folgt *Première partie*, des *institutions judiciaires en France*, und zwar zuerst von der Gerichtsverfassung, welche nach sieben Perioden geschichtlich entwickelt wird; hierauf, von dem gerichtlichen Verfahren, gleichfalls nach drey Perioden geschichtlich dargestellt, an welche sich eine Analyse des gegenwärtig geltenden *Code de procédure civile*, und des *Code d'instruction criminelle* anschließt. Hiermit schließt der erste Band; der zweyte löset die eigentliche Aufgabe des Werks; er enthält die *Deuxième partie*, *Exposé des institutions judiciaires anglaises, suivi de leur comparaison avec celles de la France et autres Etats*. Zunächst zerfällt die

selbe in zwey Abtheilungen, du personnel de l'organisation anglaise, und de la procédure judiciaire anglaise, jede aber in verschiedene Unterabtheilungen. An der Spitze der ersten Abtheilung steht eine kurze Geschichte der Englischen Gerichtsverfassung seit dem Einfall der Angelsachsen bis auf die gegenwärtige Zeit, gezogen aus Meyer Esprit, und unstreitig die schwächste Partie des Buchs, da der Verf. weder Glanvillia noch Bracton, ja nicht einmal Reeve's history of the english law genügend benutzt hat; dann folgt die Darstellung der Jury und der sämtlichen Englischen Gerichtshöfe und Justizbehörden in Bezug auf ihre Organisation und Competenz, so wie derjenigen Personen, die man als Nebenpersonen, sey es auf Seiten der Gerichte, als auf Seiten der Parteyen bezeichnet; also sowohl der Attorneys und Barristers, als der Sheriffs, Coroners, Constables &c. Eine ähnliche geschichtliche Skizze ist der zweyten Abtheilung, über das Rechtsverfahren selbst, vorgelegt, es folgt sodann die Darstellung des Civil- und Criminalprocesses, so wie er in den Englischen Gerichten üblich ist, und die Vergleichung seiner Grundsätze mit denen des Französischen, hin und wieder auch des Deutschen Verfahrens. — Uebrigens ist nicht aus der Acht zu lassen, daß der Verfasser nur das eigentliche England, mit Ausschluß von Schottland, Irland und Wales, im Auge hat, und daß er sogar die drey Grafschaften Lancaster, Chester und Durham, so wie die fünf Häfen, wie z. B. Dover, wegen deren verschiedener und besonderer Rechts- und Gerichtsverfassung, von seinem Plane ausgeschlossen hat.

G ö r t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

202. Stück.

Den 20. December 1827.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Helwingschen Hofbuchhandlung: Untersuchung über das gelbe Fieber von Carl Christian Matthäi. Beantwortung der von der Regierung des Herzogthums Oldenburg im Jahre 1822 aufgegebenen Fragen, die von der medicinischen Facultät zu Berlin des Preises würdig erklärt ist. Erster Theil 47 und 500 S. Zweyter Theil 375 S. nebst einer Uebersichts-Charte der Verbreitung des gelben Fiebers. 1827. in 8.

Vorliegendes Werk, das Sr. Durchlaucht dem regierenden Herzog von Oldenburg zugeeignet ist, hat uns mit hoher Achtung sowohl für den Vf. erfüllt als auch für die Behörde, welche es veranlaßte und die, welche die gelungene Lösung der Aufgabe in gerechter Würdigung anerkannte. Die Auffassung der Frage, der Gang der Untersuchung, die Entwicklung der Resultate ist hier mit solcher Umsicht, Schärfe, Planmäßigkeit und Vollständigkeit genommen und geleitet,

S [8]

das subjective Meinen gegen die Thatsachen, welche in ihrer erschöpfenden Zusammenstellung laut genug sprechen, so verständig zurückgesetzt, daß bey jeder erneuerten Behandlung des Gegenstandes, der leider seiner Natur nach noch oft genug zur Sprache kommen wird, dieses Buch als Codex und Kustkammer zugleich wird dienen können.

Die vorangestellte wissenschaftliche Uebersicht erleichtert dem Berichterstatter sein Geschäft sehr. Vorher jedoch müssen wir uns über eine Aeußerung des Verfassers erklären. Er sagt nämlich S. 5: 'Ein scheinbares größeres Gewicht würden vielleicht einige der in dem Folgenden entwickelten Folgerungen erlangen, wenn der Verfasser sich auf eigene Beobachtungen berufen hätte. Wenn es indessen auch thunlich gewesen wäre, einzelne Thatsachen aus eigener, oder der Freunde Beobachtungen mitzutheilen, was hätte die Wahrheit der Folgerung gewonnen? Neue, von den aus gedruckten Beobachtungen entnommenen abweichende Thatsachen konnten nicht geliefert werden. Es müßte also wie eine bloße Eitelkeit erscheinen, wenn man sich auf Wiederholung der Floskel beschränken mußte: auch eigene Beobachtungen bestätigen das Gesagte. Der Standpunct der Untersuchung ist zu hoch genommen, als daß hieraus derselben ein wesentlicher Vortheil erwachsen konnte.' Wir stimmen ihm bey, so lange die Untersuchung sich auf historisch-kritischer Bahn bewegt und die Gründe der Parteyen pro et contra gegen einander hält; wo es aber auf ein vollständig entscheidendes, aus unmittelbarer Kenntniß der Sache herfließendes Urtheil ankömmt, da möchte wohl der das meiste Vertrauen verdienen, der mit dem Wissen von dem bisher darüber Verhandelten,

und einem unbefangenen, redlichen, prüfenden Sinn auch eine vielseitige Anschauung der Krankheit selbst an Ort und Stelle verbindet. Vielleicht hat noch kein solcher sich ausführlich öffentlich vernehmen lassen; beynah jede Schrift, jeder Bericht über das gelbe Fieber hat eine bestimmte Absicht, eine Meinung oder ein Vorurtheil im Hintergrunde, und deshalb muß bey Benutzung des Erzählten und Ueberlieferten so große Vorsicht angewendet werden. Wir möchten wünschen, daß der Verf., der mit erstaunlicher Anstrengung fast alle literarischen Hülfsmittel zusammengebracht und in Titeln und Auszügen mitgetheilt hat, mehr Winke über den Standpunct, von dem aus die bedeutendsten angesehen werden müssen, beigefügt hätte.

Der Gang des Buchs richtet sich am einfachsten nach der Beantwortung der aufgegebenen Fragen. Erste Frage. Ursachen des gelben Fiebers. Es bedarf zu seiner Erzeugung 72° F. Wärme; es verbreitet sich bey einer niederen Temperatur; es verschwindet bey einer Kälte, bey welcher Eis entsteht. Feuchtigkeit der Atmosphäre ist weder zur Erzeugung noch zur Verbreitung durchaus erforderlich. Ausdünstungen von faulenden thierischen oder vegetabilischen Substanzen sind nicht im Stande jenes zu bilden. Vielleicht entsteht es nur bey Einem oder bey Wenigen aus dieser Quelle und verbreitet sich dann durch Ansteckung. Zweyte Fr. Steckt das gelbe F. an? Thatsachen beweisen, daß dasselbe oft erst nach großen Zwischenräumen an den Ort zurückkehrte, wo die Localschädlichkeiten vermindert waren und wo nur eine neue Einführung, oder eine Wiedererweckung des Ansteckungsstoffes dieses erklären konnte. Die Krankheit einmal überstanden schützt gegen jeden neuen

Anfall, ein wesentliches Merkmal der fieberhaften ansteckenden Krankheiten. Die Glieder einer Familie erkrankten nie gleichzeitig, sondern nach und nach. Zwischen den ersten Kranken eines Orts und den späteren verläuft oft ein großer Zeitraum. Die Annäherung Gesunder zu Kranken begünstigt die Verbreitung. In vielen Fällen erkrankten die Aerzte in einem größeren Verhältnisse wie die übrigen Bewohner. Orte, die viel Verbindung unter einander hatten, litten kurz nach einander, nicht gleichzeitig. In Seestädten brach das Fieber fast jedesmal nach Ankunft eines der Einführung eines Ansteckungstoffes verdächtigen Schiffes aus. Es brach auf Schiffen in einem Hafen früher aus, wie am Lande, und ging von einem Schiffe zum andern. Es erschien durch einen mitgenommenen Kranken auf offener See, und gleichfalls auf offener See wurde es von einem Schiffe auf ein anderes durch übergehende Kranke verbreitet! Flüchtlinge verschleppen das gelbe Fieber entfernt von dem Orte, wo sie erkrankten. Das Fortschreiten der Krankheit wird durch Absonderung beschränkt und gehemmt. Die Entstehung bindet sich in den Tropenländern an keine Jahreszeit. Entfernung der Localschädlichkeiten hatte keinen glücklichen Erfolg. Die dritte Frage: ob das gelbe Fieber in Nordamerica und Europa dem tropischen gleich sey? wird mit einem wahrscheinlichen Ja beantwortet; hingegen die vierte Frage: ob das gelbe Fieber eine eigenthümliche Krankheit sey? wird geradezu bejaht. Fünfte Frage: Bleiben hoch und entfernt vom Meere liegende Orte vom gelben Fieber verschont? Man sah es zwar bis jetzt nie in großer Entfernung von den Meeresküsten, nie

höher wie 2000 Metres über der Meeresfläche; allein darum dürfen die Vorsichtsmaßregeln nicht vernachlässigt werden. Sechste Frage: Kommt das gelbe Fieber sporadisch vor? ja, wie dieß auch bey den Blattern der Fall ist. Siebente Frage: Welcher Stand des Thermometers ist zur Entstehung und Verbreitung des gelben Fiebers erforderlich und wie weit nördlich ist es gekommen? Ein hoher Grad der atmosphärischen Wärme ist zur Entstehung desselben erforderlich, doch wird dessen weitere Verbreitung durch einen niederen nicht gehemmt. Die achte Frage: Kann es auch an den Küsten des nördlichen Europas entstehen? so wie die neunte: Läßt es sich in die mehr nördlichen Gegenden verschleppen? erhalten ihre Antwort durch das Resultat, daß das gelbe Fieber ansteckender Natur ist. Die Möglichkeit, daß einmal diese Krankheit eine nördliche Küste heimsuchen könne, ist nicht in Abrede zu stellen, daher auch die Vorsicht nicht zu versäumen die Einführung desselben möglichst zu verhindern. Die zehnte Frage: ob der Ansteckungsstoff auch wohl andere bössartige Formen von Krankheiten hervorbringen könne? wird bejaht. Elfte Frage: Durch welche Maßregeln kann der Ausbruch des gelben Fiebers verhindert, oder wieder unterdrückt werden? durch Abhaltung des auswärts erzeugten Ansteckungsstoffes, durch Verhütung der einheimischen Erzeugung, durch Beschränkung und Unterdrückung der Verbreitung nach dem Ausbruche.

Der zweyte Theil, gewissermaßen ein erläuternder und beweisführender Nachtrag zum er-

sten, enthält: 1) eine kurze Geschichte aller bisher beobachteten Epidemien und einzelner Ausbrüche des gelben Fiebers. 2) Ein alphabetisches Verzeichniß der Gegenden und Orte, in denen das gelbe Fieber beobachtet wurde; nebst Angabe der Jahre, in denen es vorkam. 3) Ein Verzeichniß der bisher über das gelbe Fieber erschienenen Schriften und Abhandlungen, alphabetisch geordnet. 4) Die Originalstellen, welche alle in der Abhandlung zu Folgerungen benutzten Thatsachen enthalten.

Eine schöne Zugabe ist die Charte, indem man so mit einem Blicke die Länder übersehen kann, wo das gelbe Fieber geherrscht hat. Es war ein glücklicher Gedanke alle diese Punkte durch eine Uebersicht zu vergegenwärtigen, und so den augenscheinlichen Beweis zu führen, wie weit nördlich von der Linie, jedoch stets nur an der Küste diese Krankheit bis jetzt vorgekommen ist. Die Hauptansicht und das Endresultat der Untersuchung ist die, daß das gelbe Fieber eine durchaus ansteckende Krankheit sey, daß es sich verschleppen lasse und daß daher jedmögliche Vorsichtsmaßregel dagegen zu ergreifen sey.

Unter den beantworteten Fragen ist die vierte unstreitig zu kurz abgefertigt, da doch gerade auf die Entscheidung: ob das gelbe Fieber eine eigenthümlich specifische Krankheit, oder nur ein typhöses Fieber mit einem hervorstechenden Leiden des Magens und des Gehirns sey? viel ankommt. Denn diejenigen, welche im gelben Fieber ein typhöses Fieber erblicken, geben die Ansteckung nur dann zu, wenn dessen Character aus dem entzündlichen zum nervös faulichten sich umwandle.

Die Sprache und Art der Darstellung ver-

dient alles Lob. Sie ist im Ganzen klar, richtig, wohlgeordnet und dem Gegenstande angemessen. Ausdrücke wie 'die gelbe Fieberlehre' und ähnliche, die sehr häufig vorkommen, können wir jedoch nicht billigen; zuweilen sind auch die Perioden zu lang und etwas gezwungen. Schon beym ersten S. 1: 'Es gibt wohl wenige Krankheitsformen, über deren Ursachen, Wesen und Eigenschaften so verschiedene und so völlig widerstrebende Meinungen mit Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Hartnäckigkeit vertheidigt sind, wie über das gelbe Fieber' findet man sich zu dieser Bemerkung veranlaßt.

M . . r.

R a f c h a u.

Merkwürdigkeiten des Königreichs Ungern, oder historisch = statistisch = topographische Beschreibung aller in diesem Reiche befindlichen 42 königlichen Freystädte, 16 Zipser Kronstädte, Sazygiens, groß und klein Rumaniens, der privilegierten Heyducken = Städte, der Berge, Höhlen, Seen, Flüsse, vorzüglich Gesundbrunnen, und des Ungerischen Bergbaues, nebst einer Uebersicht des ganzen Königreichs; nach officiellen, von den Behörden eingesendeten Quellen, in alphabetischer Ordnung bearbeitet von Carl von Szepeshazy, K. Vice = Provincial = Commissär, und J. C. von Thiele, K. Ruff. Rath. I. Theil 194 S. II. Theil 213 S. in 8. 1825.

Der ausführliche Titel sagt in der That so vollständig Alles, was der Leser in diesem Werke zu erwarten hat, daß wir in dieser Rücksicht nichts hinzuzusetzen haben. Das Werk beschränkt

sich nur auf das eigentliche Ungern; weder Siebenbürgen noch die andern Nebenländer sind darin enthalten. Die vorgesezte Einleitung gibt zuerst eine Uebersicht der Ungerischen Geschichte; und der allgemeinen Statistik, sowohl in Beziehung auf die Verfassung als die Verwaltung und die Producte. Das Werk selbst ist in alphabetischer Ordnung, und mit diesen zwey Theilen beendigt. Bey den einzelnen Orten werden die Merkwürdigkeiten, Bevölkerung, bey den wichtigern auch die Geschichte angegeben. Es versteht sich also, daß einzelne Artikel, wie Pesth, Preßburg, Kaschau u. a. ausführlich, andere dagegen nur kurz behandelt werden. Da nach der Versicherung auf dem Titel die statistischen Daten aus officiellen Quellen geschöpft sind; so hegen wir gegen ihre Richtigkeit keinen Zweifel. Vollständig aber können wir das Werk nicht nennen, da wir die Namen mancher wichtigen Ortschaften, wie Kremnitz, Tokai u. a. vergeblich suchen. Wenn das Werk eine Special-Geographie und Statistik von Ungern enthalten soll, durften doch diese und so manche andere, nicht fehlen. Bey dem letzten Artikel Zombor wird eine Nachricht von dem Franz-Canal der Theiß und Donau auf kürzerm Wege verbunden, gegeben. Er trägt nicht die Zinsen des darauf gewandten Capitals, und kann nur durch die königliche Unterstützung im Stande erhalten werden. Beygefligt ist eine lithographierte Ansicht der Karpathen, vom Eingange des Dorfes Bömnitz in der Zipser Gespanschaft ausgesehen.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

203. Stück.

Den 22. December 1827.

Bonn und Darmstadt.

Lehrbuch der Kirchengeschichte. Von Joh. Carl Ludw. Gieseler, Dr. der Philos. und der Theol. auch der letzten ordentl. Professor an der Rhein-Universität. Zweyten Bandes zweyte Abtheilung. 1826. 554 S. in 8.

Wir freuen uns, das Fortrücken eines Werkes anzeigen zu können, von dem wir uns die kräftigste und zu unserer Zeit doppelt nöthige Förderung des kirchlich-historischen Studiums unter uns versprechen: in dieser Freude aber können wir weder sein gegen die gemachte Erwartung etwas langsameres Fortrücken, noch viel weniger den etwas größeren Umfang bedauern, zu welchem es unter dem Fortrücken auszuwachsen scheint. Der Hr. Dr. hoffte und versprach, die ganze Kirchengeschichte in drey Bände zusammen zu drängen. Um Wort halten zu können, sah er sich jedoch genöthigt, den zweyten Band, der die Geschichte des Mittelalters enthalten sollte, in zwey Abtheilungen zu zertheilen.

I [8]

gen, und bey der Bearbeitung der für die zweyte Abtheilung zugeschnittenen Materialien fand er wieder, daß sich nicht alles in die zweyte hineinbringen lasse, sondern noch eine dritte damit ausgefüllt werden müsse. Wenn das Lehrbuch zugleich als Handbuch und als Leitfaden zu Vorlesungen über die Kirchengeschichte benützt werden soll, so mag dieß wohl einige Inconvenienzen machen; doch fühlt sich Rec. fast gedrungen, ihm dafür zu danken, daß er sich über den kleinen daraus entspringenden Uebelstand hinweggesetzt hat, um seinem für das Werk entworfenen Plane und der darnach berechneten Behandlungsart der Geschichte treu zu bleiben. Das Eigenthümliche von jener besteht nämlich darin, daß er sie durchaus aus den ersten oder doch aus den ältesten Quellen zu schöpfen strebt, und diese immer selbst, so weit es nöthig ist, vorlegt; der Hauptnutzen des Werks aber, wodurch es sich von den meisten ähnlicher Art auszeichnet, scheint uns daraus hervorzugehen, weil es den Böglingen der Wissenschaft durch die Kenntniß, die es ihnen von den Quellen beybringt, und durch das gegebene Muster ihrer Benützung die brauchbarste Anleitung und die kräftigste Aufmunterung zu ihrem eigenen Studio gibt. Dieß trägt unstreitig in der Geschichte des Mittelalters am meisten aus, weil die Quellen dafür von so vielfach verschiedener Art sind, und ihre Behandlung so manches andere Erforderniß voraussetzt: gerade hier durfte also der Verf. von seiner einmal gewählten Behandlungsart der Geschichte am wenigsten abgehen; aber gerade hier durfte er sich das Abkürzen und Zusammendrängen oder das bloße Verweisen auf diese Quellen auch deswegen am wenigsten erlauben, weil so manche darunter nur für wenige zugänglich sind. Den-

noch hat er auch mit Abkürzen und Zusammen-
drängen das mögliche gethan, nur war es bey
dem übergroßen Reichthum, der sich ihm auf-
drang, unmöglich, daß er mit dem Raume, den
er voraus berechnet hatte, ausreichen konnte. Fast
fürchten wir, daß ihm dieß auch bey dem drit-
ten Bande begegnen dürfte, der für die Refor-
mations- und für die neuere Kirchengeschichte be-
stimmt ist; denn so sehr wir es auch aus meh-
reren Ursachen billigen, was er in der Vorrede
zu diesem angekündigt hat, daß er in die neue
Kirchengeschichte nur solche Erscheinungen aufneh-
men will, die eine wirklich universelle Bedeutung
haben, so wird ihn doch die Menge von solchen,
welche auf diesen Character Ansprüche machen
können, auch wieder wegen des Raumes in Ver-
legenheit setzen. Doch gibt Rec. seine Stimme
dazu, daß ja der Rücksicht auf Raum-Ersparniß
keine höhere von ihm aufgeopfert werden möchte.
Ist nur einmal das Ganze seinem Plane gemäß
gleichförmig durchgeführt, so wird es nicht schwer
werden, das Ungleiche seiner äußeren Anordnung
und Zusammensetzung in einer zweyten Ausgabe
auch für den äußeren Anblick unanstößiger —
und vielleicht noch leichter werden, es auf eine
andere Art auch zu der besonderen Bestimmung
eines Handbuchs, das als Leitfaden bey Vorle-
sungen dienen möchte, bequemer zu machen.

Nach diesem glauben wir nur noch eine allge-
meine Anzeige von dem Inhalt dieses Bandes,
und von der Ordnung geben zu dürfen, in wel-
cher die darin behandelten Materien zusamen-
gereiht sind; denn bey einem Werke von dieser
Art dürfte das Hineingehen in das Einzelne dop-
pelt unthunlich seyn. Man ist ja voraus sicher,
daß sich schwerlich eine unrichtige historische That-
sache darin nachweisen lassen wird; also könnte

nur über eine Verschiedenheit der Ansicht von den Thatsachen, oder von den Quellen aus denen sie geschöpft sind, mit dem Verf. gehandelt werden, und dazu möchte ein freerer und weiterer Raum nöthig seyn, als uns zugemessen ist. Wir beschränken uns also auf die Anzeige, daß dieser Band den dritten Abschnitt in der dritten Periode der Geschichte, und zwar den Zeitraum von Gregor VII. bis zur Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Frankreich, also den Zeitraum vom J. 1073 — 1305 in folgender Ordnung in sich faßt. Kap. I. Geschichte des Papstthums und seiner politischen Entwicklung S. 4 — 202. Geschichte seiner kirchlichen Entwicklung S. 202 — 232. Kap. II. Geschichte der Hierarchie der Landeskirchen — ihrer Verhältnisse zum Staat S. 234 — 246; ihrer inneren Verhältnisse S. 247 — 251; der Sitten ihres Clerus S. 252 — 262; und der Güter der Kirche 263. Kap. III. Geschichte des Mönchthums S. 265 — 325. Kap. IV. Geschichte der theologischen Wissenschaften S. 327, der Scholastik und Mystik S. 328 — 357; der Moral, des canonischen Rechts, der Exegese und der Homiletik S. 358 — 365. Kap. V. Veränderungen im Gottesdienste, und ihre neue dogmatische Begründungen. Geschichte der Sacramente S. 367 — 387; der Heiligen-Verehrung S. 388 — 400; der kirchlichen Feste S. 401 — 404. Kap. VI. Veränderungen in der kirchlichen Disciplin und ihre neuen dogmatischen Begründungen; Beichte; Ablass; kirchliche Strafen S. 405 — 437. Kap. VII. Geschichte der ketzerischen Parteyen; Lanchelin; Eudo; Peter von Brunß; Heinrich; Katharer; Waldenser; Albigenser; Apostel-Brüder S. 437 — 523. Kap. VIII. Ausbreitung des Christenthums S. 524 — 532; und in zwey Anhängen: Geschichte der griechischen und der übrigen orientalischen Kirchen S. 533 — 554.

K ö n i g s b e r g.

Von A. W. Unzer: Von der Form der Hebräischen Poesie nebst einer Abhandlung über die Musik der Hebräer, von J. E. Saalschütz. Mit einem Vorworte von Dr. August Hahn, der Theologie Professor. Mit Kupfer- und Noten-Tafeln. 1825. XVI u. 385 S. in 8.

Von Gomarus (Davidis Lyra Lugd. B. 1637) bis auf Bellermann (Metrik der Hebräer. Berlin 1813) haben sich christliche Gelehrte nun fast 200 Jahre lang bemüht, in den althebräischen Gedichten ein Metrum zu finden; aber vergeblich war ihr Suchen. Man verwarf entweder, um nur ein etwas gefallendes Metrum sich zu bilden, die (im Ganzen sichere) Auctorität der masorethischen Aussprache und erlaubte sich willkürliche Textesänderungen, oder blieb der masorethischen Aussprache treu und stellte Metra auf, die, weil sie ohne Rhythmus und Harmonie, ohne Gleichheit der Sylben und Verse sind, diesen Namen nicht verdienen. Auf den Trümmern seiner Vorgänger schreitet der Verf. des obigen ausführlichen Werks zu einer neuen Theorie über die Metrik des A. T., und man muß schon die Kühnheit bewundern, die den Verf. nach so vielen mißlungenen Versuchen an der Lösung eines schweren und wichtigen Problems nicht verzweifeln ließ. Der Begründung und Durchführung dieser neuen Ansicht ist der Haupttheil des Werks gewidmet; zwar handelt der Verf. außerdem vom Parallelismus, Wortspiel, Reim, von den Strophen, von den Instrumenten, musikalischen Kunstausdrücken u. dergl., aber kurz und nur mit fleißiger Benutzung der Quellen und guter Beurtheilung verschiedener Meinungen. Sollte auch, wie sich Ref. überzeugt hat, die

hier vorgetragene Theorie vergeblich versucht seyn, so empfehlen wir doch die Schrift den Freunden der althebr. Poesie, weil sie im Uebrigen dem Versuche Bellermanns, dem besten unter den vorigen, gleich kommt.

Zu loben ist, daß sich der Verf. nicht erst für sein Metrum eine neue Punctuation schafft oder kritische Verbesserung, er hält mit Bellermann die jetzige Vocalisation für eine (im Ganzen) richtige Tradition. Aber die Betonung der Wörter, welche das masorethische System vorschreibt, wird verworfen, und als oberster Grundsatz (S. 197 — 225) die durchgängige Betonung der vorletzten Sylbe aufgestellt (z. B. קָטַל katal) — ob mit Recht? ist sehr zu bezweifeln. Wie darf man die Vocalisation als wahr annehmen, und die mit ihr so genau verwandte, von den Accenten angezeigte Betonung als durchgängig falsch verwerfen? ist es nicht weit wahrscheinlicher, daß nach dem Geist der Sprache und der Analogie der Dialecte die letzte Sylbe in קָטַל, קָטַלִּי betont wurde, da die Araber den ersten Radical ganz ohne Vocal (كـ), die Araber mit kurzem aussprechen? Und womit will man die stete Betonung der vorletzten Sylbe, welche die Sprache so eintönig machen würde, beweisen? Auf die Aussprache der deutschen Juden darf man sich gewiß nicht berufen, da jedermann weiß, wie verdorben diese überhaupt ist, und wie sich die bessere Aussprache in andern Ländern erhalten hat. — Aber auch zugegeben, daß dieser oberste Grundsatz nicht wankte, wird man doch das vom Verf. gefundene Metrum nicht billigen können. Nach seiner Betonung müssen fast alle Wörter mit einer kurzen Sylbe enden: daher soll in allen Gedichten der hexametrische

Dactyl herrschen; überall sollen freye Versmaße seyn, in denen der Dactylus mit dem Spondeus und Trochäus abwechselt. Diesem Metrum gestattet aber der Verf. so viele Freyheiten, daß es aufhört ein Metrum zu seyn und man lieber kein Metrum finden möchte, als ein so ungleiches, unrythmisches, unmetrisches. Dem Dactylus soll nicht bloß ein Trochäus substituiert werden, sondern auch der seinem Wesen nach so unrythmische paeon primus (-vvv); ja selbst eine einzige lange Sylbe soll oft in der Mitte des Verses statt eines Dactylus stehen, so daß wir nun dactylische Verse bekommen, in denen eine, zwey, drey, vier Sylben nach Willkühr wechseln. Was bleibt hier vom Dactylus? machen Sylben ohne alle Gleichheit, ohne passende und regelmäßige Hebung und Senkung der Stimme ein Metrum? Kann man nicht auch reine Prosa in unrythmische Verse bringen? Und nicht genug, daß die Verse in einem Gedicht nicht gleiche Füße haben, daß an eine Prosodie nicht zu denken ist, daß Sch'wa nach Willkühr eine kurze Sylbe oder keine bildet, sollen selbst noch oft drey bis vier Sylben dem Verse als unnütz vorhergehen, wo man doch gar nicht sieht, weshalb die Dichter nicht gleich besser das Metrum beherrschten. — Zwar sprechen die Kirchenväter von hebräischen Metris im A. T., und der Verf. (S. 303 ff.) bemüht sich zu zeigen, daß z. B. Hieronymus schon unter Hexametern das von ihm gefundene Metrum verstanden habe: allein den Zeugnissen der Alten darf man offenbar nicht trauen. Josephus und Philo, diese schlechten Kenner der althebräischen Sprache, reden zuerst zweifelhaft und nach griechischen Ideen von hebr. Metris, und Origenes und Hieronymus sprechen ihnen, nicht ohne Widersprüche unter sich selbst, das

Nichtverstandene nach. Ja nach Hieron. Op. T. II. p. 709. ed. Martin. verstand man unter der Benennung trimeter, hexameter nur Verse, die aus drey oder sechs Gliedern (Stichen) bestehen.

Wozu sucht man überhaupt in den ehrwürdigen Poesien des A. L. Metra, die weder der Geist der althebr. Poesie, noch die Sprache selbst geduldet zu haben scheint? Für den freyen Gang der alten Dichtkunst paßt sich nicht der Zwang eines Metri: ein Metrum bringt Kunst und Schmuck in die Dichtung, aber entsteht erst Poesie durch ein Metrum? oder macht nicht schon Begeisterung, erhabenerer, kräftigerer Sprache, Schwung der Gedanken, eine schöne Fülle und ein Ueberströmen der Wörter und Gedanken, woraus der Parallelismus entsteht, den wahren Naturdichter? In den althebr. Gedichten sollen wir Erhabenheit und lyrischen Fortschritt der Gedanken fühlen, nicht das Aeußere, Kunst im Wechsel und Zählen der metrischen Füße. Die den Hebräern so nahe verwandten Araber haben zwar Metra, und zwar sehr vollkommene und längst vor Muhammed (nicht spät, wie der Verf. S. 24 glaubt) selbstständig gebildet: aber die arabische Sprache ist auch an kurzen Sylben reicher und überhaupt biegsamer und feiner, als die hebräische, und in Arabien ward Poesie öffentlich in Volksfesten geschätzt und belohnt, wovon wir bey den Hebräern keine Spur sehen. Die hebräische Sprache war fast gleich der syrischen, die nie ordentliche Metra bekommen hat, zur leichten Bildung einer Profodie unfähig, und erst im Mittelalter mußte sie von der arabischen Metrik, die damals blühte, die ersten Elemente erlernen und sich in das ihr fremde Kleid regelmäßiger Sylbenmetra hüllen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

204. Stück.

Den 22. December 1827.

Berlin.

Bey C. Reimer: Die gedichte Walthers von der Vogelweide. Herausgegeben von Karl Lachmann. 1827. XII und 227 Seiten in 8.

Walthers Werke laden zu einer besondern Bearbeitung ein. Unter den Dichtern dieser Periode einer der ersten hat er sich bloß auf lyrische Ergüsse seines Geistes beschränkt, dessen große Beweglichkeit ihm wie es scheint die Ruhe zu erzählenden Dichtungen versagte. Dazu überall, man kann sagen in jedem Gedanken, eine leicht erkennbare, scharf ausgesprochene Eigenthümlichkeit, eine schöne Sprache, endlich die Fähigkeit uns sogleich zu reizen und, was noch mehr ist, festzuhalten; wir wenigstens haben bey dieser Veranlassung sämtliche Gedichte abermals mit dauernder, gleich starker Theilnahme gelesen. Er hat auch jene Offenheit und Sicherheit des Geistes, die dem Dichter geziemt, und äußert sich unverholen über Alles, was ihn eben bewegt, sey es sein innerer Zustand, seine Lage zur Welt,

u [8]

seine trübe oder heitere Stimmung; oder beider Streit in seiner Seele. Mag es seyn, daß er durch diese Einmischung der Wirklichkeit den Anfang zum Verderben der Poesie gegeben, wie man ihm vorgeworfen hat, denn er zehrt das Kapital auf, von dessen Zinsen sie leben soll; so thut man doch wohl, eine solche Betrachtung hier noch bey Seite zu setzen und erst da geltend zu machen, wo Nachahmer oder Dichter von geringern Gaben sich durch ein solches Beispiel berechtigt glauben, den falschen Weg einzuschlagen. Ursprüngliche Dichter haben so zu sagen das Vorrecht zu irren und das mangelhafte der menschlichen Natur neben dem herrlichsten, was sie gewährt, zu offenbaren. — Ein anderer Antrieb Walthers Gedichte in reinem Text herzustellen, lag in der verdienstvollen Schrift Uhlands, der durch ein mit Sorgfalt und feinem Sinn zusammengestelltes Leben des Dichters die Aufmerksamkeit für ihn geweckt hatte und den besten Lohn für seine Bemühung hier empfängt, wo ein genauer und kritischer Text ihm die Möglichkeit gewährt, seine verdienstvolle Arbeit nochmals mit sicherem Erfolge vorzunehmen und ihr eine feste Grundlage zu geben. Sey er höchstens dazu eingeladen!

Schon vor elf Jahren hatte Hr. Prof. Lachmann den Vorsatz zu gegenwärtigem Buch gefaßt und bereits waren Proben seiner Arbeit erschienen. Ein Mitarbeiter, Herr Prof. Köpke, ist abgetreten und er selbst wohl durch die Entwicklung der deutschen Philologie, an der er den thätigsten Antheil genommen, in seinem Vorhaben ebensowohl aufgehalten, als gefördert worden. Während dieser Zeit haben sich auch die Quellen erweitert, und daß Hr. Prof. Lachmann nicht versäumt hat, sich den Zugang zu verschaffen, beweist das in der Vorrede gelieferte

ziemlich ansehnliche Verzeichniß: An uns wäre es jetzt, auseinander zu setzen, wie der Verfasser diese Quellen benützt und überhaupt seine Aufgabe gelöst hat; allein Rec. fühlt seine Ungeschicklichkeit im loben, die um so größer ist, als er gerade sehr viel zu loben hätte. Er würde auch nur denen verständlich werden, welche in die Sache einzudringen Lust haben, und diese zu überzeugen hält er für unnöthig; sie werden längst die Trefflichkeit dieser Arbeit eingesehen haben. Zudem gehört Rec. zu jenen, welche einen Einfluß der eigenthümlichen Natur eines Schriftstellers auf sein Werk gerne sehen, einen gewissen Beygeschmack lieben, oder wenigstens, wo dieß nicht überall angeht, zu sehr achten, als daß sie darin Ursache zu einem Tadel fänden. Mag jemand Recht haben, der sich den Verf. etwas mittheilender wünscht, etwas weniger künstlich oder versteckt in seinen Aeußerungen (beide Ausdrücke sind nicht ganz treffend und tadeln mehr, als sie sollen, aber etwas davon ist wahr: der Verf. liebt es, von seinen Entdeckungen oft nur die Segelspitze zu zeigen, und zumal, wer am Ufer steht muß genau Acht geben und schräg sehen), etwas mehr gerade heraus und weniger neckend; Rec. und wenn er selbst einen solchen Wunsch hegte, will ihm daraus keinen Vorwurf machen, obgleich er sich erinnert, daß er hier Richter seyn soll. Muß denn Alles herausgesagt werden, oder jede dunkle Stelle erklärt? ist irgend ein Herausgeber dazu verpflichtet, und kann er sich nicht gut mit der Hoffnung entschuldigen, ein späterer werde auf seiner Grundlage weiter schreiben? Wir empfangen hier den besten, reinlichsten und bescheidensten Text, der unter den Umständen möglich war; in der That, diese Sicherheit mit der wir ein so vorzügliches Denkmal durchlesen können, ist ein höchst angenehmes

Gefühl. Genauigkeit, Gründlichkeit, Erwägung verschiedenartiger Rücksichten, sorgsame und gleichförmige Ausführung, das konnte man auch von andern erwarten, aber wir finden außerdem ein eigenthümliches, angeborenes Geschick zur Beobachtung, das oft da, wo wir sie nicht erwarten, zu neuen und scharfen Bemerkungen Anlaß gibt, Bemerkungen, die nicht selten in der Folge größere Bedeutung erhalten, als der Augenblick einzusehen gestattet. Wer würde z. B. eine Abänderung gegen alle Handschriften, wie 40, 30 vorschlagen, der nicht in einem scharfsinnig entdeckten metrischen Gesetz dazu eine Nothigung sähe? Der Verf. hat nicht dahin gestrebt durch einen Text, der keinen Anstoß gewährt, uns zu blenden und sorglos zu machen, sein Bestreben war, den besten Text, nicht wie er etwa seyn könnte, sondern so weit er sich erkennen ließ, herzustellen. Es könnte jemand, der sich mit dem bereits erlernten und der daraus gebildeten Theorie vertraut gemacht hätte, was die Handschriften gewähren, als eine rohe Masse betrachten, in die er kritisch einzuschneiden und die regelrechte Form herauszubilden befaßt sey. Ein solches Verfahren würde eine gewisse Befriedigung gewähren, und im besten Falle ein wohlgerathenes Exercitium aufstellen; aber auf solche Weise behandelte Denkmäler hören auf Quelle des Sprachstudiums zu seyn; wir reden nicht von einem andern Falle, wo ungefähr, für den Nothbehelf dienende Kenntniß der Grammatik so etwas unternimmt, und unter dem Schein einer kritischen, eine für den lebendigen Gebrauch völlig werthlose Fabrikarbeit liefert.

Nach diesem Grundsatz verschmäht L. jede Verbesserung, selbst die glänzendste, von der nicht zu erweisen steht, daß sie zugleich die wahre ist und bloß wahrscheinliche Vermuthungen haben niemals

im Text selbst, nur in den Anmerkungen einen Platz erhalten; er läßt lieber das unverständliche und verderbte stehen, bis sich einmal bessere Auskunst findet. Hier also ist noch immer zu lernen, Fehler werden an den Tag kommen, wo wir noch keine erblicken, und scheinbar fehlerhaftes wird sich rechtfertigen; kurz die Quelle für weitere Forschungen ist uns erhalten. Auf der andern Seite setzt er entschieden durch, was er als sichere Regel anerkannt hat, er ändert die Orthographie um Gleichheit im Auftact zu erlangen, führt z. B. deich ein, wo die Handschriften daz ich haben, tilgt die spätere Form beschehen, die Alemanische in kilche; und aus diesem Grunde erscheint in seiner Behandlung des Textes eine eigene Mischung von Kühnheit und Furchtsamkeit, welche dem, der die Lage der Dinge nicht jedesmal genau kennt, noch mehr auffallen muß. Ueberlegt hat es der Verf. gewiß, wo er ändert und wo er stehen läßt; glaube niemand, daß flüchtige Reckheit oder Nachlässigkeit dabey wirkten. Aber wie leicht jeder Verständige in Ansehung des Grundsatzes selbst übereinstimmt, und wie trefflich er sich hier bewährt hat; denn man braucht nur das erste, beste Lied der Bodmerschen Ausgabe mit der gegenwärtigen zu vergleichen, um davon überzeugt zu seyn; so wird doch bey der Frage nach der Gränze, wo man anfangen dürfe und aufhören müsse, eine Regel einzuführen, eine natürliche Verschiedenheit der Ansicht sich äußern. Wiederum gilt dieß am meisten von orthographischen Kleinigkeiten, wo es kaum einer dem andern ganz zu Dank machen wird. Der Verf. allem pedantischen Gleichmachen entgegen, glaubt wohl nur die lebendige, der Natur gemäße Verschiedenheit zu erhalten, oder will nicht entscheiden, was für Walthers das richtige sey, wenn er aus den Hds.

beides jämertlich und jaemerlich, werlt und welt, tintschen und tiuschen, tievels und tiefels, rugge und rügge, vogellin und vogelin, beybehält, wenn er ein gg in egge, glöggen, muggen, linggen, oder statt öu ein öi statuiert, ein osterrich und österrich, ein ö in frömde neben fremede. Rec. würde hier, ohne Gewissensbisse zu empfinden, das wofür sich die Grammatik entscheidet, vorgezogen haben, freylich auch ohne zu glauben, etwas besonderes gethan zu haben. L. wagt es nicht das -ent der 2da pl. praes. in -et zu ändern (S. 134), wenn nicht eine Handschrift Veranlassung gibt, sollte aber der häufige Gebrauch beider Formen neben einander, wie er nun hier erscheint, dem Dichter, überhaupt jemand, der die Sprache lebendig gebrauchte, eigen gewesen seyn? Rec. glaubt es nicht, und eine Mischung dieser Art bleibt etwas unnatürliches. Warum tritt die eine Form niemals im Reime hervor, die andere mehrmals? warum soll geruochet im Reim auf das part. praet. vervluochet (11, 4) nicht auch gegen das daneben stehende bedencket entscheiden? Wo es bey andern Dichtern ein Reim schüßt, erscheint es nur als Ausnahme, als eine entschlüpfte Nachlässigkeit. Manigem für mengem zu sehen, getraut er sich ebenfalls nicht (S. 132), wenn nicht eine Handschrift dazu berechtigt; wie gering ist die Hoffnung in solchen Dingen das ursprüngliche in einer Handschr. erhalten zu sehen! weiter kann man die Sorgfalt nicht treiben, und mehr wurde gewagt, wenn ein wunderlicher Zufall (S. Anm. zu 45, 27) im Text keinen Platz erhielt, Rec. glaubt mit Recht, obgleich er an einem andern Ort gerade denselben beobachtet hat. Dagegen hätte Rec. weil doch einmal von Kleinigkeiten die Rede ist, wan vindet (107, 4) wie nach Rec. Abschrift

dieser Stelle A liest, nicht in man vindet verändert; er hätte überhaupt nicht ein üe, dessen Aussprache doch bedenklich ist und wozu die Hff. keinen Anlaß geben, eingeführt, vielleicht das e in den sichern Fällen, gewiß aber die beiden z unterschieden.

Die Varianten stehen nicht unter dem Text sondern in den Anmerkungen, was auch seiner Vortheil hat. Alles ist bequem geordnet und mit Nachweisungen versehen, wornach man sich in den Quellen leicht zurecht finden kann, auch für ein äußerst nütliches Verzeichniß der Strophenanfänge und eine Vergleichung der Seitenzahlen ben Bodmer haben wir Ursache dankbar zu seyn. Rec. muß, der Sitte gemäß, einen kleinen Nachtrag zu den Anmerkungen als Zeugniß seiner Aufmerksamkeit liefern. In dem schönen Lied (8, 4), worin Walther den traurigen Zustand des Reichs bedenkt und in der ganzen Natur Haß und Zwietracht erblickt, beschreibt er am Eingange seinen eigenen Zustand: Ich saz uf einem steine: dō dahte ich bein mit beine, darūf saz ich den ellenbogen: ich hete in mine haut gesmogen daz kinne und ein mīn wange. In dieser Beschreibung folgt er einer herkömmlichen Ueberlieferung, auch der Dichter des welschen Gastes sagt 135^b sō sitzet er mit bein über bein In einem winkel altersein, und die Bilder im Cod. Pal. dieses Gedichts zeigen den sorgenden und Leid tragenden mehrmals in ähnlicher Stellung, die eine Wange in der Hand ruhend; aber schon in einem frühern Gedicht, im Cod. Pal. des Pfaffen Konrad aus dem 12. Jahrh. ist der Kaiser ebenso abgebildet (fol. 84^a), wie er über Rolands Schicksal bekümmert nachdenkt. Ein anderer Zeitgenosse Walthers, Hartmann, sagt im Gregor 278: er begunde sere weinen, daz houbet underleinen

so riuwecltche mit der hant; und dann bey spätern, Konrad von Würzburg im Trojaniſchen Krieg (137c) im Amur und Titurel findet man noch dieſelbe Redensart. — 26, 5. die Worte: Vil wol gelobter got, — wie getar ich sö gefreveln under dī me riſe? verſteht Rec.: wie darf ich ſündigen unter deiner Herrſchaft, deinem Scepter? und bemerkt dazu die Stelle aus dem Dnit 44, 2: herre, ich ſitze in dinem gewalte (ſo iſt mit H. B und C zu leſen, nicht wie im Text ſteht: im gewilde) dū biſt mīn oberſtez riſ. Ein Reiſ als Symbol bey der Güterübergabe (worüber eine Stelle bey Haltaus nachzuſehen iſt) ſcheint gleichfalls die höchſte Gewalt zu bezeichnen. — 29, 13. 14 Sin wolkenlösez lachen bringet ſcharpfen hagel. Swā man daz ſpürt, ez kērt ſin hant, und wirt ein ſwalwen zagel: merkt man, daß hinter ſeiner Freundlichkeit die Bosheit verborgen liegt, ſo hebt das Ungeheuer die Hand, kehrt ſie aufwärts und macht einen Schwalbenschwanz, d. h. der Böſe ſchwört, daß er nichts Böſes im Schilde führe. In der Volkſprache heißt nämlich noch jetzt einen Schwalbenschwanz machen, ſo viel als die beiden Finger ausſtrecken, einen Eid ablegen. Walther beſchreibt einen Heuchler, deſſen Freundlichkeit auf dem Probierſtein der Treue das falſche Metall zeige, und gegen den er ſich 30, 12. 13 nochmals äußert. Ein ſolcher ſpricht mit zwey Zungen, und da dieſe anderwärts (13, 4) den Pfaffen vorgeworfen werden, ſo mögen ſie auch wohl hier gemeint ſeyn, und der Dichter drückt ſich nur in einer Art Räthſel darüber aus. — 32, 27. Zu der Strophe Ichn weiz wem ich geltchen muoz die hovebellen, liefert eine Stelle im A. Meiſſerg. B. 34^b weitere Aufklärung: Ich wolde, daz den argen hienge

ein schelle vür an der nasen, diu dâ klunge helle, dâ man sie hî erkente: seht, daz waere ir reht. Und im welschen Gast f. 30: Swer dem welfe (al. wolf) zem zagel hint Ein schellen, er loufet unde wint Sich hin und her und enweiz niut Daz er dâ treit daz er dâ flucht. Dem Bîsen als Warnungszeichen bindet man eine Schelle an, oder, wo dieß nicht geht, wûnscht man, daß sie an ihm hânge. — 33, 3, lieft Rec. folgendermaßen: Saget ir uns daz er sant Pêters slüzzel habe, sô saget warumbe er sine lère von den buochen schabe, daz man gotes gâbe iht koufe oder verkoufe; daz wart uns verboten hî der toufe. Sagt ihr uns, daß er St. Peters Schlüssel habe, binden und lîsen kônnte, so sagt warum er des Apostels (sine) Lehre in der heil. Schrift auslîsche (von den buochen schabe, vergl. unten 100, 27 und Freidank 3891. 4139), wornach man Vergebung der Sünden (gotes gâbe) nicht kaufe und verkaufe. Das ward schon bey der Tanfe verboten, wo wir in die Lehre des Evangeliums eingeweiht wurden. Nû leretz in sîn swarzez buoch, solche unchristliche Dinge leht in sein Zauberbuch — und ûz im leset sîniu rôr, ir kardenâle, ir decket — und aus diesem schwarzen Buch müßt ihr Kardinâle lesen, erklären seine, des Pabstes Schrift, Briefe. Die Erklärung von rôr durch Schrift ist freylich nur eine Vermuthung, aber Rec. kann dafür eine Stelle aus Carpentier suppl. ad Du Cange anführen: arundo scripturam significat, quae eadem sic scribitur, sicut sonus vocis lingua. Gloss. vet. ex cod. reg. 7613. Walther braucht das ungewöhnliche Wort, die Zaubercharacterẽ damit anzuzeigen, vielleicht wâre auch besser: und ûz im list er sîniu rôr: ir kardenâle. — Diu rôr (schon der Pl. wâre auf-

fallend) auf den *stoc*, *truncus in ecclesia*, zu beziehen, scheint deshalb unpassend, weil dieser gar nicht ein schwankes, dünnes Rohr war (in diesem gewöhnlichen Sinn braucht Walthar das Wort 8, 31) sondern nothwendig stark, da er so viele Gaben fassen sollte. Gleich hernach (34, 14) kommt er vor, er heißt *hër stoc* und von Zauberey ist dabey keine Rede. In der darauf bezüglichen Stelle aus dem welschen Gast S. 257 ist V. 66 statt *tuon* zu lesen *nuo*, nach dem Dresd. Codex. — Die schwierige Strophe an Leopold von Oestreich 35, 17 erklärt Rec. abermals auf andere Art. Der Herzog hat dem Dichter ein Lehen zgedacht, vielleicht im Scherz, mitten im Walde, das solle er anbauen und urbar machen. Walthar will aber dort nicht in der Einsamkeit wohnen, sondern unter Menschen, wo der Boden also schon angebaut ist (*ze velde*). Wald und Heide sey zu preisen für den Herzog, wenn er da jage. Jedem nach seiner Lebensweise. Als Dichter rühmt er doch den Wald in einem andern Lieb (64, 14) über alles. — 82, 9. 10. Die Worte: *minn ist ze himel sò gefuege, daz ich si dar geleites bite* glaubt Rec. sind ein Nachklang von Wolframs Titul 46, 2: *minne hât ûf erde unde ûf himele vür got geleite*. Dadurch würde Sachmanns Vermuthung, daß Walthar seinen berühmten Zeitgenossen in einem Liebe nachgeahmt habe (S. 199), eine äußere Bestätigung erhalten. — 106, 15. 16. Das Sprichwort hat auch Briberg im Tristan (36a) sammt der Erklärung: *Wan manch dinc verdirbet Des man niht enwirbet, Daz niemer verdürbe Der ez mit vlize würbe*. Er ahmt Freid. 1225 nach.

Wir haben noch die Bemerkung nachzuholen, daß sämtliche Gedichte in vier Bücher abgetheilt sind, einigermassen nach dem Inhalt, doch

nicht mit strenger, an sich weder angenehmer noch natürlicher Absonderung. Das erste Buch enthält meist die politischen oder geschichtlichen und die moralischen oder wenn man lieber will philosophischen Gedichte; ein geistlicher Leich eröffnet die Sammlung. Das zweyte und dritte Buch begreift vorzugsweise Minnelieder, in dem vierten stehen die äußerlich unbeglaubigten, es dürfte auch wohl einiges darunter seyn, was nicht von Walther herrührt: mögen es die mit Sicherheit herausfinden, die mehr Vertrauen auf ihren Scharfsinn haben! Anderes ungewisse ist an schicklichen Stellen in den Anmerkungen einzigerückt, das übergangene in der Vorrede angezeigt. Auf eine vollständige Sammlung konnte es, so lange noch nicht alles wiedergefunden ist, nicht abgesehen sey.

Dürfen wir noch einmal auf den Dichter zurückkommen? Wir vernehmen ihn am liebsten, wenn er die Welt und ihre Geschicke betrachtet, und über das Wunder des menschlichen Daseyns nachsinnt. Der Blick ist frey und kühn, es liegt etwas großartiges in seiner Betrachtung und das Gefühl einer edlen und vornehmen Natur, die jeden Schein verschmährt. Er zeigt nirgends Luft sich in ein günstiges Licht zu stellen, oder Schwächen zu verbergen, obgleich er sich seines Werthes wohl bewußt ist. Dieser feste, männliche Sinn macht die Eigenthümlichkeit seiner Natur aus, und seine Minnelieder entbehren daher jenes schwärmerische, sehnsüchtige, oft weiche, manchmal überzarte Gefühl anderer Dichter, aber sie sind naiv, höchst anmüthig, überraschend und glücklich in den Wendungen, und auch da, wo sie an das sinnliche streifen, voll Grazie. Er ist ein Mann, dem es auf der Welt wohl gefallen könnte, weil er es versteht, ihre Freuden zu genießen, aber er fühlt sich gedrungen, in die

Tiefe und Höhe, in die Vergangenheit und Zukunft zu schauen: liezen mich gedanke fri, son wiste ich niht umb ungemach ruft er selbst auß. Eine große Anhänglichkeit an das Vaterland bricht überall durch: Ich hân lande vil gesehen unde nam der besten gerne wâr: übel mueze mir geschehen, künde ich ie mîn herze bringen dar, daz im wol gevalten wolde fremeder site. nû, waz hulfe mich, ob ich unrechte strite? tiuschiu zuht gât vor in allen. Von der Elbe unz an den Rîn und her wider unz an Ungerlant sô mugen wol die besten sîn, die ich in der werlte hân erkant. Und: tugent und reine minne, swer die suochen wil, der sol kômen in unser lant: dâ ist wünne vil: lange mueze ich leben dar inne! Die politischen, vielfach wechselnden Verhältnisse jener Zeit beurtheilt er frey und ohne Zurückhaltung; Unwille, Vorliebe äußert er nach jedesmaliger Stimmung, doch bitter zeigt er sich nur, wenn er auf die Mißbräuche der Geistlichkeit zu reden kommt. — Die Gedanken sind überall reinlich und vollständig ausgedrückt, die Rede klar, wo sie nicht etwa absichtlich dunkel gestellt ist; und wie zierlich weiß er sich zu fassen! Als das Widerwärtige ihm unerwartet begegnet, sagt er: des mîn fröide erschrocken ist, mîn trâren worden munder, als schlafe der Schmerz in einem freudigen Gemûth, erwache aber und richte sich auf, wenn das Böse zu nahe herantritt. Sich selbst ermahnt er: diu meiste menege enruochet wies erwirbet guot. Sol ichz alsô gewinnen, sô gang slâfen, höher muot! Die schöne Gestalt einer Frau vergleicht er mit einem köstlichen Kleide, das sie angethan habe, und fügt hinzu: getragene Kleider nahm ich nie. (als Sänzerlohn) zum Geschenk, dieses aber nahm ich ums

Leben gerne, und dafür möchte ein Kaiser Spielmann werden. Wer Sittensprüche ebenso trefflich ausgedrückt als gedacht lesen will, dem empfehlen wir das Lied 37, 24: tumbiu werlt, ziuch dinen zoum, wart umbe, sich.

Wir würden es dem Leser selbst überlassen haben, die Vorzüge Walthers aufzufinden, oder auf die Ausführung in Uhlands Schrift verweisen, wenn wir nicht noch eine Bemerkung daran knüpfen wollten. Das Talent Walthers erregt unsere Theilnahme nicht bloß als merkwürdige Erscheinung einer gewissen Periode, oder als Hülfsmittel uns über den geistigen Zustand seiner Zeit aufzuklären; es ist an sich so ausgezeichnet, daß wir Vortheil für uns selbst, unmittlbaren Genuß und Befriedigung daraus schöpfen können. Er ist Dichter in vollem Sinne des Wortes. Seine Stimme tönt mit in jenem großen Chor, der aus allen Zeiten uns entgegen schallt und niemals verstummen wird. Neben jener ursprünglichen Gabe, die an keine Bildungsstufe gebunden, sich als ein freyes Geschenk des Himmels äußert, finden wir bey Walthere jenen Scharfsinn und jene Feinheit der Gedanken, jenes Selbstbewußtseyn, welches den vorzüglichsten Dichtern des 13ten Jahrhunderts eigen ist, und über den geistigen Zustand desselben das wahrste und sicherste Zeugniß ablegt. Es war kein erborgter Glanz, keine für wenig Augenblicke hervorgelockte Blüthe, sondern eine auf breiter Grundlage ruhende, in allen Verhältnissen jener merkwürdigen Zeit begründete Bildung, die ohne Zweifel ihre Irrthümer und Einseitigkeit mit sich trug, aber selbständig auftrat und der Achtung nicht bloß werth ist, sondern sie fordert. Freylich mit einer ungefähren Kenntniß der Sprache kommt man nicht fort, und wer etwa hier und da eine Strophe lesen und den äußere

ren Zusammenhang errathen kann, versteht gerade am wenigsten. Wer aber das Ganze wirklich versteht, kann unmöglich auf die Behauptung gerathen, die wir mit Erstaunen in einer vor kurzem öffentlich gehaltenen, an sich wohlmeinenden Rede gelesen: daß die Dichtungen dieser Zeit nur für die Geschichte der Sprache und poetischen Entwicklung Werth hätten, nicht aber, wie die Erzeugnisse des classischen Alterthums an und für sich selbst den Geist reizen und beschäftigen könnten. Verglichen werden mit jenen unsterblichen Werken sollen sie nicht, das würde auf beiden Seiten keinen rechten Vortheil bringen, aber an ihrer Stelle dürfen sie sich wie jene aufrichten und ihren Werth geltend machen. Und um nicht mit bloß allgemeinen Betrachtungen zu schließen, so fragen wir, ohne lange Wahl, ob wohl das griechische Alterthum ein Lied von der innigen und großartigen Gesinnung wie das letzte hier in Walthers Sammlung: *owê war sint verschwunden alliu mîniu jâr!* von sich weisen würde? ob Epimenides Klage edler lauten könne? und ob die römische Literatur etwas dagegen zu stellen habe?

Wilh. Grimm.

S a a g.

Chez la veuve Allart et Comp.: Notice sur le Cabinet des Médailles et des pierres gravées, de S. M. le Roi des Pays-bas par J. C. de Jonge, Directeur. 1823. 179 S. in 8. Premier supplement à la Notice sur le Cabinet etc. 1824. S. 20.

Das Cabinet der Münzen und geschnittenen Steine im Haag besteht aus dem Rest der größtentheils von den Franzosen in der Revolution geraubten schönen Sammlungen, welche der Stadthoher Wilhelm IV. und Wilhelm V. angelegt

hatten, und dann aus den bedeutenden Ankäufen, die unter der jetzigen Regierung gemacht worden sind, zu denen auch die schöne Sammlung von geschnittenen Steinen gehört, die aus den Händen von Franz Hemsterhuis in die der Fürstin von Gallizien kam und unsern Lesern aus Göthens Wahrheit und Dichtung, Th. 5, 2 S. 392 bekannt seyn muß; dazu kamen die Sammlungen von de Smeth, Hoorn von Blooswyck, Hultmann und anderen; auch hat der Major Humbert, dem das neue Museum zu Leyden manches schätzbare Stück verdankt, von seinen Reisen nach dem Boden des alten Karthago und seinem 25jährigen Aufenthalt in Tunis Manches zur Bereicherung dieses Cabinets mitgebracht. Die Anzahl der Medaillen und Münzen des Cabinets beträgt 33,675 Stücke; darunter sind 5800 Griechische und 11,380 Römische; geschnittene Steine sind 1325 vorhanden. Vorliegende Notice ist nun besonders zum Gebrauche von Reisenden, welche das Cabinet besuchen, eingerichtet; sie geht die einzelnen Abtheilungen nach einer systematischen Ordnung durch, und hebt durch genauere Beschreibung die merkwürdigern und seltnern Stücke hervor; ein Numismatiker kann daher manche Ergänzung Mionnets und anderer Münzwerke aus dieser Notice schöpfen. Die zahlreichen Goldmünzen sind, weil sie besonders aufgestellt sind, auch in dem Catalog gesondert. — Unter den Cameen wird ein Isiskopf in Griechisch-Aegyptisierendem Styl als ein höchst vorzügliches Werk gerühmt; unter den vertieft geschnittenen Steinen (Intaglios) ist der Struskische Achill, welcher sich die Beinschienen anlegt, eine der größten Merkwürdigkeiten, deren Verdienst der geschmackvolle Fr. Hemsterhuis Lettre sur la Sculpture a Mr. de Smeth (Oeuvres philosoph. p. 36) auseinandersetzt; aber die Sammlung enthält auch Viel

aus den schönsten Zeiten der Griechischen Kunst. Die herrliche Gemme von Dalion, aus der Sammlung des Präsidenten de Smeth, welche den Kampf einer bewaffneten Frau mit einem aus dem Meere hervorsteigendenrosse darstellt, möchte aber wohl schwerlich, wie Hemsterhuis meint (*Lettre sur une pierre antique du Cabinet de Smeth*), eine Allegorie auf die patriotische Damarete, die Gemahlin des Gelon von Syrakus, seyn; sondern eher einen mythologischen Gegenstand darstellen; nach der Abbildung bey Hemsterhuis glaubt Ref. darin eine bewaffnete Venus zu sehn, die sich von zwey Delphinen, die sie bisher getragen haben, auf einen Hippokampen schwingt. Möchte Herr Director Fonge bald sein Versprechen erfüllen, die merkwürdigsten und seltensten Stücke durch Kupferstiche bekannter zu machen. Das Supplement gibt von einer großen Anzahl von Medaillen (gegen 3000 im Ganzen) Nachricht, die das Cabinet neuerlich durch Ankäufe erworben hat, so wie von mehreren geschnittenen Steinen, unter denen ein Cameo, der dritte an Größe unter allen bekannten Onyxen (10 Zoll hoch $6\frac{1}{2}$ breit), nun eine der ersten Zierde der Sammlung ist; es ist die bekannte Darstellung des Claudius und der Messaline in der Gestalt des Zeus und der Demeter, nebst der Octavia und dem Britannicus, auf einem von Centauren gezogenen Wagen, die Cuper schon 1683 und Millin in der *Galerie mythol. Taf. 177* herausgegeben haben; eine völlig getreue Abbildung existiert indeß nach der Angabe des Hn. Fonge noch nicht. Eine indische Sculptur auf einem aus Java gekommenen Goldbringe hat Hr. Prof. Neuvens zu Leyden aus der Mythologie Indiens erklärt.

R. D. M.

G ö r t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

205. Stück.

Den 24. December 1827.

H a m b u r g.

Bey Perthes und Besser: Die beiden Strom-
coupirungen bey Breitenburg, ausgeführt im
Winter 1824 und 1825 unter der Leitung des
Obersten C. H. Christensen, im Königl. Dä-
nischen Ingenieurcorps, Oberdeichinspectors, R.
v. D. u. Dannebrogsman, und dargestellt von
dessen Sohne C. A. H. Christensen, Assisten-
ten bey dem Oberdeichinspectorate, R. v. D. Mit
6 Plänen. 401 S. in 8. 1827.

Bey weitem mehr, als der Titel verspricht,
findet man in diesem reichhaltigen Werke, dessen
ganzer erster nicht kleiner Abschnitt der Entste-
hung der Marschen im Allgemeinen gewidmet
ist. Der Verf. trägt sehr umständlich die Ideen
seines Vaters über die Art und Weise vor, wie
während der letzten großen Erdrevolution, der
sogenannten Erdüberschwemmungsfluth (womit
wahrscheinlich die Sündfluth gemeint ist), sich
die Marschen gebildet haben, wodurch besonders
die Verschiedenheit des Terrains sehr einleuchtend

erklärt wird. Es folgen hierauf Betrachtungen über die Entstehung der Marschen an der Stör und insbesondere der Breitenburgischen, nebst deren Beschreibung, worauf der Verf. zu der Geschichtserzählung des Deichbruches bey Breitenburg und den Vorbereitungen zu dessen Wiederherstellung übergeht. Diese letztere ist es, was der Verf. unter Stromcoupierung versteht, nämlich die Hemmung des durch den Deichbruch gehenden Stromes. Was die Art der Wiederherstellung betrifft, so bestand die erste Schwierigkeit in dem allgemein bey den Bewohnern herrschenden Vorurtheile gegen Buscharbeit, weil vor mehr als 50 Jahren ein in dieser Gegend entstandener Deichbruch nach vorgeblieben (wahrscheinlich ohne Sachkenntniß angestellten) Versuchen, ihn mit Busch zu schließen, endlich durch Rammwerke glücklich wiederhergestellt sey. Der Verf. läßt sich daher sehr ausführlich auf die Erörterung der Gründe ein, welche seinen Vater bewogen, in diesem Falle nicht Ramm- sondern Buschwerke zur Schließung des Deichbruches zu wählen, und beschreibt dann die Art und Weise, wie hier verfahren worden. Es wurde nämlich die gewöhnliche Methode, den Busch frey von der einen Seite nach der andern zu werfen, wegen des sehr starken Stromes, der durch den Deichbruch floß, nicht für anwendbar erachtet, sondern statt dessen eine neue angewendet, welche darin bestand, zwischen zwey fest verankerte Fahrzeuge Seile zu spannen, auf diese den Busch zu werfen, und so allmählich während des Fortganges der Arbeit die Seile hinunter zu lassen. Diese Art gewährt den doppelten Vortheil, daß das Faschinenwerk ungeachtet des Stromes sicher auf die gehörige Stelle kommt und daß man zu jeder Zeit arbeiten kann, ohne auf Verminder-

zung des Stromes oder auf das Fallen des Wassers warten zu müssen. Da der in dem Deichbruche stehen gebliebene Erdrücken zu schmal war, um darauf zwischen zwey Buschdämmen einen gehörigen Deich aufzuführen, so wurde ein einfacher Buschdamm gewählt, welcher zwar keine völlige Dichtigkeit liefern konnte, aber auch nur bestimmt war, den in der Braake Statt findenden, starken Strom, und also die Vergrößerung des Deichbruches zu verhindern.

Um bey dem aus dem überschwemmten Lande nach der Stör Statt findenden starken Strome die Schleusen und das umliegende Erdreich gegen Unterspülung zu sichern, und da die Breitenburger Schleusen nicht mit Ebbthüren versehen waren, so wurden Bündel Heu in große leinene Tücher gethan und mit starken Seilen zusammengeschnürt, welche mit Steinen eben oberhalb der Schleuse versenkt werden und so dem Strom den Durchgang verwehren sollten. Die Versenkung der Buschlagen scheint nur mit Erde und Soden ausgeführt zu seyn. Doch gewährt es sowohl in Hinsicht der Kosten, als auch der besseren Standhaftigkeit gegen Abspülung vom Strome, Vortheile, sich noch außer dem genannten Materiale des groben Sandes zu bedienen, der in den Elbgegenden reichlich zu haben ist. Diese Abspülung zu verhindern, wurden zwar die Soden mit einer Decklage von Busch versehen; dieß Mittel ist aber nur über Wasser anzuwenden, dagegen der Sand in jeder Tiefe zu gebrauchen ist. In gehöriger Menge aufgebracht, setzt er sich zwischen den Busch, verbindet sich mit der Erde, und bildet so ein festes Ganzes, wenn gleich zuerst ein Theil vom Strome mit fortgerissen wird.

Nachdem nun am 28. Januar 1825 diese Re-

paratur mit vieler Mühe und Kosten vollendet worden, brach durch den Sturm am 3. Febr. desselben Jahres an derselben Stelle der Deich wieder durch, jedoch ohne die ausgeführte Buscharbeit im mindesten zu beschädigen. Bey dieser Gelegenheit werden noch verschiedene durch dieselbe Sturmfluth in der dortigen Gegend verursachte Beschädigungen angeführt, und der große Nutzen der bey Brunsbüttel und Glücksstadt befindlichen künstlichen Bermen vor Gefahrdeichen, (die auch schon seit langer Zeit bey den hamburgischen Deichen hier und da angewandt sind) gerühmt. Es ist nur zu bedauern, daß solche künstliche Bermen, wenn sie von Dauer seyn sollen, gewöhnlich so kostbar sind, daß die Deichinteressenten, welche ohnedieß Ausgaben genug haben, nicht zu dem Gelde rathen können und sich nur im höchsten Nothfalle dazu entschließen.

Die ganze Wiederherstellungsarbeit mußte also von neuem wieder angefangen werden, welche eben so, wie die erste, vom Verf. in Form eines Tagebuches umständlich beschrieben wird. Es wurde zuerst ein Ringdeich aufgeführt, welcher zweymal wieder durchbrach, und als er beynahe vollendet war, an einer Stelle sich bedeutend senkte, und dadurch ein Aufsteigen des Bodens veranlaßte. Diesem Uebel wurde durch das Aufbringen von Erde auf die gehobene Stelle abgeholfen, und nach Vollendung des Ringdeiches der Hauptdeich gerade durch die Kolktiefe gelegt, welches nun ohne weitere Schwierigkeit und Gefahr ausgeführt werden konnte. Die Beschreibung aller dieser Arbeiten ist durch sechs sauber auf Stein gezeichnete Pläne sehr deutlich und genau erläutert, und am Ende sind noch angehängt einige allgemeine Bemerkungen über diese und ähnliche Arbeiten, so wie auch die Kosten-

rechnung und ein Schema, wie die Verzeichnisse über gelieferte Materialien am zweckmäßigsten einzurichten sind. In den erwähnten Bemerkungen macht der Verf. besonders auf die Wichtigkeit eines guten und dauerhaften Anschlusses des neuen Deiches an den alten mit Recht aufmerksam, und schlägt zu diesem Ende vor, wenn der neue Deich auf einen Buschdamm gelegt wird, dem letzteren mit dazwischen gestopftem Seegrass, oder in Ermangelung desselben mit nassem Heu im Anschlusse die gehörige Dichtigkeit zu geben.

Noch machen wir aufmerksam auf eine andere kleine Schrift von demselben Verfasser betitelt: *Plintho-Hydrometer*, oder des Obersten Christensen Meßapparat zur Untersuchung der wasseranziehenden Kraft der Mauerziegel, Hamburg, 1827, bey Perthes und Besser. Dieser Apparat besteht aus einem hohlen Cylinder, welcher zum Theil mit Wasser gefüllt wird, auf dessen Oberfläche ein anderer kleinerer vollkommen wasserdichter Cylinder schwimmt. An diesem letzteren ist ein aufrecht stehendes, in kleine Theile getheiltes dreiseitiges Prisma so befestiget, daß man vermittelst eines angebrachten Nonius genau messen kann, wieviel der schwimmende Cylinder in den andern sich hineingesenkt hat. Dieses wird nun gemessen, ehe der Mauerstein in den großen Cylinder gelegt wird, sodann gleich nachdem er hineingelegt worden, und endlich, nachdem er so lange darin gelegen hat, daß er mit Wasser gesättiget ist. So erhält man mit großer Genauigkeit den Cubikinhalt des Steines und den des eingezogenen Wassers, woraus sich auf leichte Weise die wasseranziehende Kraft verschiedener Mauersteine vergleichen läßt, welches zwar ein sehr wichti-

ges, jedoch, wie es scheint, nicht das einzige Kennzeichen ihrer Güte und Brauchbarkeit ist.

St. Gallen.

Bey Huber und Compagnie: Neue Jahrbücher für Religion und Sitten, oder für Kirchen-, Schul- und Armenwesen in der evangelisch-reformierten Schweiz. In Verbindung mit mehreren schweizerischen Geistlichen und Vaterlandsfreunden herausgegeben von J. N. Steinmüller, Pfarrer in Meined, Kirchenrath etc. 1827. Jahrgang 1827. Erstes Heft. X und 258 S. Zweytes Heft 282 S. in 8.

Diese neue Zeitschrift ist allerdings zunächst auf das Bedürfnis der Schweiz berechnet; aber es leidet keinen Zweifel, daß sie, da dieses Land in kirchlicher Hinsicht auch seine Eigenthümlichkeiten hat, wie es deren in physischem und politischem Betracht so viele aufzuweisen vermag, auch im Auslande Theilnahme erwecken wird. Die religiösen und kirchlichen Bewegungen unserer Zeit, müssen überdies einem Unternehmen, wie diesem, ein besonderes Interesse verschaffen, wenn der Herausgeber und die Mitarbeiter an dieser Zeitschrift es an der gehörigen Beachtung des Beachtungswerthen nicht werden fehlen lassen. Der Plan läßt allerdings nicht viel weniger als Alles erwarten, in Ansehung des Umfangs. Denn diese Jahrbücher wollen nicht bloß Nachricht geben von allem, was ist und geschieht in Dingen, die die Religion, die Sitten, das Kirchen-, Schul- und Armenwesen betreffen; sondern sie wollen auch darstellen, was in allen diesen Dingen seyn sollte. Bey diesem insbesondere kommt nun alles an auf das Princip, indem es ja überall verkehrt ist, das Bessere,

oder was man dafür hält, nur schnell machen zu wollen. Wir hoffen, daß diese Jahrbücher sich von dieser Richtung fern halten und ihre Bemühungen dahin wenden werden, in dem Bestehenden das Gute nicht zu übersehen deswegen, weil es alt ist. Das vorliegende Heft gibt uns auch Grund zu dieser Hoffnung. Namentlich spricht dafür, was der Herausgeber über die alte Sitte der sogenannte Standes-Lehre für angehende Eheleute sagt S. 101 flg. Wenn auch manches in dem alten mitgetheilten Formular abzuändern seyn dürfte, so sind wir doch ganz der Meinung des Herausgebers, daß gerade durch die Wiedereinführung jener Sitte mehr Gutes könnte gestiftet werden, als durch die meisten Traureden geschieht, die nur gar zu oft durch die Schmeicheleyen, die den Verlobten und ihren Angehörigen, namentlich wenn sie zu den Gebildeten und Angesehenen gehören, gesagt werden, den christlichen Ernst verlieren, der doch bey solchen Gelegenheiten am wenigsten aus den Augen gesetzt werden sollte. Die vergleichenden Auszüge aus einigen ältern und neuern Prediger-Ordnungen verschiedener Kantone (S. 102 f.) geben einen merkwürdigen Beweis davon, wie sehr selbst diese dazu beygetragen haben, daß die christliche Bedeutung der Ehe in neuern Zeiten immer mehr in Vergessenheit gerathen ist. — Da wir hier nicht in das Einzelne, eingehen können, so begnügen wir uns damit, den Inhalt dieses ersten Heftes mitzutheilen. I. Kanton Thurgau. 1. Grundlage zur Organisation der Confessions-Administration. 2. Decret, die Einführung der neuen Confessions-Administration betreffend. 3. Decret, enthaltend die Organisation des evangelischen Administrations-Raths. 4. Revidierte Synodal-Ordnung. 5.

Decret über Taufpathen. 6. Convertiten Ordnung. II. Aus der Rede eines Decans. III. Formular einer sogenannten Standes-Lehre für Brautleute. IV. Verordnung für den Kanton Bern über Gottes-Aecker. V. Bemerkungen über obige Verordnung. VI. Verordnung über Obstbaum-Vereblung durch Unterricht in Landschulen. VII. Ueber Tractätlein. VIII. Ultramontanistische Profelytenmacherey. IX. Prediger-Anecdoten. X. Schul- und Erziehungswesen vom Hn. Pfarrer Gruner in Zimmerwald, und Miscellen darüber vom Herausgeber. XI. Ueber den Vorzug größerer Landschulen vor kleineren von Ebendenselben, nebst Zusätzen vom Herausgeber. XII. Erfordernisse zum kirchlichen Ehevollzug im Kanton Bern. XIII. Frühzeitiger Bey Schlaf. Verordnungen darüber in den Kantonen Zürich, Appenzell und Glarus. XIV. Tanz-Bewilligung am Sonntag in den Kantonen Bern und Zürich. XV. Von der Größe der Pfarreyen in den Kantonen Bern, Appenzell und St. Gallen. XVI. Bierstimmiger Kirchengesang. XVII. Folgen des Vagabonden-Lebens. XVIII. Ueber das Armenwesen im Kanton Bern, der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft eingesandt im Jahre 1820, vom Hn. Pfarrer Gruner in Zimmerwald. XIX. Literatur. Das bevorstehende Reformationifest des Kantons Bern, von G. H. Kuhn, Pfarrer in Burgdorf. Bern 1826.

Das zweyte Heft enthält 14 Artikel, wovon I — IV Fortsetzungen sind; V — XI Aufsätze über einzelne Gegenstände; XII. Literatur; XIII. XIV. Nachrichten über Wittwencassen und Schullehrergehalt. Hemfen.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

206. Stück.

Den 27. December 1827.

W e i m a r.

Im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs:
Pathologische Fragmente von Dr. C. W. Stark,
Hofrath, Leibmedicus und Prof. zu Jena. Erster
Band. XII u. 402 S. 1824. Zweyter Band auch
unter dem Titel: Beyträge zur psychischen An-
thropologie u. Pathologie. XII u. 340 S. 1825. 8.

Gesundheit und Krankheit sind dem Verf. nur
relativ verschiedene, dem Wesen nach aber völlig
gleiche und reale Zustände des gesammten Natur-
lebens. Diese zwischen dem abnormen Leben und
andern normalen organischen Naturvorgängen durch-
weg herrschende Gleichheit oder die Identität des
Krankheitsprocesses mit dem Lebensproceß der an-
dern Natur-Objecte sucht der Vf. in IX einzeln-
nen Abschnitten darzuthun, indem er nach den
vollständigen Arbeiten von Kieser und Hartmann
ein weiteres gleich ausführliches Lehrbuch der Pa-
thologie nicht für Bedürfnis hält. I. Abschn. na-
turhistorische Bedeutung der Krankheit. Sie sey
eint in einem Individuum sich entwickelnde mit
dessen Gattungscharacter nicht übereinstimmende

und die individuelle Selbsterhaltung beschränkende Lebensform, oder noch kürzer die Combination generisch verschiedener, ihre Existenz gegenseitig beschränkender, individueller Lebensprocesse in einem Individuum. In der Metamorphosen-Lehre stellte sich der Verf. demnach auf den äußersten Punct, ihm ist die Krankheit rein objectiv, nur daß sie immer ein parasitisches Leben führt, und jedesmal nur auf oder an den bereits bestehenden Organisationen vorkommt. Jeder erkrankte Organismus führt daher ein Doppelleben, es ist wahrer status in statu, wie der Vf. selbst sagt, indem entweder einzelne Functionen umgewandelt werden, während die andern normal bleiben, oder gar alle in ihrer bisherigen Form bleiben, und nur ein neues Leben unter eigenthümlichen Formen sich hierzu erzeugt. Alle Krankheiten sind demnach örtlich, betreffen nie den ganzen Organismus, sondern dieser theilt sich vielmehr in zwey Territorien, in deren einem auf die Unterhaltung des Lebens, in dem andern auf die der Krankheit hingewirkt wird. Daß die Krankheiten der Menschen in den verschiedenen Thierbildungen angebeutet sey, wird so wörtlich verstanden, daß wirklich versichert wird, in der Wuth werde eine hundische Lebensform im Menschen ausgebildet, Menschen, welche von Schlangen gebissen worden, haben auf der Haut blaue und gelbe Flecken bekommen, wie die Schlangen und auch wie diese geizt. Es können daher auch keine neue Krankheiten entstehen und die vor Jahrtausenden da gewesenen Krankheiten sind noch dieselben.

II. Abschn. Wird darzuthun versucht, daß Erregung, Bewegung und Bildung ihre Grundursache in der Polarität haben. Kielmeyern, sagt der Vf., gebührt das große Verdienst; zuerst auf die Uebereinstimmung der Lebensvorgänge mit den Wir-

Kungen der Imponderabilien aufmerksam gemacht zu haben. Allerdings wies derselbe schon vor dreyßig Jahren bey Erforschung der Bildungsgesetze die Wirkungen einer nach Polen hinwirkenden Kraft nach, welches, sofern das Leben ein fortgesetztes Bilden ist, auch in diesem sich wiederholen mußte. Wie sehr müssen alle, die diese gewiß fruchtbare Vergleichung anzieht, wünschen, den großen Denker hierüber selbst sprechen zu hören, der doch dem hohen Verdienst des Lehrers den Ruhm des Schriftstellers beyzufügen nicht ganz verschmähen sollte! III. Abschn. Als wirklicher Lebensproceß entstehen die Krankheiten durch Zeugung, Krankheitsanlage sey das weibliche, Gelegenheitsursache das männliche Princip der Krankheit, diese das aus der Vermischung beider entstehende Product vermöge sich aber nie vom mütterlichen Organismus zu trennen. Die Zeugung erfolge in bestimmten Organen, die Bildung der ansteckenden Krankheiten in den Schleimmembranen. Auf diesen wuchere nun das aufgedrungene neue Leben. Natürlich kann für eine solche Vorstellung von der Krankheit der Wf. seine Belege nur von den Eingeweidewürmern und luxurirenden Afterproductionen hernehmen. IV. Abschn. Da abnormes und normales Leben neben einander bestehen, so hat jeder dieser Lebensproceße seine eigenthümliche Lebensäußerungen, und es gibt daher nur Symptome der Krankheit und des Kranken (eigentlich des Gesunden) der sich in seiner normalen Eigenthümlichkeit zu behaupten sucht. Gene können auch in andern Organen sympathisch Veränderungen veranlassen, die andern nennt der Wf. auch Reactionsercheinungen. Solche Aeußerungen des Heilbestrebens sollen nur immer dem Bildungsgesetz angehören, den Aeußerungen der Nutrition ganz gleich seyn, ja am Ende sind dem Wf. auch

Fieber und Entzündung Symptomengruppen des Heilbestrebens, alle Krankheiten sind fieberhaft und beziehen sich auf Localentzündung, aber nicht ihrem Wesen nach, sondern beides sey vielmehr Product eines gesteigerten Bildungsprocesses. V. Abschn. Auch die Zeitverhältnisse des Krankheitsprocesses müssen wie die eines jeden andern Lebensprocesses ganz bestimmt seyn, jeder Krankheitsproceß muß seine Entwicklung, Lebensdauer und Rhythmus haben, was von den ansteckenden exanthematischen Krankheiten wohl zugegeben werde, aber auch auf alle andere Krankheiten auszudehnen sey, wenn auch die Beobachtung solches noch nicht habe nachweisen können. VI. Abschn. Der Vf. freut sich sehr, auch in Platos Timäus eine Stelle gefunden zu haben, wo die Krankheiten der Thiere verglichen und einer jeden eine bestimmte Lebensdauer zugeschrieben wird. VII. Abschn. Irrig seyen die Krankheiten in typische und nicht typische unterschieden worden. Der intermittierende Typus entspreche dem Adagio, der remittierende dem Andante, der continuierende dem Allegro. Solche Vergleichen müssen jedem erlaubt seyn, für das Wissen wird aber dadurch nichts gewonnen.

Bis hierher betreffen die Untersuchungen des Vf. die allgemeinen Grundsätze der Pathologie; dem Plane dieser Blätter gemäß mußte sich Ref. darauf beschränken, das Ausgezeichnetste seiner Ansichten kurz anzugeben. Rec. achtet gewiß aufrichtig die Bemühungen des Vf., den Lehren der Pathologie innere Einheit und Gehalt zu geben, doch kann er die Bemerkung nicht unterdrücken, wie sehr Versuche dieser Art, welche die Krankheitslehre auf Erscheinungen wie die so seltene Phthiriasis, auf Würmer, Hydatiden, Fett- und Balggeschwülste bezieht, in ihrer so höchst unpractischen Tendenz abstechen gegen die gleichzeitigen Bestrebungen der

Aerzte aller umgebenden Nationen, welche ihre Aufgaben von den allgemeinsten Vorgängen, der Entzündung und dem Fieber nehmen, und dabey auf Resultate gelangen müssen, die für das praktische Leben unendlich wichtiger sind. VIII. Abschn. Gibt es ein absolutes Gift? Nur Schlangengift und Blausäure verdienen den Namen eines allgemeinen Gifts, sie wirken zunächst auf das Gefäßsystem und indiffirencieren dessen zum Leben unentbehrliche Polarität. Im IX. Abschn. sucht der Vf. eine besondere Art der Krankheitserzeugung in die Aetiologie einzuführen, nämlich die Ansteckung durch Gesunde. Er meint nämlich in den Fällen, da alte verwelkte Individuen junge blühende mit welchen sie längere Zeit in enger Berührung lebten, siech machten, oder umgekehrt, diese jene auffrischten, ferner wenn Gefangenen-Transporte, so wie selbst auch durch Unsauberkeit und Strapazen im höchsten Grade verdorbene Soldaten-Horden, ohne sich selbst krank zu fühlen, Krankheiten veranlaßten, dieß durch eine assimilierende Wirkung des stärkeren Organismus auf den schwächeren geschehe. Durch einen wahren Zeugungsact sollen sich nach seiner Meinung jedesmal, wenn Menschen höchst differenter Abkunft und Lebensart auf einander treffen, neue Krankheiten bilden, die sich selbstständig fortpflanzen. Letzteres ist wie Ref. aus eigener Erfahrung weiß, und dieß alle Zeiten lehren, nicht der Fall, sondern solche Krankheiten werden in der zweyten Generation ganz milde und stecken nicht weiter an. Als Beweise für seine Behauptung führt er einige aufbewahrungswerthe Fälle aus den letzten Feldzügen der alliirten Armeen gegen Frankreich an; für die Geschichte beruft er sich auf mehrere Beyspiele aus Schnurrer's Chronik der Seuchen, doch da er von diesem Buch nur den ersten Theil kennt, so betreffen sie die allerfrühesten Zeiten; hätte er

auch den zweyten Theil benutzen können, so würde er auf mehrere Fälle getroffen seyn, wo wie z. B. bey den englischen Gerichtshöfen einzelne in schwerer Haft gehaltene Missethäter den ganzen Gerichtshof insicierten, und keine Einwirkung des kräftigern Individuums auf das schwächere denkbar ist. Auch seinen Ableitungsversuch der Lustseuche aus Westindien würde er, wäre ihm dieser zweyte Theil, so wie die gleichzeitig erschienene Schrift von Huber bekannt gewesen, vielleicht aufgegeben haben.

Im zweyten Theil welchen der Vf. vor dem ersten schrieb, versucht derselbe eine wissenschaftliche und specielle Darstellung der Wirkungsweise psychischer Potenzen, welche er in den pathologischen Lehrbüchern bis jezt vermiste. Dabey ist es ihm Hauptaufgabe zu zeigen, wie die reale Seele, die er von der überirdischen wohl unterschieden wissen will, in und mit einem Körper wirke, und welches der wechselseitige Einfluß beider auf einander sey. Auch in den Seelenkrankheiten soll ein mehrfaches oder Doppelleben geführt werden, eine totale Umwandlung kaum denkbar seyn. Die ganze Thierreihe bestehe aus Wesen, bey welchen die verschiedenartigsten Seelenzustände stereotypisch ausgeprägt sind, und auch für das psychische Erkranken existieren demnach in den normalen Lebensformen eben so viele Vorbilder. Hierbey kann es dem Vf. nicht entgehen, daß dieß doch nur für krankhafte Abweichungen des Gefühls- und Willensvermögens gelten kann, Abnormitäten im höhern Erkenntnißvermögen dagegen nur aus der Natur der menschlichen Seele gedeutet werden müssen. Auch läßt sich wohl kaum behaupten, daß was den Menschen über die Thiere erhebt, nur im Ebenmaaß und der vollendeten Harmonie aller durch die Thierreihe versuchten Andeutungen bestehe. Wenn auch auf keine ganz neue, doch auf eine höchst anzuehrende Weise theilt der Vf. die Thä-

tigkeits-Aeusserungen der Seele zum Behuf der Untersuchung in Gefühl, Willen und Erkennen ein, und sucht darzuthun, wie diese drey Vermögen ebenso viele Stufen bilden, auf welchen das geistige Leben immer wieder triologisch sich entfaltet, so daß auf der zweyten Stufe auch die erste in höherer Bedeutung sich wiederholt, nämlich das Gefühl hier nicht mehr so unmittelbar die Willens-Aeusserung zur Folge hat, daß dem Thiere nicht noch eine Auswahl seiner Mittel gestattet wäre, bis auf der dritten dieses als Gefühl des Guten zu einer Höhe sich erhebt, auf welcher man es für einen Act des Erkenntnißvermögens gehalten hat, während es immer noch Gefühl auf der höchsten Potenz ist. Dieselbe stets wiederkehrende Dreyheit lasse sich auch in dem die Geistes-thätigkeit vermittelnden Nervensystem nachweisen, in welchem die Ganglien, das Rückenmark und Gehirn nicht nur jenen Thätigkeiten entsprechen, sondern jedes in sich wieder diese Trichotomie darstellt, namentlich im Gehirn, wo wieder die corp. quadrig. corp. striat. und thal. nerv. opt. für die Sinnesempfindungen und sinnlichen Wahrnehmungen, Cerebell. med. oblong. für die Bewegung und das corp. callos. mit den Commissuren für die Reflexion das körperliche Substrat bildeten, denn bey den höheren Thieren, am meisten aber bey den vernünftigen Menschen, wo die Gefühle nicht mehr unmittelbar in Willensäußerungen übergehen, sondern zwischen beiden die Urtheilskraft erwägt, könne auch ein dieser Operation entsprechender bald leitender, bald isolirender Apparat nicht fehlen. Sinnreiche Bemerkungen macht der Verf. auch über die so verschiedene Natur der dem Gehirn entstehenden Nerven, deren neuerlichst ja schon mehrmals zur Sprache gebrachte so höchst verschiedenartige Einwurzelung und Vertheilungsart zur Annahme höchst verschiedenartiger Functionen nöthigen. Das Par quintum nennt der Verf. den Kopfsympathicus, die Nerv. fac. ocul. mot. und hypogl. entsprechen mehr den Spinalnerven. Bey allem diesen zeigt der Verf. neben großer Belesenheit und genauer Kenntniß der neuern Untersuchungen über die bisher so wenig erkantten Verhältnisse der einzelnen Nerven und Gehirnthetheile nicht weniger Gabe der Combination als gefälliger Darstellung, so daß gewiß jeder Leser von diesem Theil der Fragmente nicht nur sich angezogen fühlen, sondern selbst auch in seinen Kenntnissen über diese schwierigen Aufgaben weiter gerückt zu seyn, glauben wird.

Weniger scheint dem Ref. der psychisch aetiologische Theil zu genügen, da hier alle die schädlichen Wirkungen der verschiedenen Seelenthätigkeiten immer nur je nachdem sie excitierend oder deprimierend wirken, angegeben werden, wobey denn manchmal ganz eigenthümliche Wirkungen der Affecte höchst ungenügend erklärt werden müssen, z. B. die Schamröthe durch krampfhaftes Contraction der Haut-Capillar-Gefäße des Gesichtes, oder der gewiß eben so auf Activität beruhende Thränen-erguß mit krampfhafter Verschließung der Thränenpunkte. Wenn hierdurch die Wirkungen der einzelnen Affecte und Triebe auf den Organismus und seine einzelnen Theile wohl genauer bestimmt und dabey überhaupt gezeigt werden mag, wie die einzelnen psychischen Acte durch die drey Sphären hindurch immer höher sich gestalten und auch materiell sich zu erkennen geben, am Ende auch eine Thätigkeit über die andere vorherrschend wird, so werden hierdurch immer noch nicht die Elemente zu psychischen Krankheiten gegeben, denn diese bestehen vielmehr darin, daß die Affecte nicht auf die gewöhnliche Weise erregt werden, und nicht wie im gesunden Zustande wirken. Gewiß läßt sich auch von der physischen Seite aus in diese Welt eindringen, aber doch wohl weniger auf dem von dem Verf. gewählten Wege, als eher durch eine gründliche Temperamenten-Lehre, und noch mehr durch die genaue Betrachtung des Schlafes und seiner Traumwelt, der Fieber-Phantasien, Erktasen und derjenigen einzelnen Krankheits-Fälle, in welchen, wie dieß neuerlichst auch wieder durch Hibbert zu zeigen versucht wurde, besondere Modificationen des Körpers so gewaltig auf die Vorstellung einwirken, daß sie die Sinneindrücke an Intensität weit übertreffen und die wunderbarsten Phantasmen erregen. So dankenswerthes der Verfasser auch geleistet hat, so bliebe demnach immer noch ein weites von Schubert durch seine Symbolik des Traumes angebeutetes Feld eröffnet, zu zeigen, wie bald durch körperliche Einflüsse das psychische Leben total verändert werden kann, oder umgekehrt einzelne Affecte durch ihre Steigerung so wunderbar in die entgegengesetzten überspringen (überschnappen) daß nun ein ganz anderes, im gesunden Zustande kaum geahntes Leben beginnt, an welchem auch der Körper wieder seinen Antheil nimmt und Außerordentliches auszubauern oder zu vollbringen vermag.

G e t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

207. Stück.

Den 29. December 1827.

J e n a.

Herr G. Hofrath Eichstädt hat die Veranlassung, welche die am 8. Sept. d. J. Statt gefundene öffentliche Preisvertheilung an die Studirenden in Jena ihm darbot, benützt, unserm verewigten Eichhorn, der ja auch früher Jena angehörte, ein würdiges Todtenopfer darzubringen: Oratio de Jo. Godofr. Eichhorn, illustri exemplo felicitatis Academicae. Gewiß ist die Erinnerung an das Leben und die Verdienste eines großen Gelehrten der passendste Stoff zu einer Rede bey einer Feyerlichkeit, welche die Ermunterung von Jünglingen, die sich den Wissenschaften widmen, einem ähnlichen Ziele nachzustreben zum Zweck hat. Wir verbinden damit aber auch billig unsern Dank, da auch unsere Universität durch eine solche Theilnahme sich geehrt fühlen muß. Das Glück eines akademischen Lehrers, sagt der Redner, beruht auf drey Dingen: der Liebe und dem Beyfall welche er auf der Academie, der er angehört, findet; seiner Achtung im Auslande; und dem Besiz der äußern Hülfsmittel welche seine Studien erfordern. Die-

ses wird alsdann auf den Verewigten angewandt, und gezeigt, wie ihm dieses Alles sowohl früher in Gena, als demnächst auf der hiesigen Universität zu Theil geworden sey. Die Vorzüge der Sprache und der Ausführung zu erwähnen, durch welche die Rede sich auszeichnet, möchte bey ihrem Verfasser leicht überflüssig scheinen.

Sn.

L o n d o n.

Bey Murray: The constitutional history of England from the accession of Henry VII. to the death of George II. by Henry Hallam. 1827. Vol. I. 615 Vol. II. 828 S. 4.

Der Vf. hat das in seiner Geschichte des Mittelalters (S. St. 60 dieser Bl. des Jahrs 1824) angefangene Unternehmen, die staatsrechtlichen und bürgerlichen Verhältnisse so vieler Länder, in gleichem Umfange und mit gleicher Ausführlichkeit weiter fortzusetzen, zu viel umfassend gefunden, wie es denn auch wohl die Kräfte eines Einzelnen übersteigen möchte. Er beschränkt sich deswegen nunmehr auf die Geschichte der englischen Verfassung, und führt diese bis zu dem im Titel angegebenen Zeitpunkt herab. Dieses Werk enthält aber nicht etwa bloß eine vollständigere, genauere und unparteyischere Prüfung bekannter Dinge, sondern vielmehr eine in solchem Umfange noch nie angestellte Untersuchung jedes geschichtlichen Ereignisses, und jeder von einer oder andern Partey aufgestellten Behauptung über das englische Staatsrecht. Es gebührt daher einer ausführlichen Anzeige desselben ein Platz in einem Blatte, welches von seinem Anfange an, der Verbreitung der Kenntniß britischer Literatur guten Theils gewidmet gewesen ist.

Der Vf. erklärt selbst, sein Zweck sey, den Grund der von Hume aufgestellten, und ihm so oft nachgesprochenen Behauptung zu zeigen, als

ob die Beschränkungen der Willkühr der Könige, erst ein Erzeugniß der unter den Stuarts (oder vielmehr von ihnen) erregten Stürme gewesen seyen. Er beweiset dagegen, daß vielmehr schon unter den Königen aus dem Hause Tudor, die wesentlichsten Züge einer durch Rechte der Nation beschränkten und gemäßigten Monarchie, anerkannte Gesetzeskraft gehabt haben. In dieser Rücksicht macht er gleich im ersten Kap. auf das zuerst vom Oberhause an das Licht gezogene Statut Eduard des Zweyten vom Jahre 1322 aufmerksam (s. den report of the Lords Committee on the dignity of a Peer: 1819), woraus unwidersprechlich erhellt, daß schon damals, der Antheil des Parlaments, und zwar Prelates, earls, barons, and the Commonalty of England, an der Gesetzgebung für altes Recht galt. Proclamationen, die Gesetzeskraft haben sollen, sind eine Usurpation, von der der Verf. unter den Plantagenets keine Spur gefunden hat. Ueberhaupt hat die Tyranny unter Heinrich VII., dem VIII. und den Großen, die unter Eduard des VI. Namen regierten, eine vor den Tudors ungekannte Höhe erreicht. Der Verf. bemerkt, daß der Vorwurf niederträchtiger Nachgiebigkeit gegen diese willkührlichen und grausamen Regierungen, nicht sowohl die Commons trifft, in denen sich immer viel Geist der Widersetzlichkeit regte, als vielmehr die Vornehmen; und zwar dieses in gleich steigendem Maaße, mit ihrem Range und ihrer Macht, wodurch sie sich oft sogar zu Theilnehmern an den Mißbräuchen der königlichen Gewalt machten.

Zweytes Kap. Die Religionsverhältnisse haben, von den Unternehmungen Heinrichs VIII. an bis zu dem definitiven Siege der protestantischen Episcopalkirche, so viel Einfluß auf das ganze Staatsrecht gehabt, daß ihnen eine besondere ausführliche Erörterung gewidmet werden muß. Durch

die Aufhebung der Abteyen, deren infulierte Titularen (in unbestimmter Zahl, jedoch etwa 28) zusamt den Bischöfen eine Mehrheit der Stimmen im Oberhause ausmachten, nahm dieser Zweig des Parlaments einen andern Character an. Dazu kam die Verschleuderung des geistlichen Gutes, wodurch Heinrich VIII. seiner neuen Confession Festigkeit und Dauer sichern wollte. Es entstanden durch diese Verschwendungen neue reiche und nachmals große Familien, die in der Folge Beschützer der Nationalfreyheit wurden, so wie es vormals die hohen Barone gewesen, deren Geschlechter in den Kriegen der weißen und rothen Rose größtentheils untergegangen waren. Denn fast alle jetzt für alt und sehr angesehen geltende Geschlechter sind dieses erst seit jener Epoche: die Russell, Pomlett, Paget, Rich zc. Noch weit tiefer aber greift der Einfluß der von Heinrich VIII. angemäßen und durchgesetzten Suprematie über die Nationalkirche in die Verfassung ein. Das ganze Staatsrecht ward dadurch modificiert. Denn von da an handelt es sich vom Antheile verschiedener Religionsparteyen an bürgerlichen Rechten, und die Kirchengeschichte ist daher mit der bürgerlichen in England enger verwandt, als irgendwo. Beide sind ganz in einander verwebt.

Drittes Kap. Verfahren der Königin Elisabeth gegen die Katholiken. Der Vf. vermeidet es sorgfältig, den Vorwurf zu verdienen, den er selbst dem neuesten Geschichtschreiber von England, dem sonst achtenswerthen, sorgfältigen und verständigen Lingard macht, daß er seiner eigenen Religionspartey zu gefallen, Handlungen ihrer Gegner in ein unverdientes gehäßiges Licht stelle. Das Resultat seiner Prüfung ist dieses. Unter der Königin Maria wurden die Protestanten mit der größten Grausamkeit verfolgt, und zwar aus dem ohne allen Rückhalt angekündigten Grunde ihres Glaubens. Unter Elisabeth wurden Katho-

liken (obwohl in weit geringerer Zahl) mit gleicher Härte und Grausamkeit behandelt: aber nicht um des Glaubens willen, sondern wegen hochverrätherischer Unternehmungen Einiger unter ihnen, wofür aber auch diejenigen mit leiden mußten, die keinen Antheil daran gehabt hatten.

Viertes Kap. Benehmen der Elisabeth gegen die protestantischen Nonconformisten. Sie ward zu einem sehr oft ungerechten und nicht selten grausamen Verfahren verleitet; auf einer Seite durch die Furcht vor puritanischen Unruhen, auf der andern durch die Besorgniß, der Fanatismus der Puritaner möge den Theil der Nation, der diesen verabscheuete, der römischen Kirche wieder zuführen. Die Unterdrückung aller Veranlassungen zu erneuerten Religionskriegen (wofür die Schwankungen der Regierung seit Heinrich VIII. allerdings gelten müssen) war der nächste Zweck, den sie vor Augen hatte, und darin lag unstreitig das erste Bedürfnis der Zeit.

Fünftes Kap. Bürgerliche Verfassung unter Elisabeth. Es ist keinesweges, so wie Hume es vorstellt, der Mangel an Grundsätzen und bestimmten Gesetzen über die Rechte der Nation, worauf die Gewaltthätigkeiten der Regenten beruheten, die jener Schriftsteller damit entschuldigen und sogar rechtfertigen will; sondern ganz allein die Unvollkommenheit der Gerichtsverfassung, welche, bey jeder möglichen Bestimmung durch Gesetze, zu einem Werkzeug der scheuslichsten Tyranny gemißbraucht werden konnte. Die Star Chamber ist in dieser Rücksicht bekannt genug. Aber nicht allein dieser Gerichtshof, sondern auch die frühern, aus denen zulezt jenes Schreckensbild entstand, sind nicht älter als Heinrich VII.

Unter der Elisabeth sind wesentliche Rechte des house of Commons näher bestimmt, und festgesetzt. Die Befugniß, Mitglieder des Hauses, für Vergehen, die sie in demselben begangen, zu

bestrafen, wodurch sie gegen die Krone geschützt werden, und zweytens das Recht, über streitige Wahlen zu entscheiden. Die letzte, vom Canzler in Anspruch genommene Attribution ward ihm glücklich abgestritten, und damit eine unabhängige Repräsentation des Volks gesichert.

Sechstes Kap. Jacob I. war durch die Verhandlungen des Königs Heinrich 8. mit dem Parlamente, und durch förmliche Reichsgesetze vom Englischen Throne ausgeschlossen. Dieser gehörte vielmehr der Nachkommenschaft von Heinrich 8. jüngern Schwester, Maria, Herzogin von Suffolck. Es waren aber unter den zahlreichen Abkömmlingen derselben so viel Zweifel und Streitigkeiten, über den rechtmäßigen Repräsentanten der Linie (wegen bestrittener Ehen, Ehescheidungen ic.) daß Jacob in Gemäßheit eines der ganzen Nation angenehmen, und mit wirklicher oder vorgeblicher Zustimmung der sterbenden Elisabeth gefaßten Beschlusses, den Thron bestieg. Das Haus der Stuarts hatte mithin keinen andern Titel, als den, der nachmals gegen sie geltend gemacht werden mußte. Dennoch stellte eben jener erste König aus diesem Hause die Grundsätze des *indefeasible right of hereditary kings* und der *nonresistance* auf, die seiner Nachkommenschaft den Untergang bereitet haben. In Gemäßheit der von ihm theoretisch deducierten Prärogativen griff er sofort alle Rechte der Unterthanen an, zog aber bey dem ersten Versuche die Freyheit der Wahlen von Repräsentanten zu vernichten, den kürzern.

Es folgt die constitutionelle Geschichte von England unter Carl 1. Hier ist der Scheidepunct der Parteyen, sowohl unter den Schriftstellern, als in der ganzen Nation überhaupt. Alles frühere hat nur als ein Gegenstand der Wißbegierde, Interesse. Das Urtheil über die Begebenheiten unter Carl I. macht hingegen die Grundlage aller politischen

Gefinnungen und Thätigkeit bis auf den heutigen Tag aus. Von einer großen Zahl talentvoller Schriftsteller ist auf beiden Seiten viel geleistet. Eine wirklich reine Ansicht der Sache ist aber, nicht bloß durch den Parteygeist lange Zeit hindurch verhindert, sondern erst neuerlich möglich geworden, indem eine große Menge der wichtigsten urkundlichen Quellen an das Licht gezogen worden, und erst jetzt vorliegen. Nur ein paar Beispiele anzuführen, sind 1775 zwey Bände Briefe von Baillie gedruckt, der um das Jahr 1640 als Principal of the university of Glasgow ein bedeutender Mann und Augenzeuge war. Evelyn's diary und Pepys, sind vor wenigen Jahren erschienen. Sogar die Werke des Lord Clarendon, auf welchen Hume's ganze Beschönigung der Stuartschen Regierungen beruhet, sind erst 1826 unverfälscht gedruckt. Große Sammlungen von Handschriften sind von Israeli (Curiosities of Literature) und andern Schriftstellern benutzt. Alles dieses sichtet der Verf. mit größter Sorgfalt und solcher Genauigkeit, daß der Leser in den Stand gesetzt wird, über jeden auch geringen Umstand selbst zu urtheilen. Seine Urtheilungen über Menschen und Parteyen sind sehr bestimmt, und nicht selten sehr scharf. Er wird oft Anhänger einer oder andern Vorstellungsart und Gefinnung verletzen; aber nie verdient er den Vorwurf, aus Vorliebe für eine Partey oder für irgend eine, sey es rechtliche oder historische Behauptung, seiner Darstellung eine falsche Farbe gegeben zu haben.

Im 7. 8. u. 9. Kap. wird die Geschichte bis zu dem J. 1640 fortgeführt. Der Vf. zeigt, daß Carl I. nicht allein alle, auch unbestrittene und eingestandene Rechte der Nation verletzte, und sich größere und härtere Eingriffe in dieselben erlaubte, als seine Vorgänger, sondern insbesondere noch die:

ses, daß er unmittelbar nachdem er die Bill of rights genehmigt, die nämlichen Verletzungen derselben erneuerte, und daß der Character der ganzen innern Regierung sowohl als seines Benehmens gegen fremde Staaten, Duplicität war. In so hohen Situationen kann aus dem Eigensinne, der Beschränktheit und Schwäche nichts andres entstehen. Unglücklicher Weise war der König von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das auf ihn vererbte Recht der Krone jeden Wortbruch rechtfertige. Das Parlament aber, welches diese Ueberzeugung nicht theilen konnte, mußte wohl auf Maaßregeln denken, seine Rechte zu sichern. Alle zu diesem Zwecke ausgedachten und durchgesetzten Anordnungen können nach Hn. Hallams Urtheile hiermit gerechtfertigt werden, und es liegt keine geringe Befestigung desselben darin, daß die trefflichsten Männer der königl. Partey jener Zeit selbst nicht anders dachten. Sogar Clarendon's damalige Bemühungen waren nur darauf gerichtet, den König mit dem Parlamente zu vereinigen, und die Beschränkungen der Willkühr zu Stande zu bringen, wovon er selbst nachmals einen Theil, nur aus Unmuth über die schreckliche Wendung welche die Sache durch die Leidenschaften beider Parteyen erhielt, mißbilligte. Hier beweiset der Vf. seine vollkommene Unparteilichkeit, indem er den Beschluß, den das Parlament im J. 1640 faßte, wodurch der König (selbst einwilligend) gebunden ward, das Unterhaus nicht anders als mit Zustimmung desselben aufzulösen, für den Wendepunct erklärt. Bis dahin hatte das Parlament durchaus recht. Alles was es that, war wohl gegründet. Aber mit jenem Beschlusse änderte es die Verfassung; und es ward eine Oligarchie eingeführt, die bald mit der Monarchie unverträglich gefunden werden mußte. Der bürgerliche Krieg ward unvermeidlich.

So weit der erste Band.

G e r t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

208. Stück.

Den 29. December 1827.

L o n d o n.

Im zweyten Bande von Hallam's Constitutional history of England wird die Geschichte vom Jahre 1640 an fortgeführt. Nach des Verfassers gut motiviertem Urtheile, daß der Beschluß des Unterhauses, vermöge dessen es nicht ohne eigene Zustimmung aufgelöst werden durfte, eine gänzliche Veränderung der Verfassung involviere, ist alles was von da an bis zur Restauration Carl II. geschah, in Beziehung auf die Constitution, nur ein Zwischenspiel. Der Faden der Geschichte der Verfassung muß unmittelbar an jenen Punkt angeknüpft werden; so wie in der That, wenigstens der rechtlichen Ansicht nach, die Restauration sich, eben weil sie unbedingt erfolgte, an die letzten von Carl I. eingewilligten Bills angeschlossen. Indessen hat alles was während der stürmischen Jahre 1640 — 60 geschah, ein großes historisches Interesse; und es wird daher vom Vf., obwohl nur episodisch, doch mit eben solcher Sorgfalt unterfucht und

U [9]

beurtheilt, als das übrige. Am Schlusse des ersten Bandes gibt er den Gesichtspunct an, der ihn dabey leitete. Unter den Vertheidigern und Freunden der Volksrechte herrscht ziemlich allgemein ein Urtheil, welches nie kräftiger ausgesprochen worden, als vom ersten Pitt, Grafen von Chatham. *There was ambition, there was sedition, there was violence: but no man shall persuade me, that it was not the cause of liberty on one side, and of tyranny on the other.* Gegen diesen glänzenden Ausspruch des großen Mannes erklärt sich der Verf. sehr nachdrücklich. Auf der Seite des Königs fochten auch viele redliche Freunde der Freyheit und rechtmäßigen Verfassung. Sie vertheidigten sie gegen die Eingriffe einer Faction, die nicht minder verderbliche Absichten hatte, als die Freunde der Tyranney. Man erinnere sich nur an Lord Falkland. Auf der Seite des Parlaments fochten dagegen auch aufrichtige Freunde der Monarchie, nämlich der gesetzmäßig beschränkten. Nichts ist leichter als über eine oder andere Partey ein Verdammungsurtheil auszusprechen, aber ein gerechtes und treffendes Urtheil muß auf die Individuen und auf einzelne Grundsätze beschränkt werden. Es ist daher die genaueste und sorgfältigste Prüfung jedes einzelnen Umstandes so wichtig, und diese beruhet auf einer Untersuchung und Critik der Quellen im größten Detail. In Beziehung auf die Regierung des unglücklichen Königs Carls des Ersten ist aber keine an innerem Gehalte und an Autorität des Urhebers, mit den Werken des Grafen von Clarendon zu vergleichen, die oft mit Unrecht von den royalistischen Schriftstellern als einschügendes Schild gebraucht werden. Es lohnt sich daher, hier die Gründe anzuführen,

welche Hn. Hallams Urtheil über die von dem großen Manne hinterlassenen Schriften motivieren. Er war lange Zeit hindurch eine der thätigsten Triebfedern der ganzen Bewegung, indem er, mit des Königs (nur leider nicht un- eingeschränktem und oft schwankendem) Vertrauen beehrt, in Verbindung mit andern trefflichen Männern und in freundschaftlichen, wenigstens nicht feindseligen Verhältnissen mit den vorzüglichsten unter den Segnern des Königs, die Schritte des Parlaments auf dem rechten Wege zu erhalten suchte: welches ihm auch bis zum Jahre 1640 gelang. Voll von seinen edeln Entwürfen, verblendete er sich vielleicht, ungeachtet der großen allgemeinen und individuellen Menschenkenntniß, die ihm eigen war, und welche auch Hallam aufs höchste erhebt, über das was andere thaten und wollten. Und so muß es auch seyn. Denn wer kann handeln, wenn er stets die Schwierigkeiten und Hindernisse erwägt! Vom Könige entfernt, mißtraute er auch dem Einflusse der Hofleute, die ihn umgaben, nicht genug. Was er gethan und was er gesehen, hat er aufgezeichnet, aber später und aus dem Gedächtnisse. Actenstücke hat er in Menge eingerückt, aber wer erinnert sich bestimmt und genau dessen was ihnen voranging und nachfolgte, während er selbst mitwirkend war! Hat man doch sogar den König Friedrich den Zweyten der Unrichtigkeiten in seiner hist. de la guerre de sept ans überwiesen! Was die von Clarendon ausgesprochenen Urtheile über Begebenheiten und Menschen betrifft, so macht Hr. Hallam die sehr richtige und feine Bemerkung, daß ein Schriftsteller, der das was er geschrieben hat, in späterer Zeit und in ganz anderer Gemüthsstimmung überarbeitet, nicht mit sich selbst harmo-

nieren kann. Herr Hallam widerlegt den Lord Clarendon oft aus ihm selbst, und vorzüglich aus den von ihm gesammelten und unter dem Titel: Clarendon state papers bekannt gemachten Documenten; bemerkt aber dabey, daß der Graf Clar. in den Besitz eines Theils dieser Papiere erst gekommen, nachdem er seine Geschichte bereits geschrieben. Dieses Alles zusammen rechtfertigt Hallams häufige Critiken der history of the rebellion; den edlen Verfasser derselben aber zugleich mit.

In der ganzen Periode der bürgerlichen Kriege wurden die nur allzu gut gegründeten Klagen des Volks weit mehr noch durch Religionsbedrückungen veranlaßt, als durch die andern, ebenfalls ungesetzmäßigen Schritte des Königs und des Protector's. Des letzten Tyranny aber übertraf noch Alles was man jemals gesehen. Es konnte nicht anders seyn. Eine Macht die ohne rechtlichen Grund, auf dem Umsturze aller bestehenden Verhältnisse beruhet, vermag sich nur durch die äußerste Willkühr und Gewaltthätigkeit zu erhalten. Den persönlichen Eigenschaften des Protector's läßt der Verf. Gerechtigkeit widerfahren, und stellt ihn und seine Lage, mit sorgfältiger Rücksicht auf alle Zeitumstände dar. Die Vergleichung mit einem ähnlichen Phänomene unserer Lage lag zu nahe, als daß der Verf. sie nicht hätte anstellen sollen. Der Versuch ist aber, nach des Rec. Einsicht, gänzlich mißrathen.

Erstes Kap. Die Restauration. Es werden ziemlich allgemein, denen welche sie bewirkten, Vorwürfe darüber gemacht, daß sie Carl II. ohne alle Bedingungen zurückgerufen. Der Vf. rechtfertigt sie dagegen mit folgenden Bemerkungen. Erstlich, daß niemand rechtliche Befugniß

gehabt, Namens der Nation zu unterhandeln. Die englische Verfassung beruht auf King, Lords and Commons. Das erste Glied fehlte, und erst nachdem es hergestellt worden, war eine verfassungsmäßige Verhandlung möglich. Zweitens aber wäre es den Unterhändlern nicht möglich gewesen, sich unter sich über irgend einen besondern Punct zu vereinigen, und bey jeder Zwiffigkeit darüber hätte irgend ein Recht bestimmt verloren gehen können.

Der Verf. ist dem spätern Betragen des Kanzlers Lord Clarendon sehr abgeneigt. Dieser begünstigte zwar die hohe Kirche zu sehr, und mag es wohl selbst bereuet haben, als er sah, wozu sie die wieder erlangten Rechte gebrauchte. Aber durch Hn. Hallams eigene Darstellung wird der Mann im Ganzen gerechtfertigt, der ewig ein Gegenstand der Verehrung seiner Nation bleiben muß, sowohl wegen dessen, was er vor dem Ausbruche des bürgerlichen Kriegs gethan, um ihn zu hindern, und die Rechte der Nation zu sichern; als wegen des Uebels, das er nach der Restauration hinderte. Dieses letzte ist in schwierigen und schlechten Zeiten immer das wichtigste, so wie das schwerste Verdienst. Und eben dieses entzieht sich den Augen der Mitlebenden. Kaum wird es von der Nachwelt geglaubt und beachtet, wenn er selbst es ihr auch erzählt.

Der Verfasser stellt die Verwaltung des Lord Clarendon in ein gehäßiges Licht, und es ist nicht zu leugnen, daß dieser sich durch die Erfahrungen seines eigenen Lebens wohl hat verleiten lassen, die Macht des Königs mehr zu begünstigen, als seinen eigenen frühern Grundsätzen gemäß war, ehe er gesehen hatte, wie eine patriotische Faction verfährt. In mehr als einer Stelle ist Hr. Hallam ungerecht gegen den

großen und trefflichen Mann. S. 227 beschuldigt er ihn ausdrücklich, niemand sey wachfamer gewesen als er, to limit the functions of parliament, or more desirous to see them confident and submissive. Und auf der nämlichen Seite erzählt er doch, daß Clarendon allein, die Bewilligung einer jährlichen Summe auf Lebenszeit verhinderte, welche den König in den Stand gesetzt haben würde ohne Parlamente zu regieren, und daß sogar die besten Patrioten, Southampton und Coventry, sich bey diesem verderblichen Antrage nachgiebig bewiesen. Auf eine Autorität, die der Verf. selbst für unsicher erklärt, macht er ihn verdächtig, sich durch Geschenke derer, welche während der bürgerlichen Kriege große Familien geplündert hatten, bereichert und damit ein Haus erbauet zu haben. Wenn es einmal gelungen ist, gegen einen Staatsmann ein Geschrey zu erregen, so kann er weder ein Haus kaufen, noch zur Miethe wohnen, ohne beschuldigt zu werden, daß er vom Eigenthümer bestochen worden.

Zwölftes und Dreyzehntes Kap. So viel auch geschehen war, und unter dieser Regierung fortwährend geschah, um die Grundgesetze der Verfassung zu berichtigen und zu befestigen, so kam davon dem Volke doch gar wenig zu Gute, weil die Richter in vollkommener Abhängigkeit von der Regierung waren. Eben wie, zufolge der Untersuchungen des Verfs., in frühern Zeiten nicht der Mangel an Gesetzen, sondern an reiner unparteyischen Rechtspflege, eine practische unerträgliche Tyranny erzeugte, und Revolutionen veranlaßte, so ward auch durch die willkührliche und durchaus verderbte Rechtspflege, die Revolution von 1688 herbegeführt. Unter Carl II. sind die Verhältnisse beider Häuser

des Parlaments zu einander, und die Rechte des Oberhauses als höchsten Gerichtshofs genauer bestimmt. Am Schlusse dieser Periode gibt der Verf. eine Uebersicht der Bestandtheile des Parlaments und seiner Rechte, im Vergleiche mit der Zeit vor Heinrich VII. Mit gleicher Ausführlichkeit und Genauigkeit erörtert er die Rechte der Wähler in den boroughs, und erklärt sich für die neuerlich in den Letters to Lord John Russell, von denen in diesen Blättern des J. 1826 St. 194. 5. Rechenschaft gegeben worden, und die, wie aus einer spätern Ausgabe erhellt, von einem Parlamentsgliede, Hn. Creevey, herührt, vertheidigte Meinung, daß ursprünglich alle Hausbesitzer, paying general or local taxes, oder die Freeholders in Flecken das Recht gehabt haben, zu wählen, und daß dieses mit Unrecht auf die Corporationen oder Magistrate übergegangen. Herr Hallam nennt indessen jene Schrift nicht.

Vierzehntes Kap. Jacob II. Die Verfassung war vervollkommt und befestigt, aber Carl II. und Jacob II. verletzten sie unaufhörlich durch Gewaltthätigkeiten und Mißbrauch der rechtlichen Formen. Der letzte kündigte ohne Scheu die Absicht an, Verfassung und Religion umzuwerfen. Er hat sich nach der Darstellung des Verfs. nicht mehr Willkürlichkeiten zu schulden kommen lassen, als sein Vater; aber die Nation kam zur Erkenntniß, daß es unmöglich sey, ihre Rechte gegen seine ererbten Grundsätze zu vertheidigen. Die Revolution, wodurch William den Thron bestieg, bezeichnet keineswegs eine Epoche constitutioneller Freyheiten. Diese bestanden schon gesetzlich. Nichts erhebliches Neues ist hinzugefügt. Aber die Freyheit der Nation und die Verfassung wurden durch den Sturz eines

Hauses und die Erhebung einer andern Linie, deren Ansprüche allein auf den Gesinnungen des Volks beruheten, gesichert. Eben das, was der Revolution von 1688 zum Vorwurfe gemacht wird, die willkürliche Abweichung von der Erbfolge, war der einzige sichere Grund, auf dem das Wohl der Nation seit jener Epoche beruht hat. Man hätte immerhin forsfahren mögen einer Reihe Stuartischer Könige Beschränkungen aufzudringen. Dadurch wären aber nur neue bürgerliche Kriege oder eine methodischere Unterdrückung durch den Buchstaben der Gesetze veranlaßt. Die Verfassung, welche durch die Revolution befestigt worden, hat indessen durch die Art, wie diese herbegeführt ward, einen etwas veränderten Character erhalten. Nach der wohl begründeten Ansicht des Verfs. hat sie sich von jenem Zeitpuncte an, bis zu dem Ende der Regierung Georg II. mehr einer Aristocratie genähert. Die Darstellung dieses neuen Verhältnisses macht den Gegenstand des

15ten und 16ten Kapitels aus. Die Nation hatte erlangt, was der bey weitem größte Theil nur wünschen konnte. Dennoch folgte eine sehr verbreitete bittere Unzufriedenheit. Sie ging von den Rechtsgelehrten und von der Geistlichkeit aus. Jene unterhielten Scrupel über die Rechtmäßigkeit des Verfahrens. Diese hatten größtentheils selbst das göttliche Erbrecht der Krone vertheidigt und fürchteten daneben ihr eigenes Ansehen geschmälert zu sehen. Das Gemälde der Schwierigkeiten, mit denen William zu kämpfen hatte, und die Beurtheilung seines Betragens, sind vortrefflich. In Ansehung der Religion fängt mit seiner Regierung eine neue Epoche an. Der wüthendste Verfolgungsgeist war bis dahin gesetzlich. Toleranz existierte nur durch die steten

Bemühungen der Stuarte zu Gunsten der Katholiken, wodurch ähnliche Begünstigung protestantischer Sectierer nothwendig wurde. Seit der Revolution wird nach und nach einige Milde- rung des Verfolgungsgeistes der anglicanischen Kirche in der Gesetzgebung merklich. Die Intoleranz ist aber so tief in der Verfassung und Denkart der Engländer gegründet, daß Anfangs nur geringe Schritte geschehen konnten, und der Kampf nothwendiger Weise sehr langwierig ist. Der über den engherzigen Fanatismus seiner Zeit erhabene, und in Holland gebildete Geist des großen Königs William unterlag den Schwierigkeiten. Erst unter Georg III. hat eine bessere Gesinnung nach und nach mehr Eingang gefunden. Die Geschichte der kirchlichen Parteyen, welche einen wesentlichen Theil der politischen Geschichte von England ausmacht, ist vom Verfasser eben so sorgfältig als diese dargestellt. Es würde zu weit führen, das Einzelne hier bemerklich machen zu wollen.

Im 16ten Kap. wird die Geschichte der Verfassung unter Anna, Georg I. und Georg II. erörtert. Sie beruhet ganz auf dem Kampfe der beiden unter den Namen Whig und Tory bekannten Parteyen. Diese Ausdrücke beziehen sich theils auf einander entgegengesetzte Grundsätze über die Verfassung, theils aber auch auf die Parteyen, die jenen Grundsätzen bald mehr bald weniger und unter mannigfaltigen Modificationen ergeben, um die Herrschaft stritten. Hierdurch wird die Geschichte verwickelter als sie einem oberflächlichen Blicke erscheint. Diejenigen Tories, welche ihrer Anhänglichkeit an die vertriebene Familie entsagten, übertrugen ihre Grundsätze auf die wirklich regierende. Unter Georg II. und Walpoles Verwaltung hat

die ganze Verfassung practisch eine festere Gestalt gewonnen. Das Parlament hat das Recht, alle Maaßregeln der executiven Gewalt zu controliren, so weit ausgebildet, daß eine fortwährende Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, dem Volke seine Rechte und billigen Einfluß sichert; der Krone aber auch Sicherheit gegen die Erneuerung der Stürme gewährt, welche ihre Existenz im 17ten Jahrhunderte erschütterten. Die stehende Armee, deren Nothwendigkeit unter den neuen Verhältnissen der europäischen Nationen nicht bestritten werden kann, ist durch die jährliche Erneuerung der Bewilligung für ihren Unterhalt, und der Disciplinar-Gesetze, unbedenklich geworden. Die Befugnisse beider Häuser, Verletzungen ihrer Rechte auch an solchen Personen zu bestrafen, die ihnen nicht selbst angehören; diese unentbehrliche Schutzwehr gegen Angriffe, die von entgegengesetzten Seiten herkommen könnten, wird nicht mehr bestritten. Aber sie ist nicht genug bestimmt, und sie kann leicht gemißbraucht werden. Der Verf. beweiset in der Beurtheilung aller dahin gehörigen einzelnen Vorfälle, die größte Vorsicht und Mäßigung.

So groß aber auch immer der Werth seyn mag, den man gesetzlichen Bestimmungen der Verfassung überhaupt beylegen muß, - so ist das Alles an sich selbst nur sehr unkräftig, die Verfassung lebendig zu erhalten. Hierzu liegt das wirksamste Mittel in der, nicht allein ohne gesetzliche Autorisation, sondern vielmehr ihr entgegen, seit der Revolution von 1688 allmählich üblich gewordenen, und neuerlichst so sehr vervollkommenen Berichtserstattung über alle Verhandlungen des Parlaments, durch unberufene Herausgeber periodischer Blätter. Dadurch wird

die ganze Nation fortwährend in Kenntniß ihrer Angelegenheiten erhalten, und von dem Benehmen ihrer Stellvertreter und der Regierung unterrichtet. Die Verfassung wird dadurch gegen jede Anwendung oder Ausdehnung der Rechte, sey es der Krone, der Aristocratie, oder demokratischer Autoritäten, geschützt. Der Vf. bemerkt mit Recht, daß die Regierung (the executive Government) und der König selbst von dieser gesetzlich eingeschränkten, factisch aber grenzenlosen Freiheit alles zu beleuchten, zu loben und zu tadeln, vielleicht größern Vortheil zieht, als irgend ein anderer Zweig der öffentlichen Gewalten. Die Nation ist im Ganzen wesentlich monarchisch gesinnt, und die Pressfreiheit erhält und schützt diese Gesinnung weit mehr, als alle Excesse leidenschaftlicher oder schlechtgesinnter Schriftsteller, die das Volk erhitzen und verleiten möchten, ihr Schaden können. Diese Bemerkung wird vielleicht bey Manchem, der mit England nur oberflächlich bekannt ist, Anstoß erregen. Sie ist aber vollkommen gegründet, und es kann zur Bestätigung derselben noch angeführt werden, daß ganz neuerlich, im laufenden Jahre, in einer demokratischen Gesinnungen gewogenen Zeitschrift, Westminster review sogar darüber geklagt wird, daß die weite Verbreitung der ausführlichen Berichte von Parlamentsverhandlungen, dem jedesmaligen Ministerio allzu vortheilhaft sey, als daß nicht auf neue Beschränkungen der Regierung gedacht werden müßten.

Die beiden letzten Kapitel enthalten Anhangsweise einige Untersuchungen und Erläuterungen über die mit dem Gegenstande des Werks so nahe verwandte Geschichte der Constitutionen von Schottland und Irland.

Von der alten celtischen Verfassung in Schottland ist wenig bekannt. Im 12. Jahrh. gewannen Anglo-Normanische Geseze und Gewohnheiten Eingang. Das Lehnrecht ward eingeführt. Die Geschichte ist von da an, so wie in England ein Kampf der Monarchie mit der Aristocratie; aber in Schottland fehlte der Mittelstand. Mit der Reformation nahm alles eine andere Wendung. In England ging die Reformation von Heinrich VIII. aus, und ward der Nation von ihm aufgedrungen. In Schottland ging sie von den Geistlichen aus, die sich bey republicanischen Calvinisten gebildet hatten. In England ward die Suprematie des Königs über die Nationalkirche erkämpft. In Schottland errang diese eine gänzliche Unabhängigkeit von der weltlichen Autorität. Der Kampf der bischöflichen Kirche und des Königs als ihres Oberhauptes, gegen die Presbyterianische ward mehreremal erneuert, aber immer ohne Erfolg. Im bürgerlichen Regimente war die ganze Kraft des Parlaments auf Lords of the articles übergegangen. Dem Volke fehlten alle wirksamen Schuzmittel: eine unabhängige Rechtspflege und vernünftige Geseze über den Hochverrath. Durch das Statut von leasing malling konnte Jeder Hochverraths schuldig befunden werden, der nur ein nachtheiliges Wort über den König gesprochen hatte, und dieses ärgste aller tyrannischen Geseze ist wirklich oft angewandt. Von der Verbindung der schottischen Krone mit der englischen bis zur Union ist die ganze Geschichte von Schottland nur eine Reihe der beyspiellosesten Tyranney von Factionen und einzelner Stellvertreter der entfernten Könige. Nichts kann die Grausamkeit übertreffen womit Middleton, Lauderdale und Jacob II. als Herzog

von York, wütheten. Einiges Gewicht erhielt Schottland in den Augen der Engländer, als die noch getrennte Verfassung Gelegenheit gab, sich bey der Vertreibung der Stuarts wichtig zu machen. Im Jahre 1707 erfolgte die Union mit England, die anfangs den Nationalstolz beleidigte, aber jetzt allgemein für die einzige heilbringende Maaßregel erklärt wird.

Im 18ten Kapitel von Irland, wird der Zustand dieses unglücklichsten aller Europäischen Länder, während der mannigfaltigen Stürme und Revolutionen in England, geschildert. Keine dieser großen Veränderungen kam Irland zu Gute. Nichts als Verfolgungsgeist, Grausamkeit und dadurch erregte Widersetzlichkeiten, füllen die Geschichte dieses Landes. Erst gegen das Ende der Periode, von der Herr Hallam handelt, fing die Nation an, einige Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zu erringen. Der Erfolg gehört aber spätern Zeiten an. Rec. erwähnt hier nur noch eine Bemerkung des Verf. in Beziehung auf die ganz neuerlich in England sehr oft aufgeworfene und auf verschiedene Art beantwortete Frage, von den Rechten der Katholiken. Those, sagt er, who argue from the treaty of Limerick against any political disabilities subsisting at present, do injury to a good cause.

Der Verfasser endigt seine Geschichte mit dem Tode Georg des Zweyten. Zufolge der Vorrede wollte er vermeiden, Begebenheiten und Fragen des Staatsrechts zu berühren, welche noch jetzt lebende Personen oder ihre unmittelbaren Vorgänger zu nahe angehen. Jeder Leser wird aber diese Zurückhaltung bedauern. Es könnte nichts lehrreicher seyn, als eine in glei-

dem Geiste und mit gleicher Unparteylichkeit geschriebene constitutionelle Geschichte der Regierung Georg des Dritten, unter welcher so viele wichtige Fragen zur Sprache gebracht, und so große Dinge geschehen sind. Eine Darstellung der Parteyen, welche während dieser langen Regierung die öffentlichen Angelegenheiten geführt, oder Einfluß darauf gehabt haben, und eine sorgfältige Erörterung aller von ihnen durchgesetzten oder vorgeschlagenen Maaßregeln, hätte gerade im jezigen Augenblicke ein großes Interesse, da in vielen Englischen Zeitschriften geflissentlich verbreitet wird, es existiere im Grunde keine Uneinigkeit mehr über constitutionelle Fragen: Whig und Tory seyen veraltete und fast sinnlos gewordene Worte. Aber dieß ist ganz irrig. So viele Modificationen Whiggism und Toryism auch immer annehmen mögen, so bleiben wesentliche Züge übrig, die tief nicht allein im Nationalcharacter, sondern in der menschlichen Natur selbst gegründet sind. Nie werden Menschen, welche unter dem Vorwande der Ruhe der Staaten, die öffentliche Gewalt nur zum Schutze alles bestehenden, des schlechten wie des guten, angewandt wissen wollen, sich mit solchen vereinigen, die des Ausspruchs des Kanzlers Baco von Verulam, daß die Zeit selbst der größte Neuerer ist, eingedenk, die Verbesserung des Bestehenden, welches sich selbst überlassen, nur immer schlechter und schlechter wird, zum Ziele ihrer Bemühungen machen. So oft eine so unnatürliche Verbindung zu Stande gebracht würde, könnte sie nur dazu dienen, die Absichten der letztern zu vereiteln, und ihnen bittere Reue zu bereiten. Die Geschichte der Englischen Regierung bietet auch hiervon Beispiele

an. Parteyen werden sich immerfort aufs Neue bilden, trennen und wieder anders zusammenge-
 setzt werden. Wenn aber aller Parteygeist
 und alle Spuren der alten Opposition zwischen
 Whigs und Tories jemals verschwinden sollten,
 so wäre es um Alles geschehen, was der Eng-
 lischen Nation werth ist, und ihren Character
 so achtungswerth macht.

U t e n b u r g.

Im Literatur-Comptoir: Staatsrecht
 der constitutionellen Monarchie. Ein
 Handbuch für Geschäftsmänner, studierende Jüng-
 linge und gebildete Bürger. Begonnen von
 Johann Christ. Freyherrn von Arctin, königl.
 Baierschem Appellations- Gerichts-Präsidenten.
 Nach des Verfassers Tode fortgesetzt durch Karl
 von Rotteck, Hofrath und Prof. der Staats-
 wissenschaften zu Freyburg. Zweyten Bandes
 erste Abtheilung. 1827. IV und 380 Seiten
 in Octav.

Ueber den Zweck und Plan dieses Werks ist
 bey Gelegenheit der Anzeige des ersten Bandes
 desselben, bereits in diesen Blättern (Jahrgang
 1824. St. 86) Rechenschaft gegeben; es wird
 daher gegenwärtig genügen, die Fortsetzung des-
 selben, welche nach dem am 24. Decemb. 1824
 erfolgten Tode des verewigten Verfassers gewiß
 in keine bessere Hände kommen konnte, kürzlich
 zu erwähnen. Die vorliegende erste Abtheilung
 derselben bespricht folgende Gegenstände, welche
 unter der allgemeinen Ueberschrift: Von der
 bürgerlichen Freyheit in der constitutionellen Mo-
 narchie, abgehandelt werden: I. die Freyheit

und Sicherheit der Person und des Eigenthums; II. Denk- und Entwicklungsfreyheit, Erziehung und Unterricht, Wissenschaft und Kunst; III. Religion, Kirche, Gewissensfreyheit, Cultus; IV. Leitung der auswärtigen Verhältnisse; V. Militärverfassung in der constitutionellen Monarchie; VI. Polices; VII. Gerichtsverfassung in der constitutionellen Monarchie; VIII. Staatshaushalt; IX. Staatshaushalt im engeren Sinne, oder Finanzen; namentlich Steuern. — Die Abschnitte I — IV sind noch von dem verewigten Verfasser; die übrigen vom Herrn Hofrath von Rotteck ausgearbeitet.

Zu der Anzeige der Societäts-Vorlesung, St. 201. ist S. 2003 noch hinzuzusetzen: der Aussteller der Urkunde, Bruno, ist der Bischof Bruno von Hildesheim, der 1153 — 1163 diese Würde bekleidete. Dadurch wird das, was über die Zeit der Abfassung des Schenkungsbriefs gesagt ist, vollkommen bestätigt; er muß um 1163 geschrieben seyn. Wahrscheinlich ward der Bischof durch einen plötzlichen Tod hinweggerafft, so daß weder die Urkunde vollendet werden, noch die Reise Statt finden konnte. Das Chronicon Hildeshemense gedenkt nicht einmal des Vorsatzes der Wallfahrt, den vermuthlich Bruno für sich behielt, ohne ihn jemanden mitzutheilen.

Ende des Jahrganges 1827.

Register.

R e g i s t e r
über die
Göttingischen gelehrten Anzeigen
vom Jahre 1827.

Erste Abtheilung.

R e g i s t e r

der

Werke und Aufsätze

deren Verfasser sich genannt haben, oder bekannt
geworden sind.

A.

Abel - Remusat, mélanges asiatiques. T.
1. 2. 902.

John Abercrombie, contributions to the
pathology of the heart (145); on the na-
ture and origin of tubercular diseases
(200).

Anm. Den Schlüssel zu den Abkürzungen der Borna-
men findet man in H. Eckard's allgemeinem Register
zu den Götting. gelehrten Anzeigen von 1745 bis 1782.
Th. 2. S. 439.

In () eingeschlossene Zahlen bedeuten, daß die Schrift,
hinter der sie stehen, nicht als einzelnes Buch angezeigt,
sondern in einem größern Werke zu finden ist.

- John Adam, on the exhibition of phosphorus in Cholera Morbus (1376); notice of oil found in human blood (1376); case of a singular tumor (1391); case of aneurism of the aorta (1387); description of the ciconia Argala or adjutant bird (1389); report on the use of Croton Tiglium (1390).
- Adam Ed. Adamowich, diss. ina. morborum inter animalia observatorum index etc. 184.
- Benj. Adams, Beschreibung einer merkwürdigen Salzhdhle in Indiana (119).
- Afzelius, s. K. Linnäus.
- Whitelaw Ainslie, observations on the cholera morbus of India 1064; observations of the lepra Arabum, or elephantiasis of the Greeks, at it appears in India (1191).
- J. G. Albrechtsberger, sämtliche Schriften über Generalbaß, Harmonielehre und Consequenzkunst, herausg. von Ign. von Seyfried. B. 1. 2. 3. 1039.
- Tim. Alden, Alterthümer und Merkwürdigkeiten des westlichen Pennsylvaniens (118).
- Alex, über die Zustellung und den Betrieb verschiedener Hochöfen in Oberschlesien (687).
- Petrus Alfonsus, Disciplina clericalis, herausg. von F. W. D. Schmidt 1642.
- W. P. Alison, on the pathology of scrofulous diseases (187).
- P. Alma, verschijnsel, by de bereiding van het acidum nitroso-nitritum waargenomen (106).
- Ed. d'Alton und Ch. Vander, die Skelette der zahnlosen Thiere, abgebildet u. verglichen; die Skelette der Robben und Lamaz

- tine = (der vergleichenden Osteologie, Tief. 8. Lief. 9.) 47.
- E. d'Alton d. j., vergleichende Osteologie. Abth. 2. Heft 1.; die Skelette der straußartigen Vögel 620.
- Chph. J. von Ammon, Reformationspredigt: Wie wir den Vorwürfen begegnen sollen, durch die man den Ruhm der evangelischen Kirchenverbesserung zu verdunkeln strebt 368; die unveränderliche Einheit der evangelischen Kirche. Heft 1. 2. 421.
- J. W. Ph. von Ammon, Geilers von Kaiserberg Leben, Lehren und Predigen 401.
- Ammonios Presb., Bruchstücke (1151).
- Anastasio Sinaites, kleine Abhandlungen (1149).
- Anaxagoras, Clazomen., fragmenta ed. Edu. Schaubach 945.
- Th. Anderson, on the use of Tobacco in tetanus (155).
- James Annesley, observations on the use and abuse of Calomel (1886).
- Apollinarios, Bruchstücke (1151).
- Apollinarius von Laodicea, Bruchstücke seiner Schriften (1147).
- J. Chph. von Arétin, Staatsrecht der constitutionellen Monarchie. Fortges. durch R. v. Rotteck. B. 2. Abth. 1. 2079.
- Marquis d'Argenson, mémoires (572).
- René d'Argenson, notice sur la vie et les ouvrages du marquis d'Argenson (572).
- Aristeides, Rede für Leptines u. Varianten zur Rede gegen Leptines, nebst a. (1151).
- Athanasios, Bruchstücke (1151).
- Caleb Atwater, Beschreibung der im Staate

- Ohio und andern westlichen Staaten entdeckten Alterthümer (118).
- Baruch Auerbach, Beitr. zu Ideler's Handb. der Chronologie (528).
- J. Ch. W. Augusti, Versuch einer historisch-crit. Einleitung in die beiden Hauptcatechismen der evangelischen Kirche 1198.
- J. L. Augustin, Uebersicht der Geschichte der Medicin 968.

B.

- Charles Babbage, a comparative view of the various institutions for the assurances of lives 1808.
- J. Babington, description of the Pandoo Coolier in Malabar (1787).
- Bachhaus, Predigt bey der Säkularfeyer der Univers. Marburg (1888).
- C. Bärtsch, s. J. F. Schannat.
- Tho. E. Baker, on strychnos nux vomica (1381).
- G. Bakker, epidemia, quae a. 1826 urbem Groningam afflixit in brevi conspectu posita 1441.
- Adrien Balbi, essai statistique sur le royaume de Portugal et d'Algarve. T. 1. 2. 905.
- Prosp. Balbo (ed. Abate Vasco), esame d'un nuovo pestatojo da canapa (1284); Gutachten über ein neues Maß- u. Gewichtssystem, im Namen der Turiner Academie aufgesetzt (1287).
- G. Ballingall, on the cranium of a man who died of Syphilis (148).

- von Bar, Verdienste dess. um Mdsler's Dö-
nabr. Geschichte, Th. 3. (249).
- J. Baron, illustrations of the enquiry re-
specting tuberculous diseases 660.
- Vasileios, Bruchstücke (1151).
- Bauer, microscopische Beobachtungen des Ge-
hirns (305) —
- Ant. Bauer, Relation in Untersuchungsfachen
wegen angeschuldigter Verheimlichung der
Schwangerschaft u. Entbindung (1244); Lehr-
buch der Strafrechtswissenschaft 1969; Ver-
such einer Berichtigung der Theorie des psy-
chischen Zwanges 1969.
- K. F. H. Beck (und Ch. Lauteren), das
Landrecht der Graffsch. Erbach und Herrsch.
Breuberg 1014.
- Herzog von Bedford, Geschenk dess. an die
Universitätsbibliothek 1841.
- Pt. Beer, Geschichte, Lehren und Meinungen
aller Secten der Juden und der Geheimlehre
oder Kabbalah. B. 1. 2. 1215.
- James Begbie, cases illustrative of the se-
dative powers of the Datura Stramonium (185).
- Carlo Francesco Bellingeri, sulla proprie-
tà elettrica dei solidi animali (1281).
- Wendavid, Beytr. zu Ideler's Handbuch
der Chronologie (528).
- G. F. Benecke, s. Hartman von Dume;
Antheil dess. an der Besorgung der Götting.
gel. Anzeigen 1161.
- J. Edu. Beneke, über die Vermögen der
menschlichen Seele, a. u. d. L. Psychologische
Skizzen. B. 2. 561.
- H. von Bergen, Versuch einer Monographie
der China 1209.
- Berger, s. Schinkel.

- Sam. Bernard**, mémoire sur les monnoies d'Egypte (713).
- Car. Ch. Sigism. Bernhardi**, commentatio de caussis quibus effectum sit ut regnum Judae diutius persisteret quam regnum Israel 1119.
- Berriat-Saint-Prix**, coup d'oeil sur l'emploi de la langue latine dans les actes anciens, et sur sa prohibition au 16. siècle 361; Recherches sur une reponse attribuée à Sully, et remarques sur quelques lettres inédites de ce ministre 361.
- Hrn. Adf. Berthold**, s. Patreille.
- J. Jac. Berzelius**, Lehrbuch der Chemie, übers. von F. Wöhler. B. 1. 2. 977.
- Bessel**, Druckfehlerverzeichnis zu Bradley's astron. Beobachtungen (1588).
- J. Dialloblosky**, Probe americanischer Veredtsamkeit 1136.
- Giambat. Bianchi**, meteorol. Jahrbücher von 1741 = 1746. (1281).
- G. Bidone**, expériences sur le remou et sur la propagation des ondes (1283).
- Wiener**, Uebersicht der vorzüglichsten bekannten Handschriften der Basiliken (1958).
- Billerbeck**, de senectute fundamentis adolescentiae constituenda (1408).
- Jul. Billerbeck**, Handbuch der alten Geographie 1881.
- Bion**, s. Theocritus.
- James Bird**, on dracunculus or Guinea-worm (1382).
- Birnbaum**, über den Unterschied zwischen crimen und delictum (1326).
- von Bismark**, Reiter-Bibliothek. Th. 3. 1588.

- J. Blanken, Janz, kort begrip van den steeds vergrootenden sluizenbouw (109).
- W. H. Blume, Uebungen im Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische. Abth. 1. 1367.
- F. F. Blumenbach, Bericht über die wichtigsten Vorfälle in der Kön. Ges. der W. in diesem Jahre 1929.
- H. Boase Esq., observations on the submersion of part of the mounts bay (603).
- H. S. Boase M. D., on the tin ore of Botallack and Levant (606).
- G. W. Böhmer, über die Ehegesetze im Zeitalter Carls des Gr. — Register zu dieser Schrift 920.
- E. H. Böttcher, Predigt, erh. den Preis 1289.
- Du Bois-Aymé, Nachrichten über Heliopolis (692); appendice au mémoire sur les anciennes limites de la mer rouge (710); (u. Sollois), Beschreibung der Ruinen, die zwischen den Nil-Armen von Rosette u. Damiette liegen (692).
- Boisereille, Sanskrit-Grammatik u. Wörterbuch (962).
- Simé Bonpland, s. F. Alex. von Humboldt.
- van der Boon Mesch, eene scheikundige ontleding van den jichtkalk (110).
- Stef. Borson, orittografia Piemontese (1284).
- Boudet, über die Kunst der Glasfabrication in Aegypten (689).
- Brandes, s. Gehler.
- Jo. Dietr. Brandis, über humanes Leben 129.

Brefeld, über die Grade der Tödtlichkeit bey Verletzungen (1243).

Brendel (u. Rödeler), Bericht u. Gutachten über einen Fall von angeblichem Kindesmord (1244).

Peter Breton, on the bite of a venemous snake (1375); case of recovery from a wound in the Stomach (1375); on the worm found within the eye of the horse (1392); über den Gebrauch der Rinde des Granatbaums gegen den Wandwurm (1394).

J. Brinkley, on the north polar distances of the principal fixed stars (307); remarks on the parallax of α Lyrae (317).

Al. Brongniart (et G. Cuvier), description géologique des environs de Paris. Nouv. ed. 1017; mémoire sur les terrains de sédiment supérieurs calcaréo-trappéens du Vicentin 1036.

Brongniart d. j., Beschreibung vegetabilischer Leberreste aus den tertiären Formationen (1019).

Brown, ceremonies observed at the coronation of an Indian Raja (1798).

James Brown, cases which occurred in his practice at Dominica (198).

J. Buijs, de magnetimeter, het werktuig door Wijtze Foppes uitgedacht (109).

Burchardi, über die Strafe des Ehebruchs nach Röm. Recht u. der peinl. Halsgerichtsordn. (1324).

Richard N. Burnard, case of fungoid disease (1378).

E. Burnouf und Lassen, über das Pali (963); essai sur le Pali 1681.

- Burnouf d. Sohn, Auszüge aus Sanskrit-Schriften (962).
 Dietr. W. H. Busch, geburtshülffliche Abhandlungen etc. 1097.

C.

- F. Cailliaud, voyage à Meroë etc. T. 1.
 2. 721.
 Benj. Campbell, case of dry gangrene (1390).
 W. Campbell, a treatise on the epidemic puerperal fever as it prevailed in Edinburgh in 1821. and 22. 929.
 Giac. Carena, monographie du genre Hirudo (1285); elogio del Conte Sarmartimartino della Motta (1286).
 Carey, Zeichnungen der Statuen auf dem Parthenon (281).
 Jos. Carne, on the relative age of the veins of Cornwall (602); on the mineral productions and the geology of the parish of St. Just (605).
 Rob. Carswell (and W. Cullen), on melanosis (159).
 Chabrol (et Lancret), notice topographique sur la partie de l'Égypte comprise entre Rahmâyeh et Alexandrie, et sur les environs de Maréotis (698).
 Champollion l'ainé, notice chronologique etc. (1538).
 J. F. Champollion le jeune lettre sur le nouveau système hiéroglyphique de MM. Spohn et Seyffarth 1538; lettres relatives au Musée Royal Egyptien de Turin 1531;

- über Drovetti's Sammlung ägyptischer Seltenheiten (967).
- la Marquise du Chatelet, écrits inédits (1401).
- Chaussier (und Percy), Bericht an die Acad. R. des Sc. über Civiales Lithotritie (1916).
- Nic. Chiefala (Καιφαλας), s. Sanakea.
- C. M. H. Christensen, die beiden Strom-Coupiierungen bey Breitenburg 2041.
- James Christie, disquisitions upon the painted greek vases 81; über die Lanti-Wafe (1846).
- Christifens, s. Dav. Scott.
- Seb. Ciampi, sopra un codice in pergamenaconcernente alla cronaca attribuita all' Arciep. Turpino (1288).
- Cicero, Briefsammlung, übers. von J. Andr. L. Thospann. B. 1. 1409.
- Civiale, de la lithotritie 1889. 1916; lettre à M. Vinc. de Kern en reponse à un écrit ayant pour titre: Reflexions sur la nouvelle methode de MM. Civiale et Leroy pour broyer et extraire les calculs vésicaux 1918.
- James Clark, observations on the system of teaching clinical medicine in the university of Edinburgh 745.
- Clery, journal, suivi des dernieres heures de Louis XVI, par Mr. Edgeworth de Firmont (569).
- Th. Coats, account of the present state of the township of Lony (1785).
- J. Cohen, précis historique sur Pie VII. 921.
- H. Thomas Colebrooke, über indische Fabeln

- sammlungen (1187); Uebersetzung indischer Inschriften (1187); three grants of land inscribed on copper, translated (1187); über den Fluß Setlej in dem Himalaya-Gebirge (1193).
- Luigi Colla, memoria sul genere Musa (1286).
- J. S. Combe, history of a case of anaemia (155).
- Benj. Constant, de la religion. T. 2. 1049.
- Coquebert de Monbert, über Ebn Khaledun (966).
- F. Corbyn, case of calculus (1381).
- Cordier, über Lanis (692).
- L. Cordier, über die beiden Vulcane in der Central-Latarey, von denen die Kalmücken das sal ammoniacum ziehen (967).
- L. F. R. Costa-Sicre, sur l'épidémie qui ravagea Barcelone en 1821. Mémoire lu à l'acad. roy. suivi du rapport de Dupuytren 1316.
- R. Courtois (en A. L. S. Lejeune), over eenige planten der Zuidnederlandsche flora (115).
- Coutelle, über die Pyramiden zu Ghizeh (690).
- Cramer, über ein wieder entdecktes Fragment des Pomponius (1956).
- J. Crawford, on the existence of the Hindu religion in the island of Bali (1794); the ruins of Prambanam in Java (1799).
- Creevey, Verf. der 1826, S. 1938 angezeigten Letters to Lord John Russel (2071).
- F. Kreuzer, s. F. Sylburg.

- W. Cullen (and Rob. Carswell), on melanosis (159).
 Q. Curtius Rufus, de rebus gestis Alex. M. ed. G. H. Lünemann 1582.
 G. Cuvier, histoire des progrès des sciences naturelles depuis 1789 jusqu' à ce jour 768; (et Alex. Brongniart), description géologique des environs de Paris. Nouvelle ed. 1017.
 Cyrillus, Bruchstücke (1151).

D.

- J. Dard, dictionnaire français-wolof et français-bambara 1759.
 J. B. C. Dau, Sammlung gemein interessanter Abhandlungen 1494.
 Dauber, symbolae ad scenae Romanae historiam (1408).
 John Francis Davis, extracts from Peking gazettes (1190); eugraphia Sinensis; or the art etc. (1191).
 Humphry Davy, on the corrosion of copper sheeting by seawater (308. 311).
 J. Davy, farther particulars of a case of pneumatothorax (312).
 Petr. Franc. Deiters, de civili cognatione et familiari nexu ex jure romano et germanico 280.
 Delius, Untersuchungen über die Geschichte der Harzburg u. den vermeintlichen Götzen Strodo 761.
 Prosper-Sylv. Denis, recherches d'Anatomie et de physiologie pathologiques sur plusieurs maladies des enfans nouveau nés 545.

- G. B. Depping, histoire des expéditions maritimes des Normands T. 1. 2. 1009.
- A. Desmoulins, anatomie des systèmes nerveux des animaux à vertèbres appliquée à la physiologie et à la zoologie. Ouvrage dont la partie physiologique est faite conjointement avec F. Magendie. Partie 1. 2. 369.
- Camille Desmoulins, le vieux cordelier (572).
- M. N. Devergie, clinique de la maladie syphilitique. Livr. 1. 2. 3. 1679.
- L. Weston Dillwyn, further observations on fossil shells (315; vgl. Druckf.).
- Dobree, Bemerkungen über griechische Inschriften (854).
- W. Drummond, Origines, or remarks on the origin of several empires, states and cities. Vol. 1. 2. 3. 137.
- L. J. J. Dubois, descriptions des monumens antiques etc. du cabinet de Denon 839.
- Duchesne aîné, Description des estampes etc. du cabinet de Denon 839.
- Ant. Dugès, essai physiologico-pathologique sur la nature de la fièvre, de l'inflammation et des principales névroses. T. 1. 2. 1065.
- B. C. Dumortier, over het geslacht Wilgen (Salix) en de natuurlijke familie der Amentaceae (107).
- Andr. Duncan jun., case of hydrocephalus with bifid brain (156); case of inflammation of the cephalic vein (188); case of diffuse inflammation of the cellular substance of the side (191); cases of dif-

fuse inflammation of the cellular texture (192).

Dupont, über die Sitten und Gebräuche der Mosairis (966).

Dupuytren, s. Costa-Sicre.

Durand de Maillane, histoire de la convention nationale (571).

Tim. Dwight, travels in New-England and New-York. Vol. 1. 2. 3. 4. 969.

E.

J. F. Ebert, dissertationes sicalae. T. 1. 1081.

Edgeworth de Firmont, dernieres heures de Louis XVI. (569).

J. Rud. van Erde, or. de Europa imperiorum jure temperatorum altrice 99.

Eichstädt, or. de Jo. Godofr. Eichhorn illustri exemplo felicitatis academicae 2057.

Fr. Ellis, account of a discovery of a modern imitation of the Védas with remarks on the genuine works (1792).

E. J. Elvers, Miscellaneen aus dem Gebiete der pract. Rechtswissensch. (1650); Erörterungen aus der Lehre von der testamentarischen Erbfähigkeit 1651; s. Themis; ob der cathol. Pfarrer wegen nicht erfolgenden Versprechens der cathol. Erziehung aller Kinder die Einsegnung einer gemischten Ehe rechtmäßig verweigern könne (1650); über die Lehre vom Nothwege (1650); Uebersicht der wichtigsten Entscheidungsgründe der von Ostern bis Michaelis 1826 in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten abgegebenen Erkenntnisse

- u. Gutachten der Juristenfacultät zu Göttingen (1850).
 Epicur, Bruchstücke seiner Schriften (1048).
 L. Erbkamm, de exceptionibus, erh. den Preis 1289.
 R. Ernst, Predigt, erh. den Preis 1289.
 W. Erskine, observations on the remains of the Buddhists in India (1790).
 Eudoxios der Philos., Bruchstücke (1151).
 Eusebius Bisch. von Caesarea, Auszüge und Bruchstücke einiger seiner Werke (1145. 1149. 1151).
 G. W. Evans, history and description of the present state of van Diemens land 877.
 Evermann, naturhistor. Beytrag zu der voyage à Boukhara par le baron de Meyendorff (1856)
 G. H. U. Ewald, wird zum außero. Prof. in der philos. Facultät ernannt 961; kritische Grammatik der hebräischen Sprache 380; über einige ältere Sanskrit-Metra 488; s. Wafedi.
 Walter Ewer, an account of the inscriptions on the Cootub Minar (1800).
 J. Ph. Gf. Ewers, das älteste Recht der Russen in seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt 1577.

F.

- Junius Faber, Synaglossie oder Grundsätze der Sprachforschung 1329.
 Fearon Fallows, a catalogue of nearly all the principal fixed stars between the Zenith of Capetown, Cape of good hope, and the Southpole (316).

- J. Farnham, Beschreibung der Mammoth-
höhlen in Kentucky (118).
- Farquhar, an account of a new species of
Tapir (1800).
- Fassbude, über den pract. Rechnungsunter-
richt (1224).
- Julius Firmicus Maternus, de errore pro-
fanarum religionum. Ed. F. Münter
1089.
- Fischer, Theater in München (1259).
- Moses Fiske, Vermuthungen über die Urein-
wohner von Nordamerika (118).
- J. F. Flatt, opuscula academica. Ed. Car.
F. Süskind 543.
- P. Flourens, expériences sur le système
nerveux 1974.
- Winc. Johann, das Saugader-System der
Wirbelthiere. Heft 1. 940.
- J. Forbes, on the temperature of mines
(603); on the geology of the Land's-end
district (605); on the geology of St. Mi-
chael's mount (606).
- Forchhammer, om de geognostiske for-
hold i en deel of Sjælland og Naboøerne
1129.
- Ugo Foscolo, Gedicht auf die Gräben
(1846).
- Fourier, über die astronomischen Denkmähler
Aegyptens (691).
- Rob. W. Fox, on the temperature of mines
(601).
- Frähm, über die unechten v. Dl. Gerh. Lych-
sen abgebildeten Ommajaden-Münzen (963).
- J. Pet. Frank, opuscula posthuma ab Jo-
sepho filio nunc primum edita 85.
- Sof. Frank, s. J. Pet. Frank.

- Dhm. Frank, Wjasa. Ueber Philosophie, Mythologie, Literatur, und Sprache der Hindu. B. 1. Heft 1. 143.
- James Franklin, memoir of Bundelkhand (1190).
- J. B. Fraser, account of a journey to the sources of the Jumna and Bhagirathi rivers (1795).
- N. C. de Fremery, over de kristallisatie van het keukenzout (110).
- F. Traug. Friedemann, Paraenesen für studierende Jünglinge 1607.
- E. D. Friedländer, das britische Zollsystem 1738.
- W. D. Fuhrmann, Handwörterbuch der christlichen Religions- u. Kirchengeschichte. Nebst einer Abh. von A. Hm. Niemeyer. B. 1. 653.

G.

- Freyh. von Gagern, mein Antheil an der Politik. Th. 1. 2. 916.
- Ebenezer Gairdner, case of purpura haemorrhagica (199).
- John Gairdner, case of infantile disease in which erosions and perforations of the alimentary canal were found after death (186).
- Gianfranc. Galeani Napione di Coccinata, sopra un antico monumento nella chiesa cattedrale d'Aosta (1288).
- F. Gauss, disquisitiones generales circa superficies curvas 1761.
- J. Sm. Traug. Geßler, physicalisches Wörterbuch, neu bearbeitet von Brandes, B2

- Gmelin, Horner, Pfaff, Munte. B. 2. 3. 1865.
- A. Gerard, on the valley of the Setlej river in the Himalaya mountains (1193).
- Gianni, mémoires sur la constitution du gouvernement conçue par le grand duc Léopold (16).
- J. R. L. Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte. B. 2. Abth. 2. 2017.
- P. S. Girard, mémoire sur l'agriculture, l'industrie et le commerce de l'Égypte (699).
- Glanzow, Ansichten über das Volksschulwesen (1224).
- Car. Chn. Gmelin, flora Badensis - Alsatica T. 4. 1249.
- Leop. Gmelin u. F. Liedemann, die Verdauung. B. 1. 2. 1481; s. Gehler.
- W. Godwin, history of the commonwealth of England. Vol. 1. 2. 505.
- von Gönner, über das Rdn. baierische Gesetz von 1816 wider den Diebstahl (1321).
- Gordon, on puerperal fever (929).
- John Gordon, description of a hydrocephalus (156).
- Car. Aug. Gottschalk, selecta disputationum forensium capita. T. 1. Ed. 2. 208.
- Gracé, Uebers. von J. F. Schannat's Eflia illustr. (759).
- Gius. Grassi, ricerche storiche intorno alle armature scoperte in Sardegna (1288).
- Sam. Greatheed, on the knowledge and commerce of tin among ancient nations (606).
- Jac. Grimm, s. Zur Recension der deutschen Grammatik.

- Grohmann, gibt es Gründe, welche das Recht des Staats Todesstrafen zu verhängen zweifelhaft machen (1327).
- Lh. Ch. Grotrian, funfzigjähr. Amtsfeyer 1408.
- Gruner, über Schul- und Erziehungswesen in der Schweiz; über das Armenwesen im Canton Bern (2048).
- Gust. von Gülich, über den gegenwärtigen Zustand des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe im Königr. Hannover 209.

H.

- H. Bericht und Gutachten wegen eines vorgeblich in einem unfreyen Zustande begangenen Raubmordes (1245).
- Maurus Hagel, Theorie des Supernaturalismus 1413.
- Lhdor Hagemann, Grundzüge der Referierkunst in Rechtsfachen 1246.
- H. Hahn, f. J. L. Saalschütz.
- H. C. van Hall, f. Bydragen tot de natuurk. Wetensch.; inlandsche soorten van Rhizomorpha (108); nalezing op de Flora belgii septentr. (111); flora Belgii septentrionalis. Vol. 1. 1125.
- H. Hallam, the constitutional history of England from the accession of Henry VII to the death of George II. Vol. 1. 2. 2058.
- H. Hr. Hamaker, f. Liber inc. auct. de expugnatione Memphidis et Alexandriae.
- Buchanan Hamilton, inscriptions upon rocks in South-Bihar (1187).
- Rob. Hamilton, notice concerning the fe-

- ver that occurred in the Magdalene-Asylum of Edinburgh in the spring of 1821 (185).
- H**armand de la Meuse, Bericht über seinen Besuch im Temple im Anfange des J. 1795 (570).
- H**artman von Ouwe, Iwein, herausg. von G. F. Benecke und K. Lachmann 899.
- G.** Harvey, experimental inquiries relative to the distribution and changes of the magnetic intensity in ships of war (313); on the effects of the density of air on the rates of chronometer (315).
- H**assenpflug, eine unter Einer Firma betriebene Handlung ist als das Rechtssubject hinsichtlich aller aus Handlungsgeschäften entstehenden Rechte und Verbindlichkeiten anzusehen (1650); Ist es nothwendig, daß zu dem im Concurse angeetzten Liquidationstermine die bekannten Gläubiger besonders vorgeladen werden (1650).
- J.** F. L. Hausmann, de origine saxorum per Germaniae septentrionalis regiones arenosas dispersorum 1497.
- H**auteraves, über die Religion des Jo (966).
- J.** Hawkins, on some advantages which Cornwall possesses for the study of geology (601); on the stratified deposits of tin-stone (602); on the nomenclature of the Cornish rocks (603); on the intersection of Lodes (605); on the alluvial strata at Poth etc. (605); on some instances of the alternate disposition of the primitive strata

- which have been observed in Cornwall (606).
- Dav. Hay, case of Dysphagia (158).
- F. B. Head, rough notes taken during some rapid journeys across the Pampas and among the Andes 1601.
- Hrn. Hm. L. Heeren, Etwas über meine Studien des alten Indiens 649; Zusätze u. Umarbeitungen aus der 4. Ausg. der Ideen über die Politik u. den Handel 1641; Redaction der Götting. gel. Anzeigen 1161.
- H. W. Heffter, die Athenäische Gerichtsverfassung 785.
- J. L. Heiberg, nordische Mythologie 1647.
- Heimbach, de dominii probatione ex principiis juris tam romani quam saxonici 1517.
- Heinroth, Anleitung die Choralmelodien leichter u. geschwinder nach Noten als nach Zahlen singen zu lernen 366; Gesangbuch 366.
- J. L. Hemsen, s. R. F. Stäudlin.
- Presid. Hénault, écrits inédits (1401).
- E. Henderson, biblical researches and travels in Russia 1961.
- John Henderson, on a luminous appearance of the Ocean (1378).
- Henke, Noten zu W. Roscoe's Leo X. (1864).
- L. Hennepin, Reise in America (117).
- W. Henry, on the action of finely divided Platinum on gaseous mixtures (312).
- C. F. Gust. Herbst, gekrönte Preisschrift über die Versuche, die Capacität der Lungen für Luft zu messen, und über die Anwendung solcher Versuche zur Erforschung der Krankheiten der Respirationswerkzeuge 1932.

- Gothfr. Hermann, opuscula. Vol. 1. 2. 1655.
- J. F. W. Herschel, on certain motions produced in fluid conductors when transmitting the electric current (310).
- Hesychios Presb. Bruchstücke (1151).
- G. F. Hetsch, s. F. Münter.
- W. van Heusde, initia philosophiae platonicae 1769.
- J. C. Heyse, theoretisch = practische deutsche Grammatik. Ausg. 4; theoretisch = practische Schul-Grammatik. Ausg. 6; Leitfaden zum gründlichen Unterricht in der deutschen Sprache. Aufl. 4 729.
- Fr. ab Hildenbrand, annales scholae clinicae medicae Ticinensis. P. 1. 1725.
- K. Himly, Vorlesung über einen merkwürdigen Fall von hydrocephalus an einem 12 jährigen Knaben 681.
- Hippolytos, Bruchstücke (1151).
- Hiz d. j., über die Zinkhütte zu Kloster im Canton Graubünden (686).
- van der Hoeven, van eenige insecten van Noord-Nederland (116).
- W. F. Holmes, case of malformation of the heart (158).
- H. Holzwardt, Naturgesetze zur Bildung des Menschengeistes. Th. 1. 1059.
- Ever. Home, lectures on comparative anatomy. Vol. 3. 4. 228; on the internal structure of the human brain, when examined in the microscope as compared with that of fishes, insects and worms (305); some curious facts respecting the walrus and seal (311); an account of the organs

- of generation of the Mexican Proteus (315).
- Fr. Horn, über Zeitersparniß für den Realunterricht in den Volksschulen (1224).
- Hornet, s. Gehler.
- B. Huber, aperçu statistique de l'île de Cuba 1828.
- H. Hübsch, Entwurf zu einem Theater mit eiserner Dachrüstung 1977.
- Diet. Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters 1142.
- Gust. Hugo, Lehrbuch des heutigen römischen Rechts. Ausg. 7. 782; s. Civilistisches Magazin. Conrad von Lichtenau, Abt von Ursperg, als der älteste bestimmte Zeuge über die Wiederherstellung des Röm. Rechts durch Bernerius (1957); Nachtrag: über das sogen. peculium adventitium (1959); Canzler Koch (1959).
- F. Alex. de Humboldt, voyage. Partie 6. Botanique. Divis. 3. Nova genera et species plantarum ex schedis autogr. Amat. Bonplandi in ordinem digessit Carol. Sigism. Kuntz. T. 6. 7. 529; essai politique sur l'île de Cuba 1828.
- Adam Hunter, on dislocation of the hip and shoulder joints (154).
- Ulr. de Hutten, opera quae exstant omnia ed. E. Jos. Hm. Münch. T. 3. 4. 756.

1.

- L. Ideler, Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie. B. 1. 2. 521.
- James Ivory, on the figure requisite to maintain the equilibrium of a homogeneous

fluid mass that revolves upon an axis (307).

J.

- Th. Jackson, general and medical topography of Meerut (1390).
- J. A. Jacobs, s. Theocritus.
- Jacotin, mémoire sur la construction de la carte de l'Égypte (710).
- Jarke, über die Lehre vom unvollständigen Beweise vornehmlich in Bezug auf die außerordentl. Strafen (1323).
- M. Raubert, s. von Meyendorff.
- J. Jeep, commentatio de forma comparationum apud Virgilium grammatica (1408); explanatio loci Paulini 2. Cor. 7, 2 — 11. (1408).
- Edw. Jenner, some observations on the migration of birds (306).
- Joannes monachus, s. Leontios Presb.
- J. Johnston, Bericht über den dermaligen Zustand der im Staate Ohio sich aufhaltenden Indianischen Stämme (118).
- Jollois (und du Bois-Hymc), Beschreibung der Ruinen, die zwischen den Nil-Armen von Rosette und Damiette liegen (692).
- Tomard, über die Zahlzeichen der Aegypter (690); über die griechischen Inschriften Aegyptens (690); Beschreibung der Lage von Memphis (691).
- J. C. de Jonge, notice sur le cabinet des médailles et des pierres gravées de S. M. le Roi des Pays - bas 2038; Premier supplément 2040.
- Stanisl. Julien, s. Meng-Elseu.
- A. W. Justi, die dritte Säcularfeyer der Uni-

- Universität Marburg 1887; Gedicht zu dieser Feyer (1888).
 Justinus, hist. Philipp. ed. G. H. Lünemann 1583; übers. von R. F. L. Kolbe. B. 1. 343.

K.

- E. Kärcher, de optima latini lexici condendi ratione 1334.
 K. Kaiphalaś, s. Sanakēa.
 G. Kellie, an account of the appearances in the dissection of two of three individuals presumed to have perished in a storm, with some reflections on the pathology of the brain (149).
 Rich. H. Kennedy, on dracunculus (1382).
 Vans Kennedy, remarks on the state of Persia from the battle of Arbela to the rise of Ardashir Babegan (1193); remarks respecting the religion and manners of the Hindus (1197); remarks on the character of Muhammed (1788).
 J. Gfr. Eolv. Kerstein, Universalmaß für alle Geschäfte des pract. Lebens. Th. 1. Ausg. 2. 1859.
 J. F. M. Kirsten, einige Nachrichten über die ältesten Schulen Göttingens 1756.
 J. Klaproth, tableaux historiques de l'Asie, depuis la monarchie de Cyrus jusqu'à nos jours. Livr. 1. 2. 3. 772; vorläufige Nachr. von der durch Wilson übers. Sanscritchronik von Caschmire (966); über Marco Polo (967); über die Kalmücken (967); mémoires relatifs à l'Asie 1278; lettre sur la decouverte des hiéroglyphes acrologiques 1539; seconde lettre 1541.

- C. W. H. Klebe, Grundsätze der Gemeinheitsheilung 674.
 von Klein, Beiträge zur gerichtl. Arzneywissenschaft 1158.
 von Klenze, Bauwerke (1567).
 Klug, Bearbeitung der von Eversmann auf der Reise nach Bukhara gesammelten Insecten (1856).
 von Köhler, über die alte Münze des Rdn. Demetrius (1853).
 Kofen, Glückwünschungsgebidht an Th. Ch. Grotrian (1408).
 K. J. L. Kolbe, s. Justinus.
 C. Glieb. Konopak, s. N. Archiv des Criminalr.
 J. H. Kopp, ärztliche Bemerkungen, veranlaßt durch eine Reise in Deutschland und Frankreich 1966.
 J. Kops, over eene bijzondere Kindering van Reseda lutea (114).
 W Thdor. Kraut, de argentariis et numulariis commentatio 1779.
 W. L. Krug, Geschichte der Philosophie alter Zeit. Aufl. 2. 1928.
 G. H. Kuhn, das bevorstehende Reformationssfest des Cantons Bern (2048).
 K. Sigm. Kunth, s. J. Alex. von Humboldt. Synopsis plantarum quas collegunt Al. de Humboldt et Am. Bonpland. T. 4. 529.

L.

- L. Lachmann, s. Der Nibelunge Nôt; s. Hartman von Duwe; s. Walther v. d. Vogelweide.

- P. Lacour, fragmens: essai sur les hiéroglyphes égyptiens 1046.
- F. Lallemand, recherches anatomico-pathologiques sur l'encéphale et ses dépendances. T. 1. 2. 1689.
- W. A. Lampadius, Supplemente zum Handbuche der allgem. Hüttenkunde. B. 2. 684.
- Lancret (et Chabrol), notice topographique sur la partie de l'Égypte comprise entre Ramâych et Alexandrie, et sur les environs de Maréotis (698).
- J. Landseer, Sabaeen researches 1919.
- C. J. M. Langenbeck, de cerebro aqua ingenti sacciforme distento, cum nondum perfecto conferendo 481; legt der Königl. Ges. der W. ein von ihm erfundenes Instrument zur Unterbindung tiefliegender Arterien vor, so wie auch von ihm ausgenommene Blasensteine 488; Bericht und Gutachten über ein angeblich nach einem Ueberlaß entstandenes Uebel am Arm (1244).
- Comte Lanjuinais, fragment historique sur le 31 Mai (571).
- K. Lappe, s. K. Linnäus.
- Lassen (und E. Burnouf), über das Pali (963); essai sur le Pali 1681.
- Latreille, natürliche Familien des Thierreichs: übers. u. w. von Arn. Adf. Berthold 1782.
- Lattermann, über die Bestimmung der Kosten des Roheisens (687).
- Lauß, über die sittliche Beziehung der Strafgesetze (1323).
- C. Lauteren (u. K. F. H. Wedd), das Landrecht der Graffsch. Erbach u. Herrsch. Breunberg 1014.

- Guis. Lavini**, ricerche chimiche e mediche sopra il *Crithmum mar.* (1283).
- A. L. S. Lejeune** (en R. Courtois), over eenige planten der Zuidnederlandsche flora (115).
- Leontios Presb.** u. der Mönch **Joannes**, Probe aus ihren *ερα βιβλια* (1152).
- Lebezow**, Jupiter Imperator in einer antiken Bronze 1305.
- J. Lexarza et Paul. de la Llave**, novorum vegetabilium descriptiones. Fasc. 1. 2. 1394.
- Lichtenberg**, Beobacht. über das von **Lob. Mayer** gebrauchte Thermometer (1588).
- Lichtenstein**, Bearbeitung der von **Evermann** auf der Reise nach **Bukhara** gesammelten Thiere (1856).
- Carl Linnaeus**, egehändigige Anteckningar om sigsielf, herausg. von **Alfzelius**, überf. von **R. Lappe**, mit einer Vorrede von **R. W. Rudolphi** 687.
- S. J. Littrow**, theoret. und pract. Astronomie. Th. 3. 1805.
- John Livingstone**, on the epidemic cholera as it appeared in China (1386).
- Paul. de la Llave** (et **J. Lexarza**), novorum vegetabilium descriptiones. Fasc. 1. 2. 1394.
- Lecomte de Loche**, des causes qui déterminent les abeilles à construire leurs gateaux parallèlement en ligne droite et selon les dimensions déterminées (1284); sur la vallée d'Aoste; origine de la cité d'Aoste (1287).
- Locré**, la législation civile, commercial, et criminelle de la France. T. 1. 364.

- K. H. Gfr. L o m m a t s c h, narratio de Friderico Myconio 1005.
- L o n g c h a m p (et W a g n i è r e), mémoires de Voltaire, et sur ses ouvrages, suivis de divers écrits inédits de la Marquise du Chatelet et du président Hénault etc. T. 1. 2. 1401.
- C. G. L o r e k, flora prussica. Abbildungen u. w. 342.
- J. L u c c o c k, notes on Rio de Janeiro and the southern parts of Brazil 253.
- G. H. L ü n e m a n n, f. Nova Bibliotheca Romana classica; f. Quintilianus.
- J. J. v o n L u n d b l a d, Schwedischer Plutarch. Uebers. von J. von Schubert. B. 1. 121.
- Mart. L u t h e r, Werke, in einer das Bedürfnis der Zeit berücksichtigenden Auswahl. B. 1 . . . 5. 495.

M.

- Alex. M a c a u l a y, cases of persons struck by lightning (187).
- Adam M a c d o u g a l l, medical sketch of the topography of the south eastern part of the Chittagong district and of the sickness prevailing among the troops in that quarter (1384); case of popliteal aneurism (1386).
- J. F. M a c f a r l a n, case of severe injury of the head (198).
- J. M a c q u a r t, insectes diptères du nord de la France. Tipulaires 319.
- F. M a g e n d i e, f. A. Desmoulins.
- Ang. M a i, scriptorum vet. nova collectio e Vaticanis codicibus. T. 1. P. 1. 2. 3. 1145.
- Mme de M a i n t e n o n et Mme la Princesse

- des Ursins, lettres inédites. T. 1. 2. 3. 4. 203.
- H. le Maire, le Jésuitisme dévoilé 103.
- Makelbey, Lehrbuch des heutigen römischen Rechts. Aufl. 7. 809.
- John Malcolm, on the institution and ceremonies of the Hindoo festival of the Dusrah (1195); the political history of India from 1784 to 1820. 2 Vols. Vol. 1. 2. 1417.
- Malte Brun, Vorbericht zu dem Recueil publié par la Soc. de géogr. (1128).
- J. J. Marcel, mémoire sur les mequiàs de l'île de Roudah et sur les inscriptions que renferme ce monument (718).
- Marco Polo, Reisebeschreibung herausg. von Roux (1128).
- Marezoll, Reformationspredigt: von den Pflichten u. Rechten der evangelischen Kirche 368.
- Alb. de la Marmora, sur deux oiseaux du comté de Nice (1285); sopra due armature di bronzo (1288); voyage en Sardaigne de 1819 à 1825. 1225.
- Th. Marshall, a statistical account of the Pergunna of Jumboosur (1787).
- Martini, über das Zinkausbringen zu Dognaska im Banat (687).
- Abf. Martini, Beiträge zur Kenntniß der Bibliothek des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg 519.
- Abf. Bh. Marx, die Kunst des Gefanges 100.
- C. F. H. Marx, de Euthanasia 201; Rede über die Gifte (203); die Lehre von den

- Giften in medicinischer, gerichtlicher, und po-
liceylicher Hinsicht. B. 1. Abth. 1. 857.
- K. E. Matthäi, Untersuchung über das gelbe
Fieber. Th. 1. 2. 2009.
- J. Tob. Mayer, Anfangsgründe der Natur-
lehre 1241; wird Director der Kdn. Ges.
der W. 1929.
- Tob. Mayer, astronomical observations made
at Gottingen from 1756 to 1761; Pub-
lished by order of the commissioners of
latitude 1585; observationes astronom. (1588).
- C. A. Meda, précis historique des événe-
mens de la soirée du 9 Thermidor (572).
- Edu. Mehlis, observationes anat. de Disto-
mate hepatico et lanceolato 622.
- Mor. Hm. Edu. Meier (und G. F. Schö-
mann), der Altische Proceß 785.
- A. Meineke quaestionum scenicarum speci-
men 1. 1154.
- W. Mejer, pract. Handbuch des Styls der
deutschen Prose 861.
- James Mellis, remarks on the epidemic
fever lately prevalent in Calcutta (1391).
- Mencius, s. Meng Tseu.
- L. J. C. Mende, s. Beobachtungen u.
Bemerkungen aus der Geburtshülfe. Die
menschliche Leibesfrucht, das Fruchtkind, u.
das Kind kurz vor, in und gleich nach der
Geburt, in gerichtlich-medizinischer Hinsicht
(1242); Uebersicht der Ereignisse in der Kdn.
Entbindungsanstalt 18 $\frac{2}{5}$ (1246).
- Meng Tseu vel Mencius, dialogi, ed.
Stan. Julien, Partis prioris continuatio
904 vgl. (967).
- F. de la Mennais, de la religion considé-

- rée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil. Ed. 3. 1105.
- Marie du Mesnil, chroniques Neustriennes 1999.
- de Meyendorf, voyage d'Orenbourg à Boukhara, revû par A. Jaubert 1849.
- Abf. Michaelis, f. Corpus juris publ. Germanici.
- Milne, some account of a secret association in China, entitled the Triad Society (1188).
- J. Milton, de doctrina christiana libri duo posthumi, ed. Car. Ric. Summer 889.
- H. von Minutoli, Nachträge zu der Reise zu dem Tempel des Jupiter Ammon in der Libyschen Wüste 1361.
- Sam. L. Mitchell, über die Ureinwohner von Nordamerika (118).
- C. F. A. Mittermeier, f. N. Archiv des Criminalrechts. Bemerkungen über das R. Württemberg. Edict über die Strafgattungen (1323); Bemerkungen über den Entw. eines Crim. Gesetzbuches für Graubünden (1324); kurze pract. Erörterungen (1326); über den Zweykampf (1327); über die Grenzen und Bedingungen der Straflosgkeit der Perforation (1328); über die neueste deutsche Gesetzgebung in Bezug auf religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen (1650); das deutsche Strafverfahren. Abth. 1. 1884.
- Just. Møser, Osnabrückische Geschichte. Th. 3. 249.
- G. Moll, over eene verbeterde bereiding der olie, waarvan zich horologie- en instrumentmakers bedienen (105); over eene ontdekking in den Stillen Ocean (109. 112);

- berigt omtrent het stoomschip the Enterprize uit Engeland naar Indie gestevend (112); proeven over de snelheid des geluids (112); over twee nieuw uitgevondene Kompassen (113); an account of experiments on the velocity of sound (316); f. G. Verschuir.
- W. Moncreiff, case of tubercular disease of the peritoneum and omentum (159).
- le Prince de Montbarey, mémoires autographes. T. 3. 1256.
- de Montlosier, mémoire à consulter sur un système religieux et politique tendant à renverser la religion, la société et le trône. Ed. 7. Délation aux cours royales relativement au système rel. et pol. signalé dans le Mémoire à consulter 1721.
- Moschus, f. Theocritus.
- M. P. Moyle, on the temperature of the Cornish mines (607).
- J. B. Müller, die neuesten Resultate über das Vorkommen, die Form und Behandlung einer ansteckenden Augenliederkrankheit unter den Bewohnern des Niederrheins 743.
- Otfr. Müller, de signis olim in postico Parthenonis s. Hecatompedi templi fastigio positis 281.
- W. Müller, Homerische Vorschule 25.
- W. Müller, Ingen. Major, gekrönte Preisschrift über die Wirkungen der Sturmfluthen, welche 1825 beobachtet wurden 1162.
- E. Jos. Hm. Münch, f. Ulr. von Hutten.
- J. Münter, der Tempel der himmlischen Göttin zu Paphos. Mit Kupfern u. einer architectonischen Erklärung von G. F. Hetsch

- 263; Untersuchungen über das Geburtsjahr Christi 1566; s. Firmicus.
 G. J. Mulder, s. Bydragen tot de natuurk. wetensch. — Over het acidum rosacicum (106); herhaling der planten-outleding van Robinet (107); over eene bereiding van meconiumzure morphine (111).
 Munke, s. Gehler.

N.

- N. Neander, Antignostikus, Geist des Tertullians und Einleitung in dessen Schriften 476; Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. B. 1. 1449; s. F. H. Rheinwald.
 N. Hm. Niemeyer, über die Wichtigkeit und Methode eines fortgesetzten Studiums der Religions- u. Kirchengesch. für pract. Religionslehrer (654); Beobachtungen auf einer Deportationsreise nach Frankreich 1942.
 Greg. W. Nisch, erklärende Anmerkungen zu Homers Odyssee. B. 1. 265.
 E. Nizze, s. Theodosius von Tripolis.
 G. H. Noehden, specimens of ancient coins of Magna Graecia and Sicily. P. 1. 2. 3. 4. 1921.
 F. Wilib. Nusbar, theoretische Medicin für Wundärzte. Th. 2. 1137.
 Isaac Nyhoff, observationes de epidemia Groningana a. 1826. 1441.

O.

- Fr. Oerthür, biblische Anthropologie. B. 1. Aufl. 2. 295; Meine Ansicht von der Bestimmung der Domkapitel 296; Progr. in

- festo saeculari consociationis S. Chilian
1565.
- J. H. Desterreicher, Versuch einer Dar-
stellung der Lehre vom Kreislaufe des Blu-
tes 1291.
- Michel Oginski, mémoires sur la Pologne
et les Polonais depuis 1788 jusqu'à la
fin de 1815. 345.
- Orignès, Bruchstücke (1151).
- Driulajó Morlak, Modell einer Flach-
maschine (1284).
- Geo. Dsterwald, s. lithographische Ver-
suche.
- Adf. W. Otto, seltene Beobachtungen zu Ana-
tomie, Physiologie u. Pathologie gehödig.
Heft 1. Neue seltene Beobachtungen 2c. Heft
2. 497.
- E. Otto, Reise durch die Schweiz, Italien,
Frankreich, Großbritannien und Holland, mit
besonderer Rücksicht auf Spitäler, Heilme-
thoden, und den übrigen medicinischen Zu-
stand dieser Länder. Th. 1. 814.
- W. Ouseley, travels in various countries of
the east, more particularly Persia. Vol. 2.
3. 537.

P.

- Ch. Pander und Ed. d'Alton, die Skelette
der zahnlosen Thiere, abgebildet und verglit-
chen; die Skelette der Robben und Laman-
tine — (der vergleichenden Osteologie. Lief.
8. Lief. 9.) 47.
- de Paravey, essai sur l'origine des chiffres
etc. 1558.
- W. Edw. Parry, journal of a third voyage

- for the discovery of a NW. passage from the Atlantic to the Pacific 237.
- P. D. Ch. Paulsen**, über das Studium des Nordischen Rechts im allgem. u. des Dänischen ins besond. 17.
- B. C. Payraudeau**, catalogue descriptif et méthodique des annelides et des Mollusques de l'île de Corse 1460.
- Percy (u. Chauffier)**, Bericht an die Acad. R. des Sc. über Civiales Lithotritie (1916).
- Gratien le Pere**, extrait d'un mémoire sur les lacs et les déserts de la basse Egypte (696).
- A. N. Perignon**, description des tableaux etc. du cabinet de Denon 839.
- A. M. Perrot**, tableau comparatif des hauteurs des principales montagnes 1463.
- C. P. N. Petersen**, de collatione honorum ad heredes ab intestato restricta 664.
- T. Pettigrew**, bibliotheca Sussexiana. Vol. 1. P. 1. 2. 1729.
- Petrettini**, papiri greco-egizi ed altri greci monumenti dell' I. R. Museo di Corte 1042.
- Amad. Peyron**, de numis Phoenico-Tarsensibus qui taurum a Leone prostratum exhibent (1287); papiri graeci reg. Taurinensis musei aegyptii. P. 1. 1542.
- Pfaff**, s. Gehler.
- C. Pfeufer**, Geschichte des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg 667; Handbuch der allgemeinen Heilkunde 1137.
- Photios**, Commentar zum Lucas, Bruchstücke dess. (1147); quaestiones ad Amphiloichium (1147); responsa canonica (1148); das Lexicon dess. betr. (1149).

- G. Nickel, Versuch zur genauen Bestimmung des Gehaltes der Pflanzenfrüchte 239.
- Piringer, tractatus de partu praemature artificiali 938.
- Giovanni Plana, notes sur la théorie des ondes donnée par M. Poisson (1283); sur une nouvelle expression analytique des nombres Bernoulliens (1286).
- Plathner, f. Neues Jahrbuch der Landwirtschaft.
- Ed. Platner, der Proceß und die Klagen bey den Altifern 786; Rede bey der Sacularfeyer der Univers. Marburg (1887).
- Geo. Playfair, on the Madór and its medical uses (1376); on the appearance of locusts in the Doab (1377); on delirium tremens (1380).
- Maximil. Pöckl, die Capuciner in Bayern 639.
- G. F. Pohl, der Proceß der Galvanischen Kette 881.
- Polychronios, Stücke deß. aus einer Cate-na zum Daniel (1151).
- de Potter, mémoires de Scipion Ricci, évêque de Pistoie et Prato. T. 1. 2. 3. 4. 1.
- Mo. Primisser, f. Pet. Suchenwirt.
- W. Prout, on the nature of the acid and saline matters usually existing in the stomach of animals (300).
- Puchta, über die lex rubria (1959).

Q.

- M. Fabius Quintilianus, de institutione oratoria libri XII. ed. G. H. Lünemann 855.

R.

- R. v. L., f. Röhle von Lilienfern.
- Adolph Rabbe, histoire d'Alexandre I. empereur de toutes les Russies. T. 1. 2. 354.
- Rabirius, Fragment eines Gedichtes über den actischen Krieg (1048).
- Raoul-Rochette, deux lettres à Mylord Comte d'Aberdeen sur l'authenticité des inscriptions de Fourmont 807.
- Ph. Rashleigh, an account of the alluvial depositions at Sandrycock (605).
- Rasmussen, über die am Baltischen Meere gefundenen arabischen Münzen (964).
- R. S. Rau, Lehrbuch der politischen Oeconomie. B. 1. Volkswirtschaftslehre. 1945.
- J. G. Reiche, wird zum außerord. Prof. in der theol. Facultät ernannt 961.
- Reinaud, Leben Saladins (966).
- C. F. Conr. Reinecke, de constante et aequabili Jesu Christi indole et ingenio, doctrina et docendi ratione 560; de parabolis Jesu Christi, erhält das Accessit 1289.
- Abel-Remusat, über die beiden Vulcane in der Mitteltatarey (967).
- F. W. Rettberg, de parabolis Jesu Christi, erh. den Preis 1289.
- J. N. Reum, Forstbotanik. Aufl. 2. 581.
- Reubens, über das Parthenon (282).
- Jos. Rey, des institutions judiciaires de l'Angleterre comparées avec celles de la France 2005.
- J. H. Rheinwald, Commentar über den Brief Pauli an die Philipper. Mit einem Vorw. von A. Neander 1939.

- J. P. Rhind, case of phrenitis (157).
 Scip. Ricci, memorie del vescovo Ricci scritte da lui medesimo (15).
 Richerand, histoire des progrès récents de la chirurgie 297.
 F. et J. Riepenhausen, peintures de Polygnote 1306.
 A. Risso, mém. sur deux nouvelles espèces de poissons (1285); sur un nouveau genre de poisson (1285).
 Ritgen, über das Athemholen des Kindes von dem bloß der Kopf geboren ist (1245).
 H. Ritter, Geschichte der Pythagorischen Philosophie 817.
 Rödiger (u. Brendel), Bericht u. Gutachten über einen Fall von angeblichem Kindesmord (1244).
 J. Rogers, on the hornblende formation in the parish of St. Clere (605); on the serpentine district of Cornwall (607).
 W. Roscoe, Leo X. with Henke's notes translated from the german. Vol. 1. 1864.
 Hugo Jac. Rose, inscriptiones graecae vetustissimae 849.
 James Clark Ross, Beiträge für die Naturgeschichte aus Capt. Parry's dritter Reise (239).
 F. G. Roffel, f. Rheinwestfäl. Monatschrift.
 Rr. Fr. Rosshirt, f. N. Archiv des Criminalrechts; über culpöse Körperverletzungen (1322); Einiges über Wissenschaft, Gesetzgebung u. Anwendung im Rechte (1323); über die Lehre vom dolus (1326); über den Geist des in der Carolina aufgestellten Criminal-Processus (1328).

- K. von Kottek, Staatsrecht der constitutionellen Monarchie. Begonnen von F. Chph. von Arretin. B. 2. Abth. 1. 2079.
- Koux, s. Marco Polo.
- Hm. J. Royaards, or. de theologia historica cum sacri codicis exegesi rite conjuncta 1816.
- de Roziere, de la constitution physique de l'Egypte (696).
- K. Gust. von Kubloff, Handbuch des Preussischen Militärrechts. Th. 1. 2. 289.
- K. A. Rudolphi, s. K. Linnäus.
- Sm. Thph. Rüdiger, de statu et conditione paganorum sub imperatoribus Christianis post Constantium 1359.
- F. Jac. Otto Aug. Kühle von Lilienstern, Universalhistorischer Atlas. Heft 1. 1297.
- James Russell, on a peculiar affection to which the bones of the cranium are liable (149).

S.

- S. over het zwart in de geraffineerde suiker (107).
- F. L. Saalschütz, von der Form der hebräischen Poesie, nebst einer Abh. über die Musik der Hebräer. Mit einem Vorw. von A. Hahn 2021.
- Edw. Sabine, a comparison of barometrical measurement with the trigonometrical determination of a height at Spitzbergen (313).
- L. Sackreuter, evangelischer Glaubensschild, oder vergleichende Darstellung der Unterscheidungslehren der beiden christlichen Hauptkir-

- Gen. Mit einem Vorworte von E. Zimmermann 1092.
- G. T. Sadlier, account of a journey from Katif to Yambou (1789).
- Auguste de Saint-Hilaire, histoire des plantes les plus remarquables du Brésil et du Paraguay. T. 1. Livr. 1. 2. 3. 4. 409. Plantes usuelles des Brésiliens. Livr. 1-8. 409.
- Sanakea, Sommario di Sentenze morali dal dialetto sanscrite nella lingua greca e italiana tradotto da Nic. Chiefala 79.
- Giulio di San Quintino, lezioni intorno a diversi argomenti d'archeologia 1551.
- J. E. von Savigny, Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. B. 3. B. 4. 489.
- Jules César Savigny, système des Annelides, principalement de celles des côtes de l'Égypte et de la Syrie (695).
- J. J. Schannat, Eiflia illustrata. Aus dem lat. Mspt. übers. u. w. von G. Wärsch. B. 1. Abth. 1. 2. 759.
- Edu. Schaubach, s. Anaxagoras.
- L. Schedius, or. qua Josepho de Urmeny parentavit 1304.
- von Schepeler, Geschichte der Revolution Spaniens und Portugals. B. 1. 1745.
- Em. von Schimonóky, Umlaufschreiben an die Diöcesan-Geistlichkeit 1001.
- Schinkel, Sammlung architectonischer Entwürfe, bearbeitet und herausgeg. von Schinkel und Berger. Heft. 1. 49. Heft. 2. 441.
- G. Conr. W. Schlotte, Predigt, bey der Preisverth. mit Lobe erwähnt 1289.

- Pt. Schmidtmeier, travels into Chile 1809.
- Schneider, Amalgamier = Probierer, Mittheilungen aus s. Reisenotizen (686).
- G. F. Schömann (und M. H. C. Meier), der Attische Proceß 785.
- Graf von Schönburg-Rochsburg, über Pflügen, u. über Rübsamenbau (1568).
- Benj. Scholz, Lehrbuch der Chemie. B. 1. B. 2. Abth. 1. 2. 317.
- H. A. Schott, Briefe über Religion u. christlichen Offenbarungsglauben 169.
- F. von Schubert, s. J. F. von Lundblad.
- Schulz, über die Persische Uebersetzung des Mahabharata (962).
- Schulz, Beschreibung des historischen Werkes des Ebn Kaldun (966).
- Adf. H. A. Schulze, de parabolis Jesu Christi, erh. den Preis 1289.
- Glob. E. Schulze, über die Entdeckung daß Leibnitz ein Catholik gewesen sey 769.
- W. Scoresby, experiments and observations on the developement of magnetical properties in steel and iron by percussion (311).
- Dav. Scott, gerichtlich = medicinischer Fall eines Kindesmordes mit Bemerkungen von Christifens (1245); über die Indier (1394).
- Seebode, s. Crit. Bibliothek für das Schul- u. Unterrichtswesen.
- J. Senkowsky, die Handelsstraße nach Cashmir über Affu u. Tibet (1853).
- Severus, Bruchstücke (1151).
- Son. von Seyfried, s. J. G. Albrechtsberger.

- J. Shakespeare, on the murderers called Badhiks and Thegs (1798).
- W. Sheldon, über die Karaißen, welche die Antillen bewohnen (119).
- Sherwood, on the murderers called P'hau-sigars (1798).
- Silvestre de Sacy, Aufforderung die heil. Bücher der Drusen betr. (963); über das Tarikh-âlem-arai (963); Beytrag zur Arab. Münzfunde (964); über den Gebrauch des Nes-chi; über einen Vertrag zwischen Philipp dem Kühnen und dem Könige von Tunis (966).
- J. C. L. Simonde de Sismondi, nouveaux principes d'économie politique. Ed. 2. T. 1. 2. 1625.
- Jeffery Amherst Sinclair, on a pedicular eruptive disease (1382).
- G. Skipton, on the beneficial effects of datura and melia azederak (1380).
- G. Smyttan, on dracunculus (1382).
- Söttl, Cajus Julius Cäsar 1335.
- Sophocles, tragoediae septem, rec. Ed. Wunder 177.
- E. Spangenberg, historisch-topographisch-statistische Beschreibung der Stadt Celle 119; über die Strafe des Kindesmordes (1328); s. Dav. G. Strube.
- K. F. Stäudlin, Geschichte u. Literatur der Kirchengeschichte, herausg. von F. L. Hemsen 246.
- John Spencer Stanhope, Olympia 161.
- C. W. Stark, pathologische Fragmente B. 1. 2049. B. 2. a. u. d. L. Beyträge zur psychischen Anthropologie und Pathologie 2049.

- J. N. Steinmüller, s. Neue Fabrbücher für Religion und Sitten in der evng. reform. Schweiz. Eigene Beyträge zu dieser Zeitschrift (2048).
- J. Stewart, account of a bed of native sub-carbonate of Soda found in Malwa (1194).
- S. Strating, over eene wijngestlamp (114).
- J. Stromeyer, chemische Analyse einer neuen Abänderung des Magnesits 1569.
- Dav. G. Strube, rechtliche Bedenken. Systematisch geordnet, ergänzt u. v. E. Spangenberg. B. 1. 462. B. 2. 1640.
- Struve, Progr. Polybius Darstellung des ätolischen Bundes. Th. 1. 1247.
- Stübel, über gefährliche Handlungen (1325).
- Stuve, Herausg. des Th. 3. der Dsnabrück. Gesch. von Möser (249).
- Peter Suchenwirt, Werke, herausg. v. Alois Primmisser 841.
- R. F. Süskind, s. J. F. Klatt.
- R. Rich. Summer, s. J. Milton.
- R. Sundelin, Pathologie und Therapie der Krankheiten mit materieller Grundlage. B. 1. 2. 1697.
- Herzog von Sussy, Geschenk besf. an die Universitäts-Bibliothek 1729.
- Sydenham, an account of Bijapur (1799).
- W. H. Sykes, notes respecting the principal remains in the ruined city of Bejapoor (1194); an account of the origin of the living god at the village of Chinchore (1195); an account of the caves of Ellora (1785).
- F. Sylburg, epistolae V ad Paulum Melisum, ed. F. Creuzer 1601.

R. von Szepeshazy, Merkwürdigkeiten des
Königr. Ungern. Th. 1. 2. 2015.

T.

- Glieb Luc. F. Tafel, dilucidationum Pindaricarum volumina duo. Vol. 1. P. 1. 89.
Fr. Tantini, esperienze mediche 1847.
Taylor, translation of a grant of land in the Concan (1788).
Theocritus, Bion et Moschus, quae supersunt Gr. c. scholiis Gr. ed. J. A. Jacobs 465.
Theodoros Bisch. von Mopsu = Hestia, Commentar über die alttest. Propheten (1150).
Theodosius von Tripolis, drey Bücher Kugelschnitte, übers. von E. Nizze 1007.
A. C. Thibeaudeau, mémoires sur la convention et le directoire. T. 1. 2. 573.
J. C. von Thiele, der Eremit in Petersburg 168.
Augustin Thierry, histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands. T. 1. 2. 3. 1201.
H. F. Thijssen, over de zelfontbranding (113).
Thomassen a Thuessink, algemeen Overzicht der epidemische Ziekte, welke in 1826 te Groningen geheerscht heeft 1441.
J. Andr. L. Thospann, s. Cicero.
J. L. Tiarks, observations made with chronometers (314).
F. Liedemann (u. Leop. Gmelin), die Verdauung. B. 1. 2. 1481.
Alex. Lilly, Memoiren, aus d. franz. Handschrift übersetzt. B. 1. 2. 286.

- Tinant jun.**, opmerkingen over den grond en de gewassen der provincie Luxemburg (108); over den grond en de gewassen van het domeinbosch Grünenwald bij Luxemburg (115).
- Titus**, Bruchstücke (1151).
- James Tod**, comments on an inscription upon marble at Madhucarghar etc. (1187); an account of greek, parthian and hindu medals found in India (1191).
- Giacomo Tommasini**, sull' insegnamento medico-clinico dell' Inghilterra e dell' Italia. Nuova edizione 302.
- W. H. Trant**, account of the Sands (1189).
- Benj. Travers**, a synopsis of the diseases of the eye and their treatment. Ed. 2. 1094.
- Th. Tredgold**, experiments on the elasticity and strength of hard and soft steel (314).
- H. Derf. C. Twisten**, Vorlesungen über die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche. N^o 1. 241.
- W. Twining**, observations on the filaria or thread worm found in the eyes of horses in India (1392).
- Th. C. Tychsen**, memoria Jo. Godofr. Eichhorn 1161. 1930; commentatio in chartam donationis librorum a Brunone sacerdote ecclesiae Hildesiensi factae 1929. 2001. 2080.
- John Tytler**, on the effects of the bite of the Ceylon leech (1379); on the binomial theorem as known to the Arabians (1794).

U.

Mme la Princesse des Ursins (et Mme de Maintenon), lettres inédites. T. 1. 2. 3. 4. 203.

B.

- Abate Vasco (e Conte Balbo), esame d'un nuovo pestatojo da canapa (1284).
 Anton Maria Bassalli-Candi, Auszug aus Giambat. Bianchi's meteorol. Jahrb. für 1741 = 1746. (1281).
 Guill. de Vaudoncourt, histoire des campagnes de 1814 à 1815 en France. T. 1. 2. 3 4. 5. 585.
 H. L. W. Bent, Herausg. der ausgewählten Werke D. Mart. Luthers 495.
 G. Verschuur, beschrijving van gewigten om de dykzeilen te bepalen, met opmerkingen van Moll (106.)
 Victor, Bruchstücke (1151).
 Vilâte, causes secrètes de la journée du 9 au 10 thermidor an 2 (572).
 Jo. Lr. Villanueva, vida literaria. P. 1. 2. 1817.
 F. Villot, origine astronomique du jeu des échecs expliquée par le calendrier Egyptien 600.
 Jos. Nic. Vincent (et Jos. Zumstein), voyage sur le Mont-Rose (1284).
 von Voigt, Sammlung landwirthschaftlicher Schriften. Tb. 1. 1657.
 H. Vos, diss. ina. de judiciis Drenthinorum antiquis 97.
 G. Vrolik, aantekeningen over den haai

- (115); considérations sur la diversité des bassins de différentes races humaines 741.
- W. Vrolik, *f.* Bijdragen tot de natuurk. wetensch. Waarneming van wormen in de longaders en slagader, de takken der luchtpijp en de longzelfstandigheid van eenen bruinvisch (108); opmerkingen bij de ontleding van eenen kaiman (111).
- T. D. Vrijdag Zijnen, verwisseling van Rhamnus cathart. met Ligustrum vulgare (111).

W.

- R. F. G. Wagner, Progr. Verzeichniß der Prorectoren der Univ. Marburg in den letzten 50 Jahren 1600; Rede bey der Saccularfeyer der Univers. Marburg (1887).
- W. Wagner, über die Medicinal-Anstalten und den jetzigen Zustand der Heilkunde in Großbritannien und Irland 814.
- Wagnière, mémoires de Voltaire, *f.* Longchamp.
- Wakedi, de Mesopotamiae expugnatae historia libri pars, ed. G. H. A. Ewald 1561; *f.* Liber incerti auctoris de expugnatione Memphidis.
- Gabinus de Wal, or. de claris Frisiae jureconsultis 957.
- Nathan. Wallich, description of the tree which produces the Nipal Camphor (1374).
- Walthar von der Vogelweide, Gedichte. Herausg. von R. Lachmann 2025.
- F. Wayland, charity sermon (1136).
- W. S. Webb, memoir relative to a survey in Kemaon (1798).

- von Weber, über den Begriff der strafrechtlichen Gewißheit (1327).
- Weber, f. neues Jahrbuch d. Landwirthschaft. Zur Geschichte der Gewinnung der feinen u. edlen Wolle (1568).
- É. H. Weber (und W. Weber), Wellenlehre auf Experimente gegründet 865.
- W. Weber, diss. leges oscillationis cet., f. É. H. Weber.
- J. G. Welcker, Nachtrag zu der Schrift über die Aeschylische Trilogie, nebst einer Abh. über das Satyrspiel 665.
- W. White, further observations on strictures of the Rectum 657 — fourth Edition much enlarged 659.
- W. W. Whitmore, a letter on the present state and future prospects of agriculture. Ed. 2. 1609. a letter upon the cornlaws. Ed. 2. 1609.
- Arend F. A. Wiegmann, observationes zoologicae criticae in Aristotelis historiam animalium 1801.
- F. Wilford, on the ancient geography of India (1793).
- K. Wilkins, über einen in einer Mammothshöhle aufgefundenen vertrockneten Leichnam (119).
- Horace Hayman Wilson, analytical account of the Pancha Tantra (1185); an essay on Kushta, or leprosy, as known to the Hindus (1370); sketch of the history of Croton Tiglium (1390).
- K. Witte, f. Basilicorum tit.
- J. Wöhler, f. J. Jac. Berzelius.

Kil. Wolf, Gedichte bey der Säcularfeyer der Univ. Marburg (1888).

W. Hyde Wollaston, on semidecussation of the optic nerves (311); on the apparent direction of eyes in a portrait (312).

Reinhard Boltmann, Beyträge zur Schiffbarmachung der Flüsse 801.

Y.

Th. Young, Hieroglyphics collected by the Egyptian Society. N. 1. 2. 3. 1521.

Th. Young, a finite and exact expression for the refraction of an atmosphere nearly resembling that of the earth (309).

Z.

E. Zimmermann, f. L. Sackreuter.

Sigm. W. Zimmermann, Geschichte des Röm. Privatrechts bis Justinian. B. 1. Abth. 1. 2. 609.

J. G. Zinkeisen, commentatio de Francorum majore domus 1217.

Jos. Zumstein (et Jos. Nic. Vincent), voyage sur le Mont-Rose (1284).



Zweite Abtheilung.

R e g i s t e r

namenloser Schriften, vermischter Sammlungen, oder gesammelter Schriften mehrerer Verfasser, auch einiger literarischen Nachrichten, in dem Jahre 1827.

2.

Archaeologia Americana. Transactions and collections of the American antiquarian society. Vol. 1. 116.

Archiv, Neues, des Criminalrechts. Herausg. v. C. Glieb. Konopaf, C. J. A. Mittermaier, u. Conr. Fr. Rosshirt. Bd. 8. 1321.

L'Art de vérifier les dates depuis l'année 1770. T. 3. 4. 1695.

3.

Basilicorum titulus de div. reg. jur. ed. Car. Witte 579.

Beobachtungen und Bemerkungen aus der Geburtshülfe und gerichtlichen Medicin: eine

- Zeitschrift herausgeg. von L. Mende. B. 4.
 = (Zeitschrift für die Geburtshülfe in
 ihrer Beziehung auf die gerichtliche Medicin
 u. für die gerichtl. Medicin überhaupt u. B.
 1.) 1242.
- Beschreibung der Stadt Celle, f. E. Spanz-
 genberg.
- Bibliotheca Romana classica, Nova, ed.
 G. H. Lünemann. Vol. 5. Quintilia-
 nus 855. Vol. 7. (Curtius Ruf.) Vol. 8.
 (Justinus) 1583.
- Bibliothek, Critische für das Schulz u. Un-
 terrichtswesen. Herausgeg. von Seebode.
 Neue Folge 1840.
- Bijdragen tot de natuurkundige weten-
 schappen versameld door H. C. van Hall,
 W. Vrolik en G. J. Mulder. D. 1. No.
 1. 2. 3. 105.
- Johann Clert Bode, Anz. f. Todes 1930.

E.

- Ernst Friederich Florentin Chladni, Anz. f.
 Todes 1930.
- Chronicon Paschale, ergänzt (1151).
- Collectio, Nova, scriptorum vet. e Vatica-
 nis codd. ed. A. Mai. T. 1. P. 1. 2. 3.
 1145.
- Collection of the classic English historians
 Vol. 5. Roscoe's Leo X. Vol. 1. 1864.
- Collection des mémoires relatifs à la ré-
 volution française. Livr. XIX. 1. Journal
 de Clery, suivi des dernières heures de
 Louis XVI, par Mr. Edgeworth de Fir-
 mont, du recit des événemens arrivés au
 temple, par Madame royale fille du

- roi, et d'éclaircissemens historiques tirés de divers mémoires du temps 569. XIX. 2. Histoire de la convention nationale par Durand de Maillane, suivi d'un fragment historique sur le 31. Mai, par le Comte Lanjuinais 571. Livr. XX. 1. Mémoires du marquis d'Argenson, avec une notice sur la vie et les ouvrages de l'auteur, publiée par René d'Argenson 572. XX. 2. Le vieux coudelier par Camille Desmoulins; causes secrètes de la journée du 9 au 10 thermidor an 2, par Vilate; précis historique de la soirée du 9 thermidor an 2, par C. A. Meda 572. Livr. XXI. Mémoires sur la convention et le directoire par A. C. Thibeaudeau T. 1. 2. 573. Livr. XXII et XXII bis. Guerres des Vendéens et des Chouans, par un officier supérieur des armées de la république. T. 1. 2. 3. 4. 578.
- Colombia: being a geographical etc. account of that country. Vol. 1. 2. 1169.
- Commissioners of Latitude, [f. Tob. Mayer.
- Corpus inscriptionum graecarum. Auctoritate et impensis acad. lit. Boruss. ed. Aug. Boeckhius. Vol. 1. fasc. 2. 385.
- Corpus juris publici germanici academicum, herausg. von Abf. Michaelis 649.
- Sof. Correa de Serra, Anz. seines Todes 1930.

D.

- Description de l'Egypte. Antiquités. Mémoires et Descriptions T. 2. Livr. 3. Sect.

2. Planches. T. 5. 689; Etat moderne. Suite du Tome 2. T. 2. Partie 2. 696; — des objets d'art qui composent le cabinet de feu M. le Baron V. Denon. Partie 1. 2. 3. 839.

Joh. Constant. Drießen, Leben desf. (100).

E.

Joh. Gottfried Eichhorn, Anzeige seines Todes 1041. 1930.

Einheit, die unveränderliche, der evangelischen Kirche, Eine Zeitschrift von Chph. F. von Ammon. Heft 1. 2. 421.

The Evidence taken before the select committees of the houses of Lords and Commons appointed to inquire into the state of Ireland 625.

G.

Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI. Th. 1. 1337.

Gelehrte Gesellschaften: American antiquarian society 116. — Royal Soc. of London 305. — Kön. Acad. zu Berlin 385. 785. — Royal geological Society of Cornwall 601. — Acad. R. des Inscriptions 1009. — Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Alterthümer in der Normandie 1010. — Société de géographie 1127. — Kön. Dän. Ges. d. Wiss. 1129. — Royal Asiatic Society 1185. — literary society of Bombay 1193. — Kön. zu Turin 1281. — medical and physical society of Calcutta 1369. — Egyptian Society 1521. — zu

Bengal 1791. — Acad. der Wissensch. zu St. Petersburg. Preisfragen. Beyl. zu St. 180.

Jof. Giorni, Anz. s. Todes 1930.
 Göttingen. 1. Rdn. Ges. der Wissenschaften. A. Feyer des 76. Stiftungstages 1929. B. Bericht über die merkwürdigen Vorfälle in dem verflossenen Jahre von Blumenbach 1929. C. Das Directorium geht von Himly auf Mayer über 1930. D. Verzeichniß der im letzten Jahre verstorbenen Mitglieder 1930. E. Vorlesungen: Müller, de signis olim in portico Parthenonis s. Hecatompedi templi fastigio positis 281. Langenbeck, de cerebro aqua ingenti saciforme distento, cum nondum perfecto conferendo 481. Himly, über einen merkwürdigen Fall von hydrocephalus an einem zwölfjährigen Knaben 681. Tychsen, memoria Jo. Godofr. Eichhorn 1161. 1930. Hausmann, de origine saxorum per Germaniae septemtrionalis regiones arenosas dispersorum 1497. Gauß, disquisitiones generales circa superficies curvas 1761. Tychsen, commentatio in chartam donationis librorum a Brunone sacerdote ecclesiae Hildesiensi factae Sec. XII. 1929. 2001. 2080. F. Vorgelegt wurde von Langenbeck ein von ihm erfundenes Instrument zur Unterbindung tiefliegender Arterien, so wie auch mehrere von ihm ausgenommene Blasensteine 487. 488; von Stromeyer die chemische Analyse einer neuen Abänderung des Magnets 1569. G. Preisaufgaben: a) von der mathematischen Classe, für 1828: eine neue Mortalitätstabelle, auf die Geburts-

und Sterbelisten eines größern Landes, seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts gegründet 1934; b) von der historisch-physiologischen Classe, für 1829: eine geschichtliche Darstellung der chronologischen Systeme, welche die Griechen von den Zeiten der Logographen an, bis auf Eusebius, zumahl aber die Alexandrinischen Gelehrten aufgestellt haben 1935; c) von der physischen Classe, für 1830: Beurtheilung der Methode des D. Civiale die Harnblasensteine mittelst seines Lithotriteurs in der Blase zu zerstückeln, und die Fragmente davon mittelst der Zange ausziehen. Ob sie den Steinschnitt entbehrlich mache oder nicht? Wo nicht, unter welchen Umständen jene neue Methode oder der Steinschnitt den Vorzug verdiene? 1936. d) öconomische für den Nov. 1827: eine auf Erfahrung gegründete Darstellung und Vergleichung der durch das so genannte Moorbrennen bewirkten Vortheile und Nachtheile, nebst einer Angabe der Maßregeln, die zur Erhöhung der erstern und zur Verminderung der letztern bey der Anwendung dieser Urbarmachungs-Methode dienen können 1166, wird nicht befriedigend beantwortet 1933; für den Jul. 1828: eine aus gründlichen Untersuchungen der physischen u. chemischen Eigenschaften der verschiedenen Mergelarten und sicheren Beobachtungen und Erfahrungen über ihre Wirkung geschöpfte Theorie von dem Einflusse des Mergels auf die Verbesserung des Bodens, nebst einer Anleitung zur rationalen Benutzung desselben bey dem Ackerbaue 1167. 1936; für den Nov. 1828: eine möglichst vollständige und auf Erfahrung ge-

gründete Anleitung, wie die natürlichen und künstlichen Schafweiden am besten zu cultiviren und zu verbessern, und wie die letzteren in unserem Clima am vortheilhaftesten anzulegen sind 1167. 1937; für Jul. 1829: eine vollständige Darstellung und auf Erfahrungen gegründete Prüfung der Methoden, welche man in verschiedenen Ländern und Gegenden bey der Knochendüngung anwendet 1168. 1937; für den Nov. 1829: eine gründliche Erörterung der Mängel, die sich in den mehrsten Gegenden von Norddeutschland bey dem Flachsbau finden, nebst Angabe der Maßregeln, wodurch derselbe wesentlich verbessert werden könnte, um das zu erzielende Product der Güte des in den Niederlanden gewonnenen möglichst zu nähern 1938. H. Preisschriften: über die Wirkungen der Sturmfluthen, welche im J. 1825 beobachtet wurden von W. Müller 1166; über die Versuche, die Capacität der Lungen für Luft zu messen, und über die Anwendung solcher Versuche zur Erforschung der Krankheiten der Respirations = Werkzeuge von C. F. Gust. Herbst 1932. 1. Verfügung, die Redaction der gelehrten Anzeigen betr. 1161.

Göttingen. 2. Universität. A. Feyerlichkeiten. Preisvertheilung an die Studierenden 1289. B. Verzeichniß der Vorlesungen im Sommer 1827. 425; im Winter 1827 1465. C. Öffentliche gelehrte Anstalten: Bibliothek, Geschenk des Herz. von Suffer 1729. Geschenk des Herz. von Bedford 1841.

Guerres des Vendéens et des Chouans, par un officier supérieur des armées de la république. T. 1. 2. 3. 4. 578.

H.

Hauptgrundgesetze, vier, der Hamburgischen Verfassung. Neuer Abdr. Nachtrag zum neuen Abdr. Supplementband zu dem neuen Abdr. 1121.

Herculaneusium Voluminum. T. 2. 1047.

Hermes oder critisches Jahrbuch der Litteratur. B. 28. Hest 1. 321.

Hieroglyphics, s. Th. Young.

J.

Jahrbuch, Neues, der Landwirthschaft, herausg. von Plathner, und Weber 1567.

Jahrbücher, Neue, für Religion und Sitten, oder für Kirchen= Schul= und Armen= Wesen in der evangelisch-reformierten Schweiz, herausgegeben von J. R. Steinmüller.

Jahrg. 1. Hest 1. 2. 2046.

Journal Asiatique. T. 5. 6. 7. 961.

K.

Kirche, die catholische, Schlesiens, dargestellt von einem catholischen Geistlichen 926.

Die Klage, s. der Nibelunge nôt.

L.

Liber incerti auctoris de expugnatione Memphis et Alexandriae ed. H. Arent. Hamaker 641.

M.

Magazin, civilistisches, herausg. von Gf. Hugo. B. 6. St. 1. 1956.

- Marburg, Universität, Dritte Säcularfeier 1599. 1887; Denkmünze 1888.
 Memoiren des Grafen Alexander von T — aus der franz. Handschrift übersetzt. B. 1. 2. 286.
 Memorie della R. Accademia delle scienze di Torino. T. 25. 1281. — T. 31. (1542).
 Monatschrift, Rheinische u. westfälische für Erziehung und Volksunterricht. Herausg. von F. G. Kossel. Jahrg. 4. 1224.
 Sm. Muntinghe, Leben desf. (100).

N.

- Nöt, Der Nibelunge, mit der Klage, herausg. von Karl Lachmann 777.

O.

- Observations on the system of teaching clinical medicine in the university of Edinburgh, f. James Clark.
 Outline - engravings and descriptions of the Woburn Abbey Marbles 1841.

P.

- Papers relating to the earthquake which occurred in India in 1819 (1196).
 Peter Simon de la Place, Anz. seines Todes 1930.
 Précis historique des faits qui ont eu lieu lors de la conversion de son Altesse le prince de Salm-Salm de la religion catholique romaine au culte chrétien évangelique 277.

Preisaufgaben für die Studierenden zu
Göttingen 1290.

Preisfragen der kais. Acad. der W. zu St.
Petersburg. Beyl. zu St. 180.

R.

Zur Recension der deutschen Grammatik. Un-
widerlegt herausgeg. von Jac. Grimm 44.
Recueil de voyages et de mémoires, pu-
blié par la Société de géographie. T. 1.
1127.

Annual-Register, Index to it from its com-
mencement in 1758 to 1819. 1416.

Researches, Asiatick, or Transactions of
the soc. instituted in Bengal etc. Vol. 13.
14. 1791.

Rußland, früher Zusammenhang dess. mit
Khiva (964); über dortige Asiatische Stu-
dien (965).

S.

Sammlung der römischen Classiker in einer
neuen teutschen Uebersetzung 343.

Scarrabées Egyptiens figurés du Musée
des antiques de sa Majesté l'Empereur
600.

Schweiz, dortiges Kirchen- Schul- u. Ar-
menwesen betr. (2048).

Sieg, Erster, des Lichts über die Finsterniß
in der catholischen Kirche Schlesiens 1001.

Fr. Lothar Aug. Sorg, Anz. seines Todes
1930.

T.

Themis, Zeitschrift für pract. Rechtswissens-

schaft. Herausg. von C. F. Elvers. B.
1. H. 1. 1649.
Transactions of the medico chirurgical
society of Edinburgh 145. — Philosophical
of the R. Soc. of London for 1824. 305. —
of the Royal geological society of Corn-
wall. Vol. 2. 601. — of the Royal Asia-
tic Society of Great-Britain and Ireland.
Vol. 1. P. 2. 1185. — of the medical and
physical society of Calcutta. Vol. 1. 1369.
— of the literary Society of Bombay. Vol.
3. 1193. 1785.

U.

Uebersetzungs-Bibliothek der griechischen
u. röm. Classiker 1409.
Umlauffchreiben des Fürst-Bischof von
Breslau an die gesammte Diöcesan-Geistlich-
keit 1001.

V.

Verba, griechische, wer sie auf Eine Conju-
gation zurück gebracht (968).
Verslag wegens het genootschap ter bevoor-
dering der natuurl. historie, te Groningen
(109).
Lithographische Versuche der Kön. Baugewerkschule zu München: 16 Blätter unter
Geo. Dörwalds Leitung in Stein graviert
von den Baugewerkschülern 1257.
Vita di Ms. vescovo Scipione de Ricci (15).
Alexander Volta, Anz. s. Todes 1930.
Volumina herculanens. T. 2. 1047.

W.

Wiesen, Verbesserung wenig tragbarer (1568).

Wörterbuch, encyclopädisches. B. 8. Abth.
1. 1848.

3.

Zeitschrift für die Geburtshülfe u., f. Beobachtungen aus der Geburtshülfe u.

Verbesserungen.

- C. 158. 3. 10. v. u. l. Holmes st. Holmers
 — 159. s 16. v. u. l. Moncreiff st. Monereist
 — 313. s 4. l. a height at st. a height of
 — 315. s 15. v. u. ist einzuschalten XXI
 Lewis Weston Dillwyn
 some further observations
 on fossil shells.
 — 315. s 13. v. u. l. Axolotl st. Axololl
 — 577. s 10. v. u. l. XXII et XXI. bis st.
 XXXII et XXXIII
 — 1281. s 6. v. u. l. Bellingeri st. Berlingeri
 — 1285. s 7. ist einzuschalten mémoire sur
 deux nouvelles espèces de
 poissons par A. Risso
 — 1387. s 7. v. u. l. Adam st. Arlam
 — 1765. s 17. l. $E dp^2 + 2F dp dq + G dq^2$
 — 1794. s 11. v. u. l. Crawford st. Crawford